Berthold von Urach.

Eine wahre, deutſche, tragiſche

Rittergeſchichte

aus den Zeiten
des Mittelalters;
mit Scenen
aus der Geſchichte Heinrichs
des Vierten und Fünften.

Nebſt
einer vorläufigen Abhandlung über das Ritterweſen des Mittelalters in Deutſchland.

Mit zwey Kupfern.

Erſter Theil.

Leipzig,
verlegts Adam Friedrich Böhme.
1787.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

— — Namque hoc tempore
Obſequium amicos, veritas odium parit.

Terent. in Andria.

Vorbericht.

Bey der Gierigkeit, womit unſer leſeluſtiges deutſches Publikum alles, was lesbar iſt, verſchlingt, iſt es allerdings zu verwundern, daß man den Stoff, den uns unſere ältere vaterländiſche Geſchichte ſo reichlich darbietet, ſo wenig verarbeitet hat. Nicht, als ob ich glaubte, es fehle uns an Büchern — nein! das hieße den Leipziger Meßverzeichniſſen geradezu widerſprechen; ſondern das, dünkt mich, ſey einer Rüge werth, daß man lieber alles, was Frankreich und Engelland lieferte, friſch weg verdolmetſchte, und es uns Deutſchen mit deutſcher Brühe vorſezte, ohne zu bedenken, daß es, auf das gelindeſte geurtheilt, wenigſtens nicht ſehr patriotiſch war, aus Vorliebe für der Engelländer und Franzoſen Rooßbeef und Fricaſſee, unſer gutes, ſaftiges deutſches Rindfleiſch ungekoſtet verfaulen zu laſſen.

Die deutſchen Kunſtrichter haben viel und heftig dagegen geeifert, und, zur Ehre deutſcher Nation ſey's geſagt — ihre Erinnerungen drangen doch endlich durch; die deutſche Schriftſtellerzunft und Ueberſetzungsfabriken nahmen Zucht an. Ein Beweis, daß dieſe Art von Geſchöpfen doch noch nicht ſo verderbt ſeyn müſſe, als ſie von Kunſtrichtern ausgeſchrien worden iſt.

Man hat, däucht mir, ſeit mehreren Jahren, weniger Ueberſetzungen und mehr eigenes Geſpinſte zu Markte gebracht, deſſen Werth oder Unwerth ich weder entſcheiden kann noch mag. Daß man aber alles deutſche Geſpinſte und jede Erzählung, deren Scene man nach Deutſchland verlegte, und deren handelnde Perſonen deutſche Namen führten, ſogleich mit dem Titul **deutſcher Originalgeſchichten** beehrte, daran that man ſehr unrecht. Meines Erachtens iſt nur das eine deutſche Originalgeſchichte, die eine wahre, in Deutſchland ſich zugetragene Begebenheit — ſie ſey aus der ältern, mittlern oder neuern Geſchichte Deutſchlands, — ohne Zuſätze und Veränderungen erzählt.

Daher habe ich es auch nicht gewaget, die vor uns liegende eine Originalgeſchichte zu nennen, weil ſie nicht ganz rein von Zuſätzen iſt, ſondern nach Horazens Spruch —

ita mentitur, ſic veris ſalſa remiſcet,
primo ne medium, medio ne diſcrepet imum —

ob ich gleich glaube, daß ſie bey allen Zuſätzen und Epiſoden, die ſie erhalten hat, doch wohl in vielem Betracht eben ſo ſchicklich und wohl noch ſchicklicher eine Originalgeſchichte verdiente genannt zu werden, als hundert andere in deutſcher Sprache geſchriebene Geſchichten ſind genannt worden.

Aber wozu — könnte vielleicht ein tiefgelehrter Mann fragen, der gewohnt iſt, keinen Schritt zu thun, der ihn nicht im Tempel der Weisheit eine Stufe höher als ſeine übrigen Mitpilger bringet — wozu ſoll dieſes abgeriſſene Bruchſtück deutſcher Geſchichte, dem man es doch wohl anſiehet, daß nicht alles documentirte Geſchichte und Thatſache iſt, das keinen dunkeln Theil der Geſchichte aufhellet, kein ſtrittiges Stück derſelben kritiſch bearbeitet u. ſ. w. Ich könnte auf alles dieſes wohl antworten: dazu, lieber Mann, ſoll es, einen Theil der leſenden Welt mit den Sitten und der Denkart des Mittelalters, mit dem Geiſt der damaligen Hierarchie und den Gegnern derſelben, mit der Bravheit und dem Biederſinn der damaligen Deutſchen in Vergleichung mit den jetzigen, und ich denke mit noch manchen andern Sachen, die nicht immer jedem vor Augen liegen, bekannter zu machen. Wenn aber auch das alles der Fall nicht wäre, ſo giebt es tauſend Dinge in der Welt, die zu der Vermehrung unſerer Gelehrſamkeit und Schulweisheit eben keinen unmittelbaren Beytrag geben, und die mir demohngeachtet viel Vergnügen und Behaglichkeit verſchaffen — ſollte wohl die Stunde und das Geld verloren ſeyn, das ich auf dieſe Dinge verwende? Ich denke nicht. Wer aber anders denket, der — werfe den erſten Stein auf mich.

Scheinbarer aber iſt wohl der Vorwurf, der zum Theil ſchon dieſer Schrift gemacht worden iſt, da ſie noch Mſpt. war: daß nemlich der Verf. viel zu laut denke, und Sachen von den Dächern herabpredige, die man ſich nur ins Ohr ſagen dürfe, daß er hier und da zu heftig gegen gewiſſe Uſurpationen und Thorheiten declamire, ohne Rückſicht darauf zu nehmen, ob der **Uſurpator** und Thor Papſt oder Kaiſer, adelich oder unadelich war u. ſ. w. Sollte dem wirklich ſo ſeyn, ſo geſtehe ich aufrichtig, bin ich (vielleicht zur Strafe für die geſchriebenen Läſterungen) ſo ſehr mit Blindheit geſchlagen, daß ich dieſe Stellen nicht finden kann. Man müßte denn diejenigen Stellen dafür halten, die allerdings mit Wärme geſagt ſind, aber auch — mit Erlaubniß lieber Leſer! mit Wärme geſagt werden ſollten und mußten. Denn es giebt gewiſſe Dinge unterm Monde, bey deren Betrachtung ich ſo wenig kalt bleiben, als in den Hundstagen verhüten kann, daß mich die Sonne nicht wärme. Aber mit Heftigkeit geſagt — mit beleidigender Heftigkeit! — bey Gott! das ſollten ſie nicht ſeyn, und daher proteſtire ich förmlich und feyerlich gegen alle beleidigende Mißdeutungen. Was ich aber geſagt habe, kann jederzeit mit Thatſachen aus der Geſchichte beleget werden, und iſt theils von mir ſelbſt, theils von zwanzig andern Schriftſtellern ſchon geſchehen, und auch zwanzigmal härter, als von mir, ſelbſt im katholiſchen Deutſchland und unter öffentlicher obrigkeitlicher Cenſur, geſagt worden.

Wegen des vorgeſezten Verſuches einer kurzen Geſchichte des Ritterweſens befürchte ich keine Vorwürfe. Sie iſt mangelhaft, das weiß ich, aber ſie ſollte auch nur als Einleitung zu der folgenden Geſchichte des Ritters Urach dienen, und durfte alſo nicht die Gränzen einer Einleitung überſchreiten. Doch kann ſie manche Eigenheiten des damaligen Zeitalters, das in ſo vielen Stücken von unſern Sitten und unſerer Denkart abweichet, erklären und alſo dem Leſer, der mit dem Coſtume der Ritterzeiten nicht bekannt iſt, nützen, beſonders da der zweyte Theil, der in der nächſten Meſſe erſcheinen, und die Geſchichte endigen ſoll, ſich noch mehr, als dieſer erſte, auf ritterliche Sitten und Gewohnheiten beziehen wird. Ich kann auch diejenigen Leſer, die vielleicht in dieſem erſten Theile nicht Abwechſelung und Verwickelung genug antreffen, vorläufig verſichern, daß ſie ſolche im zweyten Theile reichlich finden werden — Mehr habe ich in dieſer Vorrede nicht zu ſagen.

Vom

Ritterweſen

in

Deutſchland

zur Zeit des Mittelalters,

deſſen Urſprung, Einrichtung und Folgen.

König Tyrol aus Schotten zu ſeinem Sohne:

Sun, Turney machet riſche Lieb,
Davon will ich dir rathen niet;
Turnieren wirdet Mannes Lib
Die Wurde lobend ſie din Wib;
Turnieren das iſt ritterlich,
So hört zu ſtrite dringen, und veſte halten herteklick.

So viel leuchtet einem jeden ein, daß eine Erſcheinung von der Art, wie die des Ritterweſens in den Zeiten des Mittelalters war, das heißt, in der lezten Hälfte des 10ten, und der folgenden Jahrhunderte, nicht auf einmal die Geſtalt gewinnen konnte, die ſie hatte. Auch dem mittelmäßigſten Geſchichtskenner kann der Einfluß, den die Ritterſchaft auf Krieg und Frieden, Denk- und Handlungsart, Sitten und Gebräuche, Politik und Religion der Deutſchen hatte, nicht unbekannt ſeyn. Aber ungleich ſchwerer iſt es zu ſagen, woher dieſe Erſcheinung gekommen —— wie die Nation zu dieſen *abentheuerlichen Poſſen* gelanget ſey, wie man es gewöhnlich zu nennen pflegt, wenn man blos ein paar Rittermärchen geleſen hat, und das Ganze blos nach den Erzählungen von den Rittern der Tafelrunde beurtheilt.

Man hat aber auch hierinnen ſo wenig reine Quellen, woraus man ſchöpfen könnte, und dieſe wenige ſind oft nichts mehr und nichts weniger als trübe ſtinkende Pfützen, daß einem nicht ganz verdorbenen Geſchmack vor der loſen Speiſe wohl ekeln muß.

Mir däucht, daß man, um ſich eine ſo wunderbare Erſcheinung, als das Ritterweſen in Deutſchland war, erklären zu können, nicht bey dem Jahrhundert ſtehen bleiben dürfe, wo das Ritterthum in ſeinem höchſten Glanze erſchien; auch nicht einmal bey den zunächſt vorhergehenden; am wenigſten ſollte man es in der Staatskunſt des Zeitalters ſuchen, das wohl für ſolche politiſche Erfindungen viel zu roh und ungebildet war; ſondern daß man zurück in die Zeiten gehen müſſe, wo unſere deutſchen Urväter ihre walddichten Wohnungen verließen, und als Eroberer erſchienen. So groß auch die Veränderung war, die dieſe Epoche unter ihnen ſelbſt bewirkte, ſo ſehr verſchieden ihr nunmehriger Zuſtand von dem war, da ſie noch bey den wilden Thieren des Waldes hauſeten; ſo brachten ſie doch eine ſolche Denkart und ſolche Begriffe in ihren — wenn man will — policirten Zuſtand mit herüber, woraus ſich vieles in ihrer Regierungsform, in ihren Sitten und Gebräuchen, erklären läßt. Man ſahe noch lange in dem deutſchen Eroberer den Waldbewohner. Denn ſchwerlich läßt ſich eine ganze Nation von der Art, wie die deutſche war, auf einmal ſo ganz ummodeln, daß man ihr ihre vorige Lebens- Denk- und Handlungsart nicht mehr anſehen ſollte. Man müßte denn — vorausgeſetzt, daß es jemals Wunder gegeben habe — die Kunſt Wunder zu thun von Grund aus verſtehen, und traun! eine ſo plötzliche Umformung, als jene geweſen ſeyn müßte, wäre auf alle Fälle ein Wunder vom erſten Range, dem keines in der weltlichen und heiligen Geſchichte an die Seite geſetzt werden könnte. Man denke, um unter hunderten nur ein Beyſpiel zu geben, an Peter den Großen — den Mann, dem kein politiſcher Kannengießer den Namen eines politiſchen Wunderthäters abſtreiten wird.

Und nun leſe man den Tacitus de Mor. Germ. oder den Jul. Cäſar de B. G. und ihre Schilderungen der Deutſchen, und vergleiche damit das, was in der Folgezeit nach St. Palaye Memoires sur l'ancienne Chevalerie Grundzug im Charakter des deutſchen Ritters war, um die treffendeſte Aehnlichkeit zwiſchen beyden zu finden.

Waffenluſt und Kriegergeiſt, Galanterie gegen die Damen (im guten Verſtande des

Worts!) und Religions-Enthuſiasmus, ſind die drey hervorſtechendſten Züge, ſowohl beym Ritter des Mittelalters, als bey den Deutſchen, die uns Tacitus und Cäſar ſchildern. In dieſen drey Stücken lieget, wenn ich mich nicht ganz irre, die erſte Grundurſache und der Stoff zu der Erſcheinung des Ritterweſens in Deutſchland, ob ich gleich dadurch nicht läugnen will, daß in der Folge noch gewiſſe individuelle Lagen und Umſtände der deutſchen Reichsverfaſſung hinzukommen mußten, wenn das Ritterweſen zu der Höhe gelangen ſollte, zu der es wirklich gelanget iſt.

Daß der Deutſche ſchon in ſeinem rohen Zuſtande, wo noch ein finſterer undurchdringlicher Wald, eine tiefe dunkle Felſenhöle ſeine Wohnung, und Jagd wilder Thiere ſeine einzige, wenigſtens vornehmſte Beſchäftigung war, ſich durch Kriegergeiſt auszeichnete, iſt in der Natur der Sache, in ſeinem Zuſtande und in der Analogie aller Völker, die in Wäldern und von der Jagd leben, ſo unwandelbar feſt gegründet, daß man keines Beweiſes aus dem Tacitus bedarf, dergleichen es, wenn ſie jemand bedarf, auf allen Blattern giebt, um es glaubwürdig zu finden.

Unter Blut und Tod erzogen, ſuchte der Jüngling ſeinen Ruhm in Heldenthaten. Die Kraft und Stärke ſeines Arms, ſeine Geſchicklichkeit mit den Waffen umzugehen, beſtimmte ſeine Mannbarkeit und den Grad von Ruhm und Ehre, den er in der Geſellſchaft erhalten ſollte. Sein Schmuck war Waffenrüſtung, und das von Blut triefende Schwerd ſein höchſtes Kleinod. In ſeiner Wohnung ſowohl, als wenn er öffentlich erſchien, war der Deutſche bewaffnet. Tac. de M. G. C. 13. 22. Wie lange ſich dieſe kriegeriſche Tracht und Gewohnheit erhalten hat, ſieht man ſehr deutlich aus C. 17. eines Conciliums zu Maynz im Jahr 813. wo es heißt, daß die Geiſtlichen *arma ſpiritualia* haben ſollten, nicht *ſaecularia*. Laicis vero, qui apud nos ſunt, arma portare, non praejudicemus, quia *antiquus mos eſt, et ad nos uſque pervenit.* Die Gefahr machte dieſe kriegeriſche Tracht vielleicht nothwendig, und man läßt es bey einer ſo ungebildeten und rohen Nation, als die Deutſche damals noch war, wohl gelten. Warum aber noch heutzutage der Degen ein ſo nothwendiges Stück des Putzes iſt, daß noch immer der Edelmann bey ſeinen Hof- und Courtagen, oder jeder junge Herr bey einem Schmauſe mit dem Degen

gen an der Seite erſcheinet, als ob es ins Treffen gienge, iſt ſchwer einzuſehen.

Nur der Heldenmüthige und Tapfere war bey den alten Deutſchen einer Belohnung fähig. Nur der durch Kühnheit im Treffen ſich Auszeichnende konnte auf Einfluß und Gewalt über andere ſich Rechnung machen. Tacitus de M. G. C. 7. Bey einer Nation, die ſo leidenſchaftlich für Krieg und Waffen eingenommen war, mußten nothwendig auch dieſe Sachen für ſo wichtig gehalten werden, daß man nicht anders als unter gewiſſen Bedingungen das Recht Waffen zu tragen erhalten konnte. Die Feyerlichkeiten, die dabey vorgenommen wurden, dienten dazu, um dem jungen Deutſchen deſto mehr Kriegergeiſt und Muth einzuflößen. Sie hatten einen bleibenden Eindruck auf die Seele des jungen Kriegers. Der Jüngling, der ſich von Heldenmuthe entflammt, und ſeinen Arm von Mannkraft geſtärkt fühlte, mußte ſich erſt gewiſſen Prüfungen unterwerfen, ehe er die Würde eines Kriegsmannes erhielt. Hielt er dieſe Unterſuchung aus, und fand man in ihm Kraft, Muth, Ausdauerung, Entſchloſſenheit, Kühnheit, und was ſonſt zum Soldaten gehörte, dann erhielt er erſt im Angeſichte des ganzen Cantons von einem verſuchſuchten Krieger Schild, Lanze und Wurfſpies. Bis dahin war er ein Geſchöpf, das man eben keiner beſondern Achtung würdigte, er durfte ſich nicht einmal unterſtehen, öffentlich in der Geſellſchaft ſeines Vaters zu erſcheinen. Jul. Cäſ. de B. G. L. VI. C. 18. Die Waffeneinkleidung machte den Jüngling erſt vollbürtig, machte ihn zum Bürger und Soldaten. Nun durfte er ſich, wo er Gelegenheit fand, im Kriege als Held zeigen, und ſeine Sorge gieng nun mehr auf das gemeine Wohl, als auf häusliche Geſchäfte. Tac. de M. G. C. 13. Jul. Cäſ. de B. G. L. 6. C. 18. Wie genau ſtimmt hiermit St. Palaye Mem. ſur l'ancienne Cheval. T. I. p. 218. überein, wenn er ſagt: „Dans les premiers „temps la plus illuſtre naiſſance ne donnoit „aux nobles aucun rang perſonnel, à moins „qu'ils n'y euſſent ajouté le titre ou le Grade „de chevalier. Jusqu' alors on ne les conſi„deroit point membres de l' etat, puisqu'ils „n'en etoient point encore les ſoutiens et les „defenſeurs: les ecuyers appartenoient à la „maiſon du Maitre, qu'ils ſervoient en cette „qualité, ceux qui ne l'etoient pas encore „n' appartenoient qu' à la mere de famille, „dont ils avoient reçu la naiſſance et la pre„miere education.„

Die mit der Muttermilch eingeſogene kriegeriſche Geſinnung, die in dem heranwachſenden deutſchen freyen Manne immer durch die Beyſpiele von Heldenmuth genährt und geſtärkt, und durch die feyerliche Waffenanlegung von einer ſo wichtigen und ehrwürdigen Seite ihm dargeſtellet wurde, mußte auch ein ſehr feines Gefühl von Ehre im deutſchen Krieger hervorbringen. Es mußte ihm unendlich viel daran gelegen ſeyn, der Ehre, die er durch Waffenbekleidung erhalten hatte, auf keine Art ſich wieder unwürdig zu machen. Wer ihn daher auf der Seite der Ehre angriff, ſeine perſönliche Würde befleckte, ihn nicht ſo behandelte, wie ein edler, deutſcher, freyer und tapferer Mann, den die Nation des Gebrauchs der Waffen würdig erklärt hatte, behandelt werden mußte, griff ihn auf ſeiner empfindlichſten Seite an. Denn hier war der Deutſche am reizbarſten. Seine Haabe und Güter waren ihm nicht ſo lieb, als ihm die Würde eines tapfern Kriegers war und ſeyn mußte. Daher hielt der Deutſche über ſeine Waffen, wie über ſein Leben. Denn Waffenverluſt war Freyheitsverluſt und Stempel der Sclaverey; ſo wie hingegen der Sclave eben dadurch zum freyen Mann gemacht wurde, wenn ihm der Gebrauch der Waffen eines freyen Mannes erlaubt wurde. Der Freyheit athmende Deutſche mußte nothwendig dadurch eine Vorliebe für ſeine Waffen erhalten, beſonders da alle Feyerlichkeiten und Gebräuche mit den Waffen und ihrem Gebrauch in Verbindung und Beziehung ſtanden. Man konnte keinen Eid ſchwören, keinen Vertrag rechtskräftig machen, ohne ein Schwerd zu haben, denn der Deutſche legte bey ſolchen Gelegenheiten ſeine Hand ans Schwerd. Alles konnte er im Nothfall als Pfand hingeben, aber ſein Schwerd nicht, weil das Schwerd allgemein angenommener Charakter eines freyen deutſchen Mannes war, wodurch er ſich vom Sclaven unterſchied. Mit dem Schwerde machte jener ſeine Händel aus, dieſer aber durfte es nicht. Balgen konnten ſich Sclaven oder mit Stöcken ſchlagen, aber Schild, Helm, Schwerd und Lanze durften ſie nicht führen. Es war alſo der äußerſte Schimpf, den man einem deutſchen freyen Manne anthun konnte, wenn man mit der Hand oder Stocke nach ihm ſchlug. Schimpfwörter konnte er nicht auf ſich ſitzen laſſen; ſie befleckten ſeinen deutſchen Namen zu ſehr. Nur Blut und Tod ſeines Verläumders konnte dieſe Flecken abwiſchen. Man weiß, wie weit dieſes Gefühl von Ehre von den Rittern des Mittelalters getrieben wurde; aber ſchon den Deutſchen des Tacitus brachte das Gefühl von Ehre ſo weit, daß er, wenn er einmal ſein Wort gegeben hatte, lieber alles, Freyheit und Leben verlor, als ſeinen Worten untreu wurde. Tac. de M. G. C. 24. Nichts kann dieſem Bilde ähnlicher ſeyn, als das Gemälde, das uns ein National-Schriftſteller aus den Ritterzeiten von den Deutſchen aufſtellet, nemlich Chron. Urſperg. p. CCCXVII. „Alemanni Bellicoſi, crudeles, ex„penſarum prodigi, rationis expertes, vo„luntatem pro jure habentes, cuilibus invicti, „in nullis niſi hominibus ſuae gentis confi„dentes, ducibus ſuis fideliſſimi, et *quibus* „*vitam potius quam fidem poſſis auferre.*„

Mit dieſen Krieger-Empfindungen waren gewiſſe religiöſe Geſinnungen, ein Geiſt der Andacht und religiöſer Enthuſiasmus, den man bey den Rittern des Mittelalters nicht verkennen kann, ſchon bey den frühern Deutſchen auf das genaueſte verbunden. Religion miſchte ſich in alles, und man kann ſagen, der Deutſche übertrieb ſeine Religioſität. Die ganze Schöpfung ſtopfte er voll Untergottheiten, die er zwar nicht ſo tief verehrte,

ehrte, als jenes oberſte unſichtbare Weſen, dem er unumſchränkte Macht, Kenntniß und ſtrengſte Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe zuſchrieb, Tac. de M. G. c. 39. die er aber doch als Mittel und Inſtrumente betrachtete, deren ſich die höchſte Gottheit zum Wohl oder Wehe der Menſchen bediene, und die er alſo mehr fürchtete als liebte, weil er ſie an Macht, Kenntniß und Einſicht obgleich dem höchſten Gott untergeordnet, doch über den ſchwächern Menſchen weit erhaben ſich dachte. Daher entſtand nun jene fürchterliche Menge von Zauberern, Wahrſagern, Schwarzkünſtlern, Genien, Elfen, Feen, Berggeiſtern aller Art, die bald als Zwerge bald als Rieſen, bald als Mannsperſonen bald als Frauenzimmer, in Menſch- und Thiergeſtalten ſich der Einbildungskraft darſtellten — daher jene unüberſehbare Menge von Geiſtergeſchichten und Märchen, wo jene Dämonen ihre Macht und Kenntniſſe bald zum Beſten bald zum Schaden der Menſchen brauchten, bald bezaubern bald entzaubern. Der Deutſche glaubte alſo Urſache genug zu haben, dieſe unſichtbaren Untergötter reſpectiren zu müſſen, und es auch thun zu können, ohne dadurch der Anbetung der höchſten Gottheit etwas zu entziehen. Dieſer ſuchte er ſich vernemlich durch Tapferkeit angenehm und gefällig zu machen, denn er ſchloß nach einer ſehr menſchlichen und natürlichen Logik von ſich auf Gott. Die kriegeriſche Seele des Deutſchen kannte keine größere und erhabenere Tugend als Heldenmuth. Sein Teut, Tis, oder Odin mußte alſo auch kriegeriſche Geſinnungen haben, Krieger lieben und Tapfern helfen. Ihn rufte er um Beyſtand an, wenn er focht, und ihm ſchrieb er den Sieg zu, wenn er überwand. So genau war ſeine Religion mit Krieg, Blut und Mord verbunden. Welchen Einfluß dieſer frühe Glaube der Deutſchen auf einige Gebräuche in den Ritterzeiten hatte, wird ſich weiter unten bey Gelegenheit der ritter- und gerichtlichen Zweykämpfe und der Ordalien des Mittelalters zeigen laſſen.

Der dritte Grundzug im Charakter des deutſchen Ritters im Mittelalter war Galanterie, Liebe, Treue und Ehrerbietung gegen die Damen. Und auch dieſes iſt Originalzug des ältern Deutſchen, der durch alle Rohheit, die er mit aus ſeinen Wäldern brachte, durchſchimmert. Die Weiber ſtanden bey den Deutſchen in einer ſolchen Ehrfurcht, daß ſie faſt nichts, weder öffentliche noch

Privatgeſchäfte ohne ihren Rath unternahmen, welches zum Theil wohl daher rühren mochte, weil ſich die Weiber, nach ihrem natürlichen Hange zur Schwärmerey und Neigung in die Zukunft zu ſehen, mit Wahrſagen, Zaubern u. ſ. w. abgaben. Cäſ. de B. G. L. I. C. 50. Strabo L. 7. Tac. de M. G. C. 8. Aber auch ihre Entſchloſſenheit und ihr Muth verſchaffte ihnen einen großen Einfluß auf die Entſchlieſſungen der Männer. Sie jagten mehr als einmal fliehende Heere wieder zurück ins Treffen, und nahmen Theil an den Verbeſſerungen, Einrichtungen und Berathſchlagungen des Staats. Tac. Hiſt. L. 4. de M. G. C. 7. 8. Cäſ. de B. G. L. I. C. 51. Tac. Annal. L. I. 57. 59.

War es nicht natürlich, daß der tapfere Deutſche, dem Freyheit das höchſte Gut war, das er kannte, diejenigen lieben und ſchätzen mußte, die ihm in Vertheidigung der Freyheit mit ihrem Muſter und Beyſpiele vorgiengen? die lieber den Tod als Unterjochung und Sclaverey wählten? Und thaten das nicht jene Weiber der Cimbrier und Teutonen, als Marius ſo wenig Römergefühl hatte, ihnen eine Bitte zu verſagen, die ſo gerecht und billig war, und ihnen eben ſo viel Ehre als dem römiſchen Feldherrn die

Nichterfüllung der Bitte Schande machte. Sie baten, da ihre Männer geſchlagen waren, um Schonung ihrer Keuſchheit und um Freyheit. Da ſie dieſes nicht erhielten, ſo hatten ſie deutſchen Muth genug, den Tod zu wählen. Valer. Max. L. 5. C. 6. Flor. rom. rer. hiſt. L. 3. C. 3. Wenn das deutſche Weiber thaten, was ſollten deutſche Männer thun? oder was hatte der Feige für eine Aufnahme zu Hauſe zu erwarten, wenn er nicht focht, wie ein deutſcher freyer Mann für Freyheit und Vaterland fechten mußte! Welche Schande, wenn ihn ein Weib an Edelmuth übertraf! Dahingegen, wie mußte nicht auch das edle deutſche Weib dem tapfern Manne entgegen fliegen, wenn er nach überſtandenem Kampf mit Ehre und Ruhm gekrönet, nach den Mühen und Laſten eines durchkämpften Feldzugs ihren Umarmungen und Lobſprüchen zueilte! Welche ſüſſe Belohnung, wenn das Weib ſeiner Seele ihm dankte, daß er ihr Leben und Freyheit erſtritt! Immer war der Lobſpruch des Weibes dem Deutſchen der ſüſſeſte Lohn ſeiner Heldenthaten; er entflammte ſeinen Geiſt mit Muth, ſtärkte ſeinen Arm mit Kraft und machte ihn zum Löwen im Kampf. Tac. de M. G. C. 7.

Auch hierinnen war der Ritter des Mittelalters nur Copie ſeiner Vorfahren. Man weiß, wie viel bey den Ritter- und Turnierſpielen die Damen zu thun und zu reden hatten. Sie waren Vorſitzerinnen und Richterinnen, und aus ihren Händen empfieng der Sieger den Turnierdank oder den ausgeſetzten Preiß. Da nun jeder junge Ritter ſein Mädchen hatte, die er als Dame ſeines Herzens verehrte, und deren Lob oder Tadel bey ihm alles überwog, ſo kann man leicht denken, daß er auch alles aufopferte, um nur in den Augen des Mädchens, deren Minneſold er ſuchte, der tapferſte und heldenmüthigſte zu ſeyn. Ein Wink von der Dame ſeines Herzens war hinlänglich für ihn, ſich in einen Streit mit den Rieſen, Zauberern und Ungeheuern der ganzen Welt einzulaſſen, und ihr Lob entſchädigte ihn für alle empfangene Wunden und Beulen. Alle Rittergeſchichten liefern Beweiſe in Menge dazu.

Was bisher aus der Geſchichte der alten Deutſchen dem Leſer vor Augen gelegt worden, iſt, wenn ich nicht ganz irre, Wink und Hinweiſung auf den oben geäußerten Satz, daß das Ritterweſen des Mittelalters nichts weniger als Erfindung der mittlern Zeit, oder politiſcher Kunſtgriff des Zeitalters, oder Folge des Kriegergeiſtes, der Galanterie und Andacht blos des 10. und 11. Jahrhunderts oder der Kreuzzüge geweſen ſeyn könne. Sondern man muß ſagen: aus den kriegeriſchen Geſinnungen, aus der Ehrfurcht für Gott und die Damen, die ſchon die ältern deutſchen Völkerſchaften äußerten, entſprang das Ritterthum. Es war Frucht und Wirkung, nicht Saame und Urſache. Der Keim und Grundſtoff des deutſchen Ritterweſens iſt ſo alt als die Nation ſelbſt. Und was die Kreuzzüge inſonderheit anlanget, ſo iſt gewiß, daß ſie nie würden zu Stande gekommen ſeyn, wenn nicht das Ritterweſen in den Kreuzpredigten der Päpſte Nahrung gefunden hätte. Sie waren Folge, nicht Urſache des Ritterweſens.

Es könnte aber jemand einwenden: aus allem bisher Geſagten, ſo wahr und richtig es auch immer ſeyn mag, läßt ſich doch noch nicht wohl begreifen, wie das Ritterweſen in dem mittlern Zeitalter zu der Höhe und zu der Ausſchweifung getrieben werden konnte, zu der es gebracht worden iſt. —

Ich gebe dieſes gern zu, wenn man nicht zugleich auch die Lage der Dinge in

Deutſchland zu der damaligen Zeit mit in Obacht nimmt. Hat man aber dieſe unter den rechten Geſichtspunkt gebracht, dann ſieht man leicht, daß alles gerade ſo kommen mußte, wie es kam.

Vornemlich kommt es auf folgende zwey Stücke an:

1) Wie ſtand es um die Religion, da das Ritterweſen anfieng in Flor zu kommen?

2) Wie ſtand es um die Regierung, Geſetze und Sitten der Deutſchen zu der damaligen Zeit?

Oder überhaupt — welches war der kirchliche und bürgerliche Zuſtand Deutſchlands zur Zeit des Mittelalters? —

Alle Geſchichtſchreiber, die beſten, ſo wie die ſchlechteſten — gleichzeitige und ſpätere, alle antworten einmüthig: es ſtand ſchlecht um Deutſchlands kirchliche und bürgerliche Verfaſſung, ſo ſchlecht, daß gerade das Ritterweſen, ſo toll und unſinnig es uns jetzt im 18. Jahrhundert ſcheinen mag, damals ein Mittel werden mußte, dem Unheil zu ſteuern, und die ſo ſehr verdreheten Sachen wieder ins Gleis zu bringen. Es klingt paradox, aber es iſt doch ſo. Das Ritterweſen war eine Arzeney, die den zerrütteten

Körper zwar nicht ganz herſtellen, aber doch wenigſtens vor dem gänzlichen Hinſterben bewahren konnte. So zweckwidrig uns auch jetzo dieſe Arzeney ſcheinen mag, ſo muß ſie doch den Umſtänden angemeſſen geweſen ſeyn, — denn ſie that gute Wirkung.

Ein ſo hartes Urtheil — denkt vielleicht mancher Leſer, über eine ganze Nation ſo friſch von der Fauſt weg niederzuſchreiben, iſt etwas verwegen. Allerdings, antworte ich, wäre es verwegen genug, wenn das Urtheil nicht auf guten Gründen beruhete, aber — hier iſt eine kurze Schilderung der damaligen Zeit, aus den beſten Geſchichtſchreibern gezogen; der Leſer mag alſo ſelbſt urtheilen. — Zuerſt etwas über den Zuſtand der Religion und Wiſſenſchaften! Man muß ſelbſt ein Mönch oder Pfaffe von der bizarreſten Art, das heißt von der unbegreiflichſten Unwiſſenheit und dümmſten Orthodoxie ſeyn, (für jeden in dieſem oder jenem Kloſter vergrabenen gelehrten Mönch, dergleichen es in unſerm Jahrhundert, wie ich aus Erfahrung weiß, nicht wenige giebt, habe ich die größte Hochachtung —) wenn man die Religion des 9. und 10. Jahrhunderts für bibliſche Religion — für Chriſtenthum gelten laſſen kann. Mönchthum war es und Pfafferey, gebauet auf Unwiſſenheit der gröbſten Art, unterſtützt durch Intrigue und Cabale — nicht Religion, nicht einmal Theologie; Blasphemie wäre es, ſo etwas Aberwitziges unter dem Titul der bibliſchen Religion zu verkaufen.

Alles, was man unter dem Namen Laie begriff, das heißt, was nicht von geiſtlichem Stande, nicht Mönch, nicht Pfaffe war, war in zu tiefe Unwiſſenheit begraben, als daß die Geiſtlichen befürchten durften, daß ihre eigene Unwiſſenheit an den Tag kommen werde. Bey aller dieſer Unwiſſenheit aber, waren es doch die Geiſtlichen — und nur ſie allein, die in dem Beſitz der Gelehrſamkeit waren, weil ſie — leſen und ſchreiben konnten, und politiſch genug waren, um einzuſehen, daß ihr ganzes Anſehen darauf beruhe, in dem Beſitze dieſes wichtigen Geheimniſſes ſo lange als möglich zu bleiben. Und auch dieſe ſo nothwendige Wiſſenſchaft beſaßen nicht einmal Alle Geiſtliche, — nicht alle konnten leſen, und die Schreibkunſt war lediglich ein Geheimniß der Kloſterleute. Zu welcher Stupidität muß nicht der Menſchenverſtand herabgeſunken ſeyn, wenn eine Verſammſammlung heiliger Väter die Verordnung für nöthig hält, niemanden unter die Geiſtlichen aufzunehmen, der nicht *Litteratus* ſey, d. h. leſen und ſchreiben könne. S. Concil. Labbei. T. V. p. 1030. Und was für Begriffe ſoll man ſich von Seelſorgern und Volkslehrern machen, die bey den jährlichen Viſitationen gefragt werden müſſen, ob ſie im Stande wären, die (lateiniſchen) Formeln der Sacramente in der einfachen und vielfachen Zahl, in dem männlichen und weiblichen Geſchlecht nach Beſchaffenheit der Umſtände herzuſagen, ob ſie die Epiſteln und Evangelien leſen können, und wenigſtens dem buchſtäblichen Sinn nach verſtehen, ob ſie die Pſalmen auswendig wiſſen, und vierzig verdeutſchte Homilien des heil. Gregorius, nebſt einer Auslegung des apoſtol. Glaubensbekenntniſſes und des Vater unſers beſitzen? Vermuthlich war dieſes (ſetzt Herr Schmidt in der Geſchichte der Deutſchen hinzu) die ganze Bibliothek eines Landprieſters. Die ganze Bibel bey einem Pfarrer anzutreffen, war eine äußerſt ſeltene Sache. Und ich ſetze hinzu — was ſoll auch der Kuh Muſcat? Will man das *non plus ultra* der klöſterlichen Gelehrſamkeit wiſſen, ſo muß man den Studierplan leſen, den *Rhabanus Maurus* —

ganz unſtreitig der gelehrteſte Mann ſeiner Zeit, in ſeinem Buche: *de Inſtitutione Clericorum* entworfen hat. Es wäre zu weitläuftig ihn hier einzurücken, man muß ihn ſelbſt darüber reden hören. Die vorhin gelieferten Proben ſind auch ſchon hinlänglich, um dem Leſer einen Begrif von dem Zuſtande der damaligen Gelehrſamkeit zu machen.

Hiezu kam nun noch, daß aus den geringſten Kenntniſſen ein tiefes undurchdringliches Geheimniß gemacht wurde, in welches kein Laie eingeweihet werden durfte. Das Intereſſe der Geiſtlichen und der Klöſter foderte, die Wahrheit nicht an das Licht zu bringen, und der Lichtſtral der Vernunft leuchtete nicht über die Zelle des Kloſterbruders hinaus, wenn man das Vernunft nennen kann, was unter dieſem Namen in die Kloſterzellen eingekerkert war. Denn wenn man aus den Chroniken, die lügenhafte Mönche ſchrieben, aus ihren Kloſterlegenden und heiligen Märchen einen Schluß ziehen darf, ſo wohnte auch in den Zellen der Klöſter nur blinder Glaube, lächerlicher Subtilitäten und Wörterkram, und was mehr als alles galt — Eigennutz der niedrigſten Art. Wer eine der beiſſendſten Satyren auf Religion und Menſchenſchen-Vernunft ſchreiben wollte, dürfte nur die Geſchichte des 9. und 10. Jahrhunderts aufſchlagen, und er würde daraus Materialien in Menge dazu nehmen können. Aber freylich was konnte Religion und Menſchen-Vernunft dafür, daß man ſie ſo mißbrauchte und ſchändete!

Daraus nun, daß es die Geiſtlichen allein waren, die, wenn man es ſo nennen will, Wiſſenſchaften beſaßen; daraus, daß ſie die Kunſt verſtanden, die Religion, oder um die reine Wahrheit zu ſagen, ſich ſelbſt unter dem Namen der Religion in alle Dinge zu miſchen, floß die natürliche Folge, daß nichts, wie es auch immer Namen haben mochte, keine Ehe, kein Teſtament, kein Vertrag ohne Vermittelung eines Geiſtlichen gemacht wurde. Er war geheimer Rath, Richter, Advocat, Vormund, Hausherr und —— Ehemann, und dadurch öfnete ſich die Geiſtlichkeit eine der unerſchöpflichen Quellen, woraus ihre Habſucht Jahrhunderte lang unermeßliche Reichthümer ſchöpfte, und ihre Macht und Anſehen ſelbſt Königen und Kaiſern furchtbar machte. Denn es iſt, denk ich, durch die Geſchichte leider nur zu ſehr documentirt, daß oft genug der Landesregent mit aller ſeiner Macht nicht im Stande war, denen Mißbräuchen zu ſteuern, die aus jener unnatürlichen Miſchung von geiſtlichen und weltlichen Dingen entſtanden —— es iſt documentirt, daß gekrönte Häupter auf ihren Thronen oder an der Spitze einer Armee zitterten, wenn ein Prieſter ſprach, und Fluch über ſeine Obrigkeit betete, die, wenn ſie ſich den geiſtlichen Uſurpationen entgegenſezte, doch weiter nichts that, als was ihre Pflicht war. Und was ein Prieſter ſprach, das war im Namen Gottes geſprochen; ſein Rath — und er mußte wegen der Unwiſſenheit der Zeiten in allen Dingen um Rath gefragt werden —— war untrüglich. Erſt ziemlich ſpät fieng man an einzuſehen, daß der Prieſtergötze, den man ſo abergläubiſch ehrte und fürchtete, ſo gut betrog, als betrogen werden konnte, weil er — troß ſeiner Heiligkeit und Untrüglichkeit nichts mehr — als ein Menſch war.

Es iſt unglaublich, welcher Unſinn und welche Unordnung aus dieſer geiſtlichen Hierarchie entſprangen. Hie und da gab es doch jezuweilen einen Kopf, der mit ſeinen geſunden Augen und Menſchen-Verſtande einſah, daß der geiſtliche Despot den ungeiſtlichen

Laien mißhandle, und nur zur Beförderung ſeines klöſterlichen Intereſſe mißbrauche. Unwillen, das geiſtliche Joch länger zu tragen, und Eiferſucht auf die zu groſe Macht und Reichthümer der Geiſtlichen mußte die Folge ſeyn. Die friedfertige chriſtliche Kirche, um deren willen dem Vorgeben nach alles geſchah, fieng nun an mit Bannſtralen und Interdicten um ſich zu werfen. Der Aberglaube warf ſich nieder zur Erde und betete an, als ob Gottes Donner ſchon über ihn rollte, und da es demohngeachtet Leute gab, die dieſen Blitzen unerſchrocken entgegenſahen, ſo entſtanden daraus die unheiligen bürgerlichen Kriege, wo Deutſche gegen Deutſche fochten. Die Diener der Religion der Liebe ſahen Ströme Bluts fließen, ohne an die Schande zu denken, die daraus auf ſie und die Religion zurück floß. Die Religion befiehlt auch Feinde zu lieben und ihnen wohlzuthun, und die Diener derſelben brauchten die gräßlichſten Verwünſchungen gegen diejenigen, die ſie ſich ſelbſt erſt zu Feinden gemacht hatten. Sie ſcheueten ſich nicht, ſelbſt über ihre Prieſterkleider und Mönchskutten Panzer und Rüſtung zu werfen, und mit dem Schwerd in der Hand Eroberungen zu machen oder ſchon gemachte zu vertheidigen —

ſie ſcheueten ſich nicht zu rauben und zu morden, alles zur Ehre Gottes und Chriſti, der zu Petro ſagte: Stecke dein Schwerd in die Scheide. Das — das war die Religion der Liebe und Eintracht!!

Wo aber ihre weltliche und geiſtliche Waffen nicht glücklich waren, da ſchämten ſie ſich nicht, ſich hinter falſche Teſtamente, Schenkungen und liſtige Kunſtgriffe zu verſchanzen — Märchen auszudenken und Lügen zu erſinnen, um den Aberglauben zu nähren und zu ſchrecken. Und wozu alles dieſes? — Vielleicht um die Religion zu vervollkommnen oder auszubreiten! — oder beſſere Menſchen und Bürger zu bilden, und Aufklärung unter die Menſchen zu bringen? Nicht doch, das war ihre geringſte Sorge — das war ſogar ihrem Zweck ganz entgegen. Vielmehr dazu, um ihre Reichthümer zu vermehren, das Reich der Finſterniß, ihre Gewalt und ihr Anſehen deſto feſter zu gründen, ohne auch nur einmal daran zu denken, daß der große menſchenfreundliche Stifter der Religion, deren Diener ſie ſeyn wollten, öffentlich, im Gerichte und feyerlich erklärt hatte, ſein Reich ſey nicht von dieſer Welt. Wie ſo ſehr verſchieden war das

Chriſtenthum, das dieſer predigte, von dem, das dieſe Leute predigten. Gieb uns Herr, denn wir haben dir gegeben, war ihr Lieblingstext. Und wenn man ſich einen Begrif von der Gottheit, nach der Beſchaffenheit ihrer Diener machen dürfte, ſo müßte nothwendig der niedrigſte Geiz eine weſentlich nothwendige Eigenſchaft der Gottheit ſeyn. Denn Zehendgeben, Almoſen und Opfer an die Geiſtlichen und Klöſter, war Grundgeſetz ihrer Religion. Man konnte rauben, ſtehlen, morden, Verbrechen aller Art begehen, und alle Gebote Gottes mit Füßen treten —— eine beſtimmte Summe Geld machte alles wieder gut —— machte aus dem gröbſten Verbrecher einen anbetungswürdigen Heiligen. Man mäſtete die Diener der Gottheit, um ein guter Chriſt zu heißen, und glaubte, von ihr auch wohl Wohlthaten erzwingen zu können, gerade als ob der oberſte Richter ſich eben ſo wie ſeine Diener der Gerechtigkeit auf Erden beſtechen ließe!

Iſt es nun wohl zu verwundern, wenn die Geiſtlichkeit bey dieſer Art ſich Reichthümer zu erwerben, und bey dem Einfluſſe, den ihr religiöſes Anſehen ſich in allen Stücken zu verſchaffen wußte, in vielen Fällen mehr Herrſchaft im Lande hatte, als der rechtmäßigſte Fürſt ſelbſt? Iſt es zu verwundern, daß ſie ſich dieſe verſchaffen konnten, da ſie ſich in alle Angelegenheiten des Staats miſchten, und ſelbſt da, wo man ſie gern entbehrt hätte, ſich durch tauſend Ränke einzuſchleichen und einzudrängen wußten? Iſt es zu verwundern, wenn ſie auf ſolche Art Königreiche nahmen und gaben, als wären es Pfeffernüſſe, oder als wär' es ihr Eigenthum?

Zu welchen Schandthaten hat ſich nicht in jenem finſtern Zeitalter die Religion müſſen laſſen mißbrauchen, und wo iſt eine Schandthat, die zu begehen ein Pfaffe nicht fähig geweſen wäre?

Es iſt wahr, es gab auch zuweilen Männer, denen Erleuchtung und Aufklärung des Menſchenvolks recht ſehr am Herzen lag, und die daher auch keine Mühe und keine Koſten ſcheueten, um Licht in dieſe Finſterniſſe zu bringen. Carl, mit dem Zunamen der Große, iſt davon ein Beyſpiel. Aber er konnte mit allem ſeinem Eifer dem gemeinen Mann das Vorurtheil nicht aus dem Kopfe bringen, das die Geiſtlichen ſehr weislich erſt hinein gebracht hatten, daß alle Aufklärung und alles Studieren für die Geiſtlichen und ſonſt für niemanden gehöre. Alle Anſtalten, die er machte, waren nur Palliativcuren — waren einzelne Lichtſtralen — war ein Wetterleuchten in hochfinſterer Nacht. Es leuchtet zwar auf Augenblicke, aber —— es wärmt nie. Die Macht der Finſterniß war zu groß, als daß es ganz hätte Tag werden können. Es dämmerte zwar ſo lange, als er und ſeine gemachten Einrichtungen lebten; dann aber ſank auch wieder finſtere Nacht auf die Nation herab, und finſterer noch, als ſie je geweſen war.

Und ſelbſt dann, da man in der Folge anfieng, ſich ein gelehrtes Anſehen zu geben, ſelbſt in der Periode, die man die Auflebung und Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften nennt, war doch das Ganze nichts als gelehrte Charletanerie. Man ſchwatzte über Sachen, die man nicht verſtand, nicht verſtehen konnte, und nicht zu verſtehen brauchte, mit vieler blendenden Gelehrſamkeit —— man bauete Schluß auf Schluß und —— ſchloß fehl — man ſtritt um Worte, ohne ſich um Sachen zu bekümmern — man wollte alles ſimplificiren, erklären, deutlich machen, — und nie war die Dunkelheit und die Verwirrung in den Begriffen größer als damals. Geiſtliche waren die einzigen, die in den Kloſterſchulen gezogen wurden, was war alſo natürlicher, als daß die ganze Gelehrſamkeit ſich um die Subtilitäten der Theologie herumdrehete, und die Religion — auf der Seite liegen blieb. Hätten ſie aber auch nur in der Theologie aufgeräumt, die unnützen Schlacken herausgeworfen, und das Gold behalten, hätten ſie hier ein Licht für die folgenden Jahrhunderte angezündet, ſo wäre ihr Verdienſt noch immer groß genug. Aber wie konnten ſie das, da ſie ſtatt der Geſchichte nur Chroniken, Legenden und Märchen, ſtatt reiner Philoſophie nur Subtilitäten und Wörterkram hatten, und von Kritik gar nichts wußten? Was ſoll uns nun der unnütze Streit über die Empfängniß der gebenedeyten Jungfrau? was frommt es zu wiſſen, ob ſie mit verſchloſſenem oder unverſchloſſenem Utero empfangen — ob die geweihete Hoſtie im Magen komme und verdauet werde oder nicht — ob man ſie wie jede andere Speiſe durch den gewöhnlichen Naturweg wieder von ſich gebe, oder bey ſich behalte? Und wer kann die gelehrten theologiſchen Nichtswürdigkeiten alle her nennen, um die man ſtritt, die man entſcheiden wollte, — und doch nicht entſchied? Was war es anders als Streit über die wichtige Frage: Ob Dudeldum, ob Dudeldey der gröſſte Trillerſchläger ſey, ob Scaramuz, ob Scapin beſſer tanze? —— Die Entſcheidung bleibt doch immer: — Dergleichen Fragen trägt die kleinſte Mück' auf ihrem Schwanze. Aber das war Gelehrſamkeit — das war der Zuſtand der Religion!!

Und nun noch einen Blick auf den Zuſtand und auf die Verfaſſung der Regierung, Sitten und Geſetze Deutſchlands in der damaligen Zeit. —

Auch hier herrſchten, ſo wie in der Religion, Unordnungen ohne Maas und Ziel, und wie konnte es auch anders ſeyn? Eine ſo ſehr verdorbene Religion bey einem Volke, deſſen Menſchenverſtand unter den Feſſeln der Bigotterie und des mönchiſchen Aberglaubens gefangen lag, ſetzet immer weſentliche Fehler in der Regierung voraus, und faſt immer halten beyde — eine fehlerhafte Regierung, und eine fehlerhafte Religion, gleichen Schritt mit einander. Die gröſſte Unordnung ſcheinet in beyden zu Ende des 10. Jahrhunderts geweſen zu ſeyn. Denn ſieht man die Sachen an, wie ſie waren, ſo iſt es ſchwer zu ſagen, wer Geſetzgeber und Oberherr, und wer Unterthan und Diener geweſen ſey. Jeder, der ſich ſtark genug fühlte, dem Schwächern die Spitze bieten zu können, warf ſich zum Gebieter auf. Nicht jeder aber wollte ſeinen Nacken unter das eiſerne Joch eines ſo eigenmächtigen Herrn beugen. Er glaubte vielleicht eben ſo viel Recht als jener zu haben, und hielt ihm die Spitze ſeiner Lanze entgegen. Daraus entſtanden unaufhörliche Fehden und Balgereyen, die ſich doch immer damit endigten, daß der Schwächere unterliegen mußte. Rauben und plündern war keine Schande mehr, es war Geſchäfte des Adels. Wo irgend ein Berg oder Hügel war, von welchem man die umliegende Gegend, und was da hin und her paſſirte, überſchauen konnte, da legte ein Adlicher ein Schloß oder Burg darauf an, warf einige handfeſte Leute hinein, denen er nichts gab, als die Freyheit zu rauben, wo ſie etwas fänden; und wollten dieſe nicht verhungern, ſo mußten ſie wohl Gebrauch von ihrer Räuberfreyheit machen,. Ausfälle thun, nehmen, was ihnen in die Hände fiel, und niemand fragte, aus was für Macht thut ihr das? Genug wenn ſie nur mit ihrem Lehnsherrn die Beute theilten — mehr bedurfte es nicht. Von dieſen Schlöſſern und Raubneſtern, die ſo lange der Nation und dem deutſchen Adel zur Schande da geſtanden haben, fielen ſie auf die vorbey reiſenden Kaufleute, erklärten ihre Waaren für eine gute Beute und plünderten ſie rein aus. Oder wollten dieſe wenigſtens ihre Waaren an Ort und Stelle bringen, ſo muſsten ſie ſich gefallen laſſen, dieſen privilegirten Räubern eine Schatzung zu erlegen, dafür ſie ein ſicheres Geleite erhielten, bis ſie an ein anderes Raubneſt kamen, deſſen Bewohner vielleicht noch ſtärker und räubermäßiger waren. Hier galt es wieder wie vorher, entweder Plünderung oder Schatzung, und ſo gieng es vielleicht noch etlichemal, ehe ſie ihre Waaren ſicher verkaufen konnten. Das Chronicon Urſperg. ſaget gerade heraus, daß unter dem Namen des Adels alles voll Räuber geweſen, die auf die Güter der Kirchen Ausfälle gethan, und den armen Landmann weder zu Hauſe noch auf der Straße in Ruhe gelaſſen hätten. Chron. Urſperg. p. 280. Weil der Kaufmann bey ſolchen Umſtänden nicht auf Sicherheit der Straßen rechnen durfte, wenn er nicht unter einer Bedeckung reiſete, welche er von dem, durch deſſen Gebiet er reiſete, gegen eine gewiſſe Summe an Geld oder Waare nehmen mußte, ſo entſtand daraus das Geleitsrecht. Weil dieſes nun eine ſehr ergiebige Quelle von Reichthum für die Burgbewohner wurde, ſo wurden endlich der Raubſchlöſſer und Burgen ſo viel, deren Erbauer alle aus dieſer Quelle ſchöpfen wollten, daß faſt kein Berg mehr ohne Burg blieb. Fürſten, Biſchöffe und Ritter baueten dergleichen, und ärmere Ritter vereinigten ſich, baueten, raubten, und theilten zuſammen. Aus dieſer Menge von Raubneſtern entſtanden freylich für die Bürger und Landbewohner ſehr große Beſchwerlichkeiten; es entſtanden ferner daraus unzählige Fehden der Burgbewohner unter einander, weil immer einer in des andern prätendirte Gerichts- und Territorial-Freyheit Eingriffe that.

Fragt man nun die Geſchichte, wer dieſe Lehnsherrn, die ſich ſo viele Macht anmaßten, geweſen ſind, ſo iſt, wenn man reine Wahrheit geben will, die Antwort dieſe: Es waren Uſurpateurs, Leute, die ſich in den Beſitz gewiſſer Gerechtſame geſetzt hatten, weil — ſie glaubten, daß ſie ſich in dieſem Beſitz wohl befinden würden. Es gab nemlich damals Herzoge, Markgrafen und Grafen. Urſprünglich waren ſie alle Unterthanen und Bediente der Krone. Die Herzoge waren Statthalter in den Provinzen, die

Markgrafen waren beſtimmt, die Marken oder Grenzländer zu beſchützen, und die Grafen ſollten Recht und Gerechtigkeit handhaben. Sie hielten es aber für ihren Nutzen zuträglicher, ſich ſelbſt zu Herrn der Länder zu machen, die ſie beſchützen und verwalten ſollten. Es thut nichts zur Sache, wenn man vielleicht einwendet, daß ſie gleichwohl den Kaiſer für ihren Oberherrn hätten erkennen, und ihm als einem ſolchen huldigen müſſen, daß jener das Recht hatte, ſie zu Kriegsdienſten aufzufodern, nach Beſchaffenheit der Umſtände ſie vor ſeinen Gerichtshof zu fodern, auch wohl gar ihre Länder einzuziehen. Das alles hat ſeine Richtigkeit, und doch waren dieſe Leute im eigentlichen Verſtande Landesherrn, hatten wenigſtens den Genuß aller landesherrlichen Rechte. Sie waren Vaſallen des Kaiſers, hatten aber hingegen eine Menge Unter- oder After-Vaſallen, die ſie in vorkommenden Fällen aufboten, und ſich auch wohl dem Kaiſer gar entgegen ſtellten. Ihren Vaſallen gaben ſie Geſetze, ſchlugen Münzen, hielten Gericht, und wehrten ſich nicht blos, wenn ſie von ihren Nachbarn angefallen wurden, ihrer Haut; ſondern wenn ihnen die Haut juckte, ſo griffen ſie auch wohl ſelbſt an — alles aus eigener Macht und eigenen Mitteln. Wo herrſchte je eine gröſſere Anarchie als damals, da das Feudalſyſtem jedem ein Recht zu Privatkriegen gab, oder zu geben ſchien; wo jeder ſich dieſes angemaßten Rechts bediente, wenn er hoffen durſte, dem Gegner gewachſen zu ſeyn. Die ganz natürliche Folge hievon war, daß Eiferſucht und Neid des Raubens, Mordens, Sengens und Brennens kein Ende machte — wo man hinſah, war Krieg, und wo man hintrat, ſtand man auf einem Schlachtfeld. Jeder ſuchte nur ſeinen Nutzen und fiſchte im Trüben; die obere landesherrliche Macht, die dem Unheil freylich hätte ſteuern ſollen, konnte entweder oder wollte nicht, und der Adel dachte zu ſpitzbübiſch, als daß er ſeinen Nutzen freywillig hätte aufgeben ſollen. Ein Edelmann und ein Räuber waren Brüder. Selbſt die ältern Geſchichtſchreiber nennen ſie ſo. Die Chronik von Urſperg ſagt von unſern deutſchen Baronen der damaligen Zeit — *Plerumque ſolent eſſe Praedones.* Das heißt doch wohl verdolmetſchet nichts anders, als: Sie pflegen meiſtens Räuber zu ſeyn. Chron. Urſperg. p. 326.

Was wollte nun aus dem armen gemeinen Manne werden, der viel zu ſchwach war, ſich dieſen Tyranneyen der Edelleute widerſetzen zu können? Nichts konnte ihn tröſten, als der fromme Wahn, daß diejenigen Edelleute, die von Rauben und Stehlen ſich genährt hätten, als feurige Geſpenſter nach ihrem Tode in der Welt umher ziehen müßten. Welch ein leidiger Troſt! Und doch macht gerade dieſe Menſchenclaſſe in jedem Staate gemeiniglich den größten und nützlichſten Theil aus, und erfodert daher in jeder Rückſicht die Unterſtützung des mächtigern und angeſehenern Theils, der ohnehin in den meiſten Fällen nur da iſt, um zu zehren; aber nie war ſein Loos wohl trauriger und ſeine Laſt ſchwerer und drückender, als in jenen anarchiſchen Zeiten, wo nur der Arm des Stärkern das Recht entſchied. Er war Sclave und diente zu nichts, als zum Ziel, nach dem die Mächtigern rennten und ſchoſſen. Oder war er auch nicht Sclave im eigentlichen Verſtande des Worts, ſo war ſein Schickſal um nichts beſſer, ja vielleicht noch trauriger, wenn er die Rechte eines freyen Mannes kannte, und ſeine Ohnmacht ſie zu vertheidigen fühlte. Lieber that er Verzicht auf Eigenthum und Freyheit, und unterwarf ſich dem Eigenſinne des mächtigen Burgbewohners. Wer verlangt aber wohl Bürger in einem Staate zu ſeyn, wo man ſo wenig Geſetze hat, oder wo die landesherrliche Macht ſo ſchwach iſt, daß ſie die vorhandenen Geſetze ungeſtraft mit Füßen treten ſehen muß — wo Sclaverey ein größeres Gut als bürgerliche Freyheit iſt? Und das war der Fall mit Deutſchland. Man konnte wohl die Unordnung nicht höher treiben, als ſie ſchon getrieben war, und das iſt der Zeitpunkt. in welchem, wie in den gefährlichſten Krankheiten, eine gewiſſe Criſis eintritt. Entweder der Staat gehet zu Grunde, und die Bande der Geſellſchaft zerreiſſen; oder die Nation fängt an, gleichſam wie aus der Trunkenheit wieder zu ſich ſelbſt zu kommen, fängt an einzuſehen, daß vor ihr ein jäher Abgrund liegt, und daß ein Schritt vorwärts ein Sturz in eine grundloſe Tiefe iſt. Will ſie dieſen vermeiden, ſo muß ſie ſich langſam zurücke ziehen, bis ihr Taumel ſich verliert, und ſie wieder ebenes Feld findet, wo der Tritt ſicher und gefahrlos iſt. Da die Gefahr der Nation am dringendſten und der Mißbrauch der Gewalt ſo hoch geſtiegen war, daß die Nation nothwendig hätte zu Grunde gehen müſſen, da war der Zeitpunkt, wo das Ritterweſen eine Art von bürgerlicher Einrichtung wurde. Die Grundlage und der Keim dazu lag zwar immer in der Nation, aber nur unter ſolchen Umſtänden konnte es die Geſtalt erhalten, die es erhalten hat. Man kann dieſe Periode in den Anfang des 11. Jahrhunderts ſetzen.

Das gemeinſchaftliche Intereſſe foderte Abſtellung der Mißbräuche, Sicherheit der Straßen mußte hergeſtellet werden, der Schwache und Hülfloſe mußte einen Zufluchtsort und Schutz erhalten, damit er wüßte, an wen er ſich wenden müſſe, wenn er gedrückt zu ſeyn glaubte. Es kam wieder ein Gefühl von Ehre und Menſchlichkeit in die Nation; Billigkeit und Recht fanden wieder an dem kriegeriſchen Adel Vertheidiger, der Wehrloſe flüchtete nun dahin, um Rettung zu ſuchen, wohin man ihn ſonſt mit Haab und Gut als Sclave geſchleppt hatte. Man verband ſich, ſeine Ehre in Vertheidigung der Unſchuld, der Gerechtigkeit und Menſchlichkeit zu ſuchen; Tapferkeit war nicht mehr Raubſucht, und Macht nicht mehr Tyranney, und kurz — der urſprüngliche Geiſt der Nation erwachte wieder. Der hohe Adel Deutſchlands lernte einſehen, daß es zufolge des Feudalſyſtems ſein eigener Vortheil ſey, den geringern Theil ſeiner deutſchen

Mitbürger nicht ſo ganz zu verachten und zu unterdrücken. Da mit der Menge und mit der Tapferkeit ſeiner Vaſallen und Unterthanen die Macht und das Anſehen eines Lehnsherrn ſtieg oder fiel, ſo brachte es die Natur der Sache mit ſich, daß er ſich um die Liebe und Achtung derjenigen bewarb, die ihm in vorkommenden Fällen als tapfere Mitſtreiter beyſtehen konnten. Das war die glänzende Epoche des Ritterweſens. Dieſen Glanz erhielt es nun vornemlich durch die Formalitäten und Feyerlichkeiten, die man damit verband, und womit ich den Leſer noch bekannt machen muß. Die alten Ritterbücher und Geſchichten, vornemlich aber *S. Palaye Memoires ſur l' ancienne Chevallerie, Daniel Hiſt. de la Milice, André de la Roque Traité de Nobleſſe, Favine Theatre d'honneur* und *ſur les Tournois*, und die uns übrig gebliebenen Feudalgeſetze liefern die Materialien dazu.

Jeder von Adel Entſproſſene, jeder Freygebohrne kam mit der angebohrnen Fähigkeit auf die Welt, dereinſt zur Ritterwürde und Waffeneinkleidung gelangen zu können. Aber deswegen war er noch lange kein Ritter. Dazu gehörten erſt eine Menge Umſtände, die ihn als einen der Ritterwürde würdigen deutſchen Mann qualificiren mußten. Die ganze Erziehung des jungen von Adel zweckte darauf ab, dereinſt aus ihm einen Mann zu machen, der ritterlicher Tugenden fähig wäre. In ſeiner frühern Jugend, gemeiniglich im 7. Jahre, wurde er der Aufſicht der Frauenzimmer entnommen. Männer, alte verſuchte Ritter und Kampfhelden, deren Beyſpiel und Ermahnung er täglich vor ſich hatte, leiteten ihn jezt. Die Geſellſchaft und die Geſpräche ſo erfahrner Männer, die ſo manchen ſchweren Kampf gekämpft, ſo manches Abentheuer beſtanden, ſo manchen Ritterdank erhalten, ſo manche Fehde geſchlichtet hatten, mußten nothwendig auf die Bildung des jungen Knappen einen ſehr vortheilhaften Einfluß für ſeine künftige Beſtimmung haben. Dieſe Beſtimmung konnte er um ſo eher erreichen, da er ſie von Jugend auf kannte, und ſeine ganze Erziehung derſelben angemeſſen war; ſtatt daß wir heutzutage groß und alt werden, ohne recht zu wiſſen, nach welchem von den zwey und dreyßig Winden wir werden geworfen werden, und folglich uns ſo viele und mancherley Kenntniſſe von allerley Art zu erwerben ſuchen müſſen, damit wir im Nothfall in mehr als einen Sattel paſſen, daß es auch dem umfaſſendſten Kopfe unmöglich iſt, in allem Meiſter zu werden, oder in einer Sache auf den Grund zu kommen.

Die väterliche Burg, oder welches noch öfterer der Fall war, der Hof des Kaiſers, Königes, oder eines Fürſten, oder Abts, war die Schule, in der ſich die ritterlichen Fähigkeiten und Tugenden eines jungen Adelichen entwickeln mußten. Man wählte ſich dazu entweder die Burg des Lehnsherrn oder eine Hofſtatt, die man für glänzend, reich an muſterhaften Rittern und überhaupt für einen Sammelplatz von braven Männern hielt. Man hat Fälle, wo der jüngere Bruder dem ältern als Knappe, Bube, Page, Junker, Junge, Knecht oder Stallmeiſter diente. Alle dieſe Benennungen drücken im geringſten nichts entehrendes aus; *) es war vielmehr dem Charakter, den Sitten und dem Geiſte des Zeitalters gemäß, daß dieſe Dienſtleiſtungen erſt vorher giengen, ehe man zur Ritterwürde gelangen konnte. Und dieſe war in einem ſolchen Anſehen, daß ſelbſt regierende Herrn und regie-

ren-

---

*) Möſers osnabr. Geſchichte S. 66. Gilbert Stuarts Abriß des geſellſchaftlichen Zuſtandes in Europa. S. 57.

render Herren Prinzen es ihrer hohen Geburt nicht unanſtändig hielten, ſich um die Ritterwürde zu bewerben. So wurde z. B. auf dem Hoftag, den Friedrich I. zu Mainz 1182. hielt, ſein Prinz Heinrich von ihm wehrhaft und zum Ritter erklärt.

In dieſen Lehrjahren mußte er mit Waffen und Pferden umzugehen und ſie zu behandeln lernen; mußte lernen angreifen und ſich vertheidigen. Man hielt damals mehr auf Reiterey, als auf Fußvolk, und eben weil der junge Adel von Jugend auf mit Pferden umgieng, ſo beſtand die Stärke der Armeen meiſt in der Reiterey. Wie ähnlich ſiehet dieſes jener Beſchreibung des Tacitus de M. G. C. 32.

Da nun an einem Hofe immer mehrere junge Leute von der Art waren, ſo gab man ihnen unſchädliche Waffen, womit ſie ſich unter einander in allen ritterlichen Thaten üben konnten. In dieſen Jahren der Knappſchaft wurden auch unter dieſen ritterlichen Geſellen die feſteſten Freundſchaften geſtiftet, die ſie als Brüder verband, in allen Gefahren einander treulich beyzuſtehen. Der Knappe mußte ſeinen Herrn zu Pferde begleiten, wohin er zog, er wurde verſchickt, mußte bey Tiſche aufwarten u. ſ. w. Außer der kriegeriſchen Geſchicklichkeit, die er ſich da erwarb, war Liebe zu Gott und den Damen (Minne) der erſte Unterricht, den er erhielt — *c' eſt à dire*, ſagt Palaye — *Religion et Galanterie.* Und was das auffallendſte iſt — dieſe Religion, oder dieſe Liebe zu Gott erhielt er durch die Liebe zu den Damen. Dieſe nemlich mußten durch ihren Umgang das Herz des jungen Ritters bilden. Da man in ganzem Ernſt glaubte, daß ſich Gott für einen tapfern und biedern Rittersmann in Gefahren ganz beſonders intereſſire, ſo findet man auſſerordentlich ſonderbare Züge, die dieſer Geiſt der Andacht hervorbrachte, und die freylich uns, die wir um einen groſſen Theil mit unſern Begriffen von der Gottheit weiter fortgerückt ſind, um ſo mehr auffallen. So beichtete z. B. ein gewiſſer Ritter la Hire kurz vor der Schlacht, und betete nach empfangener Abſolution ganz vertraulich zu Gott alſo: „Ich bitte dich, lieber Gott, ſey heute für la Hire das, was du wünſcheſt, daß la Hire für dich wäre, wenn er Gott wäre, und du la Hire würdeſt.„ S. Foix Eſſ. Hiſt. Tom. I. p. 347.

Aus dem Frauenzimmer, die ſich an dem Hofe, wo der junge Knappe ſich aufhielt, befanden, wählte er ſich eine Dame, die ihm die ſchönſte oder tugendreichſte dünkte, zur Dame ſeines Herzens. Nächſt Gott war ihm dieſe das verehrungswürdigſte Weſen, das er kannte. Für ſie lebte, litt und ſtritt er; gieng er in Kampf, ſo empfahl er ſich ihrer Liebe und Gebet, und er unternahm nichts, ohne es zuvor mit ihr, oder wenigſtens mit ihrem Bilde, wäre es auch nur ein Gemälde ſeiner Einbildungskraft geweſen, zu überlegen. Immer ſtand ſie vor ſeinen Augen, leitete, warnte, ermunterte ihn, und unter ihrem Schutz und mächtigen Einfluß dünkte ihm nichts zu groß oder zu ſchwer, das er nicht unternommen hätte. Demohngeachtet war bey allem dieſem Enthuſiasmus für die Dame ſeines Herzens vielleicht nie eine Liebe reiner, als dieſe. Wenn es je eine platoniſche unkörperliche Liebe gab, ſo war es wohl dieſe. In der Treue und Anhänglichkeit gegen die Dame ſeines Herzens war der deutſche Ritter auſſerordentlich gewiſſenhaft. Ein ſonderbares Beyſpiel davon, das zugleich zu Erläuterung alter Gemälde dienet, wo die Perſonen immer nackend im Bette liegen, weil man gewöhnlich ohne Hemde ſchlief, iſt die Geſchichte des Ritters **Lanzelot vom See**. Er kam in die ſehr ſeltene Nothwendigkeit, in Ermangelung eines Bettes bey einer Dame ſchlafen zu müſſen, die in ihn verliebt war. Um nun in dieſem kritiſchen Falle die Treue gegen die Dame ſeines Herzens nicht zu verletzen, legte er ſich ins Bette, ohne das Hemde ~~an~~zuziehen. Das aus that der ehrenfeſte Ritter mit gutem Vorbedacht; denn eben aus dem Umſtande, daß er im Hemde ſchlief, konnte die in ihn verliebte Dame offenbar ſehen, ſie habe nicht den Mann in ihm gefunden, der ihre Liebe erwiedern werde. Was auch immer ſich über dergleichen Geſchichtchen ſagen läßt, ſo iſt doch ſo viel gewiß, daß ſie den Geiſt, die Sitten, Denkart und moraliſche Coſtume des Zeitalters erläutern.

Dieſe abgöttiſche Verehrung des andern Geſchlechts wurde zum Theil auch dadurch genährt und vergrößert, daß die Damen nicht ſo familiär wie bey uns waren, und der Umgang zwiſchen beyden Geſchlechtern weit ſeltener und eingeſchränkter als jetzo war. Nur bey Feſten und Feyerlichkeiten, bey Ehrenmahlen und Ritterkämpfen kamen ſie ins Publikum, und zwar gemeiniglich mit einer ſehr auffallenden äußern Pracht getreten, die eine Art von Glorie um die Dame, wie um ein Weſen höherer Art zog. Der junge ritterliche Knappe ſtaunte ein Geſchöpf an, das er wegen der wenigen Kenntniſſe, die er davon hatte, und wegen der Pracht, die dieſes angeſtaunte Weſen umfloß, zunächſt an die Seite der gebenedeyten Mutter ſezte. Es war für ihn in einen myſteriöſen Schleyer gehüllet. Bey ſolchen öffentlichen Feyerlichkeiten durften auch nur Damen von unbeſcholtenem Rufe erſcheinen, wenn ſie nicht Gefahr laufen wollten, einer öffentlichen Beſchämung ausgeſezt zu werden. Für Damen von bekannter Ehrbarkeit und Sittſamkeit hatte aber auch der älteſte Kampfrichter noch Ehrfurcht. So zweckte alles darauf ab, dem jungen Knappen die tiefſte Ehrerbietung für Zucht und Ehrbarkeit einzuflößen. Wie wohl man aber auch bey aller Ehrfurcht für die Damen die züchtige von der ſittenloſen zweydeutigen Frau zu unterſcheiden wußte, davon iſt ein gewiſſer Ritter Gottfried ein Beweis. Traf er auf ſeinen Ritterzügen auf ein Schloß, deſſen Bewohnerin ihm verdächtig war, ſo machte er mit Kreide ein Zeichen an die Pforte. Dieſes Zeichen war ſo bekannt, und das Urtheil des Ritters in ſolchem Anſehen, daß ſich niemand unterſtand es auszulöſchen. Fand er aber Damen von unbeſcholtenem Rufe, ſo hielt er auch ſtille und parentirte ihr Lob laut daher.

Auch der älteſte Ritter hielt ſeine Hausfrau eben ſo hoch, als der junge Knappe ſein Fräulein. Denn er fühlte doch wohl ein großes Wohlbehagen, wenn er von ſeinen Abentheuern und Ritterzügen wieder zurück in ſeine Burg kam, und da ſorgenlos raſten konnte, ohne ſich um Erziehung der kleinern Kinder und ökonomiſche Hausgeſchäfte bekümmern zu dürfen, denn dieſe beſorgte die Frau Ritterin mit ihren Töchtern. Sie waren Koch und Kellner, und ſchämten ſich nicht, auf ritterlichen Gelagen, die der Ritter mit ſeinen Nachbarn anſtellte, für alles ſelbſt zu ſorgen, was die alten Ritter fröhlich und gutes Muths machen konnte. So lernten die Töchter aus dem Beyſpiel ihrer Mutter ihrem künftigen Gemahl die ſüſſeſten Freuden, die der Menſch hat — die häuslichen beſſer zubereiten, als man ſie in unſern Penſionsanſtalten und Frauenzimmerſchulen lernen kann.

Die eigentliche Waffeneinkleidung, wodurch der junge Knappe für einen Krieger erklärt wurde, beſtand in der Erlaubniß ein Schwerd führen zu dürfen. Auch dieſes war ganz im Geiſt der alten Deutſchen mit einer Feyerlichkeit verbunden, die dem jungen Kriegsmann die Sache als ſehr wichtig darſtellen mußte, denn die Religion miſchte ſich drein. Es geſchah der Regel nach im 14. Jahre. Doch nahm man auch wohl hier Rückſicht auf Umſtände, Stärke, Geſchicklichkeit und ſonſtiges Betragen des jungen Menſchen. Als der Markgraf Ecbert dem Kaiſer Heinrich IV bey Gleichen 1088. eine Schlacht lieferte, war ſchon Lothar, der hernach Kaiſer wurde, mit zugegen, und war damals 14 Jahr alt. Und eben dieſer Ecbert war, wie Schmidt in der Geſchichte der Deutſchen bemerkt, als ein Knabe bey den meiſten Unternehmungen der Sachſen gegen dieſen Kaiſer.

Die Waffeneinkleidung war mit folgenden Umſtänden verbunden. Der junge Edelmann gieng mit ſeinen Eltern, oder in Ermangelung derſelben, mit ſeinen nächſten Anverwandten in die Kirche, trat vor den Altar, mußte eine Kerze in die Hand nehmen, und in dieſer Stellung eine Meſſe anhören. Auf dem Altar lag ein Schwerd, das der Prieſter mit allerley Segenswünſchen, denen man nach dem Glauben der damaligen

Zeit gar ſonderbare Kräfte zuſchrieb, einweihete, und es dem jungen Krieger umgürtete. Von der Zeit an, da er die Erlaubniß ein Schwerd zu tragen erhalten hatte, wurde er auch zu höhern Bedienungen zugelaſſen, um ſich nach und nach von Stufe zu Stufe, und nach einer langen Reihe geleiſteter Dienſte, der höchſten Ehre — der Ritterwürde würdig zu machen. Jezt durfte er als Stallmeiſter, Schenk oder Kämmerer näher um ſeinen Herrn ſeyn, durfte mit in Rittergeſellſchaft kommen, man vertraute ihm geheime Befehle an, verſchickte ihn in wichtigen Geſchäften, und in Abweſenheit des Herrn mußte er die Honneurs im Hauſe machen, mußte bey Tiſche vorſchneiden, u. ſ. w. (von dieſen Geſchäften kommt wohl der Titul Ecuyer tranchant;) denn in einer Rittersburg oder Hofe fehlte es nie an vorbeyziehenden Rittern, die einſprachen, übernachteten, und auf die gaſtfreundſchaftlichſte Art bewirthet werden mußten. Dieſes alles war ein Geſchäft des jungen Kriegsmanns, wenn er zu Hauſe war — er war gleichſam Hofjunker desjenigen, deſſen Fahne er folgte. Zog er aber mit ſeinem Herrn aus zu Fehden und Turnieren, dann mußte er für ſeines Herrn Helm, Schild und Lanze Sorge tragen, ſein Pferd vorführen, den Bügel halten, und im Treffen ſich immer zunächſt um ihn aufhalten. Machte dieſer Gefangene, ſo mußte er ſie in Sicherheit bringen. Dieſe Ritterzüge waren für den jungen Ritter eben das, was bey unſern Handwerkern die Wanderjahre ſind. Sie mußten ihm Erfahrung und Kenntniſſe verſchaffen, mußten ihn abhärten; es waren die beſten Gelegenheiten, wo er ſeinen Heldenmuth und Fähigkeit zur höhern Ritterwürde aller Welt vor Augen legen konnte. Der war daher auch der geſchäzteſte, der die meiſten Gefahren und Ritterzüge in ſeinen Lehrjahren ausgeſtanden hatte. Nur der Weichling blieb in ſeines Vaters Burg, da hingegen der Beherztere gern Gefahren aufſuchte, und ſich täglich in körperlichen Geſchicklichkeiten übte. Es war jugendliches Spiel zum Zeitvertreib gegen die Langeweile, das aber doch dem Körper Stärke, Gelenkſamkeit und Geſchicklichkeit zu den künftigen Ritterthaten gab, wenn die jungen Krieger in voller Rüſtung, die gewiß ein ziemliches Gewicht hatte — denn ein Ritter in Rüſtung ſtack von oben bis unten in Eiſen — tanzten, ſich aufs Pferd ohne Bügel ſchwenkten, Pfeiler und Wände hinan kletterten, und allerhand Sprünge und

Schwenkungen machten. Dieſe körperliche Uebung hatte in die Lehnrechte Einfluß. Um hinterliſtige, durch Schwäche der Kranken erſchlichene Schenkungen und Uebergaben der Güter an die Erben bey Lebzeiten des Uebergebers zu verhüten, finden wir die Vorſchrift, daß kein Vaſall ſeine Güter übergeben ſolle, wenn er nicht wenigſtens ſo viel Kraft noch hätte, von einer ellenhohen Stuffe in voller Rüſtung auf das Roß ſich ſchwingen, und es vor dem Lehnherrn tummeln zu können.

Dergleichen Uebungen ſezten freylich geſunde, ungeſchwächte, nervigte Menſchenkörper voraus, neben welche uns zu ſtellen, wir nicht wagen werden, wenn wir unſere jetzige Schwäche fühlen — fühlen, wie ſehr Ueppigkeit und Luxus uns und unſere Väter entnervt hat, und unſere Kinder und Kindeskinder noch mehr entnerven wird. Jene Zeiten ſind lange vorüber, wo es ein Spiel war, ſich einander den Hals zu brechen, und es iſt, denk ich, gut, daß ſie vorüber ſind. Ich wenigſtens verlange ihre Rückkehr nicht, und bin gern mit der Menſchen-Race zufrieden, wie ich ſie finde. Aber meine Bewunderung kann ich bey aller Fabeley den Rittern nicht verſagen, die ſo etwas, wie z. B. die Ritter der Tafelrunde zu thun im Stande waren. Und doch waren dieſe nur Kinder gegen den alten Branor, der mit hundert Jahren auf dem Nacken noch die Kunſt und Stärke beſaß, die handfeſten Männer der Tafelrunde ſammt und ſonders aus dem Sattel zu heben, und — eben nicht auf die ſanfteſte Art auf die Erde zu ſetzen. Wer mags nun den ungleich ſchwächern und entkräfteten Morgenländern verdenken, wenn ſie die großen, ſtarken, von oben bis unten in Eiſen ſteckenden deutſchen Menſchenkörper, die bey Gelegenheit der Kreuzzüge zu ihnen kamen, und ihnen ihre ſchwere Hand fühlen ließen, mit Furcht und Grauen anſtaunten und ſie **metallene Säulen** nannten?

Urſprünglich beſtand wohl der ganze Ritterſchlag in weiter nichts, als in der erhaltenen Freyheit, Waffen öffentlich tragen zu dürfen. Erſt nach und nach, und beſonders, da ſich die Geiſtlichkeit mit einer vielbedeutenden Miene einmiſchte, und eine religiöſe Handlung draus machte, kamen immer mehrere Modificationen hinzu —— man ſtieg immer weiter mit den Feyerlichkeiten, und da das Lehnſyſtem in vollem Glanze war, da war auch die Pracht, die mit dem Ritterſchlage verbunden war, am höchſten geſtiegen, weil das ganze Syſtem ſeiner Natur nach einen Hang zur Pracht nährte. Es verſtehet ſich von ſelbſt, daß der Reiche auch hierinnen durch größern Aufwand, koſtbarere Feſte u. ſ. w. vor den minder Begüterten ſich auszuzeichnen ſuchte. Denn die Menſchen ſind ſich hierinnen vom Anfang ihrer Exiſtenz bis jezt immer gleich geweſen. Feſte und Turniere, Ringelrennen und Scharfſtechen u. ſ. w. waren die gewöhnlichen Feyerlichkeiten hiebey. Nur in Kriegszeiten war es gebräuchlich, ohne weitere Ceremonien, als einem gelinden Schlage mit dem Schwerde, entweder vor der Schlacht, um durch die ertheilte Ehre dem Krieger deſto mehr Muth einzuſtößen, oder nach dem Siege, als eine ehrenvolle Belohnung der Tapferkeit, einen auf dem Schlachtfelde zum Ritter zu machen. (S. Palaye T. I. p. 170, 195, 248.) Denn ein Ritter konnte in ſolchen Fällen auf der Stelle wieder einen andern zum Ritter machen. So machte, nach Humes Erzählung, der engliſche General Graf von Suffolk einen Franzoſen bey der Entſetzung von Orleans auf der Stelle durch den Schwerdſchlag zum Ritter, weil ſich der Graf niemanden,

als

als einem Ritter zum Gefangenen geben wollte, und der Franzoſe, der ihn zum Gefangenen gemacht hatte, noch nicht Ritter war.

Die feyerliche Aufnahme unter die Ritter aber war zur Zeit, da das Ritterweſen recht in Flor war, mit ungleich mehreren Umſtänden und Feyerlichkeiten verknüpft. Erſt wurden verſchiedene Proben mit den Candidaten angeſtellt. Man findet ſie unter dem Namen der kleinen und der großen Probe. Jenes war eine öffentliche Uebung in dem Gebrauch der Lanze, des Schwerds und des Wurfſpieſes, die die jungen Leute vor den Augen der ältern Ritter und im Beyſeyn der Damen, jedoch mit leichtern und kürzern Waffen, als gewöhnlich, anſtelleten. Wer ſich bey der kleinen Probe brav hielt, bekam Erlaubniß, zur großen oder Meiſterprobe zu kommen. Hier fochten ältere Ritter mit.

Das zur Ritterwürde erfoderliche Alter ſezt man zwar gewöhnlich auf 21 Jahr; aber wahrſcheinlich machte auch hier ein hoher Rang, oder eine ſich beſonders auszeichnende Fertigkeit und Geſchicklichkeit Ausnahmen, oder vielleicht war die Beſtimmung des Alters eben ſo verſchieden, als zu verſchiedenen Zeiten die ritterlichen Waffen verſchieden waren, denn auch die bey dem Empfang der Ritterwürde-gewöhnlichen Gebräuche, waren in verſchiedenen Zeiten und in verſchiedenen Ländern und Gegenden verſchieden. Doch lief in Deutſchland die Hauptſache immer darauf hinaus:

Der Candidat der Ritterwürde brachte, nach vorhergegangenem Bartſcheeren und Reinigungsbädern, viele Tage und Nächte in der Kirche zu, beichtete da ſeine Sünden mit vieler Reue und Betrübniß, faſtete und betete, hörte Meſſen und eine Predigt von den erſten Glaubens- und Lebenslehren, und genoß das Sacrament, nachdem er vorher ſein Schwerd, das er an einer Schärpe am Halſe trug, auf den Altar gelegt, und vom Prieſter, der es weihete und ſegnete, wieder erhalten hatte. Nun gieng er mit gefalteten Händen voll himmliſcher Andacht zu dem Ritter oder der Dame, die ihm die Waffen anlegen ſollten, warf ſich zu Füßen und übergab ſeinen Degen. Es wurde gefragt — was ihn zu dem Entſchluß gebracht hätte, die Ritterwürde zu ſuchen? ob Ehre vielleicht, oder zeitlich Gut, oder Liebe zur Religion und Ritterthum? Er antwortete, wie zu vermuthen iſt, das lezte.

Nun mußte er ſchwören, und dann wurde ihm die Rüſtung angeleget, entweder durch Ritter oder auch zuweilen durch Frauen und Jungfrauen; erſt die Sporen, und zwar der linke eher, als der rechte, dann das Panzerhemd, Küraß, Armſchienen, Handſchuh und endlich das Schwerd. Dann erhielt er vom ältern Ritter den Ritterſchlag, das heißt: er ſchlug ihn dreymal mit dem flachen Schwerde, entweder auf die Schulter oder an den Hals. Doch findet man auch Beyſpiele, wo der Ritterſchlag blos in einem Backenſtreich beſtand. Gewöhnlich wurden dabey die Worte geſagt: **Ich ſchlage dich zum Ritter im Namen Gottes, des heiligen Michael und des heiligen Georg — ſey ein guter, tapferer, ehrlicher und kecker Ritter!** Mit dieſen Worten gab er ihm einen Kuß. Dann erhielt er Helm, Schild und Lanze, und nun mußte er in voller Rüſtung ſich, ohne die Bügel zu brauchen, auf ein Pferd ſchwingen, Schwerd und Lanze ſchwenken, und das Pferd herumtummeln. Ein lauter Volksjubel tönte ihm zu, und Singen, Springen, Eſſen und Trinken beſchloß das Feſt. (*Feſſm. Tyrocinii.*) Bey dem obenerwähnten Hoftage Friedrichs I. an welchem ſein Prinz zum Ritter gemacht wurde, war nach Arnold Lubec. Erzählung des Eſſens und Trinkens, welches aus allen Ländern zuſammen gebracht war, ſo viel, daß es nicht geſchäzt, noch mit menſchlicher Sprache und Worten ausgedrückt werden konnte. (*Sicut erat inaeſtimabilis ita cuilibet linguarum manet indicibilis.*) Ohngeachtet der neue Ritter am Tage ſeines Ritterſchlages mit zu Tiſche gieng, ſo durfte er doch nicht eſſen und auch nicht auf die Erde ſpeyen — nach Tiſche wurde er wieder ausgekleidet. Das Ritterſchlagsfeſt dauerte aber oft, beſonders wenn es reiche oder hochgebohrne Ritter waren, mehrere Tage.

Man darf nicht glauben, als ob dieſe, uns höchſt ſonderbar ſcheinende Gebräuche ſo ganz ohne Sinn, Deutung und Verſtand geweſen wären — nein! ſie hatten, als gewiſſe Symbole, ihren myſtiſchen Sinn. Das Baden ſollte ihn an die Reinigkeit der Seele erinnern, die zu dem Stande, worein er treten wollte, unumgänglich nothwendig wäre. Die drey Schläge, die er erhielt, ſollten ihm ein Bild von den Beſchwerlichkeiten und Laſten ſeyn, die er zur Ehre des Ritterſtandes von nun an willig übernähme. Der Eid, den er ablegen mußte, verband ihn, für die

Religion und was dazu gehörte, Tempel und Prieſter, Arme, Verlaſſene, Witwen und Waiſen, alles, auch ſein Leben zu ihrer Vertheidigung zu wagen. Er hielt daher ſtehend, ſo lange das Evangelium geleſen oder geſungen wurde, ſein bloßes Schwerd mit der Spitze in die Höhe. Vor allen Dingen aber war ihm die Ehre der Damen und ihre Vertheidigung empfohlen. Minne und Minneſold waren die Haupttriebfedern, die den, jungen feurigen Mann am meiſten in Thätigkeit ſetzten. Er war verpflichtet, jeden, der etwas einer Dame nachtheiliges ſprach, deshalb zur Rede zu ſetzen, Beweis zu verlangen und nöthigen Falls auch heraus zu fodern. Die Damen ſchätzten aber auch auf der andern Seite dieſe ritterliche Vertheidigung ſo hoch, daß ſie, wenn ſie etwas recht kräftig betheuern wollten, es bey dem Recht der Rittervertheidigung betheuerten und verſprachen, daß ſie, wenn ſie dieſes oder jenes nicht halten würden, auf die Rittervertheidigung Verzicht thun wollten. Sie wußten aber auch, daß ſie auf das Wort eines Ritters ſich verlaſſen konnten, denn ein Ritter war ein Sclave ſeines Verſprechens. Als die Gemahlin des H. Ludwig bey der Belagerung von Damiette befürchtete, den

Ungläubigen in die Hände zu fallen und gemißhandelt zu werden, war der Entſchluß gleich gefaßt. Sie begab ſich in den Schutz eines alten Ritters, warf ſich ihm zu Füßen und bat um eine Gnade. Der Ritter bewilligte ſie, ohne zu wiſſen, worinnen ſie beſtehen ſollte, und nun erſt fragte er, was ſie eigentlich von ihm verlange? — Mir den Kopf abzuſchlagen, antwortete ſie, wenn die Sarazenen die Stadt erobern. — Von Herzen gern, antwortete der Alte, ich hätt's ohnehin gethan, wenn's die Noth erfodert hätte.

Man ſiehet hieraus, wie heilig einem Ritter die Ehre einer Dame ſeyn mußte, und es läßt ſich daraus erklären, daß es allerdings das niedrigſte Verbrechen ſeyn mußte, deſſen ſich ein Ritter ſchuldig machen konnte, wenn er die Frau eines andern verführte. Verluſt der Ritterwürde, und nach Befinden der Umſtände, ſelbſt des Lebens, war die darauf geſezte Strafe. Und in der That mußte der Verluſt der Ritterwürde für den nach Ehre und Ruhm geizenden deutſchen Krieger etwas Furchtbar-feyerliches haben. Man denke ſich in die Seele eines ſolchen Mannes, nehme ſeine Denkart, ſeine Begriffe von Recht und Unrecht, von Ehre und Schande an, wie ſie ſein Zeitalter mit ſich brachte, wenn ihm auf die feyerlichſte Art von der Welt ſein Schwerd öffentlich abgenommen, ſeine Sporen und ſeine Rüſtung abgeriſſen, ſeine Waffen zerbrochen wurden; wenn er dann von allem entblöſet, was ſeines Lebens Ruhm und Ehre, Troſt und Ruhe ausmachte, wie ein Miſſethäter dort ſtand, und ein Pfaffe (denn wo gieng je damals etwas vor, wo ein Pfaffe nicht ſeine Hände hätte mit im Spiele haben müſſen?) einen Fluchpſalm über ihn betete, ihn mit Waſſer begoß, um gleichſam alles Heilige und Ehrenvolle, das die Ritterwürde ihm ertheilt hatte, von ihm wieder abzuwaſchen, damit ja nichts übrig bleibe, als der bloße in Sünden empfangene und gebohrne Menſch — dann ihn auf einer Schleife zur Kirche ſchleppte, über ihn betete, und Seelmeſſen hielt, gerade als ob mit ſeiner Bravheit und Ehrlichkeit der ganze Menſch abgeſtorben wäre —— wer fühlt nicht das Erſchütternde dieſer Feyerlichkeiten? S. Palaye T. I. p. 320.

Hingegen hatte aber auch ein edler und tapferer Ritter gar mancherley Gerechtſame und Vorzüge zu genießen, die mit ſeiner Würde verbunden waren. War er auf Reiſen und Ritterzügen, ſo hatte er an jedem Orte in den Geſellſchaften der angeſehenſten und edelſten Menſchen ſeiner Zeit freyen Zutritt. Die Tafel der vornehmſten Männer war für ihn gedecket, daher er niemals auf ſeinen Zügen in Verlegenheit wegen einer guten Aufnahme und Herberge kommen konnte. Denn es gehörte mit zu den Pflichten eines Ritters, jeden reiſenden Ritter auf die gaſtfreundſchaftlichſte Art zu bewirthen.

Wenn man ihm, im Fall ſein Vermögen zu Bezahlung ſeiner Schulden nicht zureichte, auch alles nahm, ſo durfte man doch nicht ſeine Waffen und ſein Roß nehmen, und behielt er dieſe, ſo ſtand ihm immer noch der Weg zu Ruhm und zu Erwerbung neuer Reichthümer offen. Er konnte, wenn ſein Bannerherr keine Fehde hatte, in fremde Dienſte gehen, oder ſolche Länder und Gegenden beſuchen, wo Krieg Gelegenheit giebt, Beute und Gefangene zu machen. An jener hatte er ſein gemeſſen Antheil, und dieſe mußten durch ihr Löſegeld ihn wieder zum reichen Mann machen. Der Geſchenke nicht zu gedenken, die ſein bewieſener Muth ihm von denen einbrachte, denen er Hülfe leiſtete. Wurde er aber ſelbſt gefangen, ſo war er wenigſtens ſicher nicht niederträchtig behandelt zu werden. Schließen durfte man ihn nicht, aber ſeine Ritterehre mußte er verpfänden, und dieſem Ritterworte konnte man ſicher trauen. Geſchahe ihm irgendwo Unrecht, ſo wurde der Beleidiger eines Ritters in allen Gerichtshöfen ungleich härter beſtraft, als wenn er einem andern gemeinen Manne das nemliche Unrecht angethan hätte.

So wie er ſich durch ſein Wappenſchild, das immer etwas Eigenthümliches hatte, von andern Rittern unterſchied, ſo unterſchied ſich der Ritter von der ganzen übrigen unritterlichen Welt dadurch, daß er Gold, Silber, Seide, Purpur und Pelzwerk tragen durfte. Man fand daher auch ſehr oft unter ihnen viel Pracht und Verſchwendung in Anſehung der Koſtbarkeit ihrer Waffen. Dieß iſt nicht ſo zu verſtehen, als ob ſie ein gewiſſes äußeres Ordenszeichen, wie unſere heutigen Ritter gehabt hätten, ſondern ſie unterſchieden ſich blos durch Pracht ihrer Kleider und Waffen vor andern Soldaten, z. B. der Gürtel des geſchlagenen Ritters war mit goldenen oder ſilbernen Buckeln geziert, er trug eine goldene Kette und goldene Sporen, die kein anderer, auch der reichſte Privatmann nicht tragen durfte, wenn er nicht ein geſchlagener Ritter war. Der Aberglaube hat in ſpätern Zeiten den Gürtel mit Marienbilderchen und Reliquien geziert, und einen Talisman daraus gemacht. Sehr vermögende und reiche Ritter hatten ihr eigen Pannier oder Standarte, man nennte ſie daher **Bannerherrn**. Sie hatten eigene Gerichtsbarkeit und Lehnsleute, und man beurtheilte den Reichthum eines Bannerherrn nach der Zahl der Ritter und Knappen, die unter ihm dienten, und ihn begleiteten, wenn er öffentlich in ſeiner Pracht erſchien. Doch war jezuweilen ein Pannier auch eine Folge perſönlicher Verdienſte und eine Belohnung vorzüglicher Thaten. In vielen Kirchen findet man noch heutzutage Beweiſe, wie ſehr man auch nach ihrem Tode die Ritter ehrte: Schwerd, Schild, Standarte, Sporen und oft die ganze Rüſtung des Ritters wurde in den Kirchen aufgehängt, davon man hie und da noch Ueberbleibſel findet. Es wurden ihm Denkmale errichtet und ſeine Heldenthaten in Volksliedern beſungen. Ohnſtreitig waren die Troubadeurs oder Provenzal-Dichter, Minne-Sänger u. ſ. w. (die man doch ja nicht mit den noch jezt hie und da herumziehenden Bänkelſängern, die in einem erbärmlichen Aufzuge dem gemeinen Volke Mordgeſchichten, Geiſtermärchen u. ſ. w. vorſingen, in eine Klaſſe ſetzen muß, ohngeachtet dieſe aller Wahrſcheinlichkeit nach jenen ältern Volksſängern ihren Urſprung zu danken, und in Anſehung ihrer herumziehenden Lebensart noch immer viel ähnliches mit einander haben —) ein vortreflliches Mittel den Heroismus des jungen Ritters in Athem zu erhalten. Im 11. und 12. Jahrhundert ſuchten ſelbſt angeſehene Ritter nicht ohne Glück in dieſer Dichtungsart und Geſange, Lorbeern zu ſammeln. Es mußte nothwendig das Blut des jungen Kriegers geſchwinder fließen machen, wenn er die Thaten ſeiner Vorfahren, deren Waffen er trug, im Angeſichte der ganzen Nation lobpreiſen hörte — hörte, welche ungleich härtere Kämpfe als er, welche wunderbarere Abentheuer die geprieſenen Helden beſtanden hatten. Mußte das nicht, ohngeachtet gewöhnlich der Dichter ſich nach der bekannten Licentia poetica manche Uebertreibung erlaubt hatte, den jungen Rittersmann mit Muth entflammen, dieſes Ideal von ritterlichem Heldenmuthe ſo viel immer möglich zu erreichen? Die Gefahren mochten freylich nicht geringe ſeyn, denen er ſich dabey ausſetzte, aber, geſetzt auch, daß er den

Gefahren unterlag, ſo war auch der Ruhm groß, der ſeiner wartete, nach ſeinem Heldentode in öffentlichen Volksgeſängen beweinet und beklaget zu werden; und noch größer die Schande, wenn der Volksdichter ihn als einen Treuloſen, Feigen und Ehrvergeſſenen in ſeinen Liedern dem Volke darzuſtellen, ſich genöthiget ſahe. Lieber ſezte er alſo, um dieſer Schande auszuweichen, Hals und Leben aufs Spiel. Freylich hatte er nur einen Hals, nur ein Leben zu verlieren, aber geſezt auch, daß er es im Ritterdienſt verlor, ſo war Hals und Leben durch den ihn erwartenden Nachruhm hinlänglich bezahlt. Wenn man nun bedenket, wie viel einem braven Rittersmann an einem guten Rufe gelegen ſeyn mußte, und wie ſehr er auf ſeine Ehre zu halten verpflichtet war, ſo wird man auch die Sorgfalt billigen müſſen, die er anwendete, um immer den Ruhm eines tapfern und biedern Ritters zu erhalten, und man wird es ihm nicht übel nehmen, wenn er in Hitze gerieth, ſobald er ſeinen ehrlichen Namen von irgend jemand für befleckt hielt. Seine Gewiſſenhaftigkeit, ſein ganzes irdiſches Glück foderte, ihn von dem ihm zugefügten Flecken, es ſey auf welche Art es wolle, zu reinigen. Das Blut ſeines Verläumders oder Anklägers war nach damaliger Sitte das gewöhnliche Reinigungsmittel. Daher entſchloß ſich auch Otto von Baiern, als er der Verrätherey gegen Heinrich IV. beſchuldigt wurde, mit einem, ihm nicht ebenbürtigen und verrufenen Manne lieber zu kämpfen, als dieſen Verdacht auf ſich ſitzen zu laſſen.

Man kann viel gegen dieſe Art, Beſchuldigungen von ſich abzulehnen, einwenden, unſere jetzigen ganz anders geformten Begriffe mißbilligen ſie; da aber die Leute nicht auf dem Platze ſtanden, auf dem wir ſtehen, ſo konnten ſie auch die Sache nicht aus einerley Geſichtspunkte mit uns anſehen. Nicht als ob ich ſie dadurch in Schutz nehmen und ihr Advocat werden wollte, aber mich dünkt, auf den Standpunkt, woraus man eine Sache betrachtet, kommt doch wohl alles an. Ihre Ritter- und gerichtlichen Zweykämpfe ſtehen freylich nicht in unſerer jetzigen Proceßordnung, aber ſie ſtanden in der ihrigen. Eine Ausfoderung auf Schwerd und Kolben — ein Kampf auf Leben und Tod in Gegenwart des angeſehenſten Theils der Nation und der verſuchteſten Ritter, die als Richter beſtellt waren, war gerade nichts mehr und nichts weniger als eine Injurienklage vor unſerm

Gerichtshöfe. Die Ritterkämpfe haben aufgehört, aber die Duelle, die doch gewiß nicht viel beſſer ſind, dauern noch bey uns fort, und die Duellmandate haben bis jezt ſo wenig bey dieſen, als die Concilien-Schlüſſe bey jenen gefruchtet. Unſere deutſchen Urväter waren, bey aller Achtung, die ich für ihren gerühmten Biederſinn habe, doch nichts mehr und nichts weniger, als — Räuber, ſie hatten alſo auch ziemlich räuberiſche Geſinnungen — denn warum ſollte man das Kind nicht bey ſeinem rechten Namen nennen? Sie haben dieſe Geſinnungen mit allen noch unkultivirten Nationen, die die Natur oder die Noth zu gebohrnen Waldbewohnern macht, gemein. Der Arm des Stärkern entſchied für das, was recht war oder ihm recht zu ſeyn dünkte. Dieſer Grundſatz floß ſo natürlich, als etwas ſeyn kann, aus ihrer Verfaſſung. Dazu kam eine gute Doſis Aberglaube. Sie glaubten, daß Gott auf der Seite des Tapfern ſey, der Feige und Schwache war ein von ihm Verworfener — *Deos fortioribus adeſſe*, wie Tacitus ſagt: Hiſt. L. 4. C. 57. So hüllte ihr kriegeriſcher Geiſt ſich in eine gewiſſe Religioſität ein, oder vielmehr — ſelbſt ihre Religion verrieth Kriegergeiſt. Alle barbariſche Nationen

tionen der alten Welt kamen hierinnen ſo lange mit einander überein, bis ſie zu einem gewiſſen Grad der Cultur gelanget waren. Aus dieſem Grundſatz, daß die Gottheit den Tapfern liebe, ſchütze und ihm beyſtehe, läßt es ſich leicht erklären, woher es kam, daß die Deutſchen, die ſo gut, wie andere Menſchen unter dem Monde, einen ziemlichen Hang, die Zukunft auszugrübeln, von der Natur erhalten hatten, wenn ſie gern hinter den Schleyer der Zukunft ſchauen wollten, den glücklichen oder unglücklichen Ausgang eines Krieges auf gar ſonderbare Art erforſchten. Sie nahmen (Tacitus de M. G. C. 10.) einen Gefangenen von der Nation, mit der ſie in Krieg verwickelt waren, gaben ihm einen von ihrer Parthey zu ſeinem Gegner, und ließen beyde mit einander kämpfen. Jeder Kämpfer führte die bey ſeiner Nation üblichen Waffen. Die Nation desjenigen, der Sieger wurde, erhielt nach ihrer Meynung gewiß auch die Oberhand im Kriege. Livius und Paterculus erwähnen dieſe Art von Zweykampf. L. 28. C. 21. L. 2. C. 118.

Dieſe ziemlich ſonderbare Art, zweifelhafte Punkte zu entſcheiden, wurde auch auf andere Sachen angewendet. Sogar öffentliche

che Aemter wurden auf ſolche Art, wenn mehrere Kandidaten dazu vorhanden waren, vergeben. Dem Ueberwinder wurde, wenn er ſeinen Gegner glücklich aus dem Felde ſchlug, einmüthig das Amt ertheilt. Denn derjenige mußte doch wohl der geſchickteſte und verdienſtvollſte ſeyn, für den ſich ſelbſt die Gottheit zufolge jenes Religionsſatzes intereſſirte. Aus dieſer Quelle floſſen dann auch die in den ſpätern Zeiten ſo allgemein gebräuchlichen gerichtlichen Zweykämpfe, und dieſer von der Obrigkeit autoriſirte Aberglaube, die ſelbſt zweifelhafte Fälle auf dieſe Art zwiſchen Kläger und Beklagten entſcheiden ließ, hat ſich ſehr ſpät hinaus erhalten; er erhielt durch die damit verbundenen Feyerlichkeiten eine große Gewalt über unſere deutſchen Vorfahren, denn er ſchmeichelte ihrem Kriegergeiſte. Und die Judicia magna Dei, die Ordalien der mittlern Zeit, die Kampf- und Kolbengerichte, wo man Rechtsſtreitigkeiten durch Schwerd und Streitkolben entſchied und feſt überzeuget war, daß Gott gewiß eine angeklagte Unſchuld oder einen boshaft läugnenden Verbrecher durch Zeichen und Wunder entdecken, und jedem zu ſeinem Recht verhelfen würde, ſind doch offenbar nichts anders, als was bey den alten Deutſchen des Tacitus

tus, oder bey den Celten und Galliern des Cäſars, die Zweykämpfe in zweifelhaften Fällen waren; ob es gleich der Religion, der Philoſophie und dem Geiſte des Zeitalters nicht viel Ehre macht, daß noch im Jahr 1450. das Hofgericht zu Rothweil einen gerichtlichen Zweykampf als das ſchicklichſte Mittel zur Entſcheidung eines Prozeſſes von Rechts wegen erkannte.

Es kam den Richtern zu, zu entſcheiden, ob eine Sache, wenn vorher der Weg des gütlichen Vergleichs verſucht worden war, durch einen gerichtlichen Zweykampf ſollte ausgemacht werden, oder nicht, und man findet Fälle, wo er nicht verſtattet worden iſt. Heinrich der erſte gab folgende Verordnung: Non ſit Bellum ſine capitali ad minus X. Sol. niſi de furto vel hujusmodi nequitia compellatio ſit, vel de pace regis infracta, vel in illis, in quibus eſt capitale mortis vel diffamationis. Hingegen hat man von Otto II. eine, auf der zu Verona 983. gehaltenen Verſammlung gemachte Verordnung, wo der Zweykampf bey allen ſtreitigen Fällen zugelaſſen wird. Muratori Script. Ital. T. I. p. 2. 169. und LL. Alem. Tit. 44. heißt es ausdrücklich, daß wenn der Kläger ſeine Klage nicht erweiſen könne, der Beklagte ſeinen Prozeß mit dem Degen zu führen berechtigt ſey. Auch der Biſchof Burkard von Worms hat in ſeiner Sammlung von Geſetzen die Fälle beſtimmt, wenn der Zweykampf ſtatt hatte. Sogar in Schuldſachen verordnet er den Zweykampf, um, wie er ſaget, Meineide zu verhüten. Freylich hätte, geſezt auch, daß die weltliche Obrigkeit hier mehr nach Ritter- als nach Chriſtenſitte dachte, die Geiſtlichkeit dieſem geſetzmäßigen gerichtlichen Mord und Todſchlag durch beſſere Belehrung und Aufklärung ein Ende machen können, und ſollen, aber — der Leſer kennet ja die Geiſtlichkeit ſchon aus der obigen Schilderung. Hätten die Herren auch den Unfug und die Barbarey wirklich eingeſehen, ſo galt ihnen ihr Intereſſe mehr, als Kopf und Herz des Chriſtenvolks. Ihr bekannter Eigennutz foderte es; die Chriſtenheit in der Finſterniß forttappen zu laſſen, auch wohl gar die Nacht des Irrthums und des Aberglaubens wo möglich noch etwas düſtrer zu machen, damit ja kein Lichtſtral auf die Uſurpationen der Klöſter fallen könne, der vielleicht die Laien mehr hätte erblicken laſſen, als ſie bey etwas geſundem Menſchenverſtande ruhig hätten erblicken können.

nen. Es iſt zwar nicht zu läugnen, daß man Verbote dieſer gerichtlichen Zweykämpfe findet; Agobard, Erzbiſchof von Lion, eiferte im 9. Jahrhundert ſehr dagegen, und Kaiſer Friedrich II. verbot ſie, ſo wie ſchon einige Kirchenverſammlungen ſie gemißbilliget hatten; aber der Geiſt der Nation war noch zu kriegeriſch, ihre Denkungsart noch zu rauh und unbiegſam, und überhaupt waren wohl dieſe Verbote nicht ernſtlich genug, um dem alten Herkommen das Gegengewicht halten zu können. Daß ſie nichts gewirket haben, erhellet wenigſtens daraus, daß man bis ins 15. Jahrhundert gerichtliche Zwey- und Ritterkämpfe findet. Man brauchte die Feuer- und Waſſerprobe, vornemlich aber den Kampf nicht blos beym Inquiſitions, ſondern auch beym Accuſations-Prozeß, das heißt, ein Beklagter reinigte ſich dadurch nicht blos von dem angeſchuldigten Verbrechen, ſondern der Kläger konnte auch geradezu einen kämpflich anſprechen, und gleich auf Kampf antragen, wie aus dem Sachſen- und Schwabenſpiegel, aus dem Weichbild und Lehnrecht zu erſehen iſt.

Die Ritterkämpfe, die in die Gerichtsbarkeit des in ſpätern Zeiten entſtandenen

Ritterhofes gehörten, pfleget man von den gerichtlichen Kämpfen, wo ſtreitige Rechtsſachen durch Kämpfe entſchieden werden ſollten, zu unterſcheiden. Ich halte aber dafür, daß in Deutſchland beyde Arten von Zweykampf nicht ſo ſehr unterſchieden waren, daß man berechtiget wäre, ſie von einander zu trennen; wenigſtens finde ich in den Geſchichtſchreibern des Mittelalters noch nicht Grund genug dazu. Der Ritterhof entſchied nur Kriegs- und Ehrenhändel; bey Kampfgerichten aber, wo es blos darauf ankam, daß die Gottheit durch ihren unmittelbaren Beyſtand das Recht entſcheiden ſollte, traten oft Vorfechter auf, beſonders, wenn die im Rechtshandel befangene Perſon alt und ſchwach, oder geiſtlichen Standes war. Auch Unmündige und Weibsperſonen bekamen Vorfechter. Denn wenn die Gottheit einmal ein Wunder thun ſollte, ſo konnte es ihr ſehr gleichgültig ſeyn, ob die Perſon, um derenwillen es geſchehen ſollte, ſelbſt oder eine andere die Sache verfecht. Betraf es aber Ritterehre, ſo mußten die Ritter ihre Sache perſönlich ausmachen.

Einen beſtändigen oder allgemein angenommenen Ritterhof hat Deutſchland, ſo viel ich weiß, nie ſo gehabt, wie Frankreich und England; aber Ritterkämpfe erzählen uns die Geſchichtſchreiber aus den Ritterzeiten genug. Die Sache war alſo da, nur der Name nicht. Es waren Verordnungen und Geſetze da, wornach die Kämpfe angeſtellet werden mußten, und die Fälle beſtimmt, wenn ein Kampf ſtatt haben könne. Dergleichen findet man im **Sachſen- und Schwabenrecht**, im **Magdeburgiſchen Weichbild**, in der **Ordnung des Kampfs des Burggrafthums Nürnberg**, in der **Ordnung des Kampfrechts am Landgericht zu Franken**. Die kämpfenden Ritter mußten als ſchöppenbarfreye Männer von gleich edler Geburt ſeyn. Das Sachſenrecht ſagt: „Ein jeglicher Mann mag Kampfes wegen dem, der nicht als wohlgebohren iſt, als er —„. Wenn ſie in gleicher Schildgenoſſenſchaft und einander ebenbürtig waren, und bewieſen hatten, wer ihre vier Ahnen waren, dann war der Kampf geſetzmäßig nach den Verordnungen des magdeburgiſchen Weichbildes Art. 33 und 35. und des Schwabenrechts Kap. 51, 164, 170, 13. Man findet aber auch beym Lambertus Schaffnaburgenſis von Herzog Otto von Bayern ein Beyſpiel, daß dieſer mit einem gewiſſen

wiſſen Egen, der ihn einer Verrätherey gegen den K. Heinrich beſchuldiget hatte, kämpfte, ohngeachtet ſein Gegner nicht von ſo hoher Geburt war. Doch war hier auch wohl ein Nothfall; denn der K. Heinrich erklärte, daß wenn Otto ſeine Sache nicht durch einen Zweykampf ausmachen wollte, ſo würde er ihn als einen des Verbrechens Ueberwieſenen behandeln. Dieſes zu verhüten, gieng er den Kampf ein. Wollte doch ſogar Heinrich IV. ſelbſt mit einem gewiſſen Reginger kämpfen, der vorgab, Heinrich habe durch ihn die Herzoge **Rudolph von Schwaben** und **Berthold von Kärnthen** heimlich ermorden laſſen wollen. Blos das Zureden ſeiner Freunde, die ihm das Unanſtändige zeigten, bewirkte, daß ein gewiſſer **Ulrich von Cosheim** ernannt wurde, der ſich ſtatt des Kaiſers mit jenem **Reginger** ſchlagen ſollte. Alles war ſchon beſtimmt und verabredet; **Reginger** ſtarb aber vor dem beſtimmten Termine. Ein auffallendes Beyſpiel, wie man auch ſtreitige Rechtsfragen durch Zweykampf entſchied, giebt der bekannte Streit über die Frage, ob die vaterloſen Enkel an der großväterlichen Erbſchaft Theil haben ſollten oder nicht. Man hatte eine Menge Gutachten und Meynungen eingeholet und geſammlet, und war immer noch auf dem alten Fleck, man wußte die Frage weder mit Ja noch mit Nein zu beantworten. Endlich ließ ſie Otto I. durch einen Zweykampf entſcheiden, und da der Kämpfer der Enkel Sieger wurde, ſo durften ſie von nun an mit ihres Vaters Brüdern erben. Dieſer Otto muß überhaupt ſehr für den Zweykampf eingenommen geweſen ſeyn; denn als ein gewiſſer Graf etwas zum Nachtheil ſeiner Tochter geredet hatte, ließ er auch dieſe Sache durch den Zweykampf entſcheiden, und die Ehre der Prinzeßin wurde durch ihren Kämpfer gerettet.

Das allerſonderbarſte Beyſpiel von Zweykampf aber, das mir je vorgekommen iſt, liefert **Karl** V. von Frankreich. In Montfaucons Monumens de la Monarchie francoiſe T. XIII. findet man eine Abbildung davon. Die Geſchichte, die in den Ausgang des 14. Jahrhunderts fällt, iſt folgende: Ein gewiſſer Ritter Macaire ſah neidiſch auf einen andern Aubry von Montdidier, weil dieſer der Liebling des Königs und des Hofes war. Er trachtete ihm lange nach, aber vergebens. Einſt traf er ihn in dem Walde von Bondy an, nur von einem treuen Hunde begleitet.

Er griff ihn an, mordete ihn, verſcharrete die Leiche und ritt fort. Aubrys Hund blieb aber auf der Stelle liegen, und nur vom äußerſten Hunger getrieben, lief er zuweilen nach Paris, fraß ſich ſatt, und lief heulend wieder nach dem Orte, wo ſeines Herrn Leiche verſcharrt war. Man wurde endlich aufmerkſam darauf, grub nach und fand Aubrys halb verweſeten Körper. Er wurde nach Paris gebracht und der Hund lief mit, der Mörder aber war noch unentdeckt. Nur der Hund kannte ihn, und packte ihn einſtmals, da er ihn antraf, mit der größten Wut an; nur mit der äußerſten Gewalt konnte man ihn hindern, daß er ihn nicht umbrachte. Immer ſuchte er ihn wieder auf, und fiel ihn an. Dieſes machte den Macaire verdächtig, denn der Hund ließ ihm nirgends Ruhe. Man hielt ihm den Verdacht vor, er läugnete. Endlich um doch die Wahrheit an das Licht zu bringen, verordnete K. Karl einen Zweykampf zwiſchen Kläger und Beklagten, das heißt, zwiſchen dem Hund und dem Ritter. Der Schauplatz war in Paris; alles wurde nach den Geſetzen des Zweykampfs eingerichtet. Der Kampf begann, und der Hund packte ſeinen Gegner ſo gut, daß dieſer um Gnade bat und alles geſtand. Karl ſprach ihm das Todesurtheil. (Hr. Göckingk hat dieſe Geſchichte im M. Almanach v. J. 1783. verſificirt.)

Die Feyerlichkeiten bey den Rechts- und Ritterkämpfen waren folgende: Es wurde ein offener freyer Platz ausgeſuchet, und von den Richtern ein Tag zum Kampf beſtimmt. An dem beſtimmten Tage wurden die Kämpfer nochmals gefraget, ob ſie noch willens wären, ihre Sache durch Gott, Schwerd und Kolben entſcheiden zu laſſen. Im Bejahungsfall mußten ſie zu Gott ſchwören, daß ſie in allem den vorgeſchriebenen Regeln Folge leiſten wollten. Dann wurde jedem die Anzahl Leute beſtimmt, die er mitbringen durfte. Der beſtimmte Platz wurde mit Sande beſtreuet, und mit Gitterwerk oder Palliſaden eingefaßt, und in dem Platze jedem Kämpfer ein Ort angewieſen, wo er mit ſeinen Verwandten und Grieswarten, deren gewöhnlich zwey waren, halten ſollte. Die Grieswarten, die auch Warner, Kreiswärtel oder Lüßner heißen, waren eine Art von Secundanten und gemeiniglich alte verſuchte Helden, deren Geſchäft es war zuzuſehen, damit alles recht, ohne Trug, Liſt und Gefährde zugieng, daß keiner wider den andern Untreu, ſonder Gefahr noch Vortheil der Wehr und Waffen ſuche, thue, noch hab in kein Weiß noch Weg.

Für jeden Kämpfer wurde eine Todenbahre in den Kampfplatz geſtellet, mit Kerzen, Leichentüchern und allem, was zu einer Leiche gehöret. Dieſes ſollte anzeigen, daß hier auf Leben und Tod geſtritten, und dem Beſiegten doch ein ehrbares Begräbniß ſollte vergönnet werden. Jeder hatte ſeinen Beichtvater, der vorher mit ihm und über ihn betete, und ihm das Sakrament reichte. Ueberhaupt beteten Prieſter und Zuſchauer eifrig zu Gott, daß er für das Recht und die Unſchuld mitſtreiten und entſcheiden möge. Ihre Harniſche, Wehr und Waffen wurden genau von den dazu vereideten alten Kampfhelden und Rittern durchgeſucht und abgewogen. Sie mußten eidlich betheuern, daß ſie kein Kraut, Zauber- oder Beſchwörungsmittel bey ſich führten. Sonne und Wind, Licht und Schatten wurden genau abgetheilt, damit keiner einen ſichtbaren Vortheil über den andern habe. Hierauf wurde öffentlich ausgerufen und verboten, daß niemand ſich unterſtehen ſolle, zu ſchreyen, zu winken, zu deuten oder ſonſt Zeichen zu geben. Wer dagegen handelte, dem ſollte nach der Beſchreibung, die man in Seb. Münſters Cosmographie findet, durch den gegenwärtigen Nachrichter die rechte Hand und der linke Fuß ohne Gnad mit einem Handbeil abgehauen werden. Alle Thore wurden verſchloſſen, alle Straßen mit Ketten geſperret, und alle Thüren, Wehr und Mauern beſetzet. Auch wurde nach Seb. Münſters Erzählung eines Kampfgerichts zu Schwäbiſch-Hall, den Weibsperſonen und Kindern unter dreyzehn Jahren das Zuſchauen verboten.

Hierauf traten die Kämpfer gegen einander auf. Es wurde dreymal laut gerufen; beym drittenmale giengen ſie auf einander los. Wer verwundet wurde, und ſich dem andern ergab, wurde für ehrlos gehalten, durfte auf keinem Pferde mehr ſitzen, ſich keinen Bart ſcheeren, keine Wehr noch Waffen tragen, und war aller Ehren und Aemter unfähig. Wer aber tod blieb, wurde ehrlich zur Erde beſtattet, und wer den Sieg behielt, wurde nun für einen Mann gehalten, deſſen Ehre und Ritterthum ohne Tadel und Flecken ſey.

Aus allem, was bisher über den Geiſt, die Denkart, Sitten, Religion und Andacht der Deutſchen, (oder will man das Lezte lieber Aberglauben nennen, ſo werde ich drum nicht ſtreiten,) geſagt worden iſt, kann man ſich ſehr leicht erklären, wie der Deutſche auf die ſogenannten Gottesurtheile verfiel — eine höchſt abgeſchmackte, barbariſche und betrügliche Art, Unſchuld, Wahrheit und Recht an den Tag zu bringen, die in dem Mittelalter ſonſt oft gebraucht wurde, ich meyne, die **Feuer**, **Waſſer** und **Abendmalsprobe**, *ſortes ſanctorum*, **das Kreuzurtheil und den geweiheten Biſſen.** Freylich hatten dieſe Wahrheitsproben alle ihren Grund in der vorhergehenden ältern Denkart der Nation, aber nur ein ſo rohes unwiſſendes Zeitalter, als das mittlere war, konnte ſie beybehalten, und als gültige Zeugniſſe der Wahrheit und des Rechts annehmen. Leider hatte auch hier theils die rohe Unwiſſenheit der Geiſtlichen, theils ihre Eigennützigkeit an dieſen Schandmaalen des Menſchenverſtandes ſo viel Antheil, daß man ſie ſchwerlich wird entſchuldigen können. Ein Fall, der nur gar zu oft in der mittlern Geſchichte Deutſchlands vorkommt! Die Feuerprobe oder das glühende Eiſen, das man entweder in die Hände nehmen, oder mit bloßen Füßen darauf hingehen mußte, und die Waſſerprobe ſind bekannt genug und auch älter, als die übrigen, welche erſt ſpäter von den Geiſtlichen erfunden worden. Nur in Anſehung der Waſſerprobe muß ich noch erinnern, daß ſie zweyfach war, entweder machte man ſie in ſiedendem oder in kaltem Waſſer. Die kalte Waſſerprobe wollte beſonders P. Eugen IV. ſtatt des Kreuzurtheils einführen. Sie beſtand darinnen, daß man den Beklagten mit einem Strick um den Leib in einen Fluß warf; ſchwamm er oben, ſo hielt man ihn für ſchuldig, ſank er aber unter, ſo war ſeine Unſchuld dargethan. Ich zweifle, daß alle Leſer die übrigen genannten Gottesurtheile alle kennen werden; dieſen muß ich wenigſtens hier ſagen, was ſie ſich darunter zu denken haben.

Die Abendmalsprobe beſtand darinnen, daß man einem Angeklagten das Abendmal reichte. War er unſchuldig, ſo konnte er es ohne Schaden genießen; war er aber ſchuldig, ſo war es nach dem damaligen Volksglauben eben ſo gut, als ob er Gift genommen hätte, er müßte entweder tod zur Erde fallen, oder wenigſtens krank werden. Wenn man bedenket, daß damals lange ſchon die Lehre von der Transſubſtantiation (von der Brod- und Weinverwandlung im A. M.) die ſich ſeit dem 7. Jahrhundert ſo ſehr ausgebreitet hatte, bekannt und angenommen war, ſo muß man ſich allerdings wundern, wie die Geiſtlichen bey dieſem Glauben einen ſolchen blasphemiſchen Gebrauch von dem vermeyntlichen Leibe und Blute Chriſti machen konnten; aber welcher Abſurditäten iſt nicht ein Mönchskopf fähig, der ſeit dem Tage, da er zum erſtenmal die Kutte anzog, auf allen geſunden Menſchenverſtand feyerlich Verzicht gethan hat.

Sortes ſanctorum. Man nahm in zweifelhaften Fällen die Bibel oder ein anderes Andachtsbuch, ſchlug blindlings das Buch auf, und die erſte Stelle, die in die Augen fiel, mußte entſcheiden. Ein vernünftiger Mann könnte freylich den ſehr natürlichen Einwurf machen: wie aber, wenn die aufgeſchlagene Stelle nicht zu dem vorgelegten Falle paſſet? Ein Geiſtlicher der damaligen Zeit würde aber antworten: Thut nichts zur Sache, man kann ſie durch Erklärungen, Drehungen und Wendungen ſehr paſſend machen. Und was könnte nun hierauf der vernünftige Mann anders thun, als die Achſeln zucken, und befürchten, daß auf ſolche Art die Bibel,

bel, der Grund aller gereinigten Religion, nichts mehr und weniger als eine wächſerne Naſe ſey, die man nach eines jeden Geſicht, er ſey Menſch oder Urang Utang, auf die leichteſte Art von der Welt formen könne. Aber für ſo etwas hatte man weder Sinn noch Gefühl.

Das Kreuzurtheil war, daß man den Kläger und Beklagten beyde Arme, kreuzweiſe über einander geleget, ausſtrecken ließ, und auf ſolche Art 4 - 8 Stunden vor ein Kreuz unbeweglich hinſtellete. Wer die Arme zuerſt fallen ließ, war der Schuldige. Etwas ähnliches findet man unter den Indiern, die oft freywillig zur Ehre ihrer Gottheit dergleichen Martern übernehmen, z. B. Wochen, Monate, auch wohl Jahre lang auf einem Beine ſtehen, oder eine andere höchſt beſchwerliche Stellung oder Lage eine Zeitlang aushalten. Auf alle Fälle konnte bey dem Kreuzurtheil der Deutſchen ein ſtarknervigter Körper ſeiner Unſchuld gewiß ſeyn.

Der geweihete Biſſen war ein Stück Brod oder ſonſt etwas, das der Prieſter unter allerley Verwünſchungsformeln dem Beklagten zum Verſchlucken in den Mund ſteckte. Der Schuldige aß ſeinen Tod daran, dem Unſchuldigen bekam es ſo gut, wie ſein gewöhnliches Frühſtück. Die Gröſſe und die Beſchaffenheit dieſes Biſſens kann ich zwar nicht beſtimmen, aus allem aber ſieht man deutlich genug, daß es weiter nichts, als abergläubiſche Charletanerie war, die dem Betrüger, der Freydenker gnug war, ſich über dieſe Alfanzereyen hinaus zu ſetzen, immer freye Hand ließ. Nur in dem Falle, wenn der Angeklagte wirklich ſo rechtgläubig war, eine unmittelbare Mitwirkung der Gottheit gelten zu laſſen, konnte vielleicht die Angſt oder der Glaube, daß ein Menſch nicht im Stande ſey, der Allmacht und Allwiſſenheit Gottes, die ſich bey dieſen Proben offenbaren ſollte, zu entwiſchen, einen wirklichen Verbrecher an den Tag bringen; aber eben ſo leicht konnte dieſe Angſt oder ein ſchwächerer Körper auch dem Unſchuldigem das Urtheil der Verdammung zuziehen. Es iſt wahrſcheinlich, daß man dieſe Gottesurtheile erfand, weil man die ſonſt viel gewöhnlichere Feuer- und Waſſerprobe für zu grauſam hielt, oder weil man vielleicht einſahe, daß das Mittel, das man brauchte, um einen Strafwürdigen zu entdecken, ſelbſt ſchon die ärgſte Strafe war, und ſo, könnte man ſagen, hatten ſie doch immer ihre Entſtehung einem Herzen zu danken, das menſchlicher und mitleidiger war, als dasjenige, das die Feuer- und Waſſerprobe erfand. Aber wenn dem auch ſo iſt, ſo machten die Erfinder ihrem Herzen ein Kompliment, das ihrem Verſtande immer zur Schande gereichte.

Eine andere mit dem Ritterweſen des Mittelalters auf das genaueſte verbundene Feyerlichkeit, waren die **Ritterſpiele und Turniere.** — Es gab nicht immer Landkriege und Fehden, der ritterliche Kriegertrieb fand alſo auch nicht immer Beſchäftigung und Nahrung genug. Müßig konnte der Ritter aber doch auch nicht auf ſeiner Burg liegen, es mußte irgendwo gekämpft und gefochten ſeyn, wenn nicht ein gewiſſes Leere in der Seele des Ritters ſich einſchleichen ſollte. Die Turniere dienten dazu, dieſes Leere in Friedenszeiten auszufüllen, und Ritter und Knappen immer in Thätigkeit zu erhalten. Daher heißen ſie in den Schriftſtellern des Mittelalters Ludi militares, militaria exercitia, imaginariae bellorum prolusiones u. ſ. w. Es vergieng kein Jahr, in welchem nicht bald hier, bald dort, öffentliche Ritterſpiele und Kriegsübungen angeſtellet wurden, (die kleinern Familienſpiele ungerechnet) worinnen jeder ſich die äußerſte Mühe gab, ſeine Gewandheit und Geſchicklichkeit den zahlreich verſammleten Edlen der Nation zu zeigen, und ſich zu den Gefahren des Krieges und zu heldenmüthiger Beſiegung derſelben vorzubereiten. Die Ritter zogen, wenn in ihrer Heimat kein Krieg und keine Fehde war, von einem Lande und Hofe zum andern, wo es Turniere gab, um die Kriegskunſt zu ſtudieren, ihre Bravour zu zeigen, und Bekanntſchaften zu machen. Ohngeachtet ein Turnier ſeinem Zweck und Abſicht nach nur eine ritterliche Uebung in Friedenszeit, eine Feyerlichkeit bey Hof- und Reichstagen, Vermahlungen und Ritterſchlagen, Kindtaufen, Beſuchen großer Herren, Geſandſchaften, Belehnungen, auch Concilien und Synoden ſeyn ſollte, ſo wurde das Spiel doch oft ſo ernſtlich getrieben, daß mancher im Turnierplatz ſein Grab gefunden hat, daher ſie auch nicht ungebeichtet einritten. In Sachſen fanden in einem Jahre 16 Ritter beym Turniere ihren Tod, und im Jahr 1175. blieb ein Sohn des Markgraf Dieterich von Meiſſen.

Alle beſondere Sitten und Gewohnheiten der Turniere einzeln hier anzuführen, wäre wohl zu weitläuftig, man findet ſie in allen Turnierbüchern, und Rüxener iſt für diejenigen, die mehrere Nachricht davon verlangen, weitläuftig genug. Nur einige der vornehmſten Gewohnheiten, die auf das Vorhergeſagte Beziehung haben, mögen hier ſtehen.

Gewöhnlich wurde ein Turnier eine Zeitlang, wenigſtens einige Monate vorher, ausgeſchrieben, und der Tag, an welchem es gehalten werden ſollte, öffentlich unter Trompeten- und Paukenſchall durch Herolde bekannt gemacht, damit fremde turnierfähige Ritter Theil daran nehmen konnten. Ein ausſchreibender Fürſt ſchickte z. B. einem andern durch einen Ehrenherold ein Turnierſchwerd, und ließ ihm ſagen, er ſey willens, ein Turnier zu halten. Dieſer nahm es gewöhnlich an, und bot dann ſeine Ritterſchaft auf, die ihn oder ſeinen Abgeſandten zum Turnier begleitete. Die Zahl ſolcher Begleiter iſt oft ſo groß angegeben, daß ſie allen Glauben überſteiget, wie z. B. in Geſt. Trevirenſ. apud Mart. T. IV. Man denke ſich in die Seele der damaligen Krieger hinein, ſo wird man ſich einigermaßen einen Begriff von der Maßloſigkeit machen können, die in der Seele der Ritter entſtand, die ſich auf dieſen

Tag, wo es ſo viel Ehre zu erkämpfen gab, vorbereiteten. Aber nicht jeder durfte zum Turnier einreiten, wie, wenn und wo er wollte, ſondern jeder Turnierkämpfer mußte einige Zeit vorher ſein Wappen öffentlich ausſtellen, und gewiſſe dazu beſtimmte Ritter oder Waffenkönige oder Herolde mußten die genaueſte Nachricht von dem Leben und Wandel, und von dem Geſchlechte desjenigen, der um den Preis mitkämpfen wollte, einziehen. Hatte nun z. B. eine Dame gegen den Ritter, deſſen Wappen ausgeſtellet war, Klage zu führen, ſo durfte ſie nur das Wappen mit einem Stäbchen berühren, um den Ritter ſo lange zum Turnier unfahig zu machen, bis er ſich entweder gerechtfertiget, oder die ihm von den Richtern zuerkannte Strafe ausgeſtanden hatte. Dieſe Richter waren gewöhnlich zwey Ritter, eine Frau, eine Witwe und eine Jungfrau. Hätte er es doch gewagt, im Turnier mit zu erſcheinen, ſo würde er zu befürchten gehabt haben, erſt ausgeprügelt, und dann doch, wenn er nicht öffentlich die Gnade der Damen anrufte, abgewieſen zu werden. Dergleichen Streitigkeiten zu ſchlichten, und überhaupt über Ritter- und Turnierordnung zu halten, die Fremden anzuweiſen, und die ganze Einrichtung des Turniers und deſſen Polizey zu beſorgen, dazu waren die Turniervögte oder Grieswärtel beſtellt. Sie mußten Ordnung auf dem Turnierplatz erhalten, die Ritterknechte und Knappen beſtellen, die die im Turnier Fallenden aufheben, die zu hitzig Streitenden aus einander bringen, und die zu einer Turnierſtrafe Verurtheilten, auf die Schranken, in welche der Platz eingeſchloſſen war, ſetzen mußten; denn das war eine gewöhnliche Strafe, wie man aus den 12 Turnierarticuln ſiehet, die unter dem Kayſer Heinrich, der ein großer Freund der Turniere, obgleich nicht, wie einige wollen, ihr Erfinder war, aufgeſetzet worden. Dieſe zwölf Turnierarticul ſind zu bekannt und ſchon zu oft abgedruckt worden, als daß es nöthig wäre, ſie hier zu wiederholen. Oft wurden aber außer dieſen bekannten Turniergeſetzen noch beſondere Punkte vorgeſchrieben; oft auch eine beſondere Kleiderordnung für Herrn und Damen entworfen, und die Zahl der Knechte, die ein Turnierritter mitbringen durfte, ausdrücklich feſtgeſetzt. Alles dieſes zu ordnen und genau darauf zu ſehen, daß darüber gehalten werde, war ein Geſchäft der Turniervögte. Sie mußten die Geſetze des Spiels beſtimmen, die Preisverordnung bekannt machen, die Waffen, die gebraucht werden durften, und ihre Zahl anzeigen, oder wie viel Lanzen gebrochen, wie viel Schwerdſtreiche geführt werden ſollten. Sie mußten die Waffen der Ritter beſichtigen, damit ſie alle nicht nur einander gleich, ſondern damit auch keine verdächtigen oder unerlaubten gebraucht würden. Z. B. es durfte an dem Turnierzeug nichts ſtechendes oder ſchneidendes ſeyn, das den Gegner oder ſein Pferd unverſehens hätte verletzen können. Oft mußten ſie auch ſelbſt für Anſchaffung der Waffen ſorgen, kurz, ſie mußten vermöge ihres Eides auf jeden Schritt, Streich und Schlag der Turnierenden genau Acht geben, und den Uebertreter der Turniergeſetze zur Rechenſchaft ziehen. Jede heroiſche That wurde aber auch mit allgemeinem Jubel aufgenommen, und von Meiſterſängern ſogleich dem Volke vorgeſungen und in Volkslieder gebracht.

Die Stadt oder der Platz, wo ein Turnier gehalten wurde, war vier Wochen lang ein Freyplatz für die Turnierenden; in dieſer Zeit galt kein anderes, als Turnierrecht. Doch erſtreckte ſich dieſe Freyheit der Turnierplätze nicht auf Ketzer, Mörder und Landesverräther. Kein Unadelicher durfte ſein Wappen laſſen auftragen und einreiten, und wer unter ſeinen Stand geheyrathet hatte, muſte erſt eine beſondere Strafe leiden, ehe er eintritt. Dieſes Geſetz erſtreckte ſich auch auf ſeine Kinder und Kindeskinder. *)

Es konnte nur einer von einem Geſchlechte turnieren, ausgenommen wer die Ritterwürde erhalten hatte, der durfte nach Ritterrecht für ſich ſelbſt einreiten. — Welches Geſchlecht in 50 Jahren nicht zum Turnier gekommen war, hatte ſeine Turnierfreyheit verlohren, konnte ſie aber doch auch wieder erlangen. — Mit dem Degen durfte nicht geſtoßen, ſondern nur gehauen, und nie außer dem Gliede gefochten werden. — Beiſſende, ſchlagende Pferde durften nicht gebracht, und nach dem Pferde des Gegners durfte nicht geſtoßen oder gehauen werden. Nur nach Geſicht und Bruſt des Feindes galt der Lanzenſtoß, auch durften nicht mehrere auf einen losgehen. Hatte der Gegner ſein Viſier fallen laſſen, oder den Helm abgenommen, ſo galt kein Stoß mehr.

---

*) Spangenberg erwähnt in ſeiner Chronik eines 1384. zu Weiſſenfels von den Juden gehaltenen Turniers. Ich habe aber aller Mühe ungeachtet nicht erfahren können, ob noch irgendwo andere Nachricht davon gefunden werde.

mehr. — Glaubte eine Parthey, daß ein Ritter die Turniergeſetze übertreten habe, ſo wurde ein von den Damen gewählter Friedensrichter abgeſchickt, der eine mit einem Schleyer umwundene Lanze auf den Angeklagten neigte, zum Zeichen, daß ihn niemand weiter bis nach unterſuchter Sache angreifen ſolle. Denn die Damen wurden als Schutzgöttinnen des Turniers angeſehen, ſie konnten verurtheilen und begnadigen. Unachtſamkeit wurde, beſonders wenn die Damen Vorbitte einlegten, vergeben; aber Bosheit und vorſätzliche Uebertretung der Geſetze hart beſtrafet.

Der Turnierplatz war ein paar Ellen hoch in Schranken eingeſchloſſen, und hatte nur für die Turnierenden einige Eingänge. Die Turniervögte, Frauenzimmer und übrigen Zuſchauer hatten ihre beſondern Gerüſte und Bühnen. Ueber den ganzen Platz waren Seile ausgeſpannt, die ihn in zween Theile theilten, doch ſo, daß Raum für die hinter den Turnierenden ſtehende Turniersgenoſſen blieb. Das Abhauen oder Wegziehen der Seile war das Zeichen, daß das Turnier beginne. Man muß ſich nicht vorſtellen, als ob immer nur einer gegen einen gefochten habe, ob dieſes wohl die gewöhnlichſte Art war, ſondern es ſtritten oft ganze Parthien gegen einander, und ſtellten verſchiedene Auftritte des Krieges vor. — Wer dem andern auf einen Stoß das Kleinod vom Helm wegnahm, welches ein Zeichen des Geſchlechts war, wurde für ſehr geſchickt gehalten.

Nichts war feyerlicher, als wenn die Ritter in voller Rüſtung im majeſtätiſchen Schritt ihrer Roſſe unter Trompeten- und Paukenſchall angezogen kamen, ſich mit ernſter Würde in die Schranken begaben, und laut die Namen ihrer Damen anriefen, und ſich ihrer Liebe und Schuz empfahlen. Man hat auch wohl Beyſpiele, wo ſie von der Dame ihres Herzens, wie Sclaven an der Kette, bis in die Schranken geführt wurden, und nichts dünkte dem Ritter ſüßer, als dieſe Art von Sclaverey. Gemeiniglich hatten ſie auch von ihrer Dame einen Schleyer, Schärpe, Band oder ſo etwas, womit ſie ihren Arm, Helm oder Lanze zierten, und ſich nun unter dem Einfluß und Schuz dieſes zauberiſchen Kleinods noch eines ſo mächtig und ſtark dünkten. Oft gieng aber auch das Kleinod durch die Geſchicklichkeit des Gegners oder in der Hitze des Gefechts verloren. Wer nun die Dame dem Ritter recht treu und gewogen, ſo ſchickte ſie geſchwind ein anderes, das den Muth des Ritters von neuem entzünden, und vor andern ihr kennbar machen mußte. Hatte der Ritter viel Unglück, ſo traf es auch wohl, daß ſich die Dame alles ihres Schmucks beraubt und halb entkleidet ſahe, ehe das Gefecht zu Ende war. Gewöhnlich ſchloß ſich das Turnier damit, daß eine Lanze zu Ehren der Damen gebrochen wurde. Man rennte in vollem Sprengen mit der Lanze auf den Leib des Gegners los; derjenige, der den andern traf und ſelbſt durch eine geſchickte Wendung nicht getroffen wurde, blieb ſitzen, der Getroffene hingegen fiel gemeiniglich, wenn er nicht recht ſattelfeſt war, doch hielten viele den Stoß aus, und blieben doch ſitzen; trafen beyde Lanzen, ſo ſprangen ſie in Stücken.

Nach geendigtem Turnier wurden die Danke oder ausgeſetzten Preiſe vertheilt. Hier kam es nun darauf an, wer ſich am meiſten hervor gethan hatte, wer die meiſten Lanzen gebrochen, am geſchickteſten geſtoßen, am längſten zu Pferde geblieben war, oder am längſten ſich erhalten hatte, ohne das Viſier abzunehmen, oder den Helm fallen zu laſſen, u. ſ. w. Die Turniervögte, Waffenkönige und Herolde muſten hierüber nach Pflicht und Gewiſſen an die hiezu beſtellten Richter Bericht erſtatten, man ſammlete Stimmen darüber, und die älteſten und verſuchteſten Ritter thaten den Ausſpruch. Die Austheilung der Danke beſorgte das Frauenzimmer. Der Ritter, der dergleichen erhielt, hatte die Erlaubniß die Dame zu küſſen, und mit ihr an dem Tage zu tanzen. Denn auf ein Turnier folgte allezeit ein Schmaus und Tanz. Der ſiegende Ritter wurde von den Damen unter dem Jubelgeſchrey des Volks, den Lobgeſängen der Meiſterſänger und dem Schall der Muſik von dem Turnierplatz in den Pallaſt geführet, wo er ſeine Waffen ablegte, prächtig angekleidet, und dem Könige oder Kaiſer vorgeſtellet wurde. Die beſiegten Ritter wurden von ihren Damen und Siegern getröſtet, und ihre Ueberwindung nicht dem Mangel an Muth, ſondern dem Zufall und einem beſondern Unglück zugeſchrieben, und ermuntert, deswegen nicht kleinmüthig zu werden.

Wer den erſten Dank davon getragen hatte, erhielt auch bey dem Gaſtmahle den erſten Platz, und hatte den ganzen Tag den Rang vor andern. Doch gab man wohl Achtung, ob auch der ſo ſehr beglückte Ritter ſeines Sieges ſich überhebe, und die edelſte Rittertugend, die Beſcheidenheit, zu üben vergeſſe, welches ihn von der höchſten Stufe der Ehre in aller Augen zur äuſſerſten Verachtung herab geſtürzt haben würde.

Bey dem auf das Mahl folgenden Tanze wurden die Tanzenden auch nach einer gewiſſen Ordnung zuſammen gepaart. So tanzte z. B. auf einem ſolchen Turniertage Kaiſer Konrads Gemahlin nicht im erſten, ſondern im zweyten Paare, und der Tanz ſelbſt wurde unter beſondern Feyerlichkeiten gehalten. Bey dem eben erwähnten Tanze giengen vor der Kaiſerin zween Grafen mit Fackeln, alsdann vier in einer Reihe, wieder zwey mit zwey Fackeln, dann die Kaiſerin mit dem ihr zugetheilten Herzog Magnus von Sachſen, dann zween Grafen mit Windlichtern, und ſechs Grafen zur Schleppe.

Jeder, der am Turnier Theil genommen hatte, gieng zum Turniervogt, und ließ ſich einen Turnierbrief geben; das war ein Schein, worinnen bezeuget wurde, daß der Ritter N. N. auf dem Turnier zu N. N. turniert habe, und ungeſchlagen eingeritten ſey. Dieſer Turnierbrief bewies an fremden Orten die Turnierfähigkeit des Ritters, und erleichterte ihm den Eintritt bey künftigen Turnieren. Nach geendigtem Turnier wurde gemeiniglich eine Zeit beſtimmt, wenn ein neues ſollte gehalten werden, und ſie haben lange in Deutſchland fortgedauert; denn das im Jahr 1487. zu Worms von der rheiniſchen Ritterſchaft gehaltene, und von Rüxner als das lezte angegebene, iſt gewiß nicht das lezte geweſen, ob ſie gleich in Deutſchland verſchiedene Veränderungen erlitten haben, und ich nicht ſagen kann, wo eigentlich das lezte iſt gehalten werden. Außerhalb Deutſchland haben ſie vielleicht noch länger gedauert, wenigſtens wiſſen wir, daß Montecuculli noch im Jahr 1629. einen ſeiner Freunde, einen Italiener, auf einem zu Modena gehaltenen Turnier aus Verſehen tödete.

Ohngeachtet anfangs niemand, weder Papſt noch Kaiſer, etwas gegen die Turniere einzuwenden hatte, ſo fanden doch die Päpſte bald, vermuthlich um den Kaiſern und dem hohen Adel wehe zu thun, viel Sündliches darinnen. Sie wurden als ſataniſche Spiele verſchrieen, wodurch der Teufel die Menſchen zu Geiz nach eitler Ehre und zu Sättigung ihrer Rachbegierde verführe. Dazu mochten wohl die verſchiedenen Fälle Gelegenheit gegeben haben, wo der deutſche Heldenmuth zu ungeſtüm geworden war, und verſchiedene turnierende Ritter bey dieſem Spiele ihr Leben verloren hatten. Man verdammte ſie auf Kirchenverſammlungen als Reizungen zu Mord und Todſchlag, und that die Turnierenden in Bann. Die Päpſte Innocentius II. und VIII. verſagten denen im Turnier Gebliebenen ein ehrliches und chriſtliches Begräbniß auf dem Kirchhofe. Concil. Lateranenſ. II. Can. XIV. So that auch der Erzb. von Magdeburg den oben erwähnten auf einem Turnier 1175. getödeten Sohn des Markgrafen Dieterich von Meiſſen in den Bann, und hob die Excommunication nicht eher auf, bis der Vater und deſſen Bruder und viele andere Markgrafen und Grafen eidlich verſprochen, die Turniere abzuſtellen. Chron. Mont. Seren. ap. Menken. T. II. rer. germ. Dieſes alles that den Turnieren nicht ſo viel Abbruch, als man wohl hätte glauben ſollen. Der Kriegergeiſt und der Hang, ſich den Damen, die viel Vergnügen daran fanden, gefällig zu machen, galt mehr. Gegen die Bannſtralen des Papſtes und der Biſchöffe ſuchte man ſich dadurch zu verwahren, daß man nicht ungebeichtet eintritt, und alſo ſich genug vorbereitet zu haben glaubte, um, wenn es das Schickſal wollte, daß ein Turnierer ſollte getödet werden, gerades Weges gen Himmel fahren zu können. Als aber ſelbſt die Fürſten anfiengen eiferſüchtig auf den bewafneten Adel zu werden, und ſich vor ſo zahlreichen Verſammlungen bewafneter Ritter und geübter Krieger, als bey Turnieren Statt fanden, zu fürchten, dann gaben auch dieſe als oberſte Lehnsherren Verbote gegen die Turniere, und dieſes brachte ſie in Verfall.

Fragt man nun, ob und was für Nutzen Deutſchland von dem geſamten Ritterweſen und ſeinen Einrichtungen gehabt habe, ſo wäre es, auf das gelindeſte geurtheilt, ſehr unbillig, wenn man die guten Folgen, die daraus auf Deutſchlands Verfaſſung und Sitten floſſen, verkennen wollte. Heldenmuth in Gefahren, Geſchicklichkeit und Gewandheit in Kriegsübungen, Tapferkeit, Menſchlichkeit, Höflichkeit, ſtrengſte Gewiſſenhaftigkeit, Treue, genaueſte Wahrheits- und Gerechtigkeitsliebe, Vertheidigung der Unſchuld und der Schwachen — das alles waren ja nothwendige Erforderniſſe und charakteriſtiſche Kennzeichen eines Ritters. Sollte die Bildung des jungen Edelmanns zu dieſen Tugenden, und das Streben ſie zu einer bewundernswürdigen oft romantiſchen Höhe zu treiben, wozu beſonders der Umſtand, daß man die Religion mit eingeflochten hatte, ſehr viel beytrug, nicht mancherley Gutes gewirket haben? —— Da Menſchlichkeit eine ſo nothwendige Eigenſchaft des Ritters wurde, und Tapferkeit ohne dieſe nichts galt, da ſelbſt ſuveräne Fürſten erſt zur Ehre der Ritterſchaft zu gelangen ſuchten, ehe ſie die Krone aufſezten, und dieſe Würde auch an dem bloſſen Edelmann ſchäzten und ehrten; ſo war die natürliche Folge, daß das fürchterliche Ungeheuer, der Krieg, weniger Grauſamkeiten ausüben konnte, als vorher, und daß man anfieng, Menſchenwerth kennen zu lernen. Der Krieger, durch den Umgang mit den Damen und durch den Eifer, ſich ihnen auf alle Art gefällig zu machen, an gewiſſe zärtere Empfindungen gewöhnt, brachte dieſes Gefühl mit aufs Schlachtfeld, dort dämpfte es ſeine aufbrauſende Hitze, die vielleicht, wenn er Sieger wurde, in rohe Grauſamkeit ausgeartet ſeyn würde, und lehrte ihn Großmuth und edles Betragen gegen ſeine Kriegsgefangene, lehrte ihn Menſchenwürde auch an den Unglücklichen ſchätzen, die in ſeine Siegerhände fielen. Denn es war die äuſſerſte Schande für einen ſiegenden Ritter, einen ſchwachen, oder ſich gefangen gebenden Feind grauſam zu behandeln oder gar zu tödten; vielmehr nahm man ihn mit Edelmuth auf, und ſuchte ihm ſein Schickſal auf die angenehmſte Art zu erleichtern. Ich darf nur unter vielen andern Beyſpielen an das Betragen des Grafen von Warwick und des Prinzen von Wallis Eduards gegen den bey Poitiers gefangenen König von Frankreich Johann erinnern, wie es Hume in der Geſchichte von Engelland B. 2. S. 214. erzählt. Und eine ähnliche Erzählung giebt Froiſſard von dem Betragen Eduards III. gegen Euſtache von Ribaumont. S. Gilbert Stuarts Abriß des geſellſchaftlichen Zuſtandes in Europa. S. 277.

Galanterie gegen die Damen, dieſer Grundzug im Charakter des Ritters, milderte die Rohheit des Zeitalters auf eine ſo glückliche Art, daß es ein Verdienſt des braven Ritters wurde, ſich Gewaltthätigkeiten aller Art zu widerſetzen, die Unſchuld zu ſchützen, der Waiſen Vater, und der Witwen Schutz zu ſeyn, und unbeſcheidene Beleidiger oder boshafte Verläumder zur gebührenden Rechenſchaft zu ziehen. Eine gewiſſe Feinheit im Umgange, erhöhetere Begriffe von dem Anſtändigen und Schicklichen, von Recht und Billigkeit, war die natürliche Folge davon. Mußte nicht Gewaltthätigkeit und Unterdrückung ſeltener werden, da Deſpotie und Tyranney an den Rittern ihre erklärten und gewiſſenhaften Gegner fanden? mußte nicht Treue im Verſprechen, beſonders bey Verbindungen mit dem andern Geſchlecht, die doch ſo leicht gebrochen wird — mußte nicht ſtrengſte und gewiſſenhafteſte Wahrheitsliebe das Band der Geſellſchaft um deſto enger zuſammenziehen, da auch der entfernteſte Schein von Untreue oder Lüge den Ritter ſeiner Würde entſezt haben würde, und man doch hierinnen das feinſte Gefühl von Ehre hatte? Und überhaupt, da Liebe und Religion den Ritter bey allen ſeinen Handlungen beſtimmte, leitete und in Bewegung ſezte, was läßt ſich nicht von zwo ſo mächtig wirkenden Triebfedern erwarten?

Daß nun freylich der Trieb ſich hervorzuthun, den Geiſt der Ritterſchaft jezuweilen zu einer Höhe trieb, wo ſeine Ausſchweifungen Thorheit wurden, iſt mehr als zu wahr. Es iſt bekannt, wie ſehr das päpſtliche Intereſſe den ritterlichen Muth und Aberglauben mißbrauchte, um ſich zu bereichern, und aſiatiſche Völker unter der Anführung des Kreuzes zur Ehre Gottes zu morden, Europa zu entvölkern und Aſien mit Blut zu überſchwemmen. Wer kann das billigen? — Wir geben es den Anführern und Anſtiftern dieſer heiligen Räubereyen und Todſchläge zu verantworten, daß ſie einer ſonſt guten und nützlichen Einrichtung eine ſo ſchiefe Richtung gaben. Eben ſo wenig kann jene romantiſche Galanterie, die ſo viel Thorheiten, beſonders in Spanien erzeugte — die irrende oder fahrende Ritterſchaft, in Schutz genommen werden. Es war aber auch nur ein Auswuchs der ächten Ritterſchaft — ein aufgeſchoſſenes Waſſerreiß eines auf zu fetten Boden gepflanzten Fruchtbaums. Der Eifer Unrecht zu ſtrafen und Unſchuld zu ſchützen war in jenen Zeiten gut; daß aber mancher Ritter ihn ſo weit trieb, mit ſeinem Knappen weit und breit aufs Gerathewohl umherzuziehen, um Unglückliche und Leidende aufzuſuchen, oder um unglücklicher Prinzeſſinnen und Fräulein willen Leib und Leben zu wagen, ohne eben Beruf dazu zu haben, war gewiß Eifer zur Unzeit. Wenn der alte Herzog von Alba ſich in eine ſchöne Dame verliebt, ſo war das lediglich ſeine und der Dame Sache, was kümmerte ſich

Portugall um ihre Liebe? mußte er ein ganzes Land in ſeine Liebeshändel ziehen? Aber er wollte ſich ein Verdienſt bey ſeiner Dame erwerben, gelobte die Eroberung von Portugall, und — hielt Wort. Der Herzog von Braunſchweig wollte auch aus eben dem Grunde die K. Eliſabeth von Böhmen wieder einſetzen, wählte ſie zur Dame ſeines Herzens, trug ihren Handſchuh am Hute, ſchlug und balgte ſich wacker ihr zu Ehren herum, und — das Königreich blieb doch verloren. Franz der erſte geht nach Italien, um eine berühmte Schönheit zu ſehen, geht fort, kommt wieder, um ſie noch einmal zu ſehen; der heilige Ignaz will gar einen geiſtlichen Ritterorden errichten, deſſen Dame die Mutter Gottes ſeyn ſoll — das alles ſind Ausſchweifungen der Ritterſchaft, die tadelnswerth bleiben. Sie haben das Ritterweſen lächerlich gemacht, beſonders da die Dichter und Romanſchreiber anfiengen, es zu Gegenſtänden ihres Witzes zu machen, es mit viel abentheuerlichen Umſtänden zu verbrämen, und ihrer Fantaſie, die an den nackten Thatſachen nicht Nahrung gnug fand, den vollen Zügel zu laſſen.

Aber mir däucht, man that ſehr unrecht, eine an ſich nützliche und nothwendige, in den Zeitumſtänden gegründete Einrichtung auf ſolche Art zu perſifliren. Wenigſtens iſt es immer unbillig, das Ganze als eine tolle Einrichtung zu verlachen, oder das geſetzmäßige nach ſeiner urſprünglichen Einrichtung wohlgeordnete Ritterweſen zugleich mit den Thorheiten der irrenden Ritterſchaft zu verſpotten. Das heißt, um mit Sancho zu reden, das Kind mit dem Bade ausſchütten.

Wenn es nicht gleich viel iſt, ob Barbarey, Ungeſchliffenheit, gewaltſame Unterdrückung und Rohheit, oder mildere Sitten, Höflichkeit und Menſchlichkeit unter einer Nation herrſchen, ſo kann man auch dem Ritterweſen das Verdienſt nicht abſprechen, vorzüglich dazu beygetragen zu haben, aus wilden rohen Kriegern die Nation zu geſitteten Menſchen gebildet zu haben, die mit der Stärke des Arms auch Edel- und Großmuth des Herzens verbanden. Es war Verdienſt des Ritterweſens um die Nation, daß es dem wilden Geiſte derſelben ſanftere Empfindungen einflößte, ihm den Kriegermuth nicht nahm, ſondern ihn veredelte, ſo daß er bey der Temperatur, die er erhielt, noch ſo geſpannt blieb, um die größten bewundernswürdigſten Thaten und Charaktere hervorzubringen, denen kaum Thaten des früheſten Alterthums — kaum Thaten der berühmteſten Völker an die Seite geſezt werden können. Gewiß wiſſen wir aus Mangel der Nachrichten nur das wenigſte davon, da in manchen Familienarchiven vielleicht noch eine Menge der reichhaltigſten Urkunden und hiſtoriſchen Schätze begraben liegen, die, weil ihnen ein fleißiger und geſchmackvoller Geſchichtforſcher fehlt, einer ewigen Vergeſſenheit entgegen modern.

Es war Verdienſt des Ritterweſens um die Nation, daß es, indem es die Ehrfurcht gegen die Damen lehrte, einen wichtigen Theil des Menſchengeſchlechts in ſeine Würde einſezte, und dabey ſchüzte — daß es durch die engere Verbindung beyder Geſchlechter das Leben des Deutſchen angenehmer, freudenvoller und abwechſelnder machte.

Und die Turniere, die ſo genau an das Ritterweſen angekettet waren, hatten doch ohnſtreitig den ſehr großen Nutzen, daß der junge Edelmann ſchon in der Wiege wußte, was ſeine Beſtimmung war; daß er ſich dieſer, ſo bald er ein Pferd zu tummeln im Stande war, ganz widmen konnte; daß ſeine ganze Erziehung dahin abzweckte, einen Mann voll Kraft und That aus ihm zu bilden; daß auf Turnieren Menſchen aus verſchiedenen Gegenden zuſammen kamen, Bekanntſchaften machten, ſich an einander abrieben und abſchliffen; daß Kenntniſſe aller Art und Aufklärung dadurch nach und nach von einem Lande ins andere gebracht wurden; daß die Turnierbeſuche für die Nation eben das waren, was jezt noch für die deutſchen Baronen die Reiſen in fremde Länder ſind. Denn die Ritter beſuchten, ſo wie dieſe, bey ſolchen Gelegenheiten fremde Höfe, a fin, ſagt S. Palaye, de ſ'y rendre chevaliers parfaits. Bey der damaligen wenigen Verbindung der Nationen mit einander, hielt es ſchwer, ſich einander mitzutheilen, weil man ſich immer in ſeinem eigenen engen Kreiſe herum drehete. Dieſe Nationalfeyerlichkeiten aber gaben die beſte Gelegenheit, Fremde zu ſehen und zu ſprechen.

Für den Deutſchen war die Turnierfreyheit eine herrliche Sache, um ſich auf der vortheilhafteſten Seite bekannt zu machen. Die Zulaſſung zum Turnier, oder ſeine Turnierfähigkeit, war der beſte Beweis, daß er in Achtung ſtand, daß man ſein edles Geſchlecht, ſeine Bravheit, ſeinen erworbenen guten Ruf kenne und ſchätze. Mit Ehre und Ruhm gekrönet, zog er auf ſein Schloß zurück, und ſein erworbenes Anſehen war oft ſo groß, daß ſelbſt deſpotiſche Fürſten ſich hüteten, ihn zu beleidigen, oder durch Beleidigung anderer ſeinen Eifer rege zu machen, der ihn nach Ritterpflicht verband, die beleidigte Unſchuld auch gegen Fürſten zu vertheidigen, und in ihre Rechte wieder einzuſetzen. Und da einmal die gerichtlichen Zwey- und Ritterkämpfe eingeführt waren, um Wahrheit, Recht und Unſchuld zu vertheidigen, ſo dienten wenigſtens die Turniere dazu, manchen edlen für Wahrheit und Recht kämpfenden Ritter dazu vorzubereiten, und ihn zu Vertheidigung der Unſchuld tüchtig zu machen, damit nicht jeder an Macht und Stärke überlegene Schurke ein Recht erhielt, ſeine Schurkenſtreiche ungeahndet begehen zu dürfen. Die dabey eingeſchlichenen Mißbräuche können die Sache ſelbſt nicht ſchänden, denn es iſt einmal das Schickſal menſchlicher Dinge, gemißbraucht zu werden. Und ſo mag denn König Tyrol aus Schotten immer Recht haben, wenn er zu ſeinem Sohne ſagt:

> Sun, Turney machet riſche Liet
> Davon will ich dir rathen niet;
> Turnieren würdet Mannes Lib
> Die Würde lobend ſie din Wib;
> Turnieren das iſt ritterlich,
> So. hört zu ſtrite dringen und veſte halten herteklick.

Berthold von Urach.

Eine wahre, deutſche, tragiſche

Rittergeſchichte

aus den

Zeiten des Mittelalters.

Erſter Theil.

I.

Das ſchändendſte und traurigſte Denkmal für Deutſchlands Kaiſer und Roms Oberprieſter, liefert ohnſtreitig die Zeit des Mittelalters — Heinrichs des Vierten und Gregorius des Siebenten Geſchichte. Schändend, daß ein Kaiſer ſo tief von einem Pfaffen erniedriget werden konnte — ſchändend, daß ein Statthalter Gottes ſo zu handeln ſich erdreiſten konnte, und traurig auf alle Fälle, ſolche Demüthigungen, ſolche Leiden erdulden zu müſſen.

Armer Heinrich! von deiner Wiege an warſt du verdammt, ein Ball feiſter, ſtolzer, herrſchſüchtiger Prieſter zu ſeyn. Zween Biſchöffe, keiner werth, der Erzieher eines deutſchen Kaiſers zu ſeyn, weil beyde gerade ſo viel davon verſtanden, was dazu gehöre, als der unmündige Prinz in der Wiege, zankten und ſchlugen ſich um das Recht, ſich durch deine Erziehung ein Schandmal in der Geſchichte zu ſetzen — und ſie haben es beyde erhalten.

War es denn ein Wunder, wenn der Zögling bey dem Feuer ſeiner Jugendkraft bald hier, bald dort mit dem Kopfe anlief, weil die Welt und die Menſchen um ihn her ganz anders waren, als ſie ihm ſeine erzbiſchöfliche Erzieher, Hanno und Adalbert gezeigt hatten oder zeigen konnten; wenn er erſt nach einer langen Reihe der bitterſten Leiden und der verwickeltſten Lagen, die vielleicht den beſten Kopf zum Narren hätten machen können, zu einer Kenntniß gelangte, ohne die weder der Kaiſer noch der Bettler einen Schritt thun können ohne anzuſtoßen — zur Kenntniß der Welt und Menſchen? Unglücklicher Kaiſer! armer Heinrich! deine Leidensſchale war bitter — recht bitter, und doch däuchte ſie deinen Feinden nicht bitter gnug. In Italien und Deutſchland von allen Seiten gedrängt, trat noch ein Papſt auf, und behandelte dich wie ſeinen Sklaven. Nur ein Hildebrand konnte ſagen: Von Seiten des Allmächtigen Gottes unterſage ich dem König Heinrich, dem Sohn des Kaiſers Heinrich — — die Regierung des deutſchen und lateiniſchen Reichs, und ſpreche alle Chriſten von dem Eide los, den ſie ihm geleiſtet haben, oder noch leiſten werden, und verbiete, daß ihm jemand als König diene — — und anſtatt des heiligen Peters belege ich ihn mit Bann und Fluch. — Mit den Zähnen möchte man knirſchen und Hohn lachen, über den Mann, der da von Seiten des Allmächtigen Gottes und anſtatt des heiligen Peters etwas thun will, ohne ſein Creditiv vom erſten vorgezeiget zu haben, und ohne beweiſen zu können, daß der lezte ſo etwas thun durfte, und durfte er es — gethan haben würde.

Doch wurde die Sache ernſthaft — ernſthafter, als ſelbſt Heinrich geglaubt hatte — daß ſie werden könnte.

In der drückendſten Lage, zu ohnmächtig, ſich gegen die Menge ſeiner Feinde mit Wehr und Waffen ſtellen, und einen glücklichen Erfolg hoffen zu können, wagte er das Aeußerſte, aber auch — ein auffallender Beweis ſeiner Verzweiflung — das Erniedrigendſte, er gieng in eigener Perſon nach Italien, um — vielleicht dem anathematiſirenden Kaiſer-Richter einen deutſchen Kaiſer vor Augen zu ſtellen, der Mannkraft gnug hätte, der giftſprudelnden Schlange auf den Kopf zu treten? — Nein; ſondern — um ſich vom Bannfluch loszählen zu laſſen — gieng im Winter, weil ſeine treuloſen Fürſten ihm keinen andern Weg übrig ließen, über die ſavoviſchen Eisgebürge — mußte die Kaiſerin in eine Ochſenhaut wickeln, und über Schnee und Eis herab ſchleifen laſſen — und ſelbſt dieſen beſchwerlichen Paß mußte er mit fünf Bisthümern erſt von ſeiner eigenen Schwiegermutter erkaufen. Sein Hohn und Spott grinzender geiſtlicher Richter erwartete ihn zu Canoſſa, lachte heimlich des verzweiflungsvollen, gedrängten Kaiſers, der bey einem ſtolzen Prieſter Vergebung zu flehen, kam, und — — alle Teufel in der Hölle lachten mit ihm.

Daß doch ewige egyptiſche Nacht über den Auftritt ſich herab geſenkt hätte, der zu Canoſſa mit Deutſchlands Kaiſer vorfiel! Erſt nach verweigerter Erlaubniß zum Eintritt in die Feſtung, drey Tage lang, in der martervollſten Ungewißheit, was ſeine päpſtliche Heiligkeit über ihn zu beſchließen geruhet haben würde — im wollenen Hemde — mit bloßen Füßen im Schnee im Vorhof des Schloſſes zu ſtehen — nicht einmal Erlaubniß zur Rückkehr zu erhalten — und dann doch die Losſagung vom Banne nur unter der Bedingung, — „keine königliche Inſignien zu tragen, keine Königsgewalt, keinen Königsunterhalt zu haben, bis es der Papſt erlauben würde, und endlich in allem dieſem allmächtigen Erdengott ſtrengen Gehorſam zu leiſten„ — zu erhalten, das ſtehet nun leider einmal in den Jahrbüchern der Geſchichte, wegſtreichen können wir es nicht, aber ſagen dürfen wir jezt: es war zum Tollwerden, es war eine Demü-

thu

thigung, dergleichen auszuhalten nur wenig Menſchen ſtark oder ſchwach genug ſeyn mögen; denn ob es mehr Schwäche oder Stärke des Geiſtes fodere, ſich ihr zu unterwerfen, mag ich nicht entſcheiden. Doch mußte ſie Heinrich aushalten.

Lange hatte nun ſchon der ſtreitbare Heinrich mit Bonzen und Bonzenähnlichen Köpfen mit und ohne Inſul gekämpft; ſeinen ſtärkſten Gegnern in Deutſchland hatte der Tod die Waffen entriſſen, und ſein unaufhörlicher Plagegeiſt Gregor, war — ein Beweis, daß der Prinzipal, deſſen Statthalter auf Erden er ſeyn wollte, ein gerechteres Gericht richte — in erbärmlichen Umſtänden geſtorben; es war Anſchein da, daß nun des Raubens, Mordens, Sengens und Brennens in Deutſchland und Italien weniger werden würde, da derjenige, der der Verwirrungen Stifter war, und gern, hätten es ſeine Kräfte erlaubt, die Welt aus ihren Angeln gehoben hätte, ſelbſt ausgehoben worden war; der heilige Stul war ſchon wieder beſezt, und ſchon wieder leer und wieder beſezt, als es dem neuen Stulbeſitzer einfiel, es da anzufangen, wo Gregor es gelaſſen hatte — bey der Excommunication Heinrichs.

Heinrich aber, dem das Abſolutionholen und Stehen im Schloßhofe zu Canoſſa nicht ganz mußte behaget haben, gieng mit Wehr und Waffen, und Rittern und Heereskraft dieſesmal nach Italien. Alles gieng anfangs gut, aber — armer Heinrich! unglücklicher Kaiſer! nicht gnug, daß zween Päpſte an dir zu Schurken wurden, auch deine Söhne ſollten von dem Bonzengift angeſteckt werden.

Conrad machte den Anfang, ſchlug ſich zur päpſtlichen und mathildiſchen Parthey, und gab der Sache dadurch eine unglückliche Wendung. Der gekränkte, tief gekränkte Vater ließ den Undankbaren, der auch bald die Welt von der Furcht, was für Entwürfe er auszuführen gedenke, durch ſeinen Tod befreyte, und glaubte an ſeinem zweyten Sohn Heinrich eine Stütze fürs Alter ſich zu ziehen. Er ließ ihn zum Nachfolger wählen, und zu Aachen krönen. Aber auch er ſcheinet ſchon damals des Vaters Untergang im Herzen, und Liſt und Trug an der Stirne geführt zu haben. Denn der ſo oft ſchon von Freunden und Feinden gebeugte und vorſichtig gewordene Vater, nahm ihm einen Eid ab, ſich nicht bey des Vaters Lebzeiten in Reichs- und Familienſachen zu miſchen.

Armer Heinrich! unglücklicher Vater, auch denen, die dir ihr Leben, Ehre, Reich und Krone zu danken hatten, durfteſt du nicht mehr dich anvertrauen! das fehlte noch, daß ſelbſt deine Kinder den Dolch gegen dich im Buſen trugen, um bey der erſten Gelegenheit ihn gegen dich zu zucken!

Und war denn, fragt ihr, unter Deutſchlands Fürſten und Edlen keiner, dem deutſches Blut gnug in Adern floß, um des gekränkten Vaters, des verlaſſenen Kaiſers Freund zu werden? war deutſche Redlichkeit, war Mannkraft damals ſchon nur Wortſpiel, nur Schatten ohne Körper? So ſcheint es ſchier geweſen zu ſeyn. Doch gab es hier und da noch einen deutſchen Mann, dem Heinrichs gerechte Sache, troz päpſtlicher Excommunication, am Herzen lag. Die Biſchöſſe zu Osnabrück, Straßburg, Zeiz, Bamberg, Baſel und einige andere, Ulrich von Cosheim und Graf Eberhard ſtanden auf Heinrichs Seite. Als ſeine bekannte Freunde aber, und ſelbſt mit Bann und Fluch belegt, was konnten ſie dem excommunicirten Kaiſer gegen die Ränke eines ſtolzen Papſtes und eines undankbaren Sohns nützen? Wenn wilde Waſſer und ſchäumende Waldſtröme mit donnerndem Getöſe gegen euch her-

ſtür

ſtürzen, was hilft euch eure Schwimmkraft, was alle Schwimmer um euch her? Gegen den reißenden Strom zu ſchwimmen, iſt in gewiſſen Fällen eben ſo großer Unſinn, als mit dem Kopf gegen die Mauer zu rennen. Das wußte Heinrich wohl — drum entließ er lieber ſeine braven Freunde bis auf einen günſtigern Zeitpunkt. Unter dieſen war auch Conrad von Steinheim und der Graf von Urach.

II.

Conrad von Steinheim hauſete auf ſeiner Familienburg Steinheim am Fluſſe Murr im Würtembergiſchen. Jezt gehört Steinheims Gebiet zum Amte Marbach am Neckar. Wie Steinheim, ſo tapfer und edel zählte Heinrich der Vater wenig Ritter unter ſeinen Freunden — edel war ſeine Familie und reich. Seine Vorfahren hatten in allen Turnieren, Fehden und ritterlichen Kämpfen, für gültig, untadelhaft und vollbürtig gegolten, und Conrad hatte ſeine Vorfahren nicht beſchämt — ſeine Ahnentafel war ohne Flecken. Edler aber noch war ſein Geiſt. Reich war er an Haab und Gut, ſein Gebiet zählte der Reiſigen ungleich mehr, als manches jetzigen Grafen und Herrn reichsgräfliche Armee Kamaſchenknöpfe zählet. Denn ſeiner Schlöſſer und Herrſchaften, ſeiner

ner Lehn- und Erbgüter waren traun eine nicht geringe Zahl. Sein Wappen blizte in dortiger Gegend viele Meilen weit von hohen Schlöſſern in kornreiche Felder, waldige Berge und Thäler — aber ſein größter Reichthum war ſein Biederſinn, ſein Heldenmuth und deutſche Kraft. Von ſeiner Tapferkeit wußte Heinrichs des Vierten ganze Armee Tagelang zu erzählen. Denn wo Steinheims Fähnlein wehete, und ſein Helm und Schild ſich ſehen ließ, da galt es Sieg oder Tod — und er hatte viel gekämpft in Schimpf und Ernſt und in manchem Turnier den Dank von ſchöner Hand davon getragen. Immer war er mit Kaiſer Heinrich dem Vierten gezogen, hatte von Jugend auf vor ſeinen Augen ſich als einen edlen, mannfeſten und tapfern Ritter bewieſen, immer war er, wo das Treffen am heiſſeſten war, und überzeugt, daß Heinrichs Sache die Sache der Gerechtigkeit ſey, ſtritt er noch eins ſo muthig gegen jeden, der dem Kaiſer die Rechte eines deutſchen Kaiſers ſtreitig machen wollte. Steinheim galt es gleich, des Kaiſers Feind ſey Papſt oder Kaiſersſohn, nur Wahrheit galt ihm etwas. Keine Biſchoffsmütze, keine Königskrone, kein Bannſtral und kein Interdict konnte ihm dieſe Grille ausreden. Brav war er wie ſein Schwerd, und bieder, wie Mariens Sohn, und Schurke war ihm jeder, der mit ihm hierinnen nicht gleichen Schritt hielt.

Noch war aber etwas, wodurch Conrad von Steinheim ſich unter allen Edlen und Rittern des heil. römiſchen Reichs der damaligen Zeit, und — vielleicht auch der jetzigen auszeichnete und über alle erhob, und das war — ja! hättet ihr, liebe Leſer! Luſt, dieſes Etwas zu rathen, ich wette tauſend gegen eines, ihr riethet' nicht, gäb ich euch auch Zeit von Morgen bis an Abend zu rathen — ihr würdet vielleicht vermuthen, daß er mehrere Koppel Jagdhunde oder Bediente als ſeine andere adeliche Zeitgenoſſen gefüttert, oder mehrere Mätreſſen gehalten, oder mehreremal als andere die Unſchuld zu Tode vergiftet, oder täglich ein paar Pferde mehr als andere zu Tode geritten, oder höher im Spiel pointirt habe, als andere, oder daß ſein Schild, ſein Helm, ſein Panzer und ſeine Lanze von glänzenderm Metall geweſen ſey, oder daß er prächtiger geſpeiſet und prälatenmäßiger geſoffen habe — auf alles dieſes würdet ihr vielleicht rathen, und wer könnte es euch verargen, wenn von einem Ritter aus unſerer Zeit die Rede wäre, aber — das alles war es nicht, wodurch er ſich auszeichnete — kurz, um euch die Zeit nicht zu lang zu machen, er war — hui! wie die Herren X . . . Y . . . Z . . . da um mich her grinzen! aber doch dieſen hochadelichen Idioten ſeiner und meiner Zeit zum Troze, ſeys geſagt — er war ein Liebhaber der Muſen, und nicht blos Liebhaber, er war auch Kenner der Wiſſenſchaften, vorzüglich der Dichtkunſt, er war ein Herzog von Meinungen *) — ein Stollberg — ein Gemmingen, ein Dalberg ſeiner Zeit.

Die Zeit ſeiner Jugend war das goldene Alter der Minneſänger, deren edle Einfalt und ſchöne treffende der Natur abgeſtohlne Gemälde, von unſern Dichtern, die immer von Empfindungen überſtrömen, aber eben wegen des Drangs und der Heftigkeit des Stroms ihrer Empfindungen nichts als Schaum ausſtoßen, Jahrhunderte lang wegen der Unbiegſamkeit ihrer Sprache ſind verkannt worden, und nur wenige deutſche kunſtrichterliche Gaumen haben ſchmackhaft finden können.

Steinheim war ein Bureau von ſchönen Geiſtern der damaligen Zeit, wo ſich jeder, der

Ein-

---

*) Vergl. Schlözers Staatsanzeigen, IV. Stück.

Einſicht mit Geſchmack verband, ungeladen einfinden, und für ſeinen Geiſt eine volle leckere Tafel erwarten durfte. Conrad war ein Mäcen und Schutzherr aller aufgeklärten Männer ſeines Jahrhunderts, was auch hundert andere Ritter, die weder leſen noch ſchreiben konnten, und tauſend und aber tauſend fettwanſtige Pfaffen dabey denken und ſagen mochten.

Wenn dann jezuweilen die lermenden Unruhen des Kriegs, der Deutſchland ſo tiefe Wunden ſchlug; wenn der Anblick des ſo oft mit Unrecht vergoſſenen Bluts und der verkannten gemißhandelten Treu und Redlichkeit; wenn die gegründete Furcht, daß deutſche Kraft und deutſches Blut immer ſchwächer und kraftloſer werden möchte, ſeine Seele in jenen düſtern Mißmuth verſenkt hatte, wovon nur der einen Begriff haben kann, der Kopf und Herz an dem Fleck und von der Art, wie Conrad von Steinheim, hat — dann zog er ſich in die Geſellſchaft und in den Zirkel der Muſen zurück, ſammlete neue Spannkraft für Geiſt und Körper, und nirgends fand er dann reineres Vergnügen, als bey den Wiſſenſchaften und an der Seite ſeiner hoffnungsvollen Kinder — ſeines Sohns und ſeiner Tochter.

Es gehörte nur eine geringe Doſis natürlicher, geſunder, aus der Mutter Leib mitgebrachter Logic dazu, um aus dem bisher Geſagten dasjenige ſchon von ſelbſt ſchließen zu können, was ich ſogleich ſagen werde, und vielleicht eben um deßwillen nicht nöthig hätte meinen Leſern, die dieſe Doſin geſunder natürlicher Logic hoffentlich beſitzen, erſt zu ſagen —— daß nemlich Friedrich von Steinheim und Erwine von Steinheim ſich unter den Junkern und Fräulein ihrer Zeit eben ſo auszeichneten, als ihr Vater unter den Rittern, und daß jener ein ganz anderer Junker, und dieſe ein ganz anderes Fräulein war, als manche unſerer hochwohlgeb. Junker und Fräulein heutzutage.

Aber von einem ſolchen Vater und von der Leitung und Führung eines ſolchen deutſchen Mannes, wie Conrad von Steinheim, konnten auch nur ſolche Kinder kommen. Daß dieſes heutzutage gar anders iſt, davon liegt die Schuld warlich nicht an den Junkern und Fräulein, ſondern an ihren hochadelichen Vätern und Müttern. Es iſt hier der Ort nicht, ein Collegium über die Erziehung unſerer hochadelichen Jugend zu leſen, ob ich gleich nach einer mehrjährigen Praxis ſehr viel davon auf dem Herzen habe; aber Ew. Hochwohlgeb. Gnaden werden mir gnädigſt die Sünde verzeihen, daß ich mir die Freyheit nehme zu ſagen: ſie ſey bey allen hunderttauſend Erziehungsſchriften, die ſeit zehen Jahren darüber in Deutſchland ans Licht gekommen ſind — von Grund aus böſe. Der Fehler lieget nur an dem geringen Umſtand, daß unſere hochadeliche Herrn und Damen ſich entweder um ſolche Kleinigkeiten, als Erziehung ihrer Kinder iſt, nicht bekümmern, und alſo von den Revolutionen in der Erziehungskunſt entweder gar nichts wiſſen, oder eine ſehr verkehrte Anwendung davon auf ihre Kinder machen, z. B. das Hauptwerk darein ſetzen, ſie mit entblößtem Kopf und Bruſt im Frühjahr, Sommer, Herbſt und Winter laufen zu laſſen, um lauter Emile à la Rouſſeau zu bekommen, oder des Knabens Ungezogenheiten für Funken eines göttlichen Genies, ſeinen Starrſinn für Feſtigkeit des Geiſtes, ſeine Grobheiten für Freymüthigkeit halten, oder auch wohl gar glauben, alle vorgeſchlagene Verbeſſerung der Erziehung gehe nicht ſie und ihre hochadeliche Ranken, ſondern nur Eltern und Kinder aus gemeiner Fabrik an.

Du lachſt — lieber Leſer?

Ich nicht; denn ich kenne den Unfug und den Schaden des Vorurtheils, daß hochadeliches, ſtiftsfähiges Blut, ein ganz anderes, reineres Blut ſey, als das Blut der übrigen, vom allgemeinen Erbübel durch Adam inficirten Erdenmenſchen. — Freylich iſts mit dieſer Reinheit eine gar mißliche Sache, da bekanntlich mancher in hochadelichen Dienſten ſtehende Kutſcher, Reitknecht oder Jäger am beſten weiß, wie viel oder wie wenig ganz gemeines Blut durch ihn in der hochadelichen Familie mit in Umlauf gebracht worden iſt, aber — — es iſt nun einmal nicht anders!

III.

Conrad von Steinheim war unter den Waffen alt und grau geworden, und ſein Sohn Friedrich unter dem Geklirre der Waffen gebohren. Von ſeiner Kindheit an, an ritterliche Fehden und Kämpfe gewöhnt, bewies er als Jüngling, in welcher Schule er ſeine ritterliche Uebungen erlernt und getrieben hatte, und machte in der Tapferkeit und Rittermuth ſeinem Lehrmeiſter gewiß keine Schande. Als Knabe ſchon war es ihm ein feſtlicher Tag, wenn er ſeines Vaters Rappen durfte im Hofe herumtummeln, und der Tag war ihm immer heilig, da er zum erſtenmal als eine Belohnung ſeines Wohlverhaltens ſich ſeinen Mitzeſpielen in einem kleinen Panzer, Schild, Helm, Schwerd und Lanze bewaſſnet zeigen konnte. Der Geiſt des alten Steinheim ruhete zweyfältig auf ihm —— er glich ihm an Tapferkeit, an Biederſinn, Edelmuth, deutſcher Wahrheitsliebe und Redlichkeit. Dabey hatte ſein Vater bey der Ausbildung ſeiner körperlichen Kräfte nicht vergeſſen, auch ſeinen Geiſt ſo aufzuklären, wie man es von einem Manne ſchon vermuthen und erwarten durfte, der, wie Conrad, Wiſſenſchaften zu ſchätzen wußte. Kurz —— er war weit über die Grenzen des damaligen Zeitalters hinaus, das ſich faſt blos durch Bigotterie und höchſtens durch körperliche Kraft der Menſchen in der Geſchichte auszeichnet.

Erwine, ſeine Schweſter, hatte zwar frühzeitig ihre Mutter verloren, aber theils hatte der alte Steinheim jede Stunde, die ihm von ſeinen Ritterzügen übrig blieb, auf die Bildung und Erziehung ſeiner Kinder verwendet, von denen er ſich auf ſein Alter die ſchönſten Ausſichten verſprach; theils war ſie unter den Augen und unter der Leitung der Gräfin von Urach, ihres Vaters Schweſter, einer verſtändigen Frau aufgewachſen. Sie war die bewunderte Schönheit der ganzen Gegend, und für die damaligen Minneſänger und Schöngeiſter

das,

daß, was Laura dem Petrarch war. Mit jedem Jahre entfalteten ſich an ihr, wie an der frühzeitigen Knoſpe der Roſe, neue Schönheiten, die auch mit jedem Frühling von Dichtern und Dichterlingen in unzähligen Frühlings- und Minneliederchen der ganzen Gegend, den Wäldern, Bächen, Wieſen und Fluren vorgeſungen und geſeufzet wurden.

Mit inniger Freude weilte oft der Blick des alten Steinheims auf dem Geſicht ſeiner Erwine; lebhaft ſtand dann ihre verſtorbene Mutter wieder vor dem alten Conrad in ihrer jugendlichen Schöne da; mit freudigem Entzücken dachte ſich dann der Alte in jene frohe Jugendzeit zurück, wo er noch als junger Ritter um ſie buhlte, und ſich oft Kaiſer zu ſeyn gedünkt hatte, wenn er den erſten Ritterdank aus ihren Händen in einem ritterlichen Kampfe erhielt; wie er ſo oft im Entzücken ſich und ſein Schwerd, Helm und Lanze vergaß, wenn er in ihrem Arm von den heiſſen Mühen und Laſten eines durchkämpften Feldzugs raſtete. Da blühete ſie vor ihm auf, die Roſe im Thal; zwar wollte er es blos ihr ſelbſt überlaſſen, wer ſie brechen, und an weſſen Buſen ſie ſich vollends entfalten und verblühen ſollte, aber doch konnte er ſeinem Herzen den heimlichen Wunſch nicht verſagen, daß ihre Wahl mit der ſeinigen übereinſtimmen möchte.

Viele Ritter vom erſten Range gaben ſich Mühe, Erwinens Blicke auf ſich zu lenken, und ſuchten die Freundſchaft des alten Steinheims bald auf dieſe, bald auf jene Art, aber unter ihnen allen war keiner, der in Erwinens Herz die Saite rühren konnte, die gerührt werden mußte, wenn ein harmoniſcher Einklang erfolgen ſollte. Sie wußte jeden mit einer gewiſſen Majeſtät in einer ſolchen Entfernung und demüthigen Unterwürfigkeit zu erhalten, machte auch ſo wenig Gebrauch von der Allgewalt ihrer Schönheit, daß man faſt in Verſuchung geräth, zu glauben, ſie habe ſie ſelbſt nicht gekannt. Ein äußerſt ſeltener Fall bey einem ſchönen Frauenzimmer! In unſern Tagen würden ſie eben um deßwillen unſere Hofzofen höchſtens für ein gutes einfältiges Landmädchen haben gelten laſſen, das nicht verdiente ſo viel Grazie zu beſitzen, weil ſie die Kunſt nicht verſtand, ſie geltend zu machen.

Sie an ihrem Theil überließ es jedem, von ihr zu urtheilen wie er wollte, aber keiner der jungen Herrn, auch wenn er im Sonnenſtral ihrer Schönheit lechzend verſchmachtete, unterſtand ſich, ſchlecht von ihr zu denken oder zu urtheilen. Ueberhaupt verſtand man ſich damals noch nicht darauf, in Aſſembleen und an Toiletten ſich nie genoſſener Gunſtbezeugungen zu rühmen.

Selbſt die fetten, müſſigen, und eben bey dem Müſſiggange den fleiſchlichen Lüſten am meiſten ausgeſezten Mönche des nahen Kloſters unterhielten ſich oft in ihrem Refectorio von der berühmten ſchönen Erwine. Sie hätten etliche Stückfäſſer des beſten Weins daran gewendet, oder ein paar tauſend Seelmeſſen ohnentgeldlich geleſen, wenn ſie auch nur Erwinens Geſichtszüge in einem Madonnenbilde täglich in ihrer Kloſterkirche hätten vor Augen haben können; und mancher Kloſterbruder, wenn er terminiren *) gieng, ſuchte es ſo einzurichten, daß er zu einer Zeit in die Burg kam, wo er von Erwinens ſchönen Händen ſein Almoſen zu empfangen Hofnung hatte; oft konnte ſich mancher auch nicht enthalten, wenn ſie — ſo wollte es die Sitte — in Beichtſtul kam, durch das Gitterwerk mit gierigen Augen zu blicken, und zu denken: o! wär ich Ritter, für dich

---

*) Das heißt, für den mit Kunſtwörtern der Klöſter und Mönche unbekannten unkatholiſchen Leſer in die gewöhnliche Laienſprache überſezt, ſo viel, als — betteln.

wollte ich kämpfen, bis jeder Blutstropfen in mir, deiner Liebe entweder werth geworden wäre, oder vor deinen Augen im Sande verrönne; aber — ſo war und blieb der arme Teufel nur — Kloſterbruder, und für ihn blieb kein anderer Troſt, als — ſich das Maul zu wiſchen und zu denken, daß der Biſſen für einen Kloſterbruder, der der Regel nach an magere Speiſen gewöhnt iſt, zu fett ſey.

Heimliche Anſchläge auf ſie zu machen, das gieng, um aus neun und neunzig Urſachen nur eine zu nennen, nicht wohl an. Denn ſie war weder bigott aus Dummheit, noch leichtſinnig aus Eitelkeit. In ein benachbartes Nonnenkloſter ſie zu bringen, das etwa mit dem ehrwürdigen Mönchskloſter eine Quaſiverbindung hatte, war auch unthunlich. Denn der alte Steinheim hatte zu viel Verſtand, um ein Mädchen von ihren Jahren und Genie, und eine einzige Tochter, wie Erwine, aus leidiger Frömmigkeit Gott — oder welches wohl ziemlich einerley geweſen wäre, den Mönchen zu opfern und im Kloſter verderben zu laſſen.

Doch was wäre ſie mit allen dieſen körperlichen Reizen für den Mann von Kopf und Gefühl geweſen, wenn ſie weiter keine Vorzüge gehabt hätte? Als Erbin eines groſen Vermögens hätte ſie wohl für irgend einen geizigen Geldkaſtenhüter eine gute Priſe ſeyn, und als Schönheit vom erſten Range in der ganzen Gegend hätte ſie als ſchöne Statüe zum Point de Vue in einen Luſtgarten brauchbar ſeyn können; aber wehe dem Mann, den das Unglück getroffen hätte, ſie als Braut heim zu führen. Doch das war bey Erwinen der Fall nicht. Wer ſie ſahe, bewunderte ſie, auch ehe er ein Wort von ihren ſchönen purpurnen Lippen gehört hatte, und vermuthete ſchon voraus, die Natur werde ihr Meiſterſtück nicht unvollkommen und unvollendet gelaſſen haben, in einem ſo ſchönen Körper müſſe eine eben ſo ſchöne edle Seele wohnen, wenn das Ganze nicht die häßlichſte Carricatur ſeyn ſolle; und ſo war es auch. Ihre körperliche Schönheit war nur der geringſte Theil ihrer Reize. Ihr Geiſt war es, der eine ſo unausſprechliche Anmuth, einen ſo unwiderſtehlichen Zauber auf jene zurück warf, daß derjenige entweder — ein Kloß oder ein Narr geweſen wäre, der fühllos und kalt dabey hätte bleiben können. Ihr von Natur lebhafter Verſtand war durch den Umgang mit den verſtändigſten Männern ihres Zeitalters, die in Steinheims Schloſſe freyen Zutritt hatten, noch mehr ausgebildet worden. Jeder drängte ſich zu dem ſüßen Geſchäfte, ein Fräulein, wie Erwi

Erwine, das allem Anſchein nach von der Natur beſtimmt war, einſt eine merkwürdige Rolle zu übernehmen, bilden zu helfen, und die Bemühungen ihrer Lehrer waren nicht vergeblich. Der Saame, der durch Unterricht, Geſpräche, Lectüre —— holla! Herr Geſchichtſchreiber! das war ein häßlicher Verſtoß gegen die Wahrſcheinlichkeit, die doch der Romanendichter ſogar beobachten ſoll, und ſie wollen gar eine **wahre** Geſchichte ſchreiben — Lectüre in den damaligen tumultuariſchen Zeiten, wo mancher edle Ritter und Herr froh war, wenn er ſtatt ſeines Namens, den er nicht zuſammen buchſtabiren konnte, unter ein Document ein Kreuz zu ſetzen, im Stande war — hat es doch Groß-Connetables von Frankreich gegeben, die weiter nichts konnten — und nun gar Lectüre eines Frauenzimmers, die nicht weit über die Mauern ihrer väterlichen Burg gekommen ſeyn mochte, die möchte ich doch wohl kennen!

Nicht anders, lieber Leſer! Der alte Steinheim war, wie geſagt, wenn es auf Kenntniſſe und Geſchmack ankam, ein Ritter von ganz anderer Art; ſo wenig man nun ſchließen darf: weil es jetzo viele Verſtändige von Adel giebt, die leſen und ſchreiben können, ſo können es alle — eben ſo wenig gilt der Schluß, weil es im eilften und zwölften Jahrhundert ſo viel rohe und unwiſſende Ritter gab, ſo waren ſie es alle. Es bleibt alſo dabey —— der Saame, der durch Unterricht, Geſpräche mit den aufgeklärten Männern ihrer Zeit und durch Lectüre ausgeſtreuet war, brachte tauſendfältige Frucht.

Erwine kannte, ſchätzte und liebte nicht nur die Wiſſenſchaften, vornemlich die Dichtkunſt, ſondern — — ich verbitte hier alles Holla machen, denn ich kann und darf der Wahrheit keinen Buchſtaben vergeben —— ſie war auch ſelbſt Dichterin, und zwar nach dem Urtheil der damaligen Kenner, keine der ſchlechteſten.

Schade! daß damals noch kein ſchöner Geiſt den glücklichen und nahrhaften Einfall — (denn nahrhaft iſt das Aemtchen doch immer, als Sammler eines Muſenalmanachs ſich für lauter fremde Arbeiten ein ſtattliches Honorarium bezahlen zu laſſen) gehabt hat, einen Muſenalmanach zu ſammlen! Erwinens Name würde gewiß darinnen ſo gut geglänzt haben, als der Name einer Karſchin, Gatterer, von Hagen, Rudolphi u. a. m. in den unſerigen glänzet. Die Familiennachrichten der Steinheime keine verſichern wenigſtens, daß ſie ein natürliches angebohrnes feines Gefühl für alles, was ſchön iſt, hatte, daß ſie zwar keine der empfindelnden Modedamen war, die vor einigen Jahren — denn Gott ſey Dank dafür geſagt, die Raſerey, die vor einigen Jahren ganz Deutſchland verpeſtet hatte, iſt nun meiſt vorbey — ein Zetergeſchrey erhoben, wohl gar in Ohnmacht fielen, wenn die Köchin ein Huhn abſchlachtete, aber doch gern an einer mit fetten Kapaunen beſezten Tafel ſaßen; daß ſie aber eine von den weichgeſchaffenen Seelen war, die recht für die Zärtlichkeit gemacht, ſich gern rührenden Eindrücken überlaſſen, kurz — daß ſie einen empfindſamen Sinn hatte; aber wohl gemerkt, in gutem Verſtande das Wort genommen, und alles abgerechnet, was Aberwiz und Unſinn neuerlich als Empfindſamkeit gebrandmarkt haben. Und eben ſo mußten, wenn ich nicht ganz irre, diejenigen, die in der Dichtkunſt, beſonders in der damaligen Minneſängerey, etwas leiſten wollten, geſchaffen ſeyn.

Daraus läßt ſich nun gar leicht erklären, daß ſie einen überaus nachgebenden, dienſtfertigen, offenen und leicht zu überredenden Charakter hatte. Hartnäckig war ſie nie auf ihren Willen und Meynungen, vielmehr in vielen Fällen gar zu biegſam. Ein Umſtand, der in ihrer Furchtſamkeit, irgend jemand zu nahe zu treten, ſeinen Grund hatte; aber auch ein Umſtand, der auf ihr ganzes Leben einen nicht allemal glücklichen Einfluß hatte. Ihr Vater, der tapfere, keine Gefahr ſcheuende, und wo er Recht zu haben glaubte, geradezu tretende Alte, pflegte daher oft halb in Scherz und halb in Unmuth zu ſagen, ſie ſey keine Steinheim, denn ihm, und wie er ſagte und glaubte, der ganzen Steinheimiſchen Familie ſey Furcht vor irgend etwas eine ganz unbekannte Sache. So dachte nun freylich Erwine nicht.

Oft wenn ihr Vater oder Bruder auf ein ritterliches Abentheuer, zu einer Schlacht, Fehde oder Kampf auszogen, zitterte und bebte das furchtſame Mädchen, wendete ihre naſſen Augen weg, wenn die Ritter aufs Pferd ſtiegen, ſich ein paar mal im Kreis herumtummelten, mit den Waffen klirrten, und dann in Gallop die Lanze ſchwenkend auf und davon jagten — dann gieng ſie ins verſchloſſene Kämmerchen, betete eifrig zu Gott und der Mutter Gottes für das Leben der ihr ſo theuren ritterlichen Wagehälſe, oder ins einſame dunkle Eichenwäldchen, dachte ſich da alle mögliche Gefahren, denen ſie jezo vielleicht ausgeſezt wären,

ren, ſchrie dann laut auf und eilte nach Hauſe, grämte ſich von neuem, ängſtigte ſich in ſchreckhaften Träumen, und wenn dann nach Wochen, Monaten oder Jahren der Thürmer die glückliche Ankunft ihrer Lieben anblies, dann dankte ſie Gott herzlich für die Erhörung ihres jungfräulichen Gebets, und gemeiniglich hörte dann der Ulmbaum oder der rieſelnde Bach ein Liedchen von ihr auf die glückliche Ankunft der tapfern Ritter; auch trug es jezuweilen den benachbarten Klöſtern ein ſtattliches Geſchenk — eine Altarbekleidung, einen geldnen Becher, ein reichgeſticktes Meßgewand und dergl.

Laß dichs, lieber Leſer, nicht reuen, etwas lange bey Erwinens Bilde verweilt zu haben. Ich mußte ſie dir von verſchiedenen Seiten zeigen, weil ſie in der Folge eine der Hauptrollen in der Geſchichte übernehmen muß, die ich dir zu erzählen Luſt habe, vorausgeſezt, daß du zuzuhören nicht abgeneigt biſt, als in welchem Fall nur allein alles dieſes geſchrieben ſeyn ſoll.

IV.

Mit dem Steinheimſchen Hauſe ſtand ein anderes nicht weniger altes und berühmtes Haus in der genaueſten Verbindung, das Haus der **Grafen von Urach.** Der damals lebende

Graf von Urach hatte ſich mit einer Schweſter des alten Conrad von Steinheim vermählt, und das war dieſelbige, unter deren Aufſicht und Leitung Erwine diejenige Bildung erhielt, die ihr der alte Conrad bey aller ſeiner Sorgfalt dennoch nicht würde haben geben können, und die doch zur Vollkommenheit der weiblichen Grazie gehört. Wer kennt nicht jene feine Nüancen von weiblicher Delicateſſe und Empfindſamkeit, jene Sorgfalt für das, was ich weibliches Decorum nennen möchte, jene ſanftere Beugung des Geiſtes, wodurch Mutter Natur das Weib auf eine für uns Männer ſo angenehme Art charakteriſirt hat, jenes feinere Gefühl für alles, was ſchön und reizend iſt, wovon wir männliche Kinder der Natur uns oft keinen Begriff machen können, ob wir es gleich, wenn wir nicht gar zu huroniſche Köpfe und Empfindungen haben, an jedem Weibe ſchätzen, oft vermiſſen, ſuchen und nicht finden; es iſt — ihr, die ihr es zu ſchätzen wiſſet, ihr verſtehet mich ſchon, und ihr andere, die ihr mich nicht verſtehet, ihr würdets auch nicht verſtehen und ſchätzen lernen, und wenn ichs euch methodo mathematica vordemonſtriren könnte — — kurz es iſt der Franzoſen ihr Je ne ſais quoi, das ſich in keinem Pädagogio, Philantropin und Univerſität, wie ſie auch immer heißen mögen, wo blos männliche Erzieher und Lehrer das Ruder führen, lernen läßt, und das ihr zu geben, der alte Steinheim, ob er gleich, wie wir oben geſehen haben, von viel feinerm Schrot und Korn, als tauſend ſeines gleichen, dennoch viel zu barſch war — das ihr nur ein Weib geben konnte.

Im Vorbeygehen geſagt, mich dünkt bey allen neuern Verſuchen, die verbeſſerte Erziehungskunſt auch dem andern Geſchlecht zu Theil werden zu laſſen, bey allen Entwürfen, die man in unſerm Jahrzehend gemacht hat, nicht blos für Knaben, ſondern auch für Mädchen zu lehren, zu ſchreiben und zu drucken, bey allen Planen zu weiblichen Erziehungs-Inſtituten und Schulen ſey das ein weſentlicher und großer Fehler, daß ſie, ſo viel ich deren habe kennen lernen, alle von Männern — und was noch weit fehlerhafter iſt, gemeiniglich von hochſtudierten Männern gemacht und entworfen ſind, die viel zu wenig mit der weiblichen Welt bekannt waren, um dem Ideal, das ich mir von weiblicher Erziehung gemacht habe, entſprechen zu können. Daß man als Gelehrter, auf einem der erhabenſten Poſten in der Gelehrten-Republic ſtehen, viele gründlich gelehrte Bücher in Folio, Quart, Octav und Duodez auch ſelbſt über Erziehung ſchreiben, und doch ein ſehr mittelmäßiger Erzieher, vornemlich des weiblichen Geſchlechts ſeyn könne, bedarf, da es die Erfahrung beweiſt, wohl keiner Demonſtration.

„Man hat ja aber doch bey allen weiblichen „Erziehungs-Inſtituten auch weibliche Lehrerinnen angeſtellet!„

Freylich wohl angeſtellet, allein was iſt damit verbeſſert? Dieſe weibliche Lehrerinnen ſind doch immer dem männlichen Director untergeordnet; müſſen gar zu ängſtlich nach dem von einem männlichen Kopfe entworfenen Erziehungsplan handeln; haben ſelbſt noch immer eine viel zu große Prädilection für unſere männliche Einſichten, daß ſie ſelbſt da, wo ſie oft beſſer und zweckmäßiger denken und handeln würden, ſich nicht getrauen, ſelbſt zu denken und ſelbſt zu handeln, ſondern gern ihren Verſtand und Willen dem Joche und der Alleinherrſchaft des männlichen unterwerfen.

Wenn nun dieſem vermeynten Unheil abgeholfen werden ſollte, ſo müßte wohl erſt in der weiblichen Welt eine ähnliche Revolution vorgehen, als die war, die Baſedow durch ſeine Erziehungsplane und Schriften in der männlichen verurſacht hat. Die ſchätzbare

Frau Verfaſſerin der Pomone hat gut vorgearbeitet, und ihre Lina iſt ein Mädchen, das zum Ideal bey noch künftigen weiblichen Erziehungs-Inſtituten dienen könnte. Aber wenn wird dieſe gehofte und gefürchtete Revolution angehen?

Gedult! lieber Leſer! zwar werden weder ich noch du ſie erleben; aber das Jahr 2440, das in ſo vielen andern Sachen große Veränderungen bringen ſoll, wird vielleicht auch in dieſer Epoche machen, und viele angenehme Träume und fromme Wünſche realiſiren. Mit vielem Vergnügen wollen wir dann aus unſerm Fixſtern oder wohin wir ſonſt verſezt ſeyn werden, auf unſere irdiſchen Mitmenſchen herabſehen, und ihnen unſern Beyfall zuwinken, wenn ihnen an unſerm Beyfall dann noch etwas gelegen ſeyn wird, woran ich zu zweifeln, vielen Grund habe — —

V.

Erwine war, wie geſagt, von der Gräfin von Urach mit mehr als mütterlicher Treue, Zärtlichkeit und Gewiſſenhaftigkeit auferzogen worden. Sie war nach ihrer Mutter Tode ſehr oft, beſonders in Abweſenheit ihres Vaters, im Urachſchen Hauſe. Zugleich mit ihr war nun da der junge Graf **Berthold von Urach** aufgewachſen, der eine nicht weniger edle und gute Erziehung genoſſen hatte. Er hatte von Jugend auf ein von Natur feuriges Temperament; brannte leicht, wenn er beleidigt wurde, oder ſich beleidigt glaubte, in Flammen auf; verzehrende Blitze waren dann ſeine Augen, und ſeine Stimme ſchreckender Donner. Sein Vater hatte zwar dieſes oft zur Unzeit auflodernde Feuer zu dämpfen geſucht, aber es glimmte zu tief in ihm, als daß es ganz hätte ausgelöſcht werden können, welches auch nicht rathſam geweſen wäre. Denn bey dieſem ſeinem Jugendfeuer war er tapfer und edeldenkend, dies machte, daß aus ihm ein furchtbarer Kämpfer für Recht und Wahrheit und ein damals gewiß höchſt ſeltener deutſcher Patriot wurde, der vielen Höflingen, die dem alten Kaiſer Heinrich IV. abtrünnig geworden, und auf Heinrichs V. Seite getreten waren, ein unangenehmer Anblick war.

Frühzeitig hatte er ſich in allen ritterlichen Uebungen hervorgethan, wozu beſonders der alte Conrad von Steinheim das ſeinige beygetragen hatte. Mit dieſem war er als Schildknappe der Fahne Heinrichs IV. im Felde gefolgt, und hatte tauſendfältige Gelegenheit gefunden, ſich als ein braver und biederer Krieger zu zeigen, und dieſe Gelegenheit redlich genuzt. Er war ein Wetter im Streit, wohin ſein Roß flog und ſein Arm fiel, da folgte blutiger Tod hinter ihm her, und gewiß war das allemal der gefährlichſte Platz im Treſſen, wo Urachs Federbuſch zu ſehen war. Daher auch feige Memmen in der Armee ſich immer nach ihm, wie nach einem Feldzeichen richteten, und ſo weit als möglich ſich von dem Orte zu entfernen ſuchten, wo Urach ſtritt, weil ſie gewiß wußten, daß dort das Treſſen am heiſſeſten ſey. Durch dieſe kriegeriſche Heldenthaten, die ihm aber manchen Schweiß und Blutstropfen koſteten — denn nie ſuchte er ſeinen Heldenruhm an Schwachen zu erkämpfen, ſondern wer ihm gleich war, wer bewafnet ſich ihm, Gott und dem Recht, für das er focht, widerſezte, — das war ſein Mann — hatte er ſich ſehr bald, und eher, als man gewöhnlich in den damaligen kriegeriſchen Zeiten, wo man auf den Namen und Ruhm eines Ritters ſo eiferſüchtig war, dieſe Ehre jungen Leuten ertheilte, doch zu der Ehre eines Ritters erhoben, und ſich viel verſucht. Er hatte unter Kaiſer Heinrich dem Vierten in Welſchland und Deutſchland ſich tapfer gehalten, hatte ihm manchen blutigen Sieg erkämpfen helfen, war an Kaiſer- und

Königs

Königshöfen lieb und werth, bey allen ritterlichen Spielen, in Schimpf und Ernſt ein gefürchteter Streiter, hatte ſchon manchen Dank aus Turnieren davon getragen, und manches liebekranke Herz ſchlug ängſtlich, wenn Berthold von Urach ſeine Lanze ſchwang und auf ſeinem Roß, das die Würde ſeines Reuters zu fühlen ſchien, wie ein unbändiger Waldſtrom daher ſtürzte, daß unter ſeines Pferds Hufen die Erde bebete. Manches hinter dem jungfräulichen Schleyer ſittſam verſteckte Auge blickte ſchmachtend nach dem wackern Jüngling, der nichts als Muth und Heldenkraft zu ſeyn ſchien, und auf nichts ſah, als auf ſeinen ritterlichen Gegner, ſeine Lanze und ſein Roß. Doch vergaß er nie nach Ritterpflicht und nach der Sitte ſeines Zeitalters durch alle erlaubte Dienſtgefliſſenheit ſeine Ehrerbietung gegen die Damen zu beweiſen, ſie gegen jeden Kämmerling in Schuz zu nehmen, und troz dann dem, der eine Dame auch nur mit einem Blick beleidigte, die Urach ſchüzte. Inzwiſchen hatte bey allen Höfen und Turnieren keine die Kunſt verſtanden, ihm beym Austheilen des Danks zugleich Liebe für ſich ins Herz zu leiten.

Erwine, für die der Knabe Urach ſchon manches Blümchen gepflückt, manches Sträuschen gebunden hatte, für den es oft ein Götterfeſt war, wenn er das Glück hatte, ein aufgeblühtes Veilchen eher als ſie zu finden, und dann an ihren Buſen zu ſtecken — Erwine, ſeine jugendliche Geſpielin, für die er als Knabe mit andern Knaben ſich wacker herumtummelte, war es, die er auch als Jüngling zur Dame ſeines Herzens auserkohren hatte. Sie waren mit einander aufgewachſen und kannten einander genau Die kindiſche Liebe, die in ihren jüngern Jahren ſie beherrſchte und ſie anfeuerte, alles auszuſinnen, wodurch eines von beyden glaubte, dem andern ein unvermuthetes Vergnügen machen zu können, hatte ſich bey zunehmenden Jahren nicht nur nicht verlohren, ſondern war vielmehr zur wechſelſeitigen Zärtlichkeit angewachſen. Denn auch Erwine ſah mit innigem Vergnügen auf den jungen Rittersmann, von dem ſie wußte, daß er ſeine Ritterehre nicht blos in der Stärke und Kraft ſeines Arms, ſondern auch und zwar vornemlich in Edelmuth ſeines Herzens ſuchte. Ihre beyderſeitigen Eltern hinderten auch dieſe vor ihren Augen gekeimte und aufgewachſene Liebe nicht, ſondern ſuchten ſie vielmehr zu befördern. Denn was konnten ſie ſich für ein größeres Glück denken und wünſchen, als das, in zwey ihrer Eltern ſo würdigen Kindern ſich ſelbſt wieder aufblühen zu ſehen, und durch eine eheliche Verbindung die beyderſeitigen Häuſer noch enger zu verknüpfen, als ſie ſchon durch die Bande des Bluts und der Gleichheit ihrer Geſinnungen verknüpft waren?

VI.

Du kenneſt nun, lieber Leſer, die beyden Familien, die in dieſer Geſchichte die Hauptrollen übernehmen werden, jezt — wenn dirs beliebt, thun wir wieder einen Blick in die deutſche Reichsgeſchichte, und in das Leben der beyden Heinriche, Vater und Sohn.

Heinrich der Vater, von drey Päpſten, Gregor, Urban und Paſchal zu wiederholtenmalen mit Excommunication, Bann, Fluch und Interdict belegt, mußte die Laſten der Menſchheit, ſo drückend ſie auch waren, ſo lange tragen, bis endlich der alte Mann ihrer Schwere unterlag. Und traun! lieber Leſer, es war ein hartes Schickſal, das ihn traf! Deutſchland und Welſchland ſchien ſich zu ſeinem Untergang vereiniget zu haben. Den größten Theil ſeiner Freunde überlebte er, und die ihm noch übrig blieben, waren zu ſchwach, um ihn ſo kräftig und thätig unterſtützen zu können, als ſie ſelbſt wünſchten und ſeine gerechte Sa-

che

che verdiente. Die junge heranwachſende Welt, die ihn als eine untergehende und ſeinen Sohn, als eine aufgehende Sonne betrachtete, wendete ſich lieber gegen dieſe, von deren Stralen ſie Glanz und Wärme hofte, als gegen jene, die allem Anſchein nach bald ganz verlöſchen mußte. Geiſtliche und Weltliche glaubten ihre Rechnung beſſer bey dem Sohn als bey dem Vater zu finden.

Die Geiſtlichkeit ſahe immer mehr ein, welch ein für ſie vortheilhaftes Syſtem, Gregor — der ſtolze, liſtige und unternehmende Mann entworfen hatte, und machte Miene, ſeine Grundſätze gegen Heinrich den Vater zu vertheidigen, der Einſicht gnug hatte, um zu wiſſen, welch ein ſchweres Joch für deutſche Prinzen das Joch der päpſtlichen Hierarchie ſey; und dem es auch nicht an Muth fehlte, um ſich den Uſurpationen der Geiſtlichkeit zu widerſetzen.

Die weltlichen Fürſten und Ritter hatten ſich theils ſchon zu ſehr unter das päpſtliche Joch gebenget und zuviel von ihren Gerechtſamen vergeben, als daß ſie nun Kraft gnug gehabt hätten, ihm ihren Nacken wieder zu entziehen, geſezt auch, daß es ihnen an Luſt und Willen dazu nicht gefehlt hätte; theils war auch ſchon ein gewiſſer Geiſt der Bigotterie, der freylich immer eine große Schwäche vorausſezt, in ihnen rege geworden, der es ihnen nicht einmal in Sinn kommen ließ, an der Wahrheit oder Falſchheit der päpſtlichen Prätenſionen zu zweifeln. Der Aberglaube, eine Tochter der Unwiſſenheit, hatte ſchon ſein mächtiges Zepter über Deutſchland ausgeſtreckt. Man verehrte in Roms oberſtem Prieſter die Gottheit auf Erden. Und dieſe unwürdige Copie der Gottheit, die man in Rom ſo ſehr verhudelt hatte, wußte ſich das Anſehen eines Oberhaupts über Chriſten und Nichtchriſten zu geben. Kronen zu verſchenken und wieder zu nehmen; Unterthanen nach Belieben, je nachdem es die römiſchen Finanzen erfoderten, von ihrem Eid und Pflicht zu entbinden, und ſie auf ſolche Art zu privilegirten Rebellen gegen ihren rechtmäßigen Herrn zu machen, war damals am päpſtlichen Hofe etwas Alltägliches.

Die durch dieſe Uſurpationen in Furcht gejagte deutſche Fürſten zitterten, ſo bald es von Rom her blizte, fielen nieder und beteten an, und küßten ehrfurchtsvoll den Fuß, der ihnen auf den Nacken trat. Manche verſtanden auch die Kunſt, in ſolchen anarchiſchen Zeiten im Trüben zu fiſchen; ſolchen war es ſchon recht,

wenn

wenn Deutſchland bald hier, bald dort in Flammen ſtand. Aus dieſen und hundert andern Urſachen hielten es die meiſten für beſſer gethan, den Mantel nach dem Winde zu hängen, und ſich zu des jungen Heinrichs Parthey zu ſchlagen.

Dieſer war liſtig gnug, um einzuſehen, daß er es, bevor er nicht ſeinen Kaiſerthron recht feſte gegründet habe, mit den geiſtlichen Herrn nicht verderben dürfe, die damals immer Mittel gnug in Händen hatten, ihn wankend zu machen. So wie nun der heuchleriſche Prinz auf der einen Seite ſich ſtellte, als ob er ſich ganz nach dem Willen des Papſtes, der eigentlich die Triebfeder war, die die ganze Maſchine in Bewegung ſezte, fügen würde, vorausgeſezt, daß der Statthalter Gottes ihn gegen ſeinen Vater und deſſen Freunde auf alle Art mit ſeiner ſtatthalteriſchen Macht ſchützen und unterſtützen wolle; ſo brauchte dieſer wieder des Prinzen Ehr- und Geldgeiz, um ſeine eigenen hierarchiſchen Plane durch ihn ins Werk zu ſetzen. Es glückte ihm auch, den jungen Heinrich auf eben die Art, wie ehemals ſeinen ältern Bruder Conrad, gegen den alten Kaiſer aufzuwiegeln. Bald ſchreckte man ihn mit Fluch und Bann, bald aber auch mit der weit mächtiger wirkenden Vorſtellung, daß er, wenn er nicht bald zuführe, vielleicht gar noch um Krone und Zepter kommen könne, und der Sohn war Baſtard gnug, um ſich zum ſchändlichen Werkzeug gegen ſeinen alten, durch Kummer und Sorgen vor der Zeit grau gewordenen Vater brauchen zu laſſen. Einem andern, der noch nicht ganz das natürliche Gefühl von Ehre und Scham verloren gehabt hätte, wäre doch wohl einmal der ſehr natürliche Gedanke durch den Kopf gefahren: aber es iſt doch dein Vater — dein der Grube ohnehin ſchon naher Vater, der dir doch bald durch ſeinen Tod Platz machen wird — ihm haſt du Leben, Erziehung und Anwartſchaft auf Ehre und Krone zu danken — ihm haſt du ja mit einem Eide beſchworen, ſeine lezten Tage nicht durch Ungehorſam und Einmiſchung in Regierungsgeſchäfte zu verbittern — dein iſt die Schuld, wenn er mit Herzeleid in die Grube fährt.

Auf den jungen Heinrich ſchienen zwar dieſe Bedenklichkeiten zu wirken, und er äuſſerte ſie auch, entweder, weil er wirklich fühlte, welch ein Ungeheuer er ſey, wenn er ſeines Vaters lezte Tage muthwillig im Angeſicht der ganzen deutſchen Nation verbittere; oder was wohl noch wahrſcheinlicher iſt, er ſtellte ſich, als ob er dieſe Bedenklichkeiten fühle, nur um ſich dem Papſt noch wichtiger zu machen; oder wenigſtens vor dem edeldenkendern Theil der Nation das Anſehen zu haben, als ob es ihm viel Kampf und Ueberwindung gekoſtet habe, die Schritte zu thun, die er auf Anſtiften des Papſts dennoch that. Gnug! der Oberprieſter wußte ihm alle dieſe nichtigen Zweifel wegzudiſtinguiren, und ſo wurde ſein zartes Gewiſſen völlig beruhiget; denn für welche Schandthat hat nicht Roms hierarchiſche Logic eine Diſtinction erfunden!

„Dein Vater, ſagte man zu Rom, iſt „im Namen Gottes mit Bann und Fluch be„legt — keiner ſeiner Unterthanen iſt ferner „an den ihm geleiſteten Eid gebunden — „willſt du allein Gott und ſeinem Statthalter „ungehorſam ſeyn?

„Zehntauſend Eide gelten nichts gegen ein „einziges Wort, das ein Prieſter im Namen „Gottes ſpricht; ſchwöre ſie heute, morgen „kann dich Gottes Statthalter davon entbin„den, wenn es die Ehre Gottes und ſeiner „Kirche fodert — und das iſt gerade jezt der „Fall. Du liegſt ſo gut wie dein Vater unter „ewigem Bann und Fluch, wenn du nicht von „Stund an alle Gemeinſchaft mit dem excom-

„munis

„municirten Rebellen aufhebſt, der ſich Gott „und Gottes Legaten, der ſich den Rechten und „Freyheiten der Kirche widerſetzet — noch „mehr, wenn du nicht von Stund an gemeinſchaftliche Sache mit denen machſt, die um „Gottes und der heiligen Kirche gerechte Sache eifern.„

So ſprach man in Rom, oder vielmehr, ſo läſterte Gottes Statthalter den, deſſen Rechte zu vertheidigen, er ſich die fromme Miene gab. Heinrich ſah die Vollwichtigkeit dieſer Gründe ein, denn es war Waſſer auf ſeine Mühle. Darauf eben hatte er gewartet, daß ſeine hämiſche und boshafte Räuberplane auch das Anſehen von Pflicht und Recht erhalten ſollten — jezt erhielten ſie es, wenigſtens ſchienen ſie es zu erhalten, nun war es Zeit öffentlich loszubrechen, und nicht mehr im Hinterhalt wie ein hungriger Wolf mit blutgierigen Augen auf Raub zu lauern — er brach los, verließ ſeines Vaters Armee, gieng, ohngeachtet dieſer ihm nachſchickte und ihn bitten ließ, doch nicht wieder zu ihm. Wie ſchön war es, daß er jezt den Vorwand hatte, er dürfe mit einem von Gott Verfluchten und Verbannten keine Gemeinſchaft haben, ſo lieb ihm ſeiner Seele ewiges Heil und Glück ſey.

O! über den Baſtard! ſprichſt du, lieber Leſer!

Ich ſage es mit: O! über den Baſtard! — —

VII.

Es half dem guten alten Heinrich nichts, daß er ſich erbot, das Recht oder Unrecht ſeiner Sache, wenn ja Excommunication das große Aergerniß ſey, das ſeinen Sohn und den deutſchen Reichsfürſten zur friedlichen Verſöhnung im Wege ſtehe, von einen Concilio, oder auch, wenn es ſeyn müſſe, vom Papſt unterſuchen zu laſſen. Nur bat er, der nun ſchon die Welt und die Menſchen, die er vor ſich hatte, mit ſeinem Schaden beſſer hatte kennen lernen, man möchte die Bedingungen, unter welchen er wieder in den Schoos der Kirche, woraus man ihn, Gott weiß mit was für Fug und Recht, geworfen hatte, könne aufgenommen werden, ſo machen, daß ſie vor Gott und redlichen Männern ſtatt finden könnten. Ein Schritt, den zehn andere von ihren Kindern verlaſſene Väter, oder von ihren Vaſallen gereizte Fürſten nicht gethan haben würden! Aber Heinrich, der durch Menſchentrug, Liſt und Bosheit gedruckte Kaiſer, von ſeinen undankbaren Kindern verfolgte, durch ſo mannigfaltige

Drangſale ſchon ſtumpf und muthlos gewordene, dem Grabe nahe Alte, that ihn.

Allein guter Heinrich! es war jezt nicht die Frage, durch was für Mittel du in eine Geſellſchaft wieder aufgenommen werden ſollteſt, aus der dich Schelme und ſchurkiſche Pfaffen ausgeſchloſſen hatten, und worinnen dich einige wenige dir übrig gebliebene Freunde, aller Schurkereyen ohngeachtet, womit man ſie chikanirte, dennoch vermißten — ſondern dich auf immer von ihrem Angeſicht, das den Anblick eines ächten deutſchen Mannes nicht aushalten konnte, zu verbannen, dich ſo lange zu ängſtigen, bis dein kummerbelaſteter Geiſt, des ewigen Drängens und Stoſſens müde, da Freyheit ſuchen würde, wo es keine ſtolzen Päpſte, keine undankbaren Söhne, keine erzbiſchöfflichen Heuchler mehr giebt, wo kein päpſtlicher Bannfluch, kein Interdict, keine Excommunication, und wäre ſie von tauſend Statthaltern Gottes auf Erden geſprochen, und von zehntauſenden wiederholt, und von hunderttauſenden beſtätiget, mehr gültig iſt — dahin dich zu anathematiſiren, das war der Plan der gottloſen Rotte, die dein Sohn unter der Leitung eines allerheiligſten Heuchlers anführte. Deine Bitte um Gericht über Recht und Unrecht, über Wahrheit und Betrug, über Unſchuld und Bosheit kam zu ſpät. Dein Proceß war ſchon gemacht und geendiget, ehe er begann — Kläger, Zeugen und Richter war eine Perſon; man kennet ſchon die Formalitäten, die bey ſolchen Richterſprüchen ſtatt haben — ſie ſind nicht viel werth.

Des nachgebenden alten Heinrichs Bitte wurde nicht angenommen, weil man einmal beſchloſſen hatte, ihm keinen Ausweg zu laſſen, als — Niederlegung der Krone oder Tod. Der junge Heinrich durchzog das Vater- und Sachſenland, um ſeinem Vater Feinde und ſich Anhänger zu verſchaffen, und war auch glücklich gnug. Sein Zug gieng dann nach Sachſen, wo er einen von ſeinem Recht und Gerechtigkeit handhabenden Vater wegen Intoleranz gegen Juden abgeſezten habſüchtigen Erzbiſchoff wieder einſezte — dann nach Franken. Der Vater folgte. Der Sohn mußte nach Baiern und Schwaben weichen. Jezt trafen ſie ſich ſo, daß ein Treffen die Sache würde entſchieden haben. Der alte treuherzige Mann ließ ſich aber zu einem Vergleich bereden und — ward verrathen. Muthlos verließ er ſeine Armee, und flüchtete an den Rhein. Dadurch verdarb er alles. Der Sohn hatte nun offenes

Feld, und um das Aeußerſte zu wagen, ſchrieb er einen Reichstag nach Mainz aus. Dieſer Schritt that dem alten Vater wehe. Er ermannte ſich, um entweder den Reichstag zu zerſtören, oder mit einer Armee zu beweiſen, daß er, und kein anderer Menſch unter der Sonne, rechtmäßiger deutſcher Kaiſer ſey.

Der liſtige Sohn gieng ihm entgegen und machte den Alten durch Verſtellungen wieder in ſo weit ruhig, daß er ſeine zuſammengezogene Armee verließ, und nur dreyhundert Reuter bey ſich behielt, mit welchen er nach Bingen gieng, um dort den Ausgang des Reichstags, der zu Mainz gehalten wurde, abzuwarten. Eine Schwäche des alten Mannes, die ihm theuer zu ſtehen kam, denn er war hier nichts mehr und nichts weniger, als Staatsgefangener ſeines Sohns!

Sein Sohn, der fromme Heuchler, der nichts als Betheuerungen, daß er alles für die Einigkeit der Kirche und für ihre Rechte und Freyheiten thue und thun müſſe, im Munde führte, verſtand die Kunſt, durch Prieſterpolitik und Pfaffentrug die Sache auf dem Reichstage dahin einzuleiten, daß die verſammleten Großen den tapfern, ehrwürdigen Kaiſer Heinrich den Vierten der Krone unwürdig erklärten, um ſie ſeinem nichtswürdigen Sohne aufzuſetzen.

Jezt entſtand die große Frage, womit man den neuen Kaiſer krönen wolle, da die Reichskleinodien noch in den Händen des Alten waren, und da man damals dieſe Inſignien nach dem einmal angenommenen allgemeinen Volksglauben ſchlechterdings beſitzen mußte, wenn die Wahl gültig und beſtätiget ſeyn ſollte. Ihrer böſen und ungerechten Sache ſich bewußt, wagten es die Räuber nicht, den alten, Ehrfurcht und Mitleiden erregenden Mann, nach Mainz zu bringen, um ihn da mit allen Formalitäten der Krone zu berauben. Zwar ſchüzten ſie ſeine Excommunication vor, warum ſie das nicht thun dürften — denn ein geweiheter Diener Gottes und der Kirche dürfe mit keinem vor Gott und der Kirche Verfluchten in Gemeinſchaft kommen; — eigentlich aber hielt ſie die Furcht davon ab, daß ein Aufruhr bey dem Anblick des unglücklichen großen Mannes entſtehen möchte.

Um jedoch bey der Ausführung eines Bubenſtücks nicht auf halbem Wege ſtehen zu bleiben, giengen die Erzbiſchöffe von Mainz und Cöln und der Biſchof von Worms nach Bingen, wo der unglückliche Fürſt von allen verlaſſen

laſſen ſaß, um von ihm, es ſey auf welche Art es wolle, mit Güte oder Schärfe die Reichs-Inſignien zu fodern. Sie kamen an. Es wurde dem alten Mann gemeldet, wer gekommen ſey, und in welcher Abſicht. Lange ſaß er, die Augen bald auf die Erde, bald zum Himmel zu dem Richter gerichtet, der recht richtet, — konnte und wollte ſich nicht überreden, daß ſein Sohn, daß geheiligte Diener Gottes — denn das wollten ſie ſeyn — in der Bosheit und Niederträchtigkeit ſo tief herabgeſunken ſeyn könnten — doch es war ſo. Er entſchloß ſich alſo, die Abgeordneten vor ſich zu laſſen, und nun entſtand ein Auftritt, der jedes noch nicht ganz verſtimmte Menſchenherz rühren mußte, der aber dieſe entſchloſſenen Heuchler nicht rührte, zum Beweis, wie unverbeſſerlich böſe ſie waren.

VIII.

Sie traten hinein, und fanden wider ihr Vermuthen einen Anblick, der ſie zwar überraſchte, aber auch nichts mehr wirkte als Ueberraſchung — den unglücklichen Fürſten fanden ſie mit allen Reichsinſignien angethan ſitzen.

Was iſt, fragte der Kaiſer mit allen geſammleten Kräften, — was iſt euer Anbringen — was ſuchet, oder was wollet ihr?

Den Willen Gottes aufrichten — antworteten die Biſchöffe mit ſchamloſer Stirn geübter Verbrecher.

Und was iſt der Wille Gottes?

Was den Befehlen des Reichstages und ſeines Statthalters auf Erden gemäß iſt, iſt Stimme Gottes. Uns ſeinen Dienern iſt es aufgetragen, das Reich einem Fürſten abzunehmen, der ſich deſſelben unwürdig gemacht hat, dem es Gott und die Kirche genommen; denn wer von Gottes Statthalter verworfen iſt, der iſt von Gott verworfen. Heinrich der Fünfte, der gehorſame Knecht der Kirche, dem Gott eine lange und glückliche Regierung verleihen wolle, iſt es, dem dieſe Zeichen kaiſerlicher Würde von nun an gehören; ihm ſie zu überbringen, dazu ſind wir von Gott geſandt.

Von Gott geſandt? von Gott? nicht doch von Gott — Heuchler ſandten euch und Rebellen, und Gott! o Gott! wie habe ich das an dir verbrochen, daß ich einen ſolchen Sohn zeugen mußte! Sohn! Sohn! iſt das der Lohn — iſt das der Dank eines Kindes gegen ſeinen Vater? Du ſollteſt meines Alters Freude, eine Stütze in meiner Schwachheit werden, mein Troſt in Leiden, mein Rathgeber in Verlegenheit — ach ſie iſt gebrochen die Stütze — ſie iſt traurige Wehklage geworden die Freude — du lohnſt mir, deinem alten auf der Grabesſchwelle wankenden Vater, mit Spott und Hohn — lohnſt mir mit Frevel und hämiſcher Tücke — ſuchſt in meiner Schande deine Ehre, in meinem Tode dein Leben; denn ach! ich fühls, wie's in meinem Innerſten frißt — Gift des Todes und der Höllen ſchenkſt du mir ein — wirſt Kaiſerſchänder — Vatermörder — Mörder eines von Leiden und langem Kampf, von Gram und Sorgen müden Vaters, der gern in Ruhe die Wallfarth des Lebens, die ihm ſo manchen ſauren Schweis gekoſtet hat, geſchloſſen hätte! Sohn — mein Sohn! — doch biſt du auch mein Sohn! nicht Baſtard irgend eines wilden, mit Menſchengefühl unbekannten Räubers? O! leider mein Sohn — Sohn eines Kaiſers — eines abgeſezten Kaiſers — durch den Sohn geſchändeten Kaiſers! daß ich den Gedanken nicht denken dürfte — nicht denken könnte — daß in dieſem Augenblicke Vernichtung aller Sinne mich träfe! —

aber ich denk' ihn, den ſchändenden — Herz durchſchneidenden Gedanken — ach! ich denk' ihn — ich muß ihn denken — er iſt Kaiſer und ich — bin Knecht! aber nein! noch iſt er es nicht — ſoll's nicht werden — bey Gott! ſoll's nicht werden, ſo wahr — — doch was ſchwör' ich? was ſoll mir die Laſt, die mich ſchon Jahrelang mit Zentnerſchwere drückt — mich tief zur Erde gebengt hat? — was ſoll mir der Tand — das Puppenſpiel — ach! eile nicht! Heinrich! eile nicht! es wird dir bald-gnug zum Ekel werden — bald gnug wie Felſengebürge dich drücken. Nimm ſie hin die Krone, deren Glanz dir die Augen blendet — nimm ſie hin! — doch daß du gerade — du mein Sohn — durch Eide und Schwüre, wär's auch nicht durch Blut mir verbundene Sohn es biſt, der mich nieder in Staub, in Schande und Elend ſtößt! ha! das ſchneidet Luft und Athem ab — das macht ſiedendes Blut — kocht Todes-Gift! Sohn! höre mich, höre die Stimme — vielleicht die lezte deines kummervollen, leidenden — durch dich leidenden Vaters — höre mich, daß einſt auch Gott und deine Kinder dich wieder hören.

War es nicht gnug, daß ich dich ſchon bey meinem Leben zu meinem Nachfolger ernennen ließ, daß ich dir nachgab, wo Ehre und Gewiſſen nachzugeben erlaubten; habe ich der Mühſeligkeiten des menſchlichen Lebens und ſeiner Laſten noch nicht gnug getragen? o! ich dächte doch! Und du willſt mir die Bürde, ſtatt ſie zu erleichtern, noch ſo ſchwer machen, daß dein alter ſorgenbelaſteter Vater darunter nothwendig verſinken muß? O! wie war der Kelch meiner Leiden ſo voll — ſo bitter! doch trank ich ihn bis auf die Hefen — mußt ihn trinken, und du willſt, ſtatt mir einen Labetrank mit Kindeszärtlichkeit zu reichen, mich in Gift eintauchen?

Schone deines Vaters — deines mit Schande und Elend kämpfenden Vaters! ſieh! ein deutſcher — ein alter verſuchter Krieger, der nie eine Thräne kannte, es ſey denn Thräne des Mitleids oder der Freude, weint jezt Thränen des Kummers, des herzſtoſſendſten Kummers, die ihm ſein Sohn aus den vertrockneten Augen preſſet — dieſe Thränen, dieſe blutige Thränen, wenn du ſie ohne Gefühl und Mitleid fließen ſehen kannſt, oder nicht ſehen willſt, ſo ſieht ſie Gott — der Gott, der mich und dich richtet — Jeſus! Maria! mich und dich richtet — und ſammlet ſie. Und dein Urtheil, lieber Heinrich! wenn Gott dich nach dieſen vergeblich geweinten Vaterthränen richtet — dein Urtheil muß das Urtheil der Verdammten ſeyn, denn ſie ſchreyen um Rache, dieſe Seufzer und Thränen deines Vaters — Gott hört — Gott richtet ſie, und mit Höllenſchmerz werden ſie dich brennen — dann brennen, wenn die Gebeine deines flehenden Vaters längſt als Staub vom Wind verweht ſind — o! lieber! laß mich nicht dein Ankläger vor Gott und deutſcher Nation werden — muß ichs werden, dann muß ich dir fluchen, und Vatersfluch zieht Fluch des Allmächtigen nach ſich — trifft beſſer, verwundet tiefer, als Fluch eines römiſchen Biſchofs — brennt ewig wie ſiedend Oel — wehe! wehe dir!!

So ſprach, oder vielmehr, ſo jammerte der troſtloſe unglückliche Vater, und die erzbiſchöflichen Heuchler ſtanden und ſahen das zerriſſene blutende Vaterherz, ohne auch nur eine Zuckung deſſelben mitzufühlen. Er wendete ſich zu ihnen:

Nun was ſteht ihr? was wollet ihr! geht und ſaget meinem Sohn, daß ich noch Vater ſey, daß ich noch fühle, was es heiße

Vater ſeyn, aber daß ich auch fühle, was es heiße — vom Sohn geſchändeter Vater ſeyn. Gebt ihm meinen Segen, wenn er zu einer gütlichen Verſöhnung, die meiner Kaiſerwürde und meinem Vaterherzen nicht entgegenläuft, bereit iſt; iſt er das aber nicht — bewegen ihn die Thränen, Bitten und Seufzer eines troſtloſen Vaters nicht — gilt ihm der Befehl ſeines Kaiſers nichts mehr; dann Fluch — dann Gottes ſchwerſter Fluch —— wie? was ſag ich? ach! wenn Gottes allmächtige Kraft auf ſein verführtes Herz wirkte — dann hell und klar ſeh' ich's, als ob's mit Sonnenlicht geſchrieben vor mir ſtände — verführt iſt ſein Herz, durch Pfaffenliſt und Prieſtertrug verführt — wenn ich eine Thräne der Reue fließen ſehen — einen Blick kindlicher Liebe von ihm auffaſſen — wenn ich ihm Empfindung ins fühllos gewordene Herz ſprechen könnte!! ach! Gott! in ſeine Arme wollt' ich fliegen, in ſeinen Schoos Kron und Zepter legen, und in ſeinen Umarmungen ruhig entſchlafen — aber ſo — ſo mit Gewalt — mit Liſt und Trug!! nein! nein! unmöglich!

Und nach einer kleinen Pauſe ——

Nun Prieſter, was wollt ihr?

Die Reichsinſignien wollen wir. Es iſt der Wille — es iſt der Befehl des verſammleten Reichstags.

Nun dann — ſo wiſſet, ich bin Kaiſer. Kennt ihr ihn, den Heinrich, der vor unverſchämten Drohungen zu erſchrecken nie gelernt hat? Kennt ihr ihn — ſo ſteht von eurer Foderung ab. Wiſſet, Heinrich läßt dieſe Zeichen ſeiner Kaiſerwürde, die ihm von Gott und Rechtswegen gehören, und deren er ſich durch kein Laſter, durch keine Vergehung, als die in Pfaffenhirn ausgebrütet worden, unwürdig gemacht hat, nicht gutwillig fahren. Ihr ſpottet des Löwen, der matt von der Hitze des Tages euch wenig fürchterlich ſcheinet, aber trauet ihm nicht, er möchte doch wohl zu eurem Schaden noch Kraft gnug haben — er möchte aufſpringen und in eurem Blute ſich kühlen.

Und dann Prieſter, bedenkt, was ihr ſeyd, und handelt nach eurem Beruf. Boten des Friedens und Prediger des Rechts zu ſeyn, war eure Beſtimmung, und ihr gießet Oel in die lodernde Flamme der Zwietracht, ihr prediget Rebellion und Aufruhr, ihr unterſtützt die Bosheit und Ungerechtigkeit, ihr beugt das Recht.

Durch euch bin ich ein Geſalbter des Herrn geworden, wo iſt die Ehrfurcht, die ihr einem ſolchen ſchuldig ſeyd? Noch einmal ſag ich es — hier bin ich, und hier ſind die Zeichen, die beweiſen, ich ſey euer rechtmäßiger Kaiſer. Gutwillig gebe ich ſie euch nicht, ſo lange dieſe Augen offen ſtehen und dieſes Herz noch ſchlägt. Wollt ihr ſie erhalten, ſo wagt es, eure unheiligen Hände an den Geſalbten des Herrn zu legen — werdet Rebellen — Betrüger und Eidbrüchige gegen euren rechtmäßigen Fürſten — werdet es, wenn ihr unverſchämt genug ſeyd, aber ich ſag euch, der Zorn Gottes des Gerechten, dem ihr dienet — des Allmächtigen, den ihr durch eine ſolche That reizet, wird und muß euch treffen, und euch bis in das innerſte Mark wie hölliſches Feuer brennen. Ich dachte nicht, daß es nöthig wäre, Prieſtern Gottes ſo etwas ſagen zu müſſen, aber es iſt ſo, und ſchlimm genug, daß es ſo iſt. Jezt wißt ihr, was ihr wiſſen ſollt, und nun entſchließet euch, was ihr thun wollet — ich bin entſchloſſen!

IX.

Auch die Biſchöffe hatten ſich mit entſchloſſener Bosheit bewaffnet — auch ſie waren entſchloſſen und blieben ohne Rührung. Gleichſam als ob ſie wüßten, daß ſie es nicht laut ſagen dürften, ohne ſich bey Verſtändigen lächerlich zu machen, brummten ſie etwas von Reichstagsſchlüſſen, von Willen Gottes, Ungehorſam gegen die Kirche — Gott habe das Reich von ihm genommen und ſeinem Sohn gegeben, und was dergleichen prieſterliche Gemeinſprüche mehr waren. Dann fielen ſie über den unglücklichen Kaiſer her und nahmen ihm ein Kennzeichen ſeiner Würde nach dem andern ab.

Da er ſahe, in welche Räuberhände er gefallen ſey, widerſetzte er ſich auch nicht länger, ſondern ſah äußerlich ruhig zu, aber in ihm brannte verzehrend Feuer. Sie giengen mit ihrem Raube davon.

Allmächtiger und gerechter Gott! rief er endlich, nachdem er eine Zeitlang gleichſam in ſich ſelbſt gekehrt, ohne Bewußtſeyn und Beſinnen geſeſſen hatte — ihm war, als ob das alles nur ein ſchrecklicher Traum geweſen ſey — allmächtiger und gerechter Gott! ſo iſt es doch wahr, ſie haben deinen Geſalbten geſchändet und entweihet — ſie, die deiner Geſetze Handhaber, und deiner Liebe und deines Friedens Prediger ſeyn ſollen! Gott! — Gott der Rache! nicht an dieſen gottloſen Werkzeugen deines Zorns — an dir, an dir allein hab' ich geſündiget — nicht an meinem unwürdigen Sohne. Wie lange hätte es denn noch gedauert, ſo hätte mein Tod ihn auf eine rechtmäßige Art zum Beſitz der Ehrenzeichen gebracht, die ihn nun ſchänden. Rache! Gott! Rache und ewigen Fluch —— aber nein! nicht Rache — nicht Fluch! Was droh' ich? wem droh' ich? iſt's doch mein Sohn! Gott! wenn du dieſe Räuber, wenn du ihn, den unwürdigen Kaiſerſohn ſtrafſt, und du ſtrafſt gewiß, ſo gieb ihm Zeit zur Reue!

Ach! ich kann nicht mehr, wie ich gern wollte — ſchwach und elend ſitz' ich hier — ſtumpf und abgeſpannt iſt jede Fiber an mir. Da noch Kraft dieſen Arm ſtärkte, daß ich muthig das Schwerdt ziehen, und meinen Gegnern ins Geſicht ſehen konnte, da — da wagten ſie's freylich nicht, die hämiſchen Betrüger. Aber nun — Gott, hilf mir tragen die Laſt, die du mir auflegſt, ſtärke mich Schwachen, daß ich im Jammer nicht erliege. Dieſer alte graue Kopf möchte gern und kann doch nichts mehr ausſinnen, das ihn retten könnte — und dieſes Herz — ha! wie ſchlägt's — wie tobt's in ihm!

Aber Geduld! bald wirſt du ruhig werden, du ſtürmiſches Meer — bald wirſt du, geheilt von deinen Wunden, die ein Sohn mir ſchlug, langſamer ſchlagen — o! die Vergangenheit -- die Vergangenheit! wie ſchrecklich war ſie mir! und die Zukunft —— hu! mich ſchüttelts! — die Zukunft noch tauſendmal ſchrecklicher! Elend und Schmach ohne Nahmen — hülle mich in deine Schleyer, Nacht des Todes! ewige Nacht! daß ich nicht ſchaue die Greuel, die meiner warten! — ach Gott! mir ſchwindet Himmel und Erde — — Sohn! Sohn! ich kann nicht mehr — laß ab! laß ab! ——

Kraftlos ſank er hin. Bald aber ermunterte ihn wieder das Geklirre von Waffen, das in ſein Ohr drang. Es traten Soldaten von ſeines Sohnes Anhang in das Zimmer, deren Anführer ihm ankündigte, er ſey ſein Gefangener, den er von Bingen nach Ingelheim zu führen Befehl habe.

Und wer gab euch den Befehl?

Heinrich, der neue Kaiſer, dem wir Gehorſam und Treue eben geſchworen haben, gab ihn mir.

Wie? Heinrich, mein Sohn gab euch den Befehl? o! lügt, ihr hölliſchen Lügner.

ner. Höre! bey Gott und allen Heiligen, bey deinem Leben und Seelen-Seligkeit beſchwör' ich dich — du Kriegsmann! ſage die Wahrheit — gab dir mein Sohn den Befehl?

Bey Gott und allen Heiligen — bey meinem Leben und Seelen-Seligkeit ſchwöre ich — er gab ihn mir.

Ha! Undankbarer! auch nicht einmal Freyheit willſt du mir laſſen? war dies nicht gnug, mich vor aller Welt auf die entſetzlichſte Art zu ſchänden? auch dieſe Luft, die ich athme, ſoll ich nicht mein nennen dürfen — ſoll ich nicht frey athmen! Schändliches Ungeheuer! Doch er iſt euer Kaiſer, wie ihr ſagt. Jezt iſt es nicht Zeit, zu unterſuchen, ob rechtmäßig oder nicht. Kommt, Kinder! helft einem alten ſchwachen Mann auf die Füſſe. den Alter und Jahre, den Gram und Sorgen nicht lange mehr die Schandthaten ſehen laſſen werden. Was ſäumen wir? ich folg' euch, wohin ihr wollt. —

Sie führten ihn nach Ingelheim.

So ſiegte der heuchleriſche Prinz über ſeinen alten Vater. Gewalt und Betrug — wer kann zwey ſo mächtigen Feinden widerſtehen?

hen? — entriſſen ihm die Krone, der er auf alle Fälle würdiger war, als ſein Sohn.

Dort mußte der alte ſchwache, abgeſezte Kaiſer eine Zeitlang den äußerſten Mangel leiden. Sein trauriges Schickſal rührte ſelbſt einige von ſeines Sohns Parthey. Sie ſtellten ihm vor, in welchen kümmerlichen Umſtänden er lebe. Es ſey doch ſein Vater, und alſo billig, etwas von der Härte, womit er behandelt werde, nachzulaſſen.

> Er iſt, ſagte der fromme Sohn, ſeiner Sünden wegen in den Bann gethan. Kann ich ſein Schickſal ändern, oder darf ich es? Es hieße in die Rechte Gottes und des heiligen Vaters eingreifen, wenn ich anders gegen ihn handeln wollte — und das verbietet mir Religion und Gewiſſen. —

O! über den frommen religiöſen Sohn!!

X.

Der Vater wußte wohl, daß er ſich von dieſem frommen Heuchler nichts verſprechen durfte, denn, nach dem zu urtheilen, wie er bisher mit ihm umgegangen war, war er unverbeſſerlich boshaft. Er würdigte ihn alſo auch keiner Bitte um Freyheit oder Erleichterung ſeines harten Schickſals. Er duldete und trug ſeine Leiden, ſo gut er konnte, und hoffte täglich Freyheit und Erlöſung durch den Tod — er hoffte bis jezt vergebens. Jezuweilen fuhr ihm aber doch eine Erinnerung an ſeine ehemaligen Freunde, denen er ſo viele Wohlthaten erzeigt hatte, und die ſonſt ſo feſt an ihm zu hängen ſchienen, durch den Kopf.

Der Biſchoff zu Speier, einer ſeiner ehemaligen Höflinge und wärmſter Freund, ſchien ihm derjenige zu ſeyn, der am erſten im Stande ſey, ihm einigen Troſt und Brod zu verſchaffen, ohne ſeinem undankbaren Sohne läſtig werden zu dürfen. Heinrich hatte ſich ehemals gegen dieſes Bisthum vornemlich freygebig erzeigt. Er hatte die Kirche bauen laſſen, die die prächtigſte in ganz Deutſchland war — er hatte auch dem jetzigen Biſchoff zum Bisthume verholfen. An dieſen wendete er ſich alſo und bettelte — im eigentlichſten Verſtande des Worts — er bettelte um eine Präbende zu Speier.

> Sieh! waren ſeine Worte, ich bin des Reichs entſetzt — ich bin hoffnungslos — für mich iſt Kampf und Streit vergebens — gieb mir um Gottes willen ein Canonicat in deinem Stifte, daß ich Brod habe. Leſen kann ich und im Chor ſingen — ich will Lebenslang dafür beten.

So weit war der unglückliche Kaiſer durch die Bosheit ſeines Sohnes herabgeſunken. Es war ein kläglicher Auftritt, da er als Kaiſer im Schloßhof zu Canoſſa barfuß im wollenen Hemde im Schnee ſtand und Abſolution vom Papſt erflehete — aber dieſer übertrifft doch wohl jenen. Hier ſtehet der Kaiſer als Bettler, vor einem Biſchoff, der ihm ſein Glück dankt — ſchauet mit thränenvollem Auge auf die Kirche, die er bauete — und bettelt um Brod, das jene nicht gehabt hätten, wenn er es ihnen nicht gegeben hätte — er will ja im Chor ſingen, und Gottes Segen über ſeine Wohlthäter beten.

Ein Beweis, daß ihn die Feſſeln, die ihm ſein Sohn anlegte, hart drücken mußten, gewiß hätte er ſonſt nicht dieſen Schritt gethan, der alles, was man ſich Erniedrigendes denken kann, übertrifft.

Nun! was that denn der Biſchoff?

Bey der Mutter Gottes — ſprach der orthodoxe Biſchoff — ich kann dir nicht helfen! Und der arme hungrige Heinrich mußte ſich damit abweiſen laſſen. Sein Troſt blieb das Grab, ſeine Hülfe der Tod. Bis dieſer erſchien, blieb ihm nichts übrig, als blutige heiſſe Thränen auf ſeine von Feſſeln wund geriebenen

nen Narben zu weinen, die er als tapferer Krieger noch aus den ſiegreichen Schlachten, worinnen er focht, mitgebracht hatte.

Als er des Biſchoffs Antwort erhielt, ſah er eine Zeitlang mit ſtierem Blick auf die Erde — brach dann mit einem Blick voll Verzweiflung aus:

> Kinder! Freunde! habt Mitleiden mit mir, die Hand des Allmächtigen lieget auf mir, und iſt mir faſt zu ſchwer geworden. *)

---

*) Jch weiß gar wohl, daß einige Geſchichtſchreiber, namentlich auch Herr Schmidt in ſeiner Geſchichte der Deutſchen, dieſen Auftritt zwiſchen dem abgeſezten Kaiſer und dem Biſchof zu Speier bezweifeln, weil es nicht wahrſcheinlich ſey, daß Heinrich ſo weit herabgekommen ſeyn könne — er ſey ſo verlaſſen nicht geweſen — habe doch noch hie und da Freunde gehabt, u. ſ. w.

Allein mir ſcheint es mehr als wahrſcheinlich, daß die Sache ſich würklich ſo zugetragen habe. Heinrichs Freunde waren zu ſehr von ihm getrennt, zu wenig von ſeinen traurigen Umſtänden unterrichtet, und auch da ſie ſein Schickſal erfuhren, doch nicht gleich mächtig genug, vielleicht auch zu ſehr in Furcht gejagt, um im Stande zu ſeyn, ihn gegen die

Armer! unglücklicher Kaiſer! warlich das waren bittere Hefen aus deinem Leidenskelche! Nur ein entſchloſſener Räuber, wie dein Sohn, oder ein orthodoxer Heuchler, wie ein Biſchoff, oder ein heiliger Tyrann, wie ein Papſt, kann dir kein Mitleid verſagen.

Bey Gott! dein Schickſal war hart — ſehr hart! was wohl dein Vaterherz unter ſolchen Drangſalen mag gelitten haben! Friede ſey mit deiner Aſche! wer Gefühl hat, wird dir nicht fluchen, wie fühlloſe Pfaffen dir fluchten.

überwiegende Macht ſeiner Feinde zu ſchützen. Heinrich war ferner durch die wiederholten Anfälle, die auf ihn geſchehen waren, durch ſo viele mißlungene Verſuche ſich und ſeine Krone zu retten, durch ſo viele vereitelte Hoffnungen, auch durch Alter und Gram ſo kleinmüthig geworden, daß man ihm einen ſolchen Schritt, ſo demüthigend er auch war, doch wohl zutrauen darf. Das Verhalten des jungen Heinrichs ſowohl als des Biſchofs von Speier ſteht überdies dem Geiſt des Zeitalters und ihrer ganzen Handlungsart ſo ähnlich, daß ich mich nicht habe überwinden können, dieſen Zug aus dem Gemälde der damaligen Zeit wegzuwiſchen, und endlich ſind Helmod in Chron. und Würdtwein nov. ſubſid. dipl. T. I. nebſt vielen andern, doch nicht ganz verwerfliche Autoritäten.

ten. Er wird auch nach Jahrhunderten noch dein trauriges Schickſal wenigſtens bedauern, und eine Thräne des Mitleids auf deine Aſche weinen.

XI.

Der alte Steinheim, einer der älteſten und tapferſten unter des unglücklichen Heinrichs Kriegern, war, ohngeachtet er zeither nicht bey ihm geweſen war, doch noch immer einer ſeiner redlichſten Freunde — noch immer, aus Ueberzeugung, daß ſein Kaiſer einer der bravſten deutſchen Männer ſey, feſt entſchloſſen, ihm mit Hab und Gut, Leib und Leben gewärtig zu ſeyn. Eben wegen ſeiner Entfernung aber erfuhr er das Unglück ſeines Kaiſers zu ſpät, um der Sache, die freylich durch Heinrichs nachgebende Gutherzigkeit ſchon ſehr verdorben war, eine andere Wendung geben zu können. Und wie durfte er bey allem ſeinem guten Willen es wagen, ſich dem reißenden Strom entgegen zu ſetzen, da die meiſten ſchwäbiſchen Fürſten und Ritter auf des jungen Heinrichs Seite getreten waren.

Inzwiſchen dachte er, ein Freund wird erkannt in der Noth. Da des alten Heinrichs Kopf jezt durch die mancherley Drangſale, die auf ihn losſtürmten, viel zu ſchwach war, um etwas zu ſeiner eigenen Rettung ausſinnen zu können, ſo brauchte Steinheim den ſeinigen zum Beſten ſeines Kaiſers und Freundes.

So bald er die ganze unglückliche Lage des bedauernswerthen Mannes erfahren hatte, ſuchte er vor allen Dingen zu erfahren, ob alle deutſche Vaſallen an ihrem Kaiſer zu Schurken geworden wären; und zu ſeinem großen Vergnügen fand er die Fürſten am Niederrhein noch brav und gut, auch entſchloſſen, für die Rettung des alten Heinrichs etwas zu wagen. Denn auf einer Reiſe, die er in der Abſicht that, um die Gemüther und ihre Geſinnung zu erforſchen, fand er jeden ſo geſinnt, wie er wünſchte und zur Ehre deutſcher Fürſten und Ritter hoffte. Das Verfahren des gottloſen Sohns hatte in ihnen allen Abſcheu, und das Unglück des Vaters Rührung und Mitleiden hervorgebracht. Nur ein Anführer von ſolchem Kopf und Herzen fehlte ihnen, der ſich an ihre Spitze ſtellen, den Patriotismus, der noch hie und da glimmte, anfeuern, in Flammen ſetzen, und ihm die gehörige Richtung geben könnte. Und wer konnte das beſſer ſeyn, als Heinrich ſelbſt? Aber wie konnte er das im Gefängniß und bey gänzlicher Unwiſſenheit, daß er noch Freunde habe?

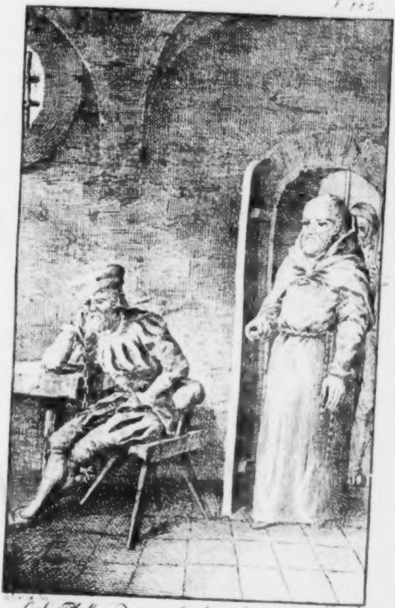
Steinheim ſah ein, daß nichts wichtiges unternommen werden könne, ſo lange der unglückliche Kaiſer noch im Gefängniß ſey. Jezt beruhete alles darauf, ihn in Freyheit zu ſetzen. Die Sache war gefährlich, indeſſen der brave redliche Steinheim machte einen Verſuch.

Als erklärter Freund des abgeſezten Kaiſers durfte er es nicht wagen, etwas zu ſeiner Befreyung öffentlich zu unternehmen. Heinrich wurde zu ſehr bewacht, und Steinheims Geſinnungen für ihn waren zu bekannt, um freyen Zugang mit einiger Wahrſcheinlichkeit ſich verſprechen zu können. Er ſteckte ſich alſo in eine Mönchskutte, und unter dieſer Larve kam er nach Ingelheim, wo der gefangene Kaiſer ſaß. Noch nie hatte vielleicht ein ſo braves Herz unter einer ſolchen Kutte geſchlagen, als dieſesmal. Was Steinheim dem tapfern Ritter und redlichen Patrioten nicht möglich geweſen ſeyn würde, das wurde Steinheim dem Mönch leicht. Er fand keine Schwierigkeiten den gefangenen Kaiſer zu ſprechen, denn man ſchloß von einem Pfaffenkleide auf eine Pfaffenſeele. Und gewöhnlich war der Schluß richtig. Dieſes nun vorausgeſezt, hatte man Fug und Recht zu glauben, daß der Mönch nichts gegen das Beſte und den Nutzen der Kirche Gottes, oder welches einerley iſt — des Papſtes und des mit ihm verbrüderten jungen Heinrichs, unternehmen würde. Die Concluſion des Schluſſes wäre immer richtig geweſen, wenn nur die Prämiſſen nicht falſch geweſen wären. Hier lag der Fehler, drum ſchloß man dieſesmal fehl.

Steinheims Ankunft zu Ingelheim traf gerade in die Zeit, da man alles anwendete, um den gefangenen Kaiſer zu dem lezten Schritt zu überreden, daß er ſelbſt ſeine Thronentſetzung billigen, und ein ſchriftliches Document darüber ausſtellen ſollte. Hätten ſie dieſes von ihm erhalten, ſo hätten ſie freylich gewonnen Spiel gehabt. Und vielleicht wären ſie ſo glücklich geweſen, auch dieſes von dem muthloſen alten Manne zu erſchleichen. Der angekommene Mönch ergriff dieſe Gelegenheit, und machte Hoffnung dazu, zeigte auch einen großen Eifer für die Sache des neuen Kaiſers. Durch dieſe Verſtellung wurden die Wächter noch ſicherer gemacht.

Steinheim wurde zu dem gefangenen Prinzen geführt, um, wie man glaubte, durch ſein Zureden den alten Mann nachgebender zu machen, und ſeine ſtandhafte Weigerung in Anſehung der verlangten Einwilligung zur Thronentſetzung zu erſchüttern. Die Thür gieng auf — Heinrich in einer nachdenkenden Stel-

lung



Geh Pfaſſe und verpeſte mir die Luft nicht lung auf den Arm geſtüzt — bittern Gram und herzfreſſenden Kummer auf dem Geſicht, ſah kaum von ferne die Kutte, ſo ſchloß er auf den Mönch, von dieſem auf die Seele und folglich auf Pfafferey und Bonzenbetrug, wendete die Augen weg und würdigte ihn keines Blicks.

Geh — ſprach er mit zugekehrtem Rücken — geh Pfaffe und verpeſte mir hier die Luft nicht —

Erſt — erwiederte der Mönch — erſt laß mich reden, und höre mich. Vielleicht bin ich der Mann, der der Kirche Gottes ein verlornes Kind wieder ſchenken, und dann dem wiederkehrenden Sohne der Kirche Troſt und Ruhe ins Herz ſprechen kann.

Schweige von Troſt und Ruhe, wie käme die von einem Pfaffen in mein Herz? oder wie ſtimmen, möcht ich fragen, Chriſtus und Belial zuſammen? o! ich kenne euch durch eine traurige Erfahrung. Freylich ſolltet ihr der leidenden Unſchuld mächtigſte Stütze und kräftigſter Troſt ſeyn; aber es iſt nicht ſo, und wollt' ich's auch glauben, ſo ſagt mir mein Herz — ſo ſpricht mein ganzes Leben laut dagegen — es iſt nicht ſo! Wehe der leidenden Menſchheit, die bey euch Kloſterleuten Troſt ſuchet, und Unterſtützung von einer Kutte hofft — eher mag ſie bey Tigern die Sanftmuth des Lammes oder bey Cannibalen Menſchlichkeit ſuchen. Trug und Tücke fand ich wohl unter euern Kutten — noch nie aber Wahrheit und Biederſinn. Geh, ſag ich — daß dich der Anblick eines redlichen durch euch unglücklichen Mannes nicht ſchamroth mache, oder außer Faſſung bringe. Doch — Leute von euerm Schlage ſind nicht mehr aus der Faſſung zu bringen oder ſchamroth zu machen.

Unglücklich biſt du — warum ſollt' ich das nicht ſagen? doch laß mich auch ſagen, ungerecht biſt du auch. Höre mich und antworte: Wenn dem auf ſtürmiſchen Meere hülflos Schwimmenden in dem Augenblicke, da ſeine Kräfte ſchwinden und er dem nahen Tode entgegen ſinkt, ein Bret zur Rettung zugeworfen wird, wird oder darf der Unglückliche dann auch erſt ſinnen und fragen, wer es ihm zuwarf? was ſagſt du?

Ich denke, er darf und wird es nicht thun — wohl aber wird er es begierig ergreifen.

Nun wohl dann — die Anwendung iſt ſehr leicht auf dich zu machen. Wenn du

Erfahrung haſt, und ich dächte du hätteſt ſie, könnteſt ſie wenigſtens haben, ſo ſollteſt du auch wiſſen, daß das Kleid nicht den Mann macht — hörſt du Heinrich, ich ſage, daß das Kleid nicht den Mann macht.

Jezt wurde Heinrich doch aufmerkſam. Der treuherzige vertrauliche Ton des Mönchs fiel ihm auf. Seine Stimme klang ihm, wie eine ehemals gehörte Stimme. Er ſah ſich um, blickte dem Mönch tiefer ins Geſicht, und erkannte mit Erſtaunen in ihm ſeinen alten Kriegsgehülfen Conrad von Steinheim, der ſo manchem heißen Tag mit ihm durchlebt, in ſo manchem ſchweren Kampfe tapfer neben ihm geſtritten hatte. Aber Steinheim und eine Mönchskutte, zwey ſo widerſprechende Dinge konnte er nicht zuſammen reimen. Bald hätte er ſich und Steinheimen verrathen, wenn dieſer ihm nicht ein Zeichen mit den Augen gegeben hätte.

Sie ſuchten und fanden bald Gelegenheit, die Anweſenden zu entfernen, und nun ſtürzte Steinheim vor die Füße des unglücklichen Kaiſers, der ihn einmal über das andere umarmte, während daß beyden alten tapfern Kriegern, dem einen Thränen des Kummers und der Freude, dem andern Thränen des Mitleids über die Wangen rollten.

Steinheim! — ach! Steinheim biſt du es? Steinheim! Du! Du ſelbſt — oder ein Engel in deiner Geſtalt? rede, — ſage, was bringt dich hieher — was in dieſe Kleidung, die ſonſt nur boshafte hämiſche Schurken birgt? bringſt du Troſt mir oder verdoppeltes Elend? doch von dir hoffe ich Troſt — hoffe ich Hülfe, Rath und Erleichterung meines nagenden Kummers. Ach ſchon das iſt Troſt, daß ich doch jemanden nun habe, in deſſen Schoos ich ausweinen, an deſſen Bruſt ich mich legen — ſeinem Herzen das meinige eröffnen und klagen und jammern kann. Steinheim! ach Steinheim! — dein Kaiſer — dein Heinrich — in welcher Geſtalt muß er jezt dir erſcheinen? der verlaſſene — abgeſezte Kaiſer! o! des Gedankens, der abgeſezte Kaiſer! nicht wahr? tief bin ich gefallen? tiefer als ich und du glaubten, daß je ein deutſcher Kaiſer hätte fallen können.

Steinheim fürchtete, ſie möchten verrathen werden, und ſuchte ihn daher einmal über das andere zu beruhigen — aber es hielt ſchwer. Immer fiel er wieder in ſeinen verzweiflungsvollen Klageton.

Laß mich — ach laß mich weinen! weinen über die ungerathene giftige Frucht meiner Lenden. Ein anderer, als ich — ein Rebell, kein deutſcher Mann beſtieg mein eheliches Bette. Anders kann es nicht ſeyn — nicht ich kann Vater eines ſo undankbaren Sohnes ſeyn, den die Schöpfung — den die Natur in einer unglücklichen Stunde ausſpie — ausſpie, wie man Gift ausſpeyt. Laß mich weinen — mein Unglück beweinen! laß mich fluchen den Ungeheuern, die ihr Gift auf mich ſprudeln — oder lehr mich beten — beten, Steinheim! — beten, daß Gott die Tage meines Lebens verkürzen möge; denn was ſoll mir ein Leben in Schande und Elend? o! wär' ich gefallen im Streit — an deiner Seite geſunken, ſo wär' ich gefallen wie ein Held — geſtorben den Tod des Kriegers! Aber doch — Allwiſſender! du weißt es, es iſt nicht meine Schuld, für die ich leide. Daß ich mir nichts vorzuwerfen habe, daß ich, wie ein Märtyrer für Recht und Wahrheit leide, das iſt Balſam auf meine eiternden Wunden, iſt Troſt ins kummerkranke Herz, iſt Erleichterung dem ſorgenbelaſteten Greis. Wütender Sturm heulte durch alle meine Fibern — jezt iſts Windſtille; aber ſie iſt fürchterlicher als der ſchrecklichſte Orcan.

Nicht ſo ſchrecklich, als deine Einbildungskraft ſie mahlet. Wir wollen dieſe Windſtille wenigſtens dazu brauchen, um damit in Hafen zu laviren.

Steinheim! Steinheim! ich fürchte, es giebt gar zu viel verborgene Klippen, und wir finden an ihnen Tod und Verderben. Und dann, was ſprichſt du von Hafen? Was nennſt du ſo? wo iſt ein ſolcher Hafen?

Steinheim entdeckte ihm nun vor allen Dingen, ſeine Abſicht ſey, ihn frey zu machen, und dann im Vertrauen auf Gott und auf die guten Geſinnungen der lothringiſchen und niederrheiniſchen Fürſten noch einmal das Glück der Waffen zu verſuchen, und beſonders mit Hülfe Otberts, Biſchofs von Lüttich, und Heinrichs, Herzogs von Nieder-Lothringen, von denen Steinheim überzeugt war, daß ſie Heinrichs Freunde waren, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

Der faſt ganz ſtumpf und muthlos gewordene Kaiſer machte tauſend Einwendungen gegen dieſen Plan. Ihm ſchien er ſo unthunlich und unausführbar, daß er ſich gar nicht von der Wahrſcheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs überzeugen konnte. — So ſehr ſpannt anhaltendes drückendes Elend und vornemlich Leiden

den der Seele auch bey dem ehemals feurigſten und entſchloſſenſten Manne alle Kraft, allen Muth bis zur Zweifelſucht und Feigheit herab.

Ach Steinheim! ſagte er, was ſollen alle dieſe ſchönen blendenden Ausſichten, die du mir zeigſt? Sie entzücken mich wie Träume, die mit Anbruch des Tages verſchwinden und eine höchſt traurige Nachempfindung über ihre täuſchenden Schönheiten in der Seele laſſen — Sie ſchmelzen dahin, wie Schnee im Frühling! Laß mich lieber in dieſer Einſamkeit mein Schickſal betrauern, laß mich mein Lebensende, das nicht mehr weit ſeyn kann, ruhig erwarten. Geh! laß mich in meinem Kerker — laß mir das Gefühl unverſchuldeter Leiden. Ich haſſe die Menſchen, ich fliehe ſie, wie giftiges Geſchmeiß —

Aber mit Unrecht! —

Wie? mit Unrecht? mit Unrecht ſagſt du? womit haben ſie denn wohl meine Liebe verdient? Doch nicht damit, daß ſie mich hier wie einen Menſchheitsverräther ſchmachten laſſen — mich, der ich ihre Rechte mit Gefahr meines Lebens vertheidigte? Sieh! ich bin ſtumpf und matt — ich hab' keinen Sinn, keine Empfindung mehr für das thätige Leben, und für die Freuden des Lebens. Was das Leben froh macht, iſt mir ein Ekel. Gott weiß, wie wenig reine Freuden ich genoß. Meine frühe Jugend war nicht wie anderer Menſchen Jugend — eine Reihe fröhlicher Tage, nein! ein Ball habſüchtiger ſtolzer Menſchen war ich von jeher. Mein Alter hätte mich ſollen dafür ſchadlos halten, aber ach Gott! auch da habe ich nichts gefunden, was mich hätte beruhigen — tröſten oder erfreuen können!

Haſt es nicht gefunden — aber folgt denn daraus, daß du es nie finden wirſt? Harre aus, und verſchließ nicht muthwillig die Augen gegen das Licht. Trübe waren deine Tage, jezt ſcheint die Morgenröthe anzubrechen, wache auf und nütze den Tag. Auch der im Winter erſtorbene Baum gewinnt im Frühjahr wieder Knoſpen, Blätter und Blüten und trägt Früchte — ſo viele tauſend Menſchen ſchwimmen in Freude, warum ſoll denn gerade für dich jeder Stral der Hoffnung in ewigen Nebel ſich bergen — warum nie in den bittern Kelch deiner Leiden ein Tropfen ſüßen Troſtes ſich miſchen?

Steinheim hatte alle Mühe anzuwenden, um den Kaiſer zur Ausführung des entworfenen

Plans zu überreden. Endlich fühlte er doch nach und nach, welchen heilenden Troſt ihm der Gedanke der Freyheit und die Hoffnung ſeine Krone wohl wieder zu erlangen, brachte, und fügte ſich in Steinheims Verlangen, verſprach wenigſtens, Steinheims weitere Veranſtaltungen und Bemühungen nicht zu hindern.

XII.

Nachdem Steinheim den Kaiſer in ſo weit beruhiget hatte, kam es nun darauf an, auf weitere und nähere Mittel und auf einen ordentlichen Plan zu Befreyung des Gefangenen zu denken. Den hatte er aber ſchon bis zur Hälfte fertig, und gleich beym Eintritt in des Gefangenen Stube gemacht. Er hatte nemlich unter denen zu Bewachung des Kaiſers beorderten Soldaten einen alten Krieger erblickt, dem er ehemals in einem Feldzuge gegen die Polen das Leben dadurch gerettet hatte, daß er hinſprengte und einen feindlichen Polen, der mit gehobenem Arm auf den Soldaten einhauen wollte, das Einhauen durch einen tüchtigen Hieb auf immer vergeſſen machte. Durch dieſe That hatte er ſich den alten Soldaten ſo ſehr verbunden, daß er von jener Zeit an nie im Treffen ihm wich, immer wie ſein Schatten ihm folgte, und — hätte er es verlangt — durchs Meer geſchwommen und ins Feuer für ihn geſprungen wäre.

Steinheim hatte ſchon ehemals ſo viele thätige Beweiſe von der Dankbarkeit dieſes braven Deutſchen erhalten, daß er ein Recht zu haben glaubte, auch jetzo etwas — wo nicht alles auf ihn zu rechnen. Er gab ſich ihm alſo nicht nur zu erkennen, ſondern entdeckte ihm auch die Abſicht ſeines Hierſeyns, und bewies ihm leicht, daß niemand als der Gefangene rechtmäßiger Kaiſer ſey und zu ſeyn verdiene, und daß folglich der Sohn nichts mehr und nichts weniger, als ein ſtrafbarer Rebelle ſey.

Der alte Soldat, der es freylich bisher nicht für ſeinen Beruf gehalten hatte zu unterſuchen, ob dieſer oder jener mehr Recht zu der Kaiſerkrone habe, war gegangen, wohin man ihn beordert hatte. Jezt aber, da ihm die Sache näher ans Herz gelegt wurde, ſchlug er ſich vor den Kopf, ſchalt ſeine Dummheit, daß er ſich unbedachtſamer Weiſe auch hatte dazu brauchen laſſen, ſeinen alten Herrn wie einen Miſſethäter zu bewachen — jezt ſah er hell und klar, es ſey Pflicht für ihn, das Geſchehene wieder durch verdoppelten Eifer gut zu machen;

er war alſo, da nun gar auch ſeine Verpflichtung gegen den alten Steinheim ſeinen Lebenserretter dazu kam, ſogleich bereit und willig und feſt entſchloſſen, zu Heinrichs Befreyung mitwirken zu helfen.

Zu dem Ende wurde ihn aufgetragen, noch mehrere von der Wache zu gewinnen, wenn es möglich ſey, woran Steinheim nicht zweifelte. Denn nach Gewohnheit aller guten Seelen ſtellte er ſich die Menſchen immer lieber auf der beſſern als auf der ſchlimmern Seite vor. Und daran that er recht. Denn wirklich werden die meiſten Menſchen erſt durch Beyſpiel und Verführung von der geraden Straße der Wahrheit und des Rechts ab, und auf die krummen Pfade des Laſters und der Bosheit geführt. In der Natur des Menſchen aber, wenn er nicht ganz verdorben iſt, liegt es, lieber Gutes als Böſes zu thun, und er thut es gewiß, ſobald ihm nur das Gute von der rechten Seite gezeigt wird. Nur ein Schurke findet in jedem Menſchengeſicht eine Schurkenphyſionomie, wo der Redliche Gottes Bild ſtralen ſieht.

Sey es, daß er bey ſeiner Gutherzigkeit jezuweilen betrogen wird, es zeigt doch immer mehr Edelmuth des Geiſtes, und giebt mehr Beruhigung der Seele, in ſolchem Fall der Betrogene, als der Betrüger zu ſeyn.

Doch dieſesmal hatte ſich Steinheim nicht betrogen. Sein alter Bekannter war ſo glücklich, den größten Theil der Wache zu gewinnen, und ähnliche Geſinnungen für den gefangenen Kaiſer unter ſeine Cameraden zu verbreiten. Dieſes hatte den Erfolg, daß, während man in Mainz Freudenfeſte über die Thronbeſteigung des neuen Kaiſers feyerte, der alte unterdeſſen aus ſeinem Gefängniß zu Ingelheim entwiſchte, und verkleidet den Rhein herab bis nach Cöln gieng, wo Steinheim alles zu ſeinem Empfang vorbereitet hatte.

Man erkannte ihn als rechtmäßiges Oberhaupt des deutſchen Reichs, bewies ihm alle einem deutſchen Kaiſer gebührende Ehre, und als ein ſolcher gieng er durch alle Länder am Niederrhein. Allenthalben wachte die alte Liebe für ihn wieder auf, die in den dortigen Gegenden nie ſo ganz als in andern deutſchen Ländern erſtorben war. Es brauchte nur ein wenig Luft, ſo ſtand das Feuer des Patriotismus wieder in hellen Flammen. Nun rüſtete man ſich allenthalben, um dem verfolgten Kaiſer wieder zu ſeinem Rechte zu verhelfen, und ihm den völligen Beſiz von Deutſchland zu verſchaffen.

Es wurde bald weiter bekannt, daß Heinrich der Vater Gelegenheit gefunden habe, ſich der Feſſeln, die ihm ſein unwürdiger Sohn geſchmiedet hatte, zu entledigen, daß er frey und von einer beträchtlichen Anzahl ſeiner Freunde als rechtmäßiger Kaiſer anerkannt ſey. Sogleich kamen aus allen Gegenden des deutſchen Reichs alle zu ſeinem Beyſtand herbey, die bisher im Stillen ihn bedauert hatten, aber zu ſchwach oder zu furchtſam geweſen waren, ihm thätige Hülfe zu leiſten. Der freygewordene Heinrich gieng mit ſeinen Freunden nach Lüttich, wo ihn ſein alter Freund und Bekannter, der Biſchoff Otbert, mit allen ihm gebührenden Ehrenbezeigungen bereitwillig aufnahm.

Von hier aus ſchrieb er an alle chriſtliche Fürſten, beklagte ſich über die von ſeinem Sohn ihm zugefügte Beleidigungen und bat, daß die Prinzen ſich ſeiner gerechten Sache annehmen und nicht zugeben ſollten, daß ein ſo ungerathener und undankbarer Sohn ungeſtraft bliebe, damit nicht ſein böſes Beyſpiel, das er andern Fürſtenſöhnen gegeben habe, künftig noch mehrere verführen könne, welches zu befürchten ſey, wenn ein glücklicher Erfolg ſeine gottloſen Abſichten krönte.

Die Fürſten, durch das Irrlicht der Bigotterie verblendet und vom eiſernen Zepter der Prieſterpolitik geleitet, ſahen nicht, was zu ihrem Frieden diente — verkannten Heinrichs redliche Abſichten und ſchrieben im Ton der damaligen Zeit zurück: Er möchte doch endlich einmal aufhören die Kirche Chriſti zu verwüſten, und Chriſtum von neuem zu kreuzigen — und was dergleichen Sachen, die nur ein Mönchskopf ausdenken konnte, mehr waren.

Auch an den Papſt ſchrieb er, und bewies durch dieſen Brief, daß Größe des Geiſtes zwar eine Zeitlang verſteckt und niedergedrückt, nie aber unterdrückt werden könne. Denn er erkannte zwar den Papſt — das brachten die allgemein' angenommenen Begriffe ſeines Zeitalters mit ſich — als Oberherrn in dem, was die Kirche betrift, er bat ihn daher auch mit vieler Demuth um Abſolution, verſprach allen päpſtlichen Forderungen Folgen zu leiſten, nur — ſollten ſie nicht den Rechten ſeiner Kaiſerkrone Eintrag thun, denn dieſe — verſicherte er, würde er nie aufgeben.

Man kann leicht erachten, daß dieſes nicht der Ton war, in welchem ein Statthalter Gottes und Nachfolger auf Peters Stul mit ſich wollte geredet haben.

XIII.

Der junge Heinrich ſahe wohl ein, daß er ſeinem Vater nicht lange Ruhe und Freyheit laſſen dürfe, wenn er ſeine Krone behalten wollte. Er kam alſo mit ſeinen Truppen nach Lüttich, nicht um ſie gegen ſeinen Vater zu brauchen, ſondern — um Oſtern in Lüttich zu feyern. Allenthalben mußte doch der fromme Heuchler durchſcheinen! Gerade als ob ein ehrlicher Chriſt nicht auch in Mainz ſeine Oſtern auf eine recht chriſtliche Art halten könne, ohne eben eine Armee bey ſich zu haben! So hat aber ſchon oft das Laſter unter der Larve der Religion Schandthaten verübet. Allein es glückte ihm nicht; er wurde zurück gejagt, und nun belagerte er Cöln, weil ſich die Stadt für ſeinen Vater erklärt hatte. Gerade da man einer entſcheidenden Schlacht entgegen ſah, kam die Nachricht von dem Tode des alten Heinrichs an. Zu Lüttich hatte ihn eine heftige Krankheit überfallen, und da Alter, Gram und Sorgen die Kräfte ſeines Körpers ſchon aufgezehrt hatten, ſo überwältigte ſie ihn bald — er ſtarb in ſeinem ſechs und funfzigſten Jahre, des Lebens müde und ſatt — ſein lezter Athemzug war Gebet zu Gott um Vergebung für ſeine Feinde. *)

---

*) Das Todesjahr dieſes um Deutſchlands Kaiſerrechte wohlverdienten, in aller Rückſicht aber höchſt unglücklichen Mannes war das Jahr. 1106.

Wenn man die ſo ſehr verſchiedenen Auftritte, die in dem Leben dieſes Mannes vorkommen, zuſammen hält, und ſie miteinander vergleicht, ſo möchte man faſt irre an ſeinem Charakter werden, oder man möchte glauben, er habe gar keinen beſtimmten feſten Sinn und Charakter gehabt. Und doch hatte er ihn. Ehrtrieb war es, was ihn beherrſchte, ſo auffallend dieſes demjenigen auch ſcheinen mag, der hier an die ſchrecklichen Demüthigungen denkt, die er erlitt. Denn der Schloßhof zu Canoſſa und die Betteley zu Speier ſcheinen freylich dem zu widerſprechen. Allein ſelbſt das erſte ließe ſich vielleicht eben aus ſeiner herrſchenden Leidenſchaft erklären, die ihm das, was für andere die tiefſte Erniedrigung geweſen ſeyn würde, in einem minder gehäſſigen Lichte zeigte, wenn nur ſein Hauptzweck, die deutſche Kaiſerkrone zu behalten, dadurch erreicht wurde. Bey dem Auftritt zu Speier aber erkennt man ſchon den verzweiflungsvollen, durch Sorgen und vereitelte Plane kleinmüthig gewordenen Mann. Gewiß war er aber, da er als rüſtiger Mann ins Feld zog, ein Held — durch Verſtand und Ueberlegung muthig — zu großen Thaten geſchaffen — keine Gefahr ſcheuend — aus zwey und ſechzig Feldſchlachten gieng er als Sieger. Seine Schätze theilte er gern mit den Armen — ſeinen Feinden — ſelbſt Meuchelmördern verzieh er willig. Er war ein Redner — ein Freund der Dichtkunſt. Selbſt ſein äuſſerlicher Bau einer Kaiſerkrone werth. Auch ſeine Feinde laſſen ihm dieſes Lob wiederfahren. Man kann ſagen, er hatte Fehler; aber man kann nicht ſagen, daß er laſterhaft geweſen ſey. Seine Fehler waren menſchliche — ihm leicht zu verzeihende Fehler — mehr Fehler ſeiner höchſt elenden Erziehung, die zwey Erzbiſchöffe verdanken. Von dieſer erzbiſchöfflichen Erziehung rührte auch wohl ſeine faſt übertriebene Freygebigkeit her, womit er Kirchen, Klöſter und Stifte beſchenkte, ohngeachtet gerade die Geiſtlichen es waren, die ihm den größten Theil ſeines Lebens verbitterten, ſeinen Sohn zur Treuloſigkeit verführten, und ihn auch noch nach ſeinem Tode verfolgten.

Der Biſchoff von Lüttich glaubte — und das mit Recht — daß Heinrich als ein guter catholiſcher Chriſt geſtorben ſey. Denn Gebet zu Gott und Vergebung für ſeine boshaften Feinde, in einer ſo entſcheidenden Stunde, als die Stunde des Todes iſt, ſind doch wohl ein paar bey Menſchen gültige Beweiſe von chriſtlichen Geſinnungen. Macht doch ſelbſt die Religion Liebe — Feindesliebe zum wichtigſten und ſchwerſten Geſez. Dem zufolge hielt man es in Lüttich für keine Sünde, ihm, ob er gleich noch unter päpſtlicher Excommunication ſtarb, ein ordentliches, chriſtliches — und in ſo fern er rechtmäßiger Kaiſer war, wenigſtens zu Lüttich, und an vielen andern Orten dafür erkannt worden war — auch ein ſeinem hohen Stande angemeſſenes prächtiges Begräbniß zu geben.

Allein ſo ſchloß und glaubte man nur zu Lüttich. Heinrich der jüngere — der Papſt und ſeine Biſchöfe hatten einen andern Glauben, und der Erſte rückte gleich nach ſeines Vaters Tode, da deſſen Armee aus einander gegangen war, mit ſeiner Armee vor Lüttich, um die Stadt und den Biſchoff eines beſſern zu belehren.

Die Biſchöffe dachten alle ſo orthodox, daß ſie feyerlich erklärten, ſie würden von nun an weiter keine Gemeinſchaft mit dem Biſchoff zu Lüttich haben, der ſich durch die Aufnahme des Leichnams eines gegen die Kirche ungehorſamen Rebellen und excommunicirten Gliedes in ihren Augen auf die häßlichſte Art verunreiniget hatte. Der verſtorbene Heinrich war nach ihrer frommen orthodoxen Meinung nichts mehr und nichts weniger, als — ein Heide und Zöllner, und mit denen — ſagt die Schrift — hat ein wahrer Chriſt nichts zu zu ſchaffen. Eine Exegeſe, über die mancher Leſer, der die geſunde Vernunft darüber zu Rathe zieht, die Achſeln zucken wird, die aber doch noch heutzutage mutatis mutandis nur gar zu oft gültig iſt, wie Geſchichte und Erfahrung bezeugen.

Inzwiſchen hätte ſich doch vielleicht ein ſo gut denkender Kopf, als der Kopf des Biſchofs zu Lüttich war, über dieſe religiöſen Gewiſſenhaftigkeiten hinausgeſezt; aber die vor der Stadt liegende Armee war ein gültiger Beweis, daß jene Exegeſe richtig ſey. Heinrich foderte — wer ſchaudert nicht zurück vor einem ſolchen Sohn? — er aber ſchauderte nicht! — er foderte nichts weniger, als daß die Stadt den Leichnam eines im Bann geſtorbenen Sünders — das war ſeiner Meinung nach ſein Vater, wieder ausgraben, und ihm überliefern ſolle; wo nicht, ſo — wäre eine beträchtliche Anzahl von Soldaten auf ſeinen Befehl bereit und willig, den Leichnam ohne Bewilligung der Bürger von Lüttich herauszugraben, nur möchte freilich die Stadt dabey keinen geringen Schaden leiden.

Man gab nach. Der todte Körper wurde ausgegraben und nach Speier gebracht. Dort ſtand er fünf Jahre lang in der Capelle des heiligen Afremius unbegraben, bis ihn endlich der Papſt Paſchal von ſeinen Sünden entband, und im Jahr 1111. Erlaubniß zum Begräbniß gab!

Armer, guter Heinrich! unglücklicher Kaiſer! nicht einmal die Menſchheit ehrte man an dir! Auch die Hand voll Erde zu deinem Grabe gönnte man dir nicht! Und in dem Tempel, den du ſelbſt baueteſt, ſollte dir kein Plätzchen für deine Aſche werden! — Treuloſe Söhne — ſtolze Päpſte — fette Pfaffen und Mönche wüteten gegen dich im Leben; auch auf deinen Leichnam fielen ſie mit Hyänen-Wuth. Ewig ſtehe in Deutſchlands Geſchichte die Deinige als ein Schandmahl für dieſe Lotterbuben — ewig ſtehe es da, und wer es ſieht, mache ein Kreuz, fluche denen, die es ſich erbauten, und ſegne dein Andenken! — Amen!!!

XIV.

Gleich nach dem Tode des Kaiſers verließen der alte Steinheim, ſein Sohn und der junge Graf von Urach die Armee, die bisher am Rhein geſtanden hatte, und giengen auf ihre

Güter. Das Mädchen hier zu finden, an der ſein Herz ſo ganz hieng, daß jeder Gedanke, den die Unruhen des Feldzuges ihm denken ließen, Erwinen geweihet wurde, war auf der Reiſe nach ſeines Vaters Gütern, ſo ſehr er ſich bemühete es vor ſich ſelbſt zu verhehlen, doch der geheimſte innigſte Wunſch in Ulrichs Herzen. Er träumte ſich hin an ihre Seite unter die hohen ſchattenreichen Ulmen, hörte mit ihr die Stürme durch ihre Gipfel rauſchen, und fühlte an ihrem Arm in den dunkeln Ulmengängen den Abendwind leiſer wehen. Ein Lied von Erwinen gedichtet und von ihr geſungen, dünkte doch dem jungen Krieger lieblicher, als das unordentliche Geſchrey roher Soldaten, und das Geklirre der Waffen. Alle dieſe Freuden nach einem unruhigem Feldzuge auch nur in der Einbildung genoſſen, wie mußten ſie nicht den nach ihnen lechzenden Jüngling erquicken! Sein Herz ſchlug voller — jede Stunde ſchien ihm ein Tag — jeder Tag eine Woche, ehe er erfuhr, ob er ſie antreffen würde oder nicht. Sein Roß, das nur ſelten der Sporen bedurfte, mußte doch jetzt die Ungeduld ſeines Reuters fühlen. Er ſpornte es, als ob der Tod hinter ihm her jage. Anger, Wieſen, Bäche, Ströme, Felder und Wälder flogen vor ſeinen Blicken vorbey, wie die Bilder in einer Zauberlaterne, und bald erblickte er die Spitze von ſeines Vaters feſter Burg. Wie ein Matroſe im Maſtkorbe ſich ängſtlich nach Land umſieht, wenn ſchon mehrere Tagelang kein Trunk friſchen Waſſers mehr auf dem Schiffe iſt, und dann bey den entfernteſten Wölkchen, das Land prophezeiht, laut aufſchreyet — Land! Land! — ſo rufte Berthold ſeinem hinter ihm her jagenden treuen alten Diener freudig zu: Dort — dort! Jacob — ſiehſt du dort unſere hohe Warte? bald werden uns die dort niſtenden Krähen und Eulen mit kreiſchendem Geſchrey bewillkommen! Reut zu — Jacob! — reut zu, daß wir noch anlangen, ehe die Sonne ſinkt, und der Thorwärter die Brücke zieht.

Ho! ho! ſagte Jacob, dem's herzlich lieb war, daß er auch einmal ſo viel Athem ſchöpfen konnte, um ein Wort zu ſprechen — denn er ſprach gern, wenn er hinter ſeinem jungen Herrn herritt, und auf dem ganzen Wege war zu ſeinem großen Verdruß zwiſchen ihm und ſeinem Herrn kein Wort gefallen — — Ho! ho! werden noch bald genug anlangen, ums Weſperbrod mit eſſen zu können. Was habt ihr auch ſo zu eilen, lieber Herr! haben, dächt' ich, zeither des hin und her Reutens und Jagens ſo viel gehabt, daß meine armen Pferde abgefallen ſind, wie ein paar eingemauerte Mönche — ſehe nur den Schimmel an! Gott ſey meiner armen Seele gnädig, wenn's arme Aas nicht ausſieht wie ein Geſpenſt, das in des Kloſters Kreuzgange ſpucken gehet! ich denke, es wird dem alten Herrn doch nicht ganz recht ſeyn, wenn wir ihm ſolche Pferdegeſpenſter wieder in Stall bringen. Er hat die Thiere lieb, und traun! lieber Herr! der Gerechte erbarmt ſich auch ſeines Viehes, wie mein ſeliger Großvater ſagte — Gott geb' ihm die ewige Ruhe! — der Eſeltreiber im Kloſter war, und den Spruch von ſeinem Pater Beichtiger gehört hatte. Laßt die Thiere ihren Gang fortgehen — ich ſteh' euch mit Kopf und Hals dafür, daß wir zeitig genug ankommen. Ihr jagtet ja ſonſt nicht ſo eilfertig nach Hauſe! Drum hab' ich immer heute den lieben langen Tag bey mir gedacht: hm! hm! was wohl meinen jungen Grafen ſo treiben mag, und ich denke — ich denke, der alte Jacob hat's errathen.

Willſt's errathen haben! treuherzige Einfalt! was kann denn da wohl zu errathen ſeyn, wo nichts zu rathen iſt? Liebe zur Ruhe und Verlangen nach meinem alten guten Vater treibt mich ſo zu eilen.

Nehmts eurem alten Jacob nicht böſe auf! — ich denke aber ſo in meinem Sinn, das treibt euch jezt eben nicht — trieb's doch ſonſt euch auch nicht. Ha! Liebe zur Ruhe und Verlangen nach dem alten guten Vater! Zwar der alte Herr — Gott geb' ihm einen guten Abend! — iſt's wohl werth, daß man nach ihm verlangt, aber muß man denn drum auf Leben und Tod gallopiren? Und Liebe zur Ruhe wird einen ſo feurigen jungen Herrn, als ihr ſeyd, wohl ſo eilfertig in die väterliche Burg treiben? Geht! das glaubt euer Jacob nun und nimmermehr! Ja! Liebe zur Ruhe! wenn's der alte Jacob wär', ließ ich's wohl gelten — aber ich denk', wir ändern den Ausdruck, halt' ein wenig. Liebe mag's wohl ſeyn — aber nicht Liebe zu Ruhe. Nehmt's dem alten Jacob nicht böſe auf, aber ich denk', es wird ſich weiſen. Hm! ſeht doch, Herr! dort an jenem Buſch — dort drüben! rechts dort nach der Warte zu — ſeht ihr's nicht? iſt's mir doch vorm Auge, als bewegte ſich dort etwas! Hui! daß es unſer Fräulein von Steinheim iſt! ſie pflegt wohl zuweilen auf ihren Spaziergängen ſo weit ſich zu verlaufen, ob ichs gleich —

Wie? was ſagſt du? Erwine? wo? was ſiehſt du? Halt, Jacob, laß uns dorthin reuten! reut zu — Jacob!

Je! nicht doch! junger Herr! ich hab falſch geſehen — bey meiner armen Seele! ich halb falſch geſehen! es iſt halt nichts. Ihr ſeyd auch gleich ſo unruhig und hitzig, wenn's das Fräulein gilt. Halt't mir's zu gute — lieber Herr! aber das verräth euer Spiel ganz. Ich denke — ich denke, der alte Jacob hat's errathen.

Schweig! — alter Schwätzer! und ſieh ein andermal recht.

Gar wohl, lieber Herr! —

Unter dieſen und ähnlichen Geſprächen, worinnen der alte Jacob immer ſeine Vermuthung, daß wohl eigentlich Liebe zu etwas andern als zur Ruhe den jungen Herrn treibe, deutlicher merken ließ, kamen ſie der Burg näher. Der Thurmwärter blies ſie an, und ſo giengs im Galiop über die Zugbrücke ins Schloß hinein, daß der Boden vom Stampfen der Roſſe erbebte.

Hier fand der junge Graf von Urach auch wirklich Erwinen, die ſich in Abweſenheit ihres Vaters bey ihrer Tante aufgehalten hatte. Er fand ſie in voller Blüte ihrer Schönheit — ſie hatte ihr achtzehntes Jahr angetreten, und war dreymal ſchöner noch geworden, als er ſie verlaſſen hatte — ſie war eine Roſe, die man des Abends als Knoſpe verläßt, und des Morgens — halb geöffnet findet.

Die Zurückkunft des jungen Grafen Berthold war für Erwinen eben kein Bewegungsgrund auf ihre Abreiſe zu denken. Sie wußte, daß man ſie gern ſahe, und da, wie oben ſchon geſagt iſt, Berthold der Ritter war, der von Jugend auf ihre Liebe hatte, ſo war's ihr eben nicht zuwider, in ihm jezt den wackern jungen Mann zu finden, der durch mancherley Kriegserfahrung, durch Beweiſe ſeiner Tapferkeit ſich die Achtung aller braven Männer erworben hatte. Alte verſuchte Ritter hatten ihre Freude an ihm — junge Anfänger und ſeine Geſpielen und Geſellen im Ringelrennen nahmen ihn zum Muſter — jedermann ſchäzte, ehrte, liebte ihn — ſollte — konnte Erwine ihn haſſen?

Mit jedem Tage nahm zu großem Vergnügen der beyden Alten die wechſelſeitige Zärtlichkeit der jungen Leute zu, und da ihre Verbindung zwiſchen den Eltern längſt feſtgeſezt war, ſo ſchien es dem alten Urach billig, ſie nicht ohne Noth zu verzögern. Der Alte nahm alſo bald darauf Gelegenheit, mit ſeinem Sohn von deſſen Liebe zu Erwinen zu ſprechen.

XV.

Es war ein ſchöner heller Herbſttag, der geſtrige Sturm hatte alle Nebel fortgetrieben — die Natur ſchien alle ihre Kräfte noch einmal geſammelt zu haben, um die Flur zum leztenmal in ihrer herbſtlichen Schönheit zu erleuchten und ſie dann in ihren Winterſchlaf einzuwiegen — den ganzen Tag hatte ſie ſo helle und warm geſchienen, daß der alte Urach den größten Theil des Tags im Freyen zubrachte. Jezt ſaß er wieder in ſeinem Zimmer im Lehnſtuhl — vor ihm lag die ganze Flur mit allen ihren Wieſen, Bächen, Angern, und Holzungen. Mit wahrer Seelenruhe ſah er aus der hohen Burg auf dieſen ſchönen Strich Landes herab. Sein Sohn ſtand bey ihm, und erzählte bald dieſes, bald jenes aus dem lezten Feldzuge, den er unter des verſtorbenen Heinrichs Armee mitgemacht hatte — erzählte viel von dem Ungemach, das der unglückliche Kaiſer hatte dulden müſſen — viel von den Bosheiten ſeines Sohns — viel von den lezten Stunden des Vaters. —

Gott geb' ihm die ewige Ruhe! — ſagte endlich der alte Urach, die Menſchen ihm hier verſagten. Er war brav und bieder, und den Schlag Leute lieb' ich. Wohl ihm!

er iſt eingegangen in das Land des Friedens! Sein Andenken, wenn's auch Pfaffen verfluchen — ſegnen's doch die edler Denkenden im deutſchen Reiche. Er hat Deutſchlands Rechte und Freyheiten als ein braver Deutſcher gegen die Eingriffe des Papſtes vertheidiget — er that hierin was Recht und ihm Pflicht war. Gott wird's ihm lohnen — hier iſt's ihm nicht gelohnt worden.

Wer ihm folgen könnte! wer auch ſchon dem unruhigen Lermen der Welt entriſſen, ſein ſorgenmüdes Haupt zur Ruhe legen könnte! wie wohl wäre dem! Ach! Sohn! lieber Sohn! mir iſt's, als würd' ich ihm bald folgen — nun! wie Gott will!

Der Sohn fiel dem Vater in die Arme und weinte eine Thräne kindlicher Zärtlichkeit und Wehmuth, die ihm ohnſtreitig mehr Ehre macht, als hätte er zehnmal den Turnierdank erkämpft. Er ſuchte den alten Vater, dem heftige Empfindungen leicht ſchaden konnten, zu beruhigen.

Laß mich, Berthold! ſprach der Alte — laß mich immer an den Tod denken! er kommt mir nicht unvermuthet — iſt mir nicht ſchrecklich, iſt mir ein Engel des Friedens und der Ruhe. Ich durchſchaue meine durchlebten Tage mit Freude und ſchäme mich ihrer nicht. Es macht dem bejahrteſten Greis eine faltenloſe Stirn und eine heitere Miene, wenn er in ſein Leben zurückſchauen, und die Geſchichte deſſelben mit allen Abwechſelungen der Scenen der heranwachſenden Welt ſchildern kann. Die genoſſenen Freuden genießt er durch die Erzählung ihres Genuſſes noch einmal, und das Andenken ſeiner überſtandenen Leiden ergözet ihn, weil er ſich freuet, daß ſie überſtanden ſind. Auch ich hatte der raſtloſen kummervollen Tage viel, aber bald ſind ſie vorüber, und dann will ich Gott an ſeinem Throne danken, daß er mir Kraft und Muth ſchenkte, ſie zu überſtehen, und, Sohn! was das vornehmſte iſt — daß er Biederſinn und deutſche Redlichkeit nie in mir erkalten ließ. Bleib auch du, was du bisher warſt — was du jezt biſt, und Gott wird auch dich durch die lange Wüſte der Welt durch ſeinen Engel leiten laſſen, daß du einſt mit gleicher Ruhe das Land des ewigen Friedens vor dir, und dein vergangenes Leben ohne Schamröthe hinter dir ſehen kannſt.

Der Sohn verſprachs. —

Sieh dort die untergehende Sonne! — kleine feurige Wölkchen ſchwimmen um ſie her und begleiten ſie zur Ruhe. Es iſt eine wehmüthige, aber doch angenehme Empfindung, die ich bey ſolchen Anblicken der Natur fühle. Das Herz zerſchmilzt in ſanften Empfindungen, wie die Sonne jezt am Horizont zu zerſchmelzen ſcheint. Sie hat uns, ſie hat heute die ganze Welt erheitert und erwärmt und Menſchen und Vieh erquicket. Jezt ſinkt ſie, nachdem ſie ihr Tagewerk rühmlich vollbracht, unter den Gebeten und Geſängen der Menſchen zur Ruhe. Laß uns ihr ähnlich zu werden ſuchen — Berthold!

Bey Gott! Vater, ich werde es ſuchen!

Nun wohl dann dir! Gottes Segen ſey dann ſtets über und mit dir. Ich hoffe es zu Gott, und dein bisheriges Betragen läßt mich Hoffnung faſſen, daß ich in dir einen edlen Zweig aus der Familie der Urache hinterlaſſe, der die Ehre unſers Hauſes immer erhalten und nach Kräften vermehren wird — aber Eines, lieber Sohn, lieget mir noch auf dem Herzen, über das ich noch mit dir ſprechen muß; antworte frey und offenherzig und denke, daß du mit einem dich zärtlich liebenden Vater und Freund ſprichſt. — Du biſt — das weißt du, der einzige männliche Erbe der Urachſchen Güter. Ich wollte nicht gern, daß mit dir, das Haus der Urache vergeſſen würde. Lange habe ich alſo ſchon darauf gedacht, unter unſern deutſchen Mädchen für dich eine zu wählen, die dein Glück machen, und mich wegen eines ſo wichtigen Punktes, als dieſer iſt, beruhigen könnte. Ich leugne nicht, auch auf die Ehre unſers Hauſes bin ich ein wenig eiferſüchtig. Es iſt mir nicht gleichgültig, wer meine Schwiegertochter ſeyn wird. Ich kenne eine, die ich noch vor meinem Tode als Tochter zu umarmen wünſche. Ich hoffe, Berthold wird meine Wahl billigen.

Ein ſo erfahrner Mann — (dem Vater die Hand küſſend) ein ſo zärtlicher Vater, als der Graf von Urach, kann und wird nicht anders wählen, als was mit dem Wunſche des gleichgeſinnten Sohnes übereinſtimmet — was auch der Sohn gewiß gewählt haben würde, wenn er das Mädchen kennte. (Mich dünket, nach dem was ich und die Leſer von Bertholds Liebe wiſſen, zu urtheilen, daß unſer Berthold entweder nicht ganz aufrichtig ſprach, oder daß er des Vaters getroffene Wahl ſchon muthmaßete.)

Die Antwort, ſagte der Alte — freut mich, Berthold! du kenneſt das Mädchen,

chen, — und wenn ich nicht ganz irre, du liebſt ſie auch, und haſt ſie längſt vor mir gewählt. Es iſt ein Mädchen aus edlem Stamm — von himmliſcher Schönheit und edlem Herzen. Und was will ich's lange vor dir verheelen, du erkenneſt doch an dieſen Zügen Erwinen? Sie iſt es, von der ich wünſchte, daß ſie meinen Sohn durch dieſes Leben begleiten, und daß ich euch beyde einſt verbunden im Himmel wieder finden möchte.

Gott — rief der überraſchte Bertholds — Gott! wie überhäufſt du mich mit Glück!

(Dem Vater zu Füßen fallend. —)

Lieber, guter Vater! wodurch hab' ich dieſe zuvorkommende Liebe und Zärtlichkeit verdienet? Ja! ſie iſt es — Erwine iſt es, deren Beſitz das ganze Glück meines Lebens ausmachen würde. —

Sie wird es machen — gewiß ſie wird es machen. Sie iſt eines rechtſchaffenen Mannes Tochter; ihres Vaters Schweſter hat mir die Laſten des Lebens um vieles erleichtert. Du haſt Grund zu hoffen, daß auch Erwine dir eben den Dienſt erzeigen werde. Ihres Vaters Redlichkeit ruhet auf ihr, und wenn ſie dir ihre Hand giebt, woran ich nicht zweifle, da du ihr Herz ſchon beſitzeſt, wenn ich recht geſehen habe, ſo bemühe dich, ihrer Liebe durch Treue und Gefälligkeit dich würdig zu machen. Jezt gehe, und höre, was Erwine dazu ſaget, und morgen kannſt du mit ihrem Vater ſprechen, und von ſeiner Hand dein Glück erbitten. Er wird dir's nicht verſagen, denn er iſt ſchon von meinem Wunſche unterrichtet.

Daß Berthold ſich dieſen Befehl nicht zweymal geben ließ, weiß der Leſer, ehe es ihm geſagt wird. Mit Windesſchnelle flog er zu Erwinen, — fiel vor ihr nieder, — faßte ihre Hand, — küßte ſie mit einer Hitze, und war überhaupt ſo haſtig, daß Erwine, die ein ſolches unruhiges Weſen und Betragen an ihm nicht gewohnt war, in Verlegenheit gerieth, was wohl dem Grafen widerfahren wäre.

Berthold! lieber Urach! — ſprach ſie mit halb erſchrockener halb zärtlicher Stimme — lieber Urach! was iſt dir? was ſoll dieſe Hitze — dieſe Haſtigkeit? als ob dich jemand verfolge, fliehſt zu mir! ſage, was iſt dir?

O! ſie iſt mein! ſie iſt ganz mein! rief der entzückte Berthold, welche unnennbare

Seligkeiten liegen nicht in dem Gedanken: ſie iſt mein!

Wer iſt dein? lieber Berthold!

Dieſe Hand, die ich faſſe — dieſes Herz, das ich anbete. Erwine! Geſpielin meiner Jugend! den Knaben haſt du geliebt — den Jüngling nicht gehaſſet — was darf der Mann hoffen?

Du ſprichſt ſehr räthſelhaft, lieber Urach! vergiſſeſt, daß du mit Erwinen ſprichſt, die dirs längſt geſtanden — unzähligemal wiederholt und in dieſen Wiederholungen das ſüßeſte Vergnügen geſchmeckt hat, — Urach darf alles — alles von Erwinen hoffen, was Pflicht und Ehre einen Ritter hoffen laſſen dürfen. Beſinne dich Urach, hat dir's Erwine nicht mehr als einmal geſtanden, daß es ihr immer einer der angenehmſten Gedanken geweſen ſey, daß Urach — der von Rittern und Knappen geſchäzte, von Feinden gefürchtete, von Freunden geliebte Urach — bey Schimpf und Ernſt ihre Farbe trüge; daß ſie ihr Leben in ſeinen Armen zu beſchließen, für hohes himmliſches Glück achte, vorausgeſezt, daß ihre beyderſeitige Eltern ihre Einwilligung zu dem Genuß dieſes Glücks geben.

Sie geben ſie — haben ſie ſchon gegeben! liebſte! beſte Erwine! du biſt mein — ganz mein! Dieſen Augenblick komme ich von meinem Vater, oder vielmehr, er ſchickt mich her, dich um Erlaubniß zu bitten, daß ich morgen deinem Vater aufwarten dürfe, um von ihm, dem braven Alten, die Beſtätigung meiner Glückſeligkeit zu erbitten. Du erlaubſt es doch Erwine? ich — dein Urach bitte — auf den Knieen bitte ich!

Das verſchämte Mädchen liebte den Grafen zu ſehr, als daß ſie eine Bitte abſchlagen konnte, die ſo ſehr mit ihrem eigenen geheimen Wunſche übereinſtimmte. Ein zärtlicher Kuß war die Antwort auf Urachs Frage, ob ſie es erlaube. Er verſtand die Sprache — und gieng den andern Tag nach Steinheim ab.

XVI.

Der alte Steinheim, der lange ſchon von allem unterrichtet war, empfieng ihn als ſeinen Sohn — ließ ihn ſeine Bitte nicht ganz vorbringen — „ich weiß — fiel er ein — ich weiß, was du willſt. Hier nimm mein Wort, (ihm die Hand gebend) das Wort eines Ritters, und meinen Segen — den Segen, eines, wie ich hoffe, biedern Mannes. Gott erhöre mein Gebet, und erfülle meine Wünſche, die ich längſt für euch gethan habe, ſo ſeyd ihr das glücklichſte Paar, das je Liebe und Rechtſchaffenheit verband. Bleibe brav und edel, lieber Sohn, Erwine ſoll, denk ich, eine gute Frau werden. Morgen laß uns zu deinem Vater und zu deiner Braut zurücke kehren, die Liebe iſt ungedultig und ſehnſuchtsvoll, es möchte dir bey mir alten Mann die Zeit zu lang werden.„

Urach küßte ihm ehrerbietig die Hand und reiſete in Geſellſchaft ſeines künftigen Schwiegervaters den andern Tag zurück. Vier Wochen nachher wurde er der glücklichſte Ehemann der ſchönſten und zärtlichſten Frau in Oberdeutſchland.

Nächſt der Verbindung des jungen Grafen von Urach mit ſeiner Tochter hatte den alten Steinheim noch eine andere Abſicht zum Grafen von Urach dieſesmal geführet, die er gleich nach der Hochzeit bekannt machte. Der neue Kaiſer war nemlich politiſch gnug geweſen, nach ſeines Vaters Tode die Urache und Steinheime ſeinen Zorn für die ſeinem Vater vorhin geleiſteten treuen Dienſte nicht empfinden zu laſſen, wie er wohl gekonnt hätte und dieſe auch fürchteten. Er ſahe aber wohl ein, daß dieſe beyden Häuſer ihm, wenn er ſie glimpflich behandele, eben ſo nützlich ſeyn könnten und würden, als ſie es ſeinem Vater geweſen waren.

Auf der andern Seite meynte der alte Steinheim, ein ſolches Betragen des neuen Kaiſers gegen ſie — ſeine ehemaligen erklärten Feinde, das ſie gar nicht vermuthet hätten, verdiene, wo nicht Liebe — denn ganz trauete er dem Heuchler, den er gar wohl kannte, nicht — doch wenigſtens nicht mit Hartnäckigkeit und Stolz von ihrer Seite vergolten zu werden. Es ſey alſo, meynte er, ſchicklich und rathſam, einige Schritte zur Verſöhnung dem neuen Kaiſer entgegen zu thun, in der Hoffnung, der Kaiſer werde hernach die übrigen von ſelbſt thun. In dieſer Abſicht ſchlug er vor an ihn zu ſchreiben. Der alte Urach billigte dieſen Vorſchlag ganz. Es wurden alſo von beyden Häuſern Schreiben an den Kaiſer abgeſchickt, worinnen ſie ſich ihm unterwarfen, ihn auch wegen ihres vorherigen Betragens, ob es gleich ihr Herz nicht tadeln konnte, um Verzeihung baten, und verſprachen, ihm künftig in allem, was deutſcher Ritter Pflicht und Ehre fodere, gewärtig und zu Dienſt zu ſeyn.

Heinrich hatte ſo viele Plane entworfen, die er als Kaiſer auszuführen gedachte; er ſahe auch ſo viele Schwierigkeiten dabey, zu deren Ueberwindung ihm braver Männer Hülfe nöthig war, daß er es nicht für rathſam hielt, diejenigen zurück zu weiſen, die ſich ihm freywillig unterwarfen.

So lebten alſo die Steinheime und Urache ruhig auf ihren Gütern, beſchäftigten ſich mit Familien-Angelegenheiten, und waren im Genuß ihres häuslichen Glücks ſo zufrieden, daß ſie ſich wenig um die Staatsangelegenheiten des deutſchen Reichs bekümmerten. Allein dieſe glückliche Ruhe wurde bald unterbrochen, und leider nie ganz wieder hergeſtellt.

Drey Jahre — drey höchſt glückliche Jahre hatte Berthold in den Armen ſeiner geliebten Erwine durchlebt. Sie ſchienen beyden drey heitere ſchöne Frühlingstage zu ſeyn. Sie liebten ſich ſo innig, ſo zärtlich, wie an jenem ſchönen Herbſttage, da Berthold in Erwinens Zimmer ſtürzte, und ſie um Erlaubniß bat, bey ihrem Vater um ſie anwerben zu dürfen. Berthold war glücklich und beneidete keinen Kaiſer um ſeine Krone; und Erwine, wenn ſie ja mit ihrem Berthold ſtritt, ſo war es darüber, daß er ihr nicht zugeſtehen wollte, ſie ſey durch ſeinen Beſitz glücklicher geworden, als er durch den ihrigen. Ein Streit, der allemal mit Beweiſen der wechſelſeitigen Zärtlichkeit und Liebe ſich endigte.

Wenn ihre zwey liebenswürdige Kinder in Erwinens Schoos ſpielten — Berthold an ihrer Seite ſaß und aus ihren Blicken mit tiefen Zügen Wonne und Glück ſog — und dann die beyden Alten Gott für das Glück, ſolche Kinder zu haben, inbrünſtig dankten; ſo gab das eine ſo rührende Gruppe, daß derjenige entweder ein äußerſt ſtumpfer ſinnloſer Kopf ohne Sinn und Gefühl, oder ein ſehr roher Böſewicht mit eiskaltem Herzen hätte ſeyn müſſen, der hier nicht das Glück ehelicher und häuslicher Glückſeligkeit als Lohn der deutſchen Redlichkeit und des ehrlichen Biederſinns hätte erkennen und ſchätzen lernen.

Um dieſe Zeit brachen aber die erneuerten Streitigkeiten zwiſchen dem Papſt und dem neuen Kaiſer wieder in volle Flammen aus, und brachte ganz Deutſchland in Bewegung. Das Steinheimiſche ſowohl als das Urachiſche Haus konnten und durften dieſen Streitigkeiten nicht lange gleichgültig zuſchauen, da der Kaiſer einen Reichstag nach Goslar zuſammenberief. —

Doch hier mußt du, lieber Leſer! wenn du anders verſtehen willſt, was du lieſeſt, mit

mit

mir ein wenig in die Geſchichte dieſer Streitigkeiten zurückgehen.

XVII.

Wer die geiſtlichen Würden und Pfründen der Kirchen in Deutſchland beſetzen ſolle, das ſollte man für eine Frage halten, die gar nicht ſtrittig ſeyn könne. Lange war es ein Recht der deutſchen Kaiſer geweſen, ſie hatten es ausgeübet und der hohen Geiſtlichkeit Deutſchlands, die damals ſchon aus lauter weltlichen Fürſten beſtand, war es nie eingefallen, dem Kaiſer dieſes Recht ſtreitig zu machen. Aber einem italiäniſchen — man denke nur! nicht etwa einem deutſchen Vorſteher der deutſchen Kirche — nein! einem römiſchen Prieſter fiel es ein, die Rechte eines geiſtlichen Oberhaupts der ganzen Chriſtenheit und folglich auch der deutſchen chriſtlichen Kirche ſich anzumaßen, und als ein ſolches die geiſtlichen Aemter, Würden und Pfründen in Deutſchland zu vergeben. Hildebrand — war ſein Name. Stolzer, liſtiger und ſchlauer, unternehmender und in ſeinen Unternehmungen anhaltender hat es nie unter dem ganzen Prieſterheere einen gegeben. Als Gregor VII. beſtieg er den päpſtlichen Stul, und wußte jede Schwäche der Fürſten ſo zu ſeinem Vortheil zu benutzen, ſo genau in die Fußſtapfen ſeiner

Vergänger einzutreten, und da, wo dieſe aufgehört hatten, mit einer Feinheit und Eifer fortzuarbeiten, daß er endlich der ganzen Chriſtenheit geiſtlichen und weltlichen Standes Trotz bieten konnte. Er wagte es, jenes Recht deutſcher Kaiſer, deutſche Würden und Aemter zu beſetzen, einem deutſchen Kaiſer ſtreitig zu machen. Er foderte von Heinrich dem Vierten, ſich nicht um Sachen zu bekümmern, die freylich, wenn man die Sachen nimmt, wie ſie liegen, in den Bezirk ſeiner landesväterlichen Sorgen gehörten, die aber nach der Meynung dieſes italiäniſchen Biſchoffs ſchicklicher in den erträumten Gerichtsbezirk des geiſtlichen Oberhaupts der Kirche, das zu Rom ſey, zu verweiſen wären.

Wie! — ſo ſagte der liſtige Mann — ſoll denn ein weltlicher Fürſt geiſtliche Würden ordnen dürfen, ohne ſtrafbar zu ſeyn? was für Zuſammenhang hat das Geiſtliche mit dem Weltlichen? Was ſoll der Ungeweihete über den Geweiheten — der Sclave der Welt über den Diener Gottes? Soll die Kirche des weltlichen Fürſten Dienſtmagd ſeyn? oder iſt ſie nicht vielmehr ſeine Gebieterin? Die Natur der Sache lehrt es, daß es ein Verbrechen ſey, und die Erfahrung bezeuget zur Genüge, welche traurige Folgen aus dieſem ungeſtraft begangenen Verbrechen entſpringen. Aus dem Heere von Schmeichlern, die immer um eines Fürſten Thron ſtehen, nehmen die Fürſten diejenigen, die ſie mit geiſtlichen Aemtern bekleiden. Aus rohen Dienern der laſterhaften Neigungen des Fürſten ſollen Diener Gottes und der Kirche werden? Wer die Kunſt zu kuppeln verſtehet, — wer bey den Feſten der Trunkenheit am längſten ausdauert, wird mit einem ehrwürdigen Amte der Kirche belohnt. Der wilde unwiſſende Krieger, nur an Blut und Mord gewöhnt, wird Vorſteher der friedfertigen ſanftmüthigen Kirche, und wer am unſchuldigſten zu einem geiſtlichen Amte kommt — hat es erkaufet!

So ſprach Gregor der Siebente; und der Wahrheit die Ehre zu geben, muß man geſtehen, daß dergleichen Beſchuldigungen zum Theil nicht ganz ohne Grund waren. Schade nur, daß die heilige Kirche — geſezt auch, man ließ den heiligen Vater mit ihren Aemtern nach Belieben ſchalten und walten, um nichts beſſer verſorgt war, als vorher, wie ebenfalls die Natur der Sache lehret und die Erfahrung bezeuget. Denn um des Papſtes Stuhl ſteht ein eben ſo groſes Heer von Schmeichlern, wie um den Fürſtenthron, und auch wohl ein noch größeres, und jenes iſt ſo ſchädlich, als dieſes — und auch wohl noch etwas ſchädlicher. Auch unter den geweiheten Dienern Gottes und der Kirche gab es von jeher rohe Diener laſterhafter Neigungen, und die *Chronique ſcandaleuſe* der Päpſte erzählt, daß ſogar der päpſtliche Stul dergleichen getragen habe — u. ſ. w.

Das Ende von allem iſt, wie jedermann ſiehet, daß von beyden Theilen ſehr viel Menſchliches mit unterlief; aber freylich das *Homo sum, humani nihil a me alienum puto* — ſtand nicht im Glaubensbekenntniß Gregor des Siebenten. Und überhaupt war Heinrich der Vierte nicht der Fürſt, der alſo mit ſich ſprechen, oder ſich gutwillig ein Recht wollte nehmen laſſen, in deſſen Beſitz er war. Er gab zu, daß während ſeiner Minderjährigkeit manches vorgegangen ſey, das anders hätte ſeyn können, aber er konnte nicht einſehen, wie er dafür verantwortlich ſey — am wenigſten, wie er es einem römiſchen Prieſter ſeyn könne.

Sein ganzes Leben war daher ein beſtändiger Krieg gegen die Anmaßungen des römiſchen Biſchoffs. Dieſe Standhaftigkeit in Vertheidigung ſeiner Rechte, wurde ihm eine reichhaltige Quelle des bitterſten Kummers. Unaufhörlich ſtürmten von Rom her Mißhandlungen aller Art auf ihn zu, die alle eine Folge ſeiner Beharrlichkeit auf ſeinen Gerechtſamen waren. Was aber auch immer päpſtliche Prieſterliſt gegen ihn unternommen hatte, ſo vertheidigte er doch muthig ſeine Rechte bis an ſeinen Tod — blieb im Beſitz derſelben — und ließ ſeinem Sohne mit dem Throne auch den Beſitz der Vergebung geiſtlicher Pfründen.

Heinrich der Fünfte — ein entſchloſſener Heuchler — ehrſüchtig und geizig im höchſten Grad, hatte bey ſeines Vaters Lebzeiten des Papſtes Pantoffel geküſſet, weil er ſeine Unterſtützung gegen ſeinen Vater nöthig hatte, und der Papſt war froh, an dem Sohne eine Ruthe zu haben, womit er den Vater züchtigen konnte. Kaum aber ſaß Heinrich feſt auf ſeines Vaters Thron, ſo zeigte er — ſeinem wahren Charakter gemäß — daß er zeither bloß den ſcheinheiligen Verehrer des Papſtes gemacht habe, um mit kriechender Unterwürfigkeit die römiſche Prieſterpolitik zu hintergehen. Er hörte auf der nachgebende gefällige Sohn des heiligen Vaters zu ſeyn, der er bisher geweſen war, und wurde ein ungehorſames Kind, das in den häuslichen ökonomiſchen Angelegenheiten der Mutter Kirche ſo gut eine Stimme zu haben glaubte, als der heilige Vater, und kurz, er glaubte groß gnug zu ſeyn, um nicht mehr unter der Ruthe ſtehen zu dürfen. Seinen Vater Heinrich nannte er einen Ketzer und Sünder, und hielt doch ſteif und feſt über deſſen ketzeriſche Grundſätze. Er erklärte, daß er ſo wenig wie ſein Vater ſich entſchließen werde, die Rechte der geiſtlichen Invèſtitur fahren zu laſſen. Folglich war der Papſt nach dem langwierigen Streite mit Heinrich dem Vierten bey Heinrich dem Fünften noch um keinen Schritt weiter als vorher, und die Flamme des Streits brannte wieder helle und lichterloh auf zwiſchen dem Kaiſer und dem Papſt.

Zum Unglück gehörte es damals noch nach dem allgemeinen Volksglauben unter die nothwendigen Eigenſchaften eines deutſchen Oberhaupts, daß es zu Rom mußte gekrönet ſeyn, ehe es den Namen eines römiſchen Kaiſers führen konnte. Es iſt ſchwer den Grund und die Urſache einer ſolchen Foderung damals einzuſehen — aber es war nun einmal ſo. Es war einer der feinſten Kunſtgriffe der geiſtlichen Hierarchie, die von Rom aus die ganze Welt beherrſchen wollte. Es kam nun noch der Umſtand dazu, daß Welſchlands Fürſten dem deutſchen Kaiſer eben ſo, wie die deutſchen Fürſten unterworfen waren. Die Laſt dieſes Jochs, denn ein Joch war es allerdings, fühlten die italiäniſchen Fürſten nur allzuſehr, und trugen ſie höchſt unwillig. Daher konnte ein neuer Kaiſer ſie nicht anders von der Verbindlichkeit dieſes Joch zu tragen überzeugen, als wenn er ſich an der Spitze einer Armee von ihnen Gehorſam verſprechen ließ. Deswegen giengen die Kaiſer auch ſelten über die Alpen, als in Begleitung eines Heers, und ihre Reiſen nach Rom waren nicht Reiſen zum Vergnügen, ſondern Kriegszüge, auf denen ſie von den deutſchen Fürſten, Rittern und edlen Herrn entweder in Perſon begleitet, oder durch ihre Unterthanen oder durch Geldbeyträge unterſtützet wurden.

Heinrich V. war jezt in der Lage, dieſen Zug antreten zu müſſen. Die Sache war kritiſch und es ſchien ihm höchſt nöthig, ſeiner deutſchen Stände Rath und Beyſtand in ſeinen Streitigkeiten mit dem Papſte zu ſuchen. Das ſollte auf dem nach Goslar ausgeſchriebenen Reichstage geſchehen.

XVIII.

Die beyden Familien, Urach und Steinheim, waren mit zum Reichstag eingeladen; ſie konnten es alſo nicht vermeiden auf demſelben zu erſcheinen, und hätten ſie es auch vermeiden

den können, ſo wollten ſie es doch nicht. Sie wußten, was auf demſelben verhandelt werden ſollte, und daß es auf Hinderung der päpſtlichen Macht, die ſich immer mehr zu vergrößern ſuchte, angeſehen ſey. So wenig ſie auch im Grunde des Kaiſers Freunde waren, ſo ſahen ſie doch ein, daß man jezt das ehemalige Betragen Heinrichs nicht genau unterſuchen dürfe; ſondern daß es jedes braven Deutſchen Pflicht ſey, ihn gegen die Eingriffe des Papſtes in die kaiſerlichen Rechte und gegen die Tyranney, die von Rom aus der halben Welt drohete, zu unterſtützen. Auf der andern Seite aber ſahen ſie auch wohl, daß die Reiſe dahin mit vielen und großen Schwierigkeiten verbunden ſey.

Der alte Steinheim war derjenige geweſen, der den vorigen Kaiſer aus den Feſſeln ſeines Sohnes zu Ingelheim befreyete. Daß er es geweſen ſey, war bekannt — auch dem neuen Kaiſer bekannt. So ruhig dieſer auch bisher geweſen war, ſo war doch der alte Steinheim zu genau mit ſeinem heimtückiſchen ſchleichenden Charakter bekannt, als daß er es gewagt hätte, ſich ihm zu überlaſſen. Es war zu befürchten, der ehemals ſo erbitterte, jezt ſcheinbar ruhige Heinrich werde, wenn er einen von den Steinheimen, Vater oder Sohn, in ſeinen Händen habe, die ſchöne Gelegenheit ſich zu rächen, nicht entwiſchen laſſen. Weder der alte noch junge Steinheim giengen alſo zum Reichstage, und der alte Graf von Urach war ſchon zu alt und ſchwach eine ſolche Reiſe zu unternehmen. Niemand blieb übrig, als der junge Graf Berthold von Urach.

Die beyden Alten wußten wohl, daß er bey allen ſeinen vortreflichen Eigenſchaften doch nicht diejenige Perſon ſey, die zu Unterhandlungen mit dem Kaiſer tauge. Sie kannten ſeine Denkungsart, ſein feuriges, ungeſtümes, auffahrendes Temperament. Sein feines Gefühl von Recht und Unrecht empörte ſich leicht, und dann entbrannte ſein Zorn in lichte Flammen, und wehe dann dem, den ſie ergriffen. Unter den Waffen erzogen, haßte ſein kriegeriſcher Geiſt jene feinern Sitten des Hofes, die, nach ſeiner Meynung, nur gar zu oft die beſten Seelen verderben. Auch die Sprache der Hofleute, die ſelbſt dann, wenn das Herz das Gegentheil ſagt, doch den Mund eines andern zu überzeugen wiſſen, daß er oft das Entgegengeſezte von dem ſpricht, was das Herz denkt und fühlt — auch dieſe war ihm ein Greuel. Ihm war es platterdings unmöglich, ſeine Geſinnung auch nur geringſten zu verbergen,

gen, oder ſie in ein gefälligeres Kleid zu hüllen, oder eine an ſich bittere Wahrheit, wenn ſie geſagt werden mußte, zu überzuckern, oder gar in ein ſüßes Kompliment umzuwandeln, das erſt nach einiger Zeit Bauchgrimmen verurſachet. — Er dachte ſtrenge, und dachte viel zu laut.

Dieſes alles machte nun freylich den jungen Berthold zu keinem der geſchickteſten Negotianten. Die Alten, die ohnehin wußten, wie geneigt er nach der Denkungsart der damaligen Zeit ſey, jede ſtreitige Frage durch das Schwerd auszumachen, konnten ſich lange gar nicht entſchließen, ihn auf den Reichstag zu ſchicken.

Was ihnen aber am meiſten Sorge machte, war ſein erklärter heftiger Haß gegen den Kaiſer. Daß er ſeinen Vater Heinrich den Vierten, deſſen Bravheit und deutſcher Muth ihm von den unter ihm gethanen Feldzügen her bekannt und hochachtungswerth war, ſo niederträchtig boshaft behandelt hatte, daß der auf ihn muthwillig gehäufte Gram, dem Sohne erſt den Weg zum Throne gebahnet hatte — das war dem jungen Urach unvergeßlich —— nie konnte er dem neuen Kaiſer die Art ſeiner Thronbeſteigung vergeben.

Dazu hatte Heinrich ſelbſt nach ſeiner Thronbeſteigung vieles noch verſchlimmert. Er war ein geiziger kleindenkender Prinz. Jeden — auch geringen Vortheil mit einer Niederträchtigkeit zu erkaufen, war ihm leicht — man konnte gar ſagen — gewöhnlich. Seine vorherige kriechende Unterwürfigkeit unter den Papſt hatte ihn lange ſchon dem kriegeriſchen Adel von Deutſchland verhaßt gemacht. Bey ſeinem Vater war man Sieg gewohnt; er aber hatte das Unglück, einen unglücklichen Krieg in Polen zu führen. Vielleicht war es nicht Mangel perſönlicher Tapferkeit, daß nicht alles ihm glückte; aber es iſt gnug, eine Perſon zu haſſen, um ihr alle möglichen, auch ohne ihr Verſchulden vorgegangenen Fehler aufs höchſte in Rechnung zu bringen.

Ihm wenigſtens gieng es ſo. Hätte Heinrich wenigſtens nach ſeiner Thronbeſteigung Mittel und Wege geſucht und gefunden, die die Art und Weiſe, wie er zum Throne gekommen, vergeſſen gemacht hätten, ſo würde man ihm manches nachher überſehen haben. Der große Hauſe der Menſchen ſiehet nur auf das Gegenwärtige, und ein Schmeichler kann mit leichter Mühe jedes vorhergegangene Verbrechen aus ſeinem Andenken tilgen — er darf nur den Schatten vermindern, den vorhergegangene ſchlechte Handlungen auf das Bild werfen. Steig bis zum Thron über Haufen von dir gemordeter Menſchen hinweg — man wird dich auf dem Wege dahin verfluchen. Nur vergiß nicht, wenn du die oberſte Staffel erreichet haſt, deine Größe durch Güte — wär es auch nur blendende Güte — zu zeigen; nimm die Larve des Menſchenfreunds vor das Geſicht — und man wird deinen vorherigen Gang vergeſſen und — dich ſegnen. Das iſt der Lauf der Welt. Zeigt aber der Räuber der oberſten Gewalt nichts als Räubergeſinnungen — iſt ſeine Größe nicht Genie, nicht Stärke des Geiſtes — verſtehet er die Kunſt nicht, das Grauſame und Rohe ſeiner vorherigen Handlungen den Zuſchauern unvermerkt aus den Augen zu rücken, und ihnen ein gefälligeres Bild — wenigſtens die Larve davon zu zeigen; ſo fühlt das Volk die Laſt ſeines eiſernen Zepters nun doppelt, und er iſt übel genug daran, wenn es zugleich fühlt, daß es nicht nöthig hätte, dieſe Laſt zu tragen. Das war der Fall bey dem neuen Kaiſer Heinrich.

Heinrichs und Urachs Geſinnungen und Handlungen contraſtirten eben ſo ſtark neben einander, als ſie einander haſſeten, nur daß der Graf den Kaiſer doppelt haſſete, je mehr er den vorigen Kaiſer geliebt hatte. Demohngeachtet wünſchte er ſelbſt die Reiſe auf den Reichstag machen zu dürfen, denn er freuete ſich im voraus auf die Turniere und Ritterſpiele, die es daſelbſt geben, und auf die Ehre, die er da einernten würde.

Weil nun beyde Familien darinnen übereinkamen, daß es jetzt nicht darauf ankomme zu unterſuchen, was der Kaiſer verdiene, ſondern — was er bedürfe; da man ferner es für Pflicht hielt, ihn gegen die Eingriffe des Papſtes zu unterſtützen, und der junge Graf ſeine Anverwandten dadurch ziemlich beruhigte, daß er die größte Mäßigung verſprach, ſo beſchloß man, ihn auf den Reichstag mit dem Auftrag zu ſchicken, denen gethanen Vorſchlägen überhaupt nicht zu widerſprechen.

Für den Grafen war dieſer Auftrag das angenehmſte Geſchäft, das man ihm hätte geben können. Sein feuriger Geiſt hatte ſchon zu ſehr an Ritterſpielen Geſchmack gefunden, als daß er lange ohne irgend eine Unternehmung hätte bleiben können. Hier hatte er Hoffnung, wieder einmal ſeine Lanze ſchwenken, und ſein Roß tummeln zu können. Er freuete ſich alſo ſchon auf die dabey zu erwartenden Feſte und Feyerlichkeiten. —

XIX.

Nicht ſo — Erwine. Sie liebte ihren Berthold ſo zärtlich, wie — eine Braut. Täglich Wonne aus ſeinen Blicken zu ſaugen, an ſeinem Arm die Schönheiten der Schöpfung zu betrachten, oder auf ſeinem Schooße ihre zwey liebenswürdigen Kinder tändeln zu laſſen, machte ihr mehr Freude, als — alle Reichstage mit allen Turnieren, Feſten und Ritterſpielen. Drey Jahr lang war ſie gewohnt, keinen Tag ohne ihren Berthold zu ſeyn. Jetzt ſollte ſie es zum erſtenmal auf unbeſtimmte Zeit ſeyn. Sie zitterte, als man ihr die Nachricht gab. — Sie zitterte noch mehr, da ſie an ſeinen ganzen Ungeſtüm und an ſeinen unauslöſchbaren Haß gegen den Kaiſer dachte. Ihr zärtlich banges Herz ſah ſchon alle die unglücklichen Folgen voraus, die dieſe Reiſe bringen würde. Umſonſt bemühete ſie ſich, ſie rückgängig zu machen.

Nun ſo laßt mich wenigſtens — ſprach ſie, da ihr dieſe Bemühung nicht glückte — ſo laßt mich wenigſtens ihn begleiten. Ohne ihn leben, iſt ſchon halber Tod, und nun gar in beſtändiger Furcht wegen ihm zugeſtoßener Unfälle in ſolcher Entfernung leben müſſen — brächte mich um. Laßt mich immer mitgehen! Ich bin vielleicht im Stande, ſeine unbändige Hitze, die mich alles für ſein Leben — für ſeine und unſere Ruhe fürchten läſſet, etwas zu dämpfen.

Man ſtellte ihr vor, welche unvermeidliche Unbequemlichkeiten ſelbſt für ſie mit dieſem Vorſchlage verbunden wären. Ihr zärtliches ahnungsvolles Herz fand endlich folgenden Ausweg. Zu Walkenried wohnte eine Tante, Erwinens Mutter Schweſter, eine gebohrne Gräfin von Lohra, ſie war an einen Volkmar von Klettenberg verheurathet geweſen, der vor kurzem geſtorben war, ohne bey allen Reichthümern Kinder zu hinterlaſſen. Dieſe hatte ſchon lange gewünſchet, ihrer Schweſter Kinder zu ſehen. Erwine ergriff dieſe Gelegenheit und lag ihrem Gemahl ſo lange an, bis er ihr erlaubte, ihn nebſt ihren Kindern zu begleiten, um ſich, ſo lange er in Goslar wäre, bey ihrer Tante aufzuhalten.

Laß mir, lieber Berthold! — ſagte ſie — laß mir wenigſtens den Troſt, dir näher zu ſeyn, als ich in Urach dir ſeyn würde. Trifft dich ein Unglück, ſo habe ich doch noch Hoffnung, daß der Blitz, der dich trifft, auch mich treffen werde. Ohne dich glücklich zu ſeyn, iſt mir unmöglich, aber mit dir zugleich ſterben — kann ich wohl.

Es wurde ihr erlaubet; doch ſollte ſie vorher, um nicht hämiſchen Mißdeutungen ausgeſezt zu ſeyn, ſich mit dem Grafen, ihrem Gemahl, am Hofe zeigen, und ihre Kinder in Urach zurücklaſſen. So hart auch für ihr mütterliches Herz dieſe lezte Bedingung war, ſo glaubte ſie doch viel gewonnen zu haben, wenn ſie nur ihren Grafen begleiten durfte. Doch blieb immer eine ſchwarze ſorgenvolle Ahndung in ihrem Herzen. Traurige ſchreckliche Träume ängſtigten ſie des Nachts, und am Tage ſah ſie die Zubereitung zur Reiſe mit thränenden Augen machen. Sie ſelbſt machte zu ihrer Abreiſe mit einer traurigen Feyerlichkeit Anſtalt, als ob ſie Urach nie wieder ſehen würde.

In ſich ſelbſt ihren Gram verſchloſſen, gieng ſie jezt noch einmal an alle die Lieblingsſtellen um Urach, wo ſie bald mit ihrem Berthold geſeſſen, bald mit ihren Kleinen geſpielet hatte. Sie erinnerte ſich des Vergnügens, des ſtillen häuslichen Glücks, das ſie hier genoſſen hatte, und dieſe Erinnerung in Verbindung mit dem Gedanken, daß ſie nun alles dieſes aufgeben müſſe, machte ſie doppelt ſchwermüthig. Ein düſterer Nebel, wie er an dunkeln Novembertagen

tagen auf der ſonſt ſo ſchönen Flur liegt, umwölkte ihre Seele — kein liebevoller Zuſpruch ihres Gemahls — kein Troſt ihrer beyden alten Väter, war im Stande ihn zu zerſtreuen.

O! liebliche Quelle! ihr ſtillen Gründe! du ſchattichter Ulmengang! — ich werde euch nie wieder ſehen! nie wieder mit der innern Ruhe begrüßen können, mit der ich ſonſt euch mein Glück pries. — Sie ſind vorüber — ach! ich fühl's mit ſchwerer Ahndung — ſie ſind vorüber die glücklichen Tage eurer Freundin Erwine! — Rauſche Trauerton in meine Klagen, rieſelnde Quelle! Erwine — deine Freundin trauert — trauere mit ihr! — ach! ſie wird nun auf immer trauern müſſen! — —

So ſprach das zärtliche furchtſame Weib, und die Quelle ſchien ihr langſamer zu ſprudeln — der Wind wehete leiſer durch das Thal herab — aber in der hohen Ulme rauſchte der Sturm:

Dein will ich denken — rauſchender Sturm! — dein will ich denken, wenn nun bald auch auf mich trübe Wetterwolken herziehen, und mir den Lebensgang verdunkeln. Wenn dann Unglücksſtürme um mich rauſchen, will ich dein gedenken — und weinen!

Mit dieſem Trübſinne gieng ſie in Urach und Steinheim herum. Jedermann wollte ſie beruhigen und tröſten — aber es gelang nicht. Ihr Herz wurde noch mehr gereizt, da der Graf gar einmal zu verſtehen gab, daß er vielleicht ſich entſchlieſſen könne, mit dem Kaiſer den Römerzug in Perſon zu thun, wenn er ſeine Vorſchläge billig mache, und kein Verfahren nicht gar zu nachtheilig würde. Die Furcht vor dieſem Feldzug, und die traurige Nothwendigkeit ſich von ihren Kindern trennen zu müſſen, machte ſie äuſſerſt mißmüthig.

Tauſend andere Damen von ihrem Stande würden freylich deswegen, ſich von ihren Kindern trennen zu müſſen, keine Miene verziehen. Hat man doch ſchon lange die Kunſt erfunden, Mutter zu werden, ohne Muttergefühl nöthig zu haben und Mutterpflichten zu übernehmen. Giebt es doch wohlfeile Weiber gnug, die für einen geringen Lohn, vornehmer Damen Kinder ſäugen, tragen, warten, und — erziehen — und ſoll die vornehme Mutter ſich gleich der niedrigſten Bäuerin den Beſchwerlichkeiten einer Kinderwärterin ausſetzen? Iſt das Kind nur in die Welt geſezt, was brauchts mehr, als Lohn und Koſt für eine Säugamme? Das ſoll es erhalten —

übrigens laſſet die Mutter unbeſchwert ihren Vergnügungen nachgehen. Dergleichen verzärtelte Sitten — oder vielmehr, um die Sache bey ihrem rechten Namen zu nennen — dergleichen mehr als huroniſche Denkungsart kannten aber freylich damals die vornehmen Mütter nicht. Ihre Natur und ihr Muttergefühl zu verläugnen, ſchien ihnen Unmenſchlichkeit vorauszuſetzen, daher überließen ſie es auch nicht fremden Weibern, ihren Kindern die erſte Nahrung zu geben, die ſie ſelbſt ihnen geben konnten, und dazu ſie nach ihrer Meynung von Gott und der Natur beſtimmt und geſchaffen waren.

Erwine dachte auch ſo. — Ihr jüngſtes Kind, ein Sohn, war noch nicht gar lange von der Mutterbruſt entwöhnt; die Veränderung der Nahrung hatte ſeine Geſundheit etwas erſchüttert — er war kränklich. Erwine war eine viel zu gewiſſenhafte gute Mutter, als daß ſie dieſes Kind ſo ganz ohne Muttergefühl hätte ſehen und dann den Gedanken ohne Erſchütterung denken können: „Du mußt es verlaſſen, — krank verlaſſen und findeſt es wohl nicht wieder!„

Am Abend vor ihrer Abreiſe, wo das Gefühl ihres Schmerzes aufs höchſte geſtiegen war, hieng ſie in einem der heftigſten Anfälle ihres trübſinnigen Herzens über dem Knaben. Mutterliebe — und das zärtlichſte Gefühl für ihren Gemahl, den ſie in bevorſtehenden Gefahren, die ſie fürchtete, doch nicht ganz verlaſſen wollte, kämpften in ihr einen harten Kampf mit einander. — Endlich machte ein Strom von Thränen ihrem gepreßten Herzen Luft, als ihr Gemahl ins Zimmer trat. —

XX.

„Was ſollen dieſe Thränen? liebe Erwine! dein Blut ſcheint in einer heftigen Wallung zu ſeyn. Sollte der morgende Tag — ſollte unſere Abreiſe dir dieſe Thränen auspreſſen? ich will nicht hoffen, daß Erwine — —„

Vielleicht nicht fühlen ſoll, daß ſie Mutter iſt? Sage ſelbſt, Berthold! wär' ſich wohl werth Mutter zu heißen — oder wär ich werth dieſer Kinder Mutter zu ſeyn, wenn ich ſie ſo kaltſinnig verlaſſen könnte? — geſteh' es, könnteſt du das Weib lieben, das deine Kinder ſo leichtſinnig behandelte? — das Weib lieben, das nicht einmal den Inſtinct des Thiers gegen ſeine Jungen fühlte? — Berthold! verzeih' der Mutterempfindung, wenn ſie dich beleidigte, aber ich mag — ich kann mich unmöglich von einem Thiere beſchämen laſſen.

„Wohl! ich ſehe und verehre in deiner Sorgſamkeit für dieſe Kinder deine Mutterliebe für ſie; aber an dieſem troſtloſen Weinen — an dieſer heftigen Erſchütterung erkannte ich Erwinen, die Tochter Steinheims nicht; — ſie, die Ritterstochter ſollte doch wohl mehr Standhaftigkeit haben.„

Man kann nicht alles erben — was bliebe meinem Bruder, dem Feſtigkeit und Muth im Erbtheile ganz gehört? Auch die Ritterstochter bleibt doch ein Weib. Und pfui des Weibes, das ſich ſchämt ein Weib zu ſeyn! Man muß nicht mehr ſeyn wollen, als die Natur wollte, daß man ſeyn ſollte. Man kann ſich vielleicht Empfindungen, die uns nicht natürlich ſind, ins Herz künſteln — oder natürliche Empfindungen unterdrücken und verläugnen; aber wozu das? Ich lobe mir die Natur und laſſe euch die Kunſt. Was mich die Natur empfinden lehrte, ſchändet mich nie. Und ſag' doch ſelbſt, ſoll ich nicht weinen, da ich in ſo langer Zeit das, was mir nach dir das Liebſte auf Erden iſt, nicht ſehen ſoll?

„In ſo langer Zeit? ſagſt du? iſt denn ſechs oder acht Wochen eine ſo lange Zeit?„

Immer lang gnug für eine zärtliche Mutter, aber, Berthold! mein Herz hat mich noch ſelten betrogen, es wird, fürcht' ich, mich auch jezt nicht betrügen, wenn es mir ſagt, daß es wohl mit ſechs oder acht Wochen nicht gethan ſeyn werde. Ach, mein Lieber! eine geheime Angſt, die mich fürchten läßt, daß dieſe Reiſe deiner Erwine viele kummervolle Tage und Nächte machen werde, brennt in meinem Innerſten. Ich fühle, daß etwas iſt, was mir dieſe Reiſe verdächtig macht, aber was es iſt, kann ich nicht ſagen. Ich möchte ſo gern mich des Lebens freuen, aber — ich kann nicht. — Ich möchte nicht gern weinen, und — ich muß doch. Ein Zentnerſchwerer Kummer liegt auf mir — ich vermag nicht, ſeine Laſt von dieſem Herzen zu wälzen. Ich hab's verſucht, Ruhe und Freude in dieſes raſt- und freudenloſe Herz hinein zu zwingen — aber es geht nicht — und was iſt denn erzwungene Freude? ſie laſtet ſchwerer auf dem leidenden Herzen, als der bitterſte Kummer. —

Geſtern nahm ich Abſchied von meinen Lieblingsplätzen — ein unnennbares Gefühl durchdrang mich — ein heftiger Schauder ergriff mich — mir wurde, als lägen

Felſengebirge auf mir — und plötzlich fuhr wütender Sturm bey klarem Himmel durch die Ulmen. Ach! alle meine ſchönen geträumten Hoffnungen — auch meiner Hoffnungen kleinſte fuhren mit dem Sturm dahin — verſchwanden vor mir, wie Nebel vor der Morgenſonne — meine Seele wurde trübe, wie ein angehauchter Spiegel.

„Schwärmerin! wie könnt' ich mich doch in beſtändigen ſchwermüthigen Empfindungen verlieren, oder mich mit ſolchen Geſpenſtern der Einbildung ohn Unterlaß quälen!„

Du ſcherzeſt? Berthold! — aber ich wünſchte, du ſezteſt dich in meine Stelle — was ſoll aus deiner Erwine, was aus deinen Kindern werden, wenn jene ihren Mann — dieſe ihren Vater verlieren! —

„Verlieren? — wer ſpricht denn von verlieren? — ſprichſt du doch, als gieng ich dem gewiſſen Tode entgegen!„

Und iſts denn etwas viel gelinderes, wenn du auf deinem Eigenſinn — vergieb mir das harte Wort — beharreſt, und mit dem Kaiſer nach Welſchland zieheſt?

„Eigenſinn nenneſt du es, wenn Pflicht und Vaterland mich rufen?„

Pflicht und Vaterland? — was nenneſt du Pflicht und Vaterland! haſt du nicht auch Pflichten gegen eine troſtloſe Gattin und gegen unmündige Kinder, die noch ſo viel Mühe, Bildung und Erziehung bedürfen? — iſt nicht dein Haus in ſolchem Falle dein Vaterland? — oder darf, was du Vaterland nenneſt, nach Belieben und ungeſtraft Witwen und Waiſen machen? ach, Berthold! lieber Berthold! — daß dich deine Erwine von dieſen Gedanken zurück bringen könnte! — — aber du biſt Felſen! Dieſe Thränen — dieſe brennendheiſſe Thränen rühren den barſchen Ritter nicht, der bey aller ſeiner ritterlichen Gewiſſenhaftigkeit vergeſſen kann, daß er Gatte — daß er Vater iſt!

„Erwine! du machſt mich ſchwach — entkräfteſt mich zu einer Zeit, da ich es am wenigſten ſeyn ſollte. Sieh! ich ſchwör' dir's zu Gott! wären die Umſtände anders, als ſie ſind, käme es nicht auf Vertheidigung der Rechte Deutſchlands gegen ſchändliche Uſurpationen an, deine Thränen ſollten nicht umſonſt fließen.„

Und haſt du denn dieſe Rechte nicht ſchon mehr als einmal vertheidiget? — dein Leben nicht ſchon mehr als einmal fürs Vaterland gewagt und alſo ſchon lange dich deiner Pflichten entlediget?

„Nicht entlediget, — liebes Weib! das Vaterland gab mir viel, daß es mich in ſeinen Schooß aufnahm, mir vergönnete, mich einen Deutſchen nennen zu dürfen, mir Rechte und Freyheiten eines deutſchen Mannes verlieh; es kann alſo auch viel wieder von mir fodern — mehr noch, als ich bisher geleiſtet habe und leiſten konnte. Nicht entlediget habe ich mich alſo meiner Pflichten, vielmehr meine Verbindlichkeiten vermehrt. Ich habe — hoff' ich — bewieſen, daß mein Arm, Kraft — und mein Herz, von Vaterlandsliebe beſeelt, Muth gnug habe, jedem ins Geſicht zu ſehen, der uns zu nahe tritt. Und gerade ſolche Leute — laß mir immer dieſen kleinen Stolz — gerade ſolche Leute braucht das Vaterland jezt.„

O! über das grauſame Vaterland! braucht denn aber das Weib nicht auch einen Gatten und die Kinder einen Vater?

„Erwine! laß mit dir reden! — Was meineſt du, wenn ich, der ich als Jüngling ſo willig, ſo muthig ins Feld zog — immer da am liebſten und erſten war, wo die Gefahr am dringendſten war, jezt ſorgenlos, unthätig und träge bliebe — was meinſt du, was würde man von mir urtheilen? — —„

(Erwine ſtillſchweigend und nachdenkend.)

„Du ſchweigſt?

„O! über den Weichling! — ſo würde man ſagen — und mit Recht ſagen — den ein Weib zum Weibe machen konnte. Sonſt war er ein muthiger Löwe, Ruhe liebte er nicht — aber Kampf war ſeine Luſt — Sieg ſein Geſchäft — jezt ſchwelgt der Frauenknecht im Arm des Weibes! — laßt den entkräfteten Weichling in ſeiner wollüſtigen Ruhe, bis ihn das Weib zum Kampf der Liebe weckt! — Sieh! Erwine, ſo und nicht anders würde und müßte man über mich und dich urtheilen.„

(Erwine lächelnd —)

Nun? und was wäre es denn, wenn wir ſie ſo urtheilen ließen? wären wir etwa minder glücklich?

„Pfui! — ſo kann Erwine, Steinheims Tochter, Urachs Weib nicht im Ernſt ſprechen. Ihr kann das Urtheil — ihr darf das Lob oder der Tadel deutſcher Biedermänner und Ritter nicht gleichgültig ſeyn. Faſſe dich alſo, liebſte Erwine! und hoffe, daß gewiß alles beſſer gehen wird, als dein furchtſames Herz glaubt.„

Nun! ich will es hoffen! mag Gott meine Hoffnungen erfüllen und meine fürchterlichen Ahndungen zernichten!

Allein Erwinens Ahndungen trafen nur gar zu richtig ein. Sie kam erſt lange nachher in ihre vaterländiſchen Gegenden zurück, und zwar in einem Zuſtande, der Bedauern und Mitleiden im höchſten Grade verdiente, wie der Leſer im zweyten Bändchen dieſer Geſchichte zu ſeiner Zeit finden wird.

XXI.

Der kommende Morgen war zu ihrer Abreiſe beſtimmt. Für Erwinen gieng eine lange traurige ſchlafloſe Nacht vorher. Sie hatte noch nie ihre Heimath, wo jedes mooſichte Plätzchen ihr ein Paradies war, auf ſo lange Zeit und mit Hinterlaſſung ihrer Kinder und mit ſo ängſtlicher Beſorgniß verlaſſen. Jezt ſollte ſie es. Tauſend quälende Sorgen und traurige Gedanken durchkreuzten ſich in ihr, und verjagten Schlaf und Ruhe von ihrem Lager. Die Sonne gieng auf — und fand ſie noch eben ſo trübſinnig, als ſie ſie den Abend vorher verlaſſen hatte. Sie wollte Muth faſſen und ſtandhaft ſcheinen — aber Muth und Standhaftigkeit verſchwand, als das Gepoltere der Knechte — das Aufzäumen und Tummeln der Pferde — ihr muthiges Wiehern — das Geklirre der Waffen, — das hin und her laufen — rufen, ſingen, fluchen, beten der bewafneten Reuter, Vaſallen und Reiſigen, die ſie auf ihrer Reiſe begleiten ſollten, alles in der Burg und auf dem Hofe aufweckte. Die ganze Scene des Abſchiednehmens — ihr alter Vater und Schwiegervater — Bruder — Kinder, alles ſtand jezt ſo lebhaft vor ihren Augen, daß ſie nichts — gar nichts weiter zu denken vermochte — Himmel und Erde ſchwand mit ihr. — Endlich riß ſie ſich auf, gieng ins Freye, und ſuchte Erleichterung. Und was ihrem gepreßten Herzen ſchon mehr als einmal Luft gemacht hatte, das half ihm auch jezo — — ſie betete inbrünſtig zu Gott. — Nun glaubte ſie gefaßt gnug zu ſeyn, um einen der traurigſten Auftritte ihres Lebens — dafür hielt ſie jezt die Stunde des Scheidens — aushalten zu können. Sie irrte die gute Seele, es ſtanden ihr viel traurigere bevor!!

Man hatte ſchon auf ſie gewartet, und die beyden Alten, der junge Steinheim, die Tante und alle die gepanzerten und bewafneten Reuter,

ter, die den Grafen begleiteten, ein ehrwürdiger Anblick, dieſe Verſammlung von deutſchen Biedermännern und tapfern Leuten hier unter den Bildniſſen eben ſo tapferer Ritter, Urachs Ahnen, beyſammen zu ſehen. Erwine kam — und mit ihr ein gewiſſer Geiſt inniger Schwermuth, der ſich der ganzen verhin luſtigen und lauten Rittergeſellſchaft plötzlich mittheilte. — Es folgte ein langes — tiefes Schweigen — — Endlich brach der alte Steinheim die Stille.

„Kinder! ſagte er — je länger hier, deſto ſpäter dort! Ich dächte, ihr brächet in Gottes und der Mutter Gottes Namen auf. Gottes Segen geleite euch! — Halte, Sohn, was du verſprachſt, — Mäßigung deiner auffahrenden Hitze; gedenke, daß Unvorſichtigkeit auch ein Fehler iſt, und daß gewiſſe Leute nur ein gewiſſes Maas von Wahrheit tragen können. Du aber, liebe Erwine! vergiß nicht in den Freuden des Hoflebens, die du wenigſtens eine Zeitlang ſchmecken wirſt, daß du Eltern und Kinder hier zurück gelaſſen haſt — oder was dir wohl nöthiger zu ſagen ſeyn möchte — mäſſige deinen Schmerz bey der Trennung von uns, damit du doch einigen Geſchmack an jenen Feſten des Hofes finden könneſt.

Erwine küſſete ihren Eltern ehrerbietig die Hand, gab ihrem Bruder den Kuß der ſchweſterlichen Liebe, und übertraf an Standhaftigkeit alle Erwartung. Beym Heruntergehen aber mußte ſie vor dem Zimmer vorbey, wo ihre beyden Kinder noch ſchliefen — hier erwachte die Mutterempfindung wieder ganz. Sie ließ ſich nicht abhalten noch einmal hineinzugehen und ſie zu ſehen, und dieſer Anblick machte ſie ganz wieder zum Weibe. Mit ſtummen Schmerz hieng ſie über den Kleinen — gieng fort — kam wieder — gieng noch einmal fort und — kehrte wieder um, und ſo würde ſie noch lange in Unentſchloſſenheit hin und her gegangen ſeyn, wenn nicht ihr Gemahl ihr zugerufen hätte:

Erwine! wo bleibt die Ritterstochter? — iſt das Urachs Gemahlin?

Er ergriff ſie am Arm und führte ſie fort — und ſo ſchieden ſie beyde unter den heißen Segenswünſchen ihrer Eltern von ihnen.

XXII.

Sie giengen mit einer Pracht, die ihrem Stande angemeſſen war, von Urach ab, und mit einem ſtarken Gefolge bewafneter Vaſallen. Lange weilte Erwine noch mit ihren Gedanken in Urach — ihr Gemahl wollte ſie auch mit Willen nicht unterbrechen, denn er glaubte, daß es ihre Unzufriedenheit, da ſie ein gewiſſes Vergnügen in dieſer ſüßen Schwermuth zu finden ſchien, nur noch mehr vergrößern würde, wenn er ſie aus ihren Träumen wecken wollte. Nebenher hoffte er auch, daß dieſer Trübſinn ſeine Periode erreichen würde, und daß Erwine wohl von ſelbſt ihm Gelegenheit und Winke geben werde, wenn es Zeit ſey, ſie zu ermuntern. Er kannte Erwinen. Sie war eine von den ſtark empfindenden Seelen, in denen jede Empfindung tiefere Wurzel ſchlägt als bey andern, bey denen die Eindrücke weniger haften. Es iſt in gewiſſem Betracht eine große Glückſeligkeit, ſtarker Empfindungen fähig zu ſeyn; denn das Leben erhält eben dadurch tauſend unnennbare Freuden mehr, über die ein leichter Sinn hinweg ſpringt; aber freylich machen auch unangenehme Vorfälle des menſchlichen Lebens deſto ſtärkere Eindrücke auf ſolche Seelen, und dauern gewöhnlich länger, als bey andern. Es giebt nur ein einziges Gegenmittel im lezten Falle, und das iſt dasjenige, das auch Berthold hier anwendete — daß man nemlich ſuchet, eine Menge eben ſo ſtarker angenehmer Eindrücke ſo zuſammen zu ſtellen, daß ſie das Uebergewicht über jene erhalten.

Er irrete nicht. —— Die tauſendfachen Veränderungen der Gegenſtände um ſie her, die ſo viel Neuheit und folglich auch Reiz für ſie hatten, und die Geſellſchaft ihres heißgeliebten Gemahls zerſtreueten nach und nach die Nebel, die eine ſo düſtere Nacht um Erwinen gezogen hatten. Sie empfand zwar einmal über das andere, daß ihr auch an der Seite ihres Grafen dennoch etwas fehle, was ſie in Reach nie vermißt hatte; aber ihr Gemahl wußte bald Mittel ausfindig zu machen, dergleichen unangenehme Empfindungen ſo ſelten als möglich zu machen. Er brachte es endlich dahin, daß ſie faſt ihre völlige Heiterkeit wieder erhielt, da ſie der Stadt Goslar ſich näherten.

Es war damals die vornehmſte Stadt in Niederdeutſchland. Vorzüglich hatte ſie Heinrichs IV. Liebe. Er hielt ſich gewöhnlich da auf und machte dadurch die übrigen Länder ſeines Reichs auf Goslar eiferſüchtig. Das gieng ſo weit, daß es bey einer der innerlichen Unruhen dem Kaiſer zur Bedingung gemacht wurde, nicht beſtändig in Goslar, ſondern nach Gewohnheit mehrerer regierender Fürſten der damaligen Zeit ſeinen Hof bald da, bald dort zu halten. Auch Heinrich V, ſo wenig er ſonſt ſeines Vaters Gewohnheiten und Neigungen annahm.

annahm, war doch Goslar nicht minder gewogen, und machte durch den dahin ausgeſchriebenen Reichstag die Stadt ſehr glänzend. Die Menge deutſcher Fürſten, Grafen, Ritter und Herren, die ſich jezt daſelbſt verſammlete, war ſehr groß, und es war daher unmöglich, daß ihr Gefolge, das ein noch weit größeres Heer ausmachte, Raum in der Stadt haben konnte. Sie hielten alſo nur an der Spitze ihrer Vaſallen und Lehnsleute ihren feyerlichen Einzug, behielten aber hernach nur wenige bey ſich, und ſchickten die übrigen hinaus vor die Stadt, wo ſich das ganze Heer jenſeits der Stadt nach den verſchiedenen Stämmen Deutſchlands lagerte.

Der Graf von Urach hielt mit ſeiner Gemahl in ſeinen Einzug mit aller möglichen Pracht zu Pferde. —

„Zu Pferde? die Gräſin von Urach zu Pferde?„

Nicht anders. —

„Mein Himmel! wie unſchicklich! — Herr Geſchichtſchreiber!„

Mit Erlaubniß — im geringſten nicht unſchicklich.

„Aber warum fahren ſie denn nicht in einem vergoldeten Staatswagen!„

Aus eben dem Grunde, warum man vor zehen Jahren noch nicht in einem Luftballon à la Blanchard von einem Orte zum andern reiſen konnte, alſo aus dem ſehr einfachen Grunde — weil man damals noch keine hatte. ——

Sind ſie nun beruhiget? *)

Am

---

*) Ich hoffe es wenigſtens — denn ich wüßte in der That nicht, wie ich den Frager oder die Fragerin anders oder beſſer beruhigen könnte. Es mag freylich auffallen, wenn man täglich vor Augen ſieht, wie jeder, den ſein Geldbeutel ein paar Pfund ſchwerer als ſeinen Nachbar macht, ſich heutzutage von ſeinem Hauſe zum Nachbarshauſe hinwiegen läßt und von einer Aſſemblee zur andern rollt — wenn man unſere feyerlichen Einzüge mit dieſen vergleicht — wenn man in unſern Tagen 15000 Kutſchen in der einzigen Stadt Paris herumfahren ſieht, und nun glauben ſoll, daß der Graf Urach mit ſeiner Gemahlin ſeinen Einzug zu Pferde habe halten müſſen, weil man keine Kutſchen gehabt habe! — das, ich geſtehe es gern, iſt auffallend, aber doch — wahr. Denn die Maſchine, die wir jetzt unter dem Namen einer Kutſche kennen, und zu deren weſentlichen Erforderniſſen doch wohl gehört, (denn daß man andere Art von Fuhrwerk hatte, daran iſt kein Zweifel) daß es ein in Riemen hangendes bedecktes Fuhrwerk ſey, iſt, wenn man nicht um Worte ſtreiten will, viel jünger, als unſer Graf und ſei-

ne

Am folgenden Tage erſchien ſie am Hofe. Erwine hatte ihre Ruhe wieder erhalten, die Pracht der neuen ungewohnten Auftritte brachte wieder neues Feuer in ihre Lebensgeiſter, und verbreitete eine Heiterkeit über ſie, die aus je-

dem

---

ne Gemahlin. Denn im Jahr 1550. waren in Paris, der Stapelſtadt alles deſſen, was zum Luxus gehört, nur erſt drey in Riemen hangende Wagen, und aus der franzöſiſchen Geſchichte läßt ſich erweiſen, daß bis ins 16. Jahrhundert herab, die Könige von Frankreich auf Pferden, die Hofbedienten auf Mauleſeln und die Prinzeſſinnen und vornehmen Frauenzimmer bald auf Pferden, bald auf Eſeln geritten haben, und bey Feyerlichkeiten nie gefahren ſind. In Deutſchland, wo die Lehnsverfaſſung dieſe Art von Luxus, die ſo wenig mit dem kriegeriſchen Genie des Zeitalters übereinſtimmte, länger als irgendwo zurückſcheuchte, war es zu Anfang des zwölften Jahrhunderts ganz gewiß nicht Sitte, bey Feyerlichkeiten zu fahren. Die Ein- und Aufzüge der Fürſten und Ritter geſchahen alle zu Pferde. Selbſt im päpſtlichen Ceremoniel geſchiehet zwar eines Leibpferds, welches ein Schimmel ohne Muthwillen, ein ſtiller gutwilliger Gaul ſeyn ſollte, und eines päpſtlichen Leibmauleſels Erwähnung, aber an eine Leibkutſche oder einen Leibkutſcher wird nicht gedacht, vermuthlich weil der Papſt keines von beyden hatte. Jedermann ritt — die

Mannsdem ihrer Blicke leuchtete; ihre Wangen fiengen wieder an zu blühen, wie vorher, ſie war wieder eine Roſe im Morgenthau. Man hatte bisher ihre Reize noch nicht ſo gekannt, weil ſie noch nie mit ſolcher Pracht öffentlich erſchie-

---

Mannsperſonen gewöhnlich auf Pferden und Mauleſeln, und die Frauen und — Mönche gewöhnlich auf Eſelinnen. Und da in der Folge das Fahren Mode zu werden begann, fanden es die Lehnsherren nicht ohne Grund für den Adel Deutſchlands unanſtändig, zu fahren, denn ſie fürchteten, daß ihre Ritter und Vaſallen dadurch des Reutens entwöhnt und zum Dienſt ungeſchickt werden möchten. Daher wurde es ſogar verboten. Das that z. B. im Jahr 1588. der Herzog Julius von Braunſchweig, weil er fand, daß ſeine Ritterſchaft und Lehnsleute jung und alt ſich unterſtanden hatten, auf Faullenzen und Kutſchenfahren ſich zu begeben, alſo, daß ihrer wenig mit guten wohl ſtaffirten reiſigen Pferden und wohlerfahrnen, verſuchten, wegkündigen Knechten und Jungen verſehen. Und das dünkte dem Herzog für die lieben, beſtändigen, keken und freudigen Teutſchen, die wegen ihrer männlichen Tugend, Redlich- Tapfer- Erbar- und Standhaftigkeit bey allen Nationen berühmt geweſen, unwürdig. Eben das that auch Herzog Philipp II. von Pomnen war. Jezt beleuchtete man ſie genauer und fand an ihr, was der Graf von Urach und wer ſie kannte, lange ſchon gefunden hatte, — einen

Pommern-Stettin im Jahr 160[illegible]. Aehnliche Geſinnungen mögen wohl die Bewohner von Nantuket, einer zur Provinz Maſſachuſets-Bay gehörigen Inſul in Nordamerika, gehabt haben, als vor einigen Jahren zu ihrem nicht geringen Aerger zwey einſpännige Chaiſen von Boſton hinüber gebracht wurden. Sie hielten dieſe Art ſich von einem Ort zum andern zu bewegen für ſündliche Verſchwendung und weiſſagten den nahen Untergang derjenigen, die dieſes bemahlte Fuhrwerk hingebracht hatten, und zitterten ſchon vor den Uebeln, die die Nachahmungsſucht hervorbringen würde. Faſt entſtand ein Aufruhr über dieſen unerhörten Vorfall. Einer von denen, die ſich dieſes ärgerlichen Fuhrwerks bedienten, kam zur Erkenntniß ſeiner Sünde und ſchickte es wieder zurück, der andere blieb verſtockt, ohne jedoch die Freude zu haben, daß ſeine Mitbürger in gleiche Sünde gefallen wären. Denn noch immer blieben die vornehmſten Bürger bey ihren zweyrädrigen Karren. Ueberhaupt macht dieſes arbeitſame, mäßige und ſparſame Völkchen, neben unſere übrigen cultivirten Weltbewohner geſtellet, einen auffallenden Contraſt. Es iſt faſt in allem das Gegentheil von uns andern Erdenmenſchen, und doch giebt es wohl unter allen vom Weibe Gebornen keine zufriedenere glücklichere Menſchen, als einen unwiderſtehlichen Zauber in allen ihren Mienen. Aller Augen waren auf ſie geheftet.

Der Kaiſerin Mathildis mußte Erwine der Gewohnheit nach, knieend ihre Aufwartung machen; das brachte ſie etwas in Verwirrung. Aber eben dieſe Verwirrung überzog ihr Geſicht mit einer ſanften Röthe und erhob ihre Reize noch um vieles. Die Kaiſerin, eine gutmüthige ſanfte Dame, gewann die junge Gräfin auf den erſten Blick lieb, zog ſie bald aus ihrer Verwirrung, hob ſie auf, ſchloß ſie in ihre Arme und machte ihr tauſend Schmeicheleyen. Der Kaiſer, den wir ſchon als einen Mann kennen, der die Verſtellungskunſt aus dem Grunde ſtudiert hatte, weil ſein ganzes Leben eine ununterbrechene Heucheley war, verbarg auch vor dem Grafen ſeine wahren Ge-

---

als dieſe Leute in ihrem Winkel der Erde. Man ſehe davon Beyträge zur Völker- und Länderkunde, 3. Theil.

Sehr mühſam zuſammengeſuchte Beyträge zu dieſer Materie findet man in Herrn Hofr. Beckmanns Beyträgen zur Geſchichte der Erfindungen S. 390. die ich diejenigen nachzuleſen bitte, denen der feyerliche Einzug des Grafen und der Gräfin von Urach zu Pferde ein Aergerniß ſeyn möchte.

ſinnungen. Sein Herz ſprach ihm ein Todesurtheil, aber ſeine Augen und ſein Mund logen lauter zuvorkommende Güte.

Der Graf, ſeines Edelmuths und ſeines braven Herzens ſich bewußt, kroch nicht, wie ſchmeichelnde Höflinge zu thun pflegen. Sein Blick war gerade, wie ſein Herz — ſein Anſtand frey und ungezwungen, und aus ſeinem ganzen Weſen leuchtete die Dreiſtigkeit eines freyen deutſchen Mannes und die Würde des Kriegers hervor. — Anders urtheilte das zahlloſe Heer der kaiſerlichen Hofſchranzen. Gewohnt am Joche des Hofes zu ziehen, war ihr Nacken ſchon zu ſehr zu Krümmungen gebogen, um die Geradheit Urachs nach ihrem Geſchmacke zu finden. Sie fanden an ihm weiter nichts, als — einen bäuriſchen Landjunker, der für die Feinheiten des Hofes weder Sinn noch Gefühl hätte. Inzwiſchen fanden ſie doch auch rathſam, ſich dieſes Urtheil nicht laut zu ſagen, ſondern es ganz heimlich ſich zuzuflüſtern, denn ſie meinten — und darinnen hatten ſie recht — daß ſeine Miene ſo etwas hätte, das zu ſagen ſchien, er werde ſchwerlich ſich gefallen laſſen, der Gegenſtand ihrer Witzeleyen zu ſeyn. Sie ließen ihn alſo ſtehen, weil ſie ihn nicht nach ihrem Ton geſtimmt — ſein Schwerd aber ziemlich ſchwer fanden, und verſchlangen mit gierigen Blicken die Schönheiten Erwinens, neben welchen freylich alle in Gang ſeyende Hoffräulein nur wie Sternlein der vierten bis fünften Größe flimmerten.

Es fehlte nicht an Höflingen, die nach Art unſerer heutigen Kleinmeiſter — (denn dieſe Geſchöpfe ſind ſich vom Anfang ihrer Exiſtenz her immer gleich geblieben) ſchon Plane machten und von Eroberungen träumten. Der eine legte auf dieſer, der andere auf jener Seite ſeine Mine in Gedanken an, ohne zu bedenken, daß alle dieſe Minen vor ihrer Vollendung geſprengt werden könnten. Wir laſſen dieſe junge Herren alle ſammt und ſonders in ihren ſüßen Träumereyen, woraus ſie zu ſeiner Zeit — vielleicht wider ihr Vermuthen eher, als ſie glauben und wünſchen — ſchon werden gewecket werden, und gehen mit dem Gange unſerer Geſchichte ruhig fort.

XXIII.

Unter dem großen Schwarm der Höflinge zeichnete ſich einer vor allen aus —— der Liebling des Kaiſers. Sein Wuchs war unverbeſſerlich — er war die ſchönſte Mannsperſon ſeiner Zeit. Am Hofe erzogen, hatte ſein ganzer Anſtand zwar diejenige Leichtigkeit und Ungezwungenheit erhalten, die nur ein langer Umgang mit der großen Welt geben kann; aber ſein Herz, das er noch unverderbt zu erhalten gewußt hatte, war edeldenkend und rechtſchaffen. Aechte, deutſche Tapferkeit machte ihn den höfiſchen Weichlingen furchtbar, und jedem braven Manne ehrwürdig. Bey einer großen Kenntniß der Welt und Menſchen, die er in der beſten hohen Schule in dieſem Fache — am Hofe, unter Menſchen von allerley Charaktern ſich erworben hatte, beſaß er die feinſten Sitten. Dieſer liebenswürdige junge Mann war — **Graf Werner von Henneberg.** Schade! daß er der Liebling eines ſolchen Prinzen war!

Graf Werner und Graf Berthold hatten einander ſchon im Felde gekannt, und in den Feldzügen, die ſie zuſammen gethan hatten, hatten ſie beyde auch Gelegenheit genug gehabt, um ſich als Männer zu zeigen, die werth waren, Freunde zu werden; ein jeder hatte von dem andern ſo viel geſehen, um einander ſehr hoch zu ſchätzen. Graf Werner, erfreuet, hier einen alten Bekannten wieder zu finden, gieng auf den Grafen von Urach mit der Miene der Vertraulichkeit zu, und Urach, der unter allen den faden Geſichtern, die ihm vorgekommen waren,

ren, nicht nur keines gefunden hatte, das ihn an ſich hätte ziehen können, ſondern vielmehr an den meiſten gleich hinter der Hoflarve das offene Schurkengeſicht entdeckte, das freylich mehr abſtieß, als anzog, war froh, hier einen alten Freund zu ſehen, deſſen Kopf und Herz er ehemals auf dem Flecke gefunden hatte, wo es ſeyn mußte, wenn man Urachs Freundſchaft werth ſeyn wollte. Mit einem Vergnügen, das alle ſeine Züge belebte, reichte er ihm freundſchaftlich die Hand, und ſchüttelte ſie nach altdeutſcher Art.

Der Graf von Henneberg war, wie geſagt, einer der feinſten, aber ehrlichen Hofmänner. Als ein ſolcher wollte und mußte er Hofintereſſe und den Vortheil ſeines Prinzen nicht aus den Augen verlieren. Gleichwohl zog ihn auch ſeine Neigung und alte Bekanntſchaft an den Grafen von Urach. Es war ſchwer, dieſe beyden ſich entgegen ſtehenden Pflichten mit einander zu verbinden. Doch bemühete er ſich, es zu bewerkſtelligen. Dem Vortheil ſeines Fürſten hielt er es ſehr zuträglich, wenn er dem Grafen Urach, der als einer der heftigſten von der Oppoſitionsparthey bekannt war, gelindere Begriffe von ſeinem Kaiſer beybringen, und ihn für deſſen Nutzen zu gewinnen, ſuchen könne. Als Freund und alter Bekannter durfte er hoffen, daß ſeine Ueberredungsgründe nicht ohne Eindruck auf den Grafen bleiben würden. Er bat ihn, ſogleich den Abend bey ihm und ſeiner Mutter zuzubringen. Urach bewilligte es gern.

Bey dieſer freundſchaftlichen Abendunterhaltung lernte nun der junge Graf Werner die Gräfin Urach noch näher kennen. Schönheit hatte er ſchon an ihr beym erſten Anblick bewundert, jezt mußte er ihr auch die Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, daß ſie nebſt den Schönheiten des Körpers, auch die des Geiſtes im reichſten Maaße beſäße. Ihr heller aufgeklärter Verſtand — ihr feiner, ſcharf geſchliffener Witz — ihr ſanfter edelmüthiger Charakter machte ſie in den Augen des jungen Grafen, der das alles wohl zu ſchätzen wußte, noch tauſendmal liebenswürdiger, als ſie vorher war. Ihr Umgang gieng ihm über alles. ——

Auf der andern Seite fand die liebenswürdige Erwine in dem Gedanken, daß der Liebling des Kaiſers der Freund ihres Mannes ſey, durch den in vorkommenden Fällen eine drohende Gefahr von ihm abgewendet werden, der den Kaiſer zu gütigen Geſinnungen gegen ihren Urach ſtimmen, und überhaupt eine ſehr thätige wirkſame Mittelsperſon zwiſchen beyden abgeben konnte, ſo viel Beruhigendes, und dieſe Beruhigung gab ihrem Geiſte eine ſolche Heiterkeit und ihrem Betragen gegen den Grafen von Henneberg ſo viel Verbindliches, daß durch eine ganz natürliche Folge der wackere junge Mann ganz für das muntere ſchöne Weib eingenommen werden mußte, wenn er nicht ein ganz kaltes Herz beſaß — und das beſaß er nicht. Sein Herz ſchlug beym erſten Anblick Erwinens warm — ſchlug immer wärmer, je genauer er ſie kennen lernte, und dieſe Wärme, unter welcher der erſte Funke einer Leidenſchaft glimmte, wurde in der Folge — ich muß hier dem Leſer etwas vorgreifen — für ihn und Erwinen ein verzehrend Feuer, das die ſchrecklichſten Verheerungen anrichtete.

„Aber konnte Henneberg, der — —„

Ich weiß, was Sie ſagen wollen. — Konnte Henneberg, der edeldenkende, rechtſchaffene, von den giftigen Lüften des Hofes unangeſteckt gebliebene junge Mann an ſeinem Freunde zum Schurken werden, ſo war er nicht das, zu was ihn der Geſchichtſchreiber vorhin machte — ſo war er nichts mehr und nichts weniger, als — was tauſend andere höfiſche Wollüſtlinge auch ſind.

Richtig! — das wäre er geweſen, wenn er des treuen Freundes ſchuldloſes Weib verführte.

führte. Aber man verkenne bey aller ſeiner Anhänglichkeit an Erwinen doch in ihm den edeldenkenden Mann nicht. Tauſend andere eben ſo ehrliche brave junge Leute — mich und meine reſpective Leſer mit eingeſchloſſen — würden in gleicher Lage mit ihm ſich nicht beſſer gegen die junge reizende Gräfin benommen haben, als er ſich benahm. Es war immer eine gefährliche Lage für ihn. Sich mit Klugheit darinnen zu betragen, ohne weder an ſeinem Kaiſer noch an ſeinem Freunde treulos zu werden, foderte eine Kunſt, die — ich wette — den geübteſten Caſuiſten und griesgrämigſten Moraliſten gnug würde zu ſchaffen gemacht haben.

Laſterhafte Neigungen, unerlaubte Begierden waren dem edlen Grafen von Henneberg zu unbekannt, als daß in ihm nur auf die entfernteſte Weiſe der Verdacht hätte geweckt werden können, ſeine Empfindung für Erwinen ſey ein Verbrechen — ſey mehr oder weniger als Freundſchaft. Mit jedem Tage nahm freylich dieſes zärtliche Gefühl, das ſich unter dem Namen der Freundſchaft in ſein Herz geſchlichen hatte, zu, ohne daß eben der gute Graf mißtrauiſch gegen ſein Herz geworden wäre. Er ſah ſie täglich — erhielt täglich von ihr und ihrem Gemahl Beweiſe der reinſten aufrichtigſten Freundſchaft, und erwiederte ſie in eben dem Maaße. Für etwas mehreres wollte er ſein Verhältniß und ſeine Verbindung, worinnen er mit dem Grafen und Erwinen ſtand, nicht angeſehen haben, er ſelbſt ſah es für nichts weiter an, war etwas drüber, ſo war es bis jezo wider ſein Wiſſen und Willen vor ſeinen Augen verborgen.

Jezt kam aber die Zeit, da Erwine Goslar verließ und zu ihrer Tante nach Walkenried abgieng. Noch nie war ihm eine Trennung ſo peinlich geweſen, als dieſe. Der Schmerz, den er empfand, war von dem Schmerz, den er ſonſt beym Abſchied von einem Freund empfunden hatte, eben ſo verſchieden, als Liebe von Freundſchaft verſchieden iſt, das heißt — er war um ein gutes Theil größer und angreifender, als er der Regel nach hätte ſeyn ſollen. — Sie war weg, und mit ihr ein großer, wo nicht der größte Theil ſeiner Zufriedenheit und Ruhe. Der ſonſt ſo thätige, raſtloſe Graf fühlte jezt ein gewiſſes Leere in ſich, das kein Hoftag — keine Cour — kein Feſt, und wär' es auch noch ſo glänzend und geräuſchvoll geweſen, ausfüllen konnte. Nur Erwinens Bild, das ſich ſeine Einbildungskraft mit allen Reizen vormalen konnte, ſtand vor ihm — beruhigte ihn aber auch ſo lange, als er nicht merkte, daß es nur ein Gemälde der feurigen Fantaſie ſey — er griff darnach, und — es war Schatten — verſchwand, wie ein liebliches Traumbild bey der Morgenröthe. Er erſchrack — (Hier ſehen die Leſer den wackern edeln Mann wieder! —) da er dieſe Entdeckung machte. Eine Unterſuchung ſeines kranken Herzens anzuſtellen, ſchien ihm ein ſehr nöthiges Geſchäft zu ſeyn. Er ſtellte ſie an, und fand, daß das arme kranke Herz an Liebe ſchwer danieder lag. — Eine Entdeckung, die er freylich eher hätte machen können, die wenigſtens außer ihm, dem Grafen Urach und Erwinen — jedermann ſchon gemacht hatte. Denn es war ſchon unter den kaiſerlichen Hofſchranzen eine längſt bekannte Sache, die man ſich nicht mehr die Mühe nahm, ſich als Neuigkeit des Tages zuzuflüſtern. Nur der Graf Urach und ſeine Gemahlin waren von der Redlichkeit ihres Freundes zu ſehr überzeugt, als daß ſie eines Mißtrauens gegen ihn fähig geweſen wären — ſie waren mit einem Wort über dieſen Punkt ganz unbekümmert. Auch hatte man ſich wohl gehütet, den Grafen von Urach, der Spaß von der Art nicht wohl zu vertragen ſchien, auf dieſes Flüſtern aufmerkſam zu machen, und den Grafen von Henneberg ließ man ohnehin ungeſtört, theils, weil er erklärter Liebling des

Kaiſers war — eine Art Leute, nach welchen ſich, beſonders wenn ſie im Steigen ſind, der ganze Troß der Höflinge, wie nach einem Thermometer richtet, und welche man daher, ſo lange ſie Wind und Wetter des Hofes richtig angeben, nicht aus ihrem Gange bringen darf; theils mußte jeder geſtehen, daß es ſich allerdings der Mühe verlohne, auf Erwinen Jagd zu machen, und daß ſie auch der Eroberung eines kaiſerlichen Lieblings werth ſey. — Das waren ohngefähr die Räſonnements des Hofes, wo man den ganzen Roman ſchon fertig hatte, noch ehe er zwiſchen dem Grafen Henneberg und Erwinen angefangen war. Jezt glaubte man ihn ſchon lange vollendet, da es dem Grafen einfiel, ſein Herz über dieſen Punkt zu unterſuchen, und da er bey dem erſten Blick fand, daß ſeine Neigung mit der unveränderlichen Treue, die er ſeinem Freunde ſchuldig war, ſchlechterdings nicht beſtehen könne, ſo dachte er edel genug, um den feſten Vorſatz zu faſſen, eine Neigung zu beſiegen und gänzlich auszurotten, die er für Thorheit und Laſter erklären mußte, und die ihn vor ſich ſelbſt erröthen machte. Edel war dieſe Denkungſart allerdings, nur ſchade! daß ihre Befolgung für ſeine Kräfte zu ſtark war — faſſen ließ ſich der Vorſatz wohl, aber ausführen — das war der ſteile Berg, über den hinaus zu kommen, auch wohl ganz andere Leute, als ein junger feuriger Graf von Henneberg wacker geſchwitzet haben würden. ——

XXIV.

Die Art ihrer Geſchäfte brachte es mit ſich, daß die beyden Grafen Urach und Henneberg gar oft mit einander über Angelegenheiten des Staats und des verſammleten Reichstags ſprechen mußten. Graf Werner ſuchte auch gern ſolche Geſpräche auf, um ſeines Freundes Geſinnung und Denkart über ſolche Sachen theils genau kennen zu lernen, theils ſie ſo viel möglich nach der ſeinigen zu formen. Der Graf von Urach, nie einer Verſtellung fähig, verheelte auch vor ſeinem Freunde nichts, auch ſeine Geſinnung gegen den Kaiſer nicht, die freylich nicht mit der Hennebergiſchen übereinkam. So groß auch immer die Freundſchaft war, die zwiſchen beyden herrſchte, und ſo ſehr der Graf von Henneberg ſich Mühe gab, ſeinem Freunde täglich neue Beweiſe davon zu geben, und ſo innig überzeugt der Graf von Urach auch davon war, und ſie auf alle Art zu erwiedern ſuchte, ſo war doch immer dieſer Punkt zwiſchen beyden ein großer Stein des Anſtoßes. Weder die Gewalt, die der Graf von Henneberg über den Grafen von Urach durch ſeine Freundſchaft bekam, noch das große Uebergewicht ſeiner Menſchenkenntniß und Erfahrung, womit er jede ihm ſchwach dünkende Seite des Grafen zu des Kaiſers Vortheil zu benutzen ſuchte, konnte den Grafen Urach mit dem Kaiſer ausſöhnen. Hier iſt der Schluß einer ſolchen Unterredung über dieſen Gegenſtand: —

„— — Es ſey, lieber Berthold! ich will nicht hartnäckig auf meinen Behauptungen beharren — ich will die Art ſeiner Thronbeſteigung nicht länger gegen dich vertheidigen; du geräthſt ſo leicht in Hitze dabey, und niemals iſt man partheyiſcher, als in ſolcher Faſſung. Des Kaiſers damaliges Verfahren ſey immerhin tadelnswerth, iſt es denn aber nicht genug, einen begangenen Fehler eines andern einmal gerüget zu haben? muß man ſo lange darüber ſchmollen? —“

Nicht blos ſchmollen — Graf! laut zanken muß man, wenn es nicht etwa jugendliche Uebereilungsfehler — die ließ ich ungeahndet — ſondern vorſätzliche, nach mehrjähriger Ueberlegung begangene Bosheitsſünden ſind; noch mehr — wenn kein Tadel — kein öffentlicher und geheimer Tadel des Sünders Herz zu rühren vermag — wie dann, Graf! wie dann?

„Dann? Je nun! man überläßt ihn ſeinem Schickſale —„

Wohl! man überläßt ihn ſeinem Schickſale — das muß man aber ohnehin thun, wo kein Rettungsmittel mehr angenommen wird — was aber zu thun, wenn tauſend andere zugleich darunter leiden?

„So würde ich zwar immer die That, doch nicht die Perſon haſſen.„

Du unterſcheideſt fein, Werner! wahrlich fein! leicht iſt's auch geſagt, aber ſchwer — bey Gott! ſchwer, gerade hier auf dieſer äußerſt feinen Linie in ſolchem Schritt zu bleiben, daß man weder zur Rechten noch zur Linken wanke. Ich geſtehe gern, ich bin zu ſchwerfällig dazu.

„So ſollteſt du wenigſtens einen Verſuch machen, und thun was dir möglich wäre. Denn ob du durch deine auffahrende Hitze — durch deinen unverkennbaren Groll, der aus jeder Miene Flammen ſprühet, nicht mehr verdirbſt, als du gut zu machen gedenkſt — mehr niederreiſſeſt, als aufbaueſt, das — lieber Berthold! wünſchte ich deiner Ueberlegung werth.„

Nun dann! ich will ja zu allen ſtimmen, was ihr zu Deutſchlands Ruhe und Glück beſchließen werdet; fordre aber nur nicht, lieber Graf, daß ich eine Perſon lieben ſoll, die keiner Liebe — die auch deiner Freundſchaft und Fürſprache nicht werth iſt, dergleichen Geſchöpfe nicht zu haſſen, koſtet ſchon einen ſchweren Kampf. Und glaube mir, Werner! — glaube mir, wie ich, ſo denken ungleich mehrere, als du glaubſt, nur mit dem Unterſchied, — ſie denken es und ich — ſage es.

„So mache es wenigſtens wie dieſe und denke nicht ſo laut. Mußt du denn jeden zum Vertrauten deiner Gedanken machen? Iſt denn Unvorſichtigkeit und Aufrichtigkeit — Schwatzhaftigkeit und Wahrheitsliebe einerley? Ich denke nicht. Ich ehre die lezte, aber ich kann mich nicht erinnern, durch die erſte je etwas Gutes geſtiftet geſehen zu haben.„

Dergleichen Unterredungen fielen oft vor, aber alle Vermahnungen des Grafen von Henneberg, der als ein feiner Welt- und Menſchenkenner leicht vorausſah, daß ſich ſein Freund durch ſeine unvorſichtigen und hitzigen Reden irgend einmal in Verlegenheit ſtürzen würde, fruchteten wenig oder nichts bey dem Grafen von Urach. Den Tag hernach durfte nur eine Gelegenheit kommen, eine Wahrheit zu ſagen, ſo ſagte er

ſie

ſie heraus, ſo bitter ſie auch ſeyn mochte. Es war freylich gar oft der Fall, daß der Graf Berthold die Stimme des geſunden Menſchenverſtandes, der Gerechtigkeit, Menſchlichkeit und natürlichen Billigkeit auf ſeiner Seite hatte, und da er ſeine Meynung, die auf ganz richtigen Schlüſſen beruhete, mit einer zwar rauhen, aber eindringenden Beredſamkeit vortrug, ſo fielen manche zum Vortheile des Kaiſers geſchehene Vorſchläge beym Reichstage durch, und mancher entworfene Plan bekam einen mächtigen Querſtrich. —

Es konnte nicht fehlen, der Kaiſer mußte endlich auf die Gedanken kommen, daß Urach ſein erklärter Feind ſey und ſeyn wolle, da er ſeinen Haß gegen die Perſon des Kaiſers ſo wenig verbarg. Es fehlte auch wie gewöhnlich nicht an geſchwätzigen gutwilligen Ohrenbläſern, die ſich ein Verdienſt um den Kaiſer zu machen hofften, wenn ſie jeden harten Ausdruck Urachs auffingen, und dem Kaiſer auf die gehäßigſte Art mit aller Unterthänigkeit vortrugen, um ihren Eifer im Dienſt des Kaiſers zu beweiſen.

Der Kaiſer ſprach daher mehreremale mit dem Grafen von Heimberg davon; denn daß dieſer Urachs warmer Freund ſey, wußte er.

Der Graf handelte auch hier als Freund Urachs. Wo irgend eine Entſchuldigung möglich war, da entſchuldigte er ihn wirklich; wo aber das nicht angieng, da ſchrieb er alles auf Rechnung einer noch ungebändigten Jugendhitze des Grafen, die ſich noch zeitig genug legen werde, um gerade diejenige Temperatur zu erhalten, die zu des Kaiſers Vortheil dienlich ſey — oder eines übel verſtandenen Patriotiſmus, der noch nicht die rechte Richtung erhalten habe, den man aber leicht dahin leiten könne, wo er dem Kaiſer eben ſo nützlich werden würde, als er jezt ihm nachtheilig zu werden ſchien. So ſuchte der Graf von Henneberg von Zeit zu Zeit des Kaiſers Unwillen über Urachs Hitze zu beſänftigen, verſprach dann auch dem Kaiſer nebenher, ſeinem Freund nach und nach ſchon die rechte Stimmung zu geben, und er that auch ſein möglichſtes. Aber eine bald darauf folgende Begebenheit machte es ihm unmöglich, ſeinen Freund zu retten.

XXV.

Eines Tages waren die Kaiſer und die nach Goslar gekommene Fürſten, Grafen und Ritter verſammelt, um über Deutſchlands Angelegenheiten zu rathſchlagen — auch der Graf Urach war dabey. An dem hohen dampfenden Gebürge des Harzes ſahe man ein ſtarkes Gewitter heraufziehen, das ſich ſchon in der Entfernung durch fürchterliche Donnerſchläge und leuchtende Blitze als ſehr ſchrecklich ankündigte. Es kam immer näher und ließ ſich endlich über Goslar nieder. Blitz auf Blitz und Schlag auf Schlag machte einen furchtbar feyerlichen Auftritt in der Natur. Plötzlich fuhr ein Blitzſtrahl in den Saal, wo die Reichsverſammlung war, gerade vor dem Kaiſer nieder — ſchmelzte die Spitze des kaiſerlichen Schwerdes — tödete ſeinen Schildträger und zerriß die Riemen, an welchen das Schild getragen wurde. Das ganze Zimmer war voll Feuer und Dampf. Wer Gegenwart des Geiſtes gnug hatte, ſtürzte zur Thür hinaus, die übrigen der Anweſenden fielen theils von Schrecken, theils von Schwefeldampf erſtickt zur Erden nieder. Der Kaiſer war ohne Beſinnen, und ganz unfähig ſich ſelbſt zu helfen — man mußte ihn aus dem Zimmer bringen.

Nachdem die erſte Betäubung des Schreckens vorüber war, wurde das Feuer bald gelöſchet und nun wie gewöhnlich viel über dieſen ſchrecklichen Vorfall geſprochen. Der größte Theil der Höflinge, gewohnt, jede Gelegenheit zu ergreifen, um dem Kaiſer eine Schmeicheley zu ſagen, ergriff auch dieſe, und fand darinnen

nen Stoff zu einer neuen Niederträchtigkeit. Einer von ihnen ſagte: „die Abwendung der „augenſcheinlichen Gefahr, worinnen der „Kaiſer jezt geweſen, ſey ein klarer Beweis, „wie ganz vorzüglich die göttliche Vorſe„hung für den Kaiſer wache.„ Der Graf von Urach ſtand nahe gnug, um dieſes mit anzuhören.

„Das heißt nach Grundſätzen des Hofes gut erklären — ſagte er — aber doch iſt noch eine andere Erklärung möglich.„

Die ich hören möchte — antwortete jener.

„Gott warnt auch nach ſeiner Langmuth, durch ſolche Erinnerungen die Böſen vor der Strafe — zeigt blos durch dergleichen Auftritte, was er thun könne, wenn er nur wolle, und was er thun werde, wenn ſeine Ermahnungen nichts fruchten. Indeſſen geſtehe ich gern auch jener Erklärung das Lob zu, daß ſie ſehr ſinnreich ſey — ſie dünkt mich ſogar ſehr wahrſcheinlich; denn da der Kaiſer bey Zeiten dafür geſorgt hat, daß ſein Vater unter die Heiligen frühzeitig aufgenommen worden, ſo hat er von Gottes Strafgerichten ſo viel nicht zu befürchten, weil er an ſeinem Vater einen Fürſprecher bey Gott hat.„

Dieſe etwas ſtarke Rede Urachs fiel den Anweſenden mächtig auf. Der junge Herzog Friedrich von Oeſterreich, des Kaiſers Schweſter Sohn, nahm das Wort, — trat vor den Grafen Urach hin und ſtrafte ihn in den härteſten Ausdrücken, Lügen:

Daß Gottes Bliz dieſe Worte in dir erſticket hätte —! du bübiſcher Mann! weißt du auch, von wem und was du ſprichſt, du Lügenmaul? ——

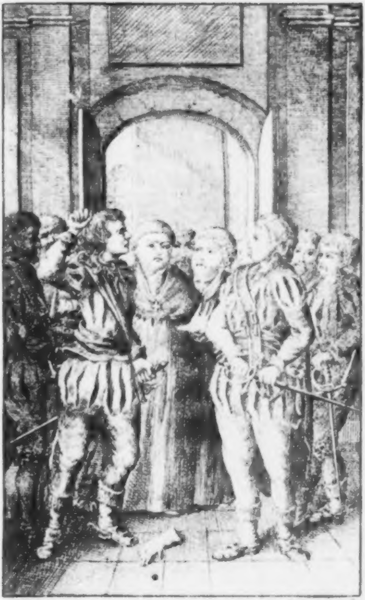
„Ich weiß, junger Herr! von wem und was ich ſpreche, und weiß auch, daß euch das nichts angeht — es ſey denn, daß auch ihr, Antheil an der Fürbitte des frommen Heinrichs zu nehmen, nöthig hättet.„

Hört ihrs — Edle Deutſchlands! wie dieſer ſchurkiſche Verräther Deutſchlands Kaiſer Hohn ſpricht? — Pu! ! des Majeſtätsſchänders!

„Und hört ihrs — Deutſchlands Edle! wie dieſer junge Laffe einen verſuchten Ritter behandelt? Jüngling! ich rathe dir, wenn dir zu rathen iſt, nimm nicht eine ſo verdorbene Sache, als die Sache des Kaiſers iſt, in Schuz. Es kann keine Majeſtät geſchändet werden, wo keine iſt — verſteht, ihrs junger Herr? —„

Ich

I 218



Daß Gott dich verdamme du Schandmaul!

Ich verſteh's — aber bey Gott und allen Heiligen ſchwör ich, daß du lügſt.

„Bey Gott und allen Heiligen ſchwör ich dagegen, und ſetze meine Ritterehre zum Pfande, und nehme alle verſammelten Fürſten, Ritter und edle Herren hier zu Zeugen — daß es Wahrheit ſey, was ich rede — hörſt du? — daß es Wahrheit ſey, was ich rede. Sie brennt euch ins Mark — iſt's nicht ſo? Wahrheit brennt wie feurige Blitze, drum könnt ihr nicht ruhig ſie anhören.„

Daß Gott dich verdamme — —! du Schandmaul! auch dich ſoll ſie brennen wie Belzebuls Feuer — du hölliſcher Lügner!!

Mit dieſen Worten hatte der junge Herzog die Verwegenheit nach dem Grafen Urach zu ſchlagen. Dieſe Beſchimpfung konnte Urach nicht erſt abwarten — er warf ſeinen Handſchuh in den Saal — der Herzog heb ihn auf — Urach zog — der Herzog auch, und in weniger als einer Minute lag der Prinz tod zur Erden. Dieſes war das Signal zum ſchrecklichſten Tumult. Der ganze Auftritt war im kaiſerlichen Pallaſt vorgefallen — die ganze Reichstags-Verſammlung war gegenwärtig. Jezt zog jeder ſein Schwerd — hundert

Schwerder blizten in der Luft herum. Es war ein entſetzlicher Aufſtand. Urach hatte Freunde, die ihn dem Gedränge entreiſſen, und aus dem Pallaſt hinaus bringen wollten, denn ſein Leben war in Gefahr; aber plötzlich — trat der Kaiſer ſelbſt mit einer Wache herein, und Urach wurde auf ſeinen Befehl entwafnet und mit allen ſeinen Leuten in und außer der Stadt gefangen genommen.

XXVI.

Das Betragen dieſer beyden deutſchen Männer von edelm Stamm, des Herzogs von Oeſterreich und des Grafen von Urach war ſo wenig nach dem feinern Geſchmack der heutigen Welt, daß es nothwendig manchem Leſer ſehr auffallend ſeyn wird, hier zwey Große Deutſchlands alſo handeln zu ſehen und reden zu hören. Deswegen muß ich erinnern, daß man ganz vergeſſen muß, in welchem Jahrhundert wir jezt leben, und daß man, um dieſes Betragen richtig zu beurtheilen, ſich in jene Zeiten muß verſetzen können. Damals wurden die Streitigkeiten nicht mit der Politeſſe und Höflichkeit abgethan, die heutzutage unter Leuten von Stande herrſchet; ſondern der Geiſt des Zeitalters und der Nation, die ganz kriegeriſch war, dachte und handelte, brachte dieſen Ungeſtüm mit ſich.

Daß der Graf von Urach ſein Schwerd gezogen, daß er ſeinen Gegner getödtet hatte, das alles hätte man ihm nicht zur Laſt legen können. Er war ſchrecklich beleidiget worden, und ſeine ritterliche Ehre mußte wieder von denen ihr dadurch zugezogenen Flecken gereiniget werden. Nur durch Blut konnte dieſes nach damaliger Sitte geſchehen — ja! es war ſogar Geſetz und Pflicht für ihn, als Ritter, dieſen Schimpf durch Blut zu rächen.

Man nenne dieſe Geſetze und Denkart nicht rauh und barbariſch; iſt doch dieſe Barbarey noch mitten in Deutſchland im achtzehenden Jahrhundert bey einem ſehr anſehnlichen Theil der bürgerlichen Geſellſchaft noch Geſetz und Pflicht! Denn welcher, auf die Art wie Urach beleidigte Offizier dürfte wohl je wieder unter andern Offizieren erſcheinen, wenn er nicht vorher auf eben ſo barbariſche Art durch Ausfoderung und Zweykampf gezeiget hätte, es ſey ihm eine große Kleinigkeit ein Menſchenmörder zu werden. Es iſt Barbarey — jeder Vernünftige, der den hohen Werth eines Menſchenlebens zu ſchätzen weiß, nennt es ſo — aber wenn dieſe Barbarey heute noch einer gewiſſen

Klaſſe von Menſchen zur Pflicht gemacht wird, darf man ſich wohl wundern, daß Urach ſein Schwerd zog? Eher hätte man ſich wundern müſſen, wenn er es nicht gezogen hätte. Doch dieſes alles wurde und konnte ihm nicht übel aufgenommen werden. Allenfalls hätte man denken ſollen, daß der Gedanke, den Burgfrieden zu brechen, ſeine auffahrende Hitze gedämpft hätte. Da er aber nicht der angreifende Theil war, ſo traf ihn auch dieſe Beſchuldigung nicht.

Daß damit nicht auszukommen ſeyn würde, fühlten der Kaiſer und Urachs Feinde wohl. Sie gaben alſo auch unter den Urſachen, warum Urach in gefänglicher Haft gehalten werde, weder den Zweykampf, noch den Tod des Herzogs von Oeſterreich, noch den gebrochenen Burgfrieden an; ſondern ſie beſchuldigten ihn des Verbrechens der beleidigten Majeſtät, und gründeten dieſe Beſchuldigung auf ſeine, ſelbſt im Pallaſt des Kaiſers ausgeſtoßenen Schmachreden gegen den Kaiſer.

Ganz grundlos waren freylich dieſe Beſchuldigungen nicht, und daher wurde es den Prinzen des Hauſes Oeſterreich um ſo leichter, ihre Rache an Urach zu befriedigen. Es fehlte nicht an Zeugen, die alle beſchworen, daß der Graf von Urach jede Gelegenheit ergriffen habe, des Kaiſers Majeſtät zu verläſtern, und auch andern eben ſo verächtliche Begriffe von dem Kaiſer beyzubringen, als er ſelbſt von ihm hatte — daß er mehr als einmal den Kaiſer als einen unrechtmäßigen Beſitzer des deutſchen Kaiſerthrons vorgeſtellet — ja! ihn als einen Räuber und Vatermörder geſchildert habe, der durch tauſendfache Liſt und Trug ſeinem Vater die Krone entzogen, und ihn vor der Zeit in die Grube gebracht habe. —

Wahrheit mochte das wohl alles ſeyn, was der Graf Urach geſagt hatte; aber es giebt gewiſſe Wahrheiten, die unter gewiſſen Umſtänden die bitterſten Schmähungen werden, wenigſtens dafür angeſehen werden. Urachs Wahrheiten waren von der Art. Sie zogen ihn in einen ſchlimmern Handel, als wenn er die gröbſten Lügen geſagt hätte. — Des Grafen Sache ſtand um deſto ſchlimmer, da der Kaiſer, dem dieſe Gelegenheit, ſeine Rache an dem Grafen zu kühlen, eben recht war, lauter ſolche Richter zu Unterſuchung des Vorfalls ernennt hatte, von denen er voraus wußte, daß ſie mit der äußerſten Strenge gegen den Grafen verfahren würden. — Conrad, Biſchof von Paſſau, des getödteten Herzogs

Friedrichs älterer Bruder, war an der Spitze derſelben.

XXVII.

Der Graf von Urach hatte nun im Gefängniß Zeit, ſeinen Zuſtand, ſeine Quellen und ſeine Folgen zu unterſuchen und ernſtlich darüber nachzudenken. Der Gedanke — ein Gefangener zu ſeyn, und was für ihn noch mehr ſagen wollte — Gefangener desjenigen zu ſeyn, den er von ganzer Seele haßte und verabſcheute, der Gedanke — nun gänzlich in ſeiner Gewalt zu ſeyn, und Glück und Unglück, Leben und Tod (denn daß es darauf angeſehen ſey, war ihm ſelbſt ſehr wahrſcheinlich — auch hatte es der Offizier von der Wache mehr als zu deutlich gegen ihn geäußert,) von dem zu erwarten, den er nie für ſeinen rechtmäßigen Herrn erkannt hatte — der Gedanke drückte ihn hart. Härter aber noch der Gedanke an ſeine Erwine. Man hatte ihm nicht verſchwiegen, daß wahrſcheinlich der Kaiſer, zu mehrerer Gewißheit, daß ſeine Familie keine Unruhen anfangen werde, ſich ſeiner Gemahlin verſichern werde.

Ha! — rief er, und ſchlug ſich vor den Kopf — das iſt die äußerſte Spitze meiner Leiden! wußte die Otterbrut denn, daß in dieſem Punkte Urach aufhört Mann und Ritter zu ſeyn — wußte ſie meine ſchwache Seite ſo zu treffen? — Aber nein! — ihr ſollt ſie nicht getroffen haben. Feige Memmen! was that euch ein wehrloſes Weib? Hieher kommt — gebt mir Waffen — laßt mich kämpfen, ein Kampfgericht — ſo hart, ſo ſchwer ihr wollt, und ich will euch zeigen, was Wahrheit und Recht vermag! — auf Kolbenſchlag — auf Schwerdſtreich — wie ihr wollt! das wäre Ritterſitte! Kämpfen laßt mich für die Entſcheidung des Rechts und der Unſchuld — der Wahrheit und der deutſchen Freyheit, und ich will euch aus meines Gegners ſtählerner Rüſtung die Funken ſtäuben, daß ihr in finſterer Mitternacht eure Schurkengeſichter erkennen ſollt — daß euch ſein Hirn und ſeines Schädels Splitter ins Angeſicht fliegen — daß alle ſeine Todeszuckungen durch jede euerer Nerven beben ſollen — das wäre Ritterbrauch! — Aber wer wird mir ſtehen zum Kampf? Keiner. — Feile Seelen ſind ſie alleſammt! Sie werden mit weiſer Miene und argliſtigem Herzen ein Gericht richten, als gält' es eine Handvoll Erde — als gält' es einen Fußbreit Land — und was wird's ſeyn? Sie werden mich mit frommer

Miene nach Pfaffenart, mit aller Gerechtigkeitspflege nach kalter Richter Weiſe richten — und verdammen. Nun es ſey! Gott, der da recht richtet, wird auch euch richten — und verdammen. Ich ſprach Wahrheit, und ihr — ſtraft mich Lügen; was wollt ihr antworten, wenn Gott Fluch über euch ſpricht? Nein! ich verdamme mich nicht, ich kann mich nicht verdammen! Mein Herz — es ſchlägt warm für deutſches Vaterland — ſpricht's recht, was ich that.. Ihr nennt's Majeſtätsſchändung und Verbrechen? o! ich muß lachen über euere Majeſtät — mit Liſt geraubt — mit Vatermord erkauft! Betet doch lieber den Teufel an, auch er brüſtet ſich mit einer Majeſtät, ſchändlicher noch, als die eurige. Ha! wär ich gefangen im Treffen, hätte mich Hitze des Streits zu weit in die Feinde geführt, wollt' ich drum mich nicht grämen. Aber gefangen von euch — gefangen wie ein Miſſethäter, der auf ſein Urtheil wartet — Urach! Urach! das hätteſt du dir nicht bieten laſſen ſollen! —— Immerhin! dem Redlichen iſt angethanes Unrecht nicht Schimpf; euch ſchändet es, die ihr mich richten wollt. Werft mich in Ketten, Urach bleibt doch Urach. So lange dieſes Herz noch ſchlägt, werdet ihr ihm keine andere Geſinnung geben können — und das Herz macht den Mann.

Richtet und urtheilt, ich kann viel tragen; auch Laſten, die mir andere ohne Beruf auflegen, vermag ich zu tragen — wenn ich will. Nie werde ich bitten — nie um eure Gnade heucheln, und wenn ich — zertreten werden ſollte. Nur Schonung für Erwinen, das iſt meine Bitte. Auf mich mag dann Kaiſerhaß, Prieſterliſt und Pfaffenverfolgung immer herein ſtürmen. Ich bin Mann — und Mann genug, um einem Heere von Verfolgung entgegen gehen zu können. Sie aber iſt — ein Weib, und Gott — o! Gott! wie wird ſie den Schlag, der ſie trift, aushalten können! o! ich fürchte, ihr empfindſames Herz wird unter ihm ſinken — ihr Geiſt wird matt werden und ihr Körper brechen! Rache dann — ewige Rache euch, die ihr die Blume brachet vor der Zeit ihres Verblühens — Urach ſchwört und Urach hält den Schwur — Rache euch — ewige Rache!!

So der Graf von Urach. —

Aber warum denn — wird mancher Leſer denken — warum noch kein Wort von dem Grafen von Henneberg? Konnte denn der Liebling des Kaiſers nichts zum Beſten ſeines unvorſichtigen Freundes bey ſeinem Herrn thun? oder war mit der jungen Gräfin von Urach auch die warme Freundſchaft des Hofmanns für den Grafen von Urach entwichen? oder in Hofpolitic umgewandelt? oder war er vielleicht gar unter Urachs Anklägern?

Nicht doch! — lieber Leſer! Der Graf von Henneberg that gewiſſermaßen nichts für den Grafen Urach — gewiſſermaßen aber auch ſehr viel, je nachdem du es zu nehmen beliebſt. Er that nichts für ihn in ſo fern, daß er ihn öffentlich ganz ſeinem Schickſal zu überlaſſen ſchien — nicht einmal eine Bedauerung entfuhr ihm. Aber er that viel für ihn im Verborgenen —— doch laßt uns die Sache nehmen wie ſie lag.

Daß Hennebergs öffentlicher und unmittelbarer Beyſtand Urachs ſchlimme Sache nicht nur nicht verbeſſert, wohl aber noch mehr verſchlimmert haben würde, ſah ein Mann, wie der Graf von Henneberg, der ſo lange mit Geſchäften des Hofes umgegangen war, leicht ein. Urachs gehäſſige Geſinnungen gegen den Kaiſer waren ſo klar — ſein Betragen und ſeine Reden waren ſo unvorſichtig geweſen, daß auch ſein wärmſter Freund nicht im Stande geweſen

weſen ſeyn würde, ihn zu entſchuldigen. Auch Henneberg konnte es nicht, und hätte er es verſuchen wollen, ſo hätte er leicht ſich ſelbſt die Gunſt des Kaiſers rauben, und alſo noch viel weniger den Plan ausführen können, den er hernach zu Urachs Beſten dennoch ausführte. Da alles gegen den Grafen Urach ſchrie, da war warlich der Zeitpunkt nicht, dem Zetergeſchrey eines ganzen Haufens eine einzige Stimme entgegen zu ſetzen. Er ſchwieg alſo — und daran that er recht; es war ſchon Verdienſt gnug, daß er nicht mit ſchrie.

Urachs öffentlicher Tadel hatte in des Kaiſers Seele eine Saite gerührt, die einen höchſt widrigen Mißklang gab. Heinrichs Gewiſſen, das nur in einem unruhigen Schlummer lag, ſchlief nicht ſo feſt, daß es nicht zuweilen aufgewacht wäre, und dann fuhr ſelbſt dieſem mehrjährigen entſchloſſenen Heuchler der Gedanke wie ein Blitzſtral durch die Seele, daß er an ſeinem Vater wie ein Baſtard und nicht wie ein Sohn gehandelt habe. Es gab in ſeinem Leben gewiſſe einſame Stunden, in welchen Melancholie, wie trüber ſtinkender November-Nebel, ſchwer auf ſeiner Seele lag, der durch keinen Fürſtenglanz zerſtreuet werden konnte. Seine Krone dünkte ihm eine Felſenlaſt,

laſt, denn ſie war — ſagte ſein innerer Richter — durch ſchwarze Laſter erkauft. Ihr Schimmer war ſeinen Augen widrig, wie Gewitterblitze. Das Bild ſeines durch Gram und Kummer abgezehrten Vaters verfolgte ihn allenthalben, und ſelbſt durch die rauſchenden Freuden des Hofs hörte er die Stimme: —
„Sohn! Sohn! mir ſchwindet Himmel „und Erde — — ich kann nicht mehr — „laß ab! laß ab! dein Urtheil, Heinrich! „wenn Gott dich nach den vergeblich geweinten Vaterthränen richtet — dein Urtheil muß das Urtheil der Verdammten „ſeyn — laß mich nicht dein Ankläger „vor Gott werden — muß ich's werden, „dann muß ich dir fluchen — und ich „bin's geworden! Jeſus! Maria! ich bin's „geworden — mußte es werden!„

Man durfte nur in ſeiner Gegenwart den Namen ſeines Vaters nennen, ſo ſtand die ganze Reihe ſeiner an ihm verübten Schandthaten mit Flammenſchrift geſchrieben vor ſeinen Augen. Er fuhr zuſammen, und zitterte, wie die Teufel zittern, wenn ſie — Gott denken. Jezt hatte man ihm des Grafen Urachs bittern Ausdruck in ſeiner völligen Stärke vorgetragen, auch hatte ſich vielleicht ein höfiſcher ſiſcher Schwätzer die undankbare Mühe gegeben, ihn noch etwas zu verſtärken, um den Grafen deſto ſchwärzer mahlen zu können; es war alſo gar kein Wunder, wenn ſeine ganze Seele von Wuth und Rache gegen den Grafen glühete. Ihn gegen den Kaiſer vertheidigen wollen, wäre Oel ins Feuer gegoſſen geweſen. Der Graf von Henneberg war ein zu groſſer Kenner der Menſchen und ein zu warmer Freund Urachs, als daß er dieſes hätte thun können — er ſchwieg alſo, und daran that er recht.

XXVIII.

Erwine hatte indeſſen ſeit ihrer Abreiſe von Goslar ganz nach ihrem Sinne in Walkenried gelebt, und ſo viel die Entfernung von ihrem Gemahl und Kindern ihr Glückſeligkeit übrig ließ, in der That glücklich gnug gelebt. Zu wenig für das prächtige Geräuſch des Hoflebens geſchaffen, fand ſie dort diejenige ländliche Ruhe, für die ihr Herz ſo ſehr geſtimmt war. Hätte ſie ihren Urach oder ihre Kinder bey ſich gehabt, ſo würde ſie ſich für ganz glücklich gehalten haben, denn dieſes einzige ausgenommen, daß ihr zwey ſo theure Gegenſtände fehlten, dünkte ſie in Urach oder in Steinheim zu ſeyn. Ihre Tante, die Gräfin von Mettenberg, war eine vernünftige fromme Dame, die ſich alle Mühe gab, Erwinen ihren Aufenthalt ſo angenehm als möglich zu machen, und in der That hatte auch ihre Geſellſchaft für Erwinen tauſend Reize. Sie konnte ſich hier ganz ihrem Lieblingsgefühl überlaſſen —— der Liebe zur Einſamkeit. Oft verlor ſie ſich daher an einem heitern ſchönen Abend von ihrer Tante, und gieng einſam, wohin ſie ihr Hang zu ſüßer Schwermuth führte — in das heilige Dunkel des Tannenwaldes, wo die untergehende Sonne nur hie und da durch einzelne Oefnungen einen Lichtſtral hinwerfen konnte — wo traurige Todenſtille herrſchte, nur durch das Piepen eines kleinen Goldhähnchens, oder durch das Hämmern eines Spechts, oder das heiſere Gekreiſche eines Hähers, oder Aufſpringen eines furchtſamen Rehes unterbrochen — dort warf ſie ſich auf einen bemoosten Hügel hin.

Die tode Einſamkeit rief ihre Melancholie zurück. Schnell ſtanden dann die Bilder ihres abweſenden Gemahls und ihrer Kinder da. Ihre feurige Einbildungskraft, jezt durch die melancholiſche Stille zu lauter Bildern von der traurigſten Art geneigt, mahlte dieſe mit ſo ſchroffen Schattirungen aus, daß ſie, ſtatt angenehme Erholung aus dem Andenken an ihre abweſenden Lieben zu ſchöpfen, nur noch kummervolmervoller zurückkam, als ſie hingieng. Bald rechnete ſie die Tage aus, die ſie noch hier wärde durchleben müſſen, ehe ſie Hoffnung hätte, ſie wieder zu ſehen; bald dachte ſie ſich ihre Kinder krank oder ihren Gemahl in dieſer und jener Gefahr —

> Ach! — rief ſie dann — er kommt nicht — kann nicht kommen — liegt ſchon unter Helm und Rüſtung begraben! — Sie haben ihn gemordet den deutſchen Mann, deſſen bittere Wahrheiten ihre ſchwachen Magen nicht dauen konnten! Der Sturmwind heult's durch die Tannen, wie Todengeſang und Leichenton. Ach, Berthold! Berthold! das arme Ritterweib weint troſtlos fern von deiner Leiche! Biſt du gefallen, wie ein Held? ſtarbſt du den Rittertod? oder hat Hofluſt wie Peſt dein Mark verzehrt? O! die Höflinge! die Höflinge! es iſt eine eigene Art von Inſecten-Geſchlecht. Sie ſtechen heimlich —— und wehe dem Mann, den ihr Stich trift — er iſt tödlich wie Scorpionen- und Tarantelſtich. Doch nein! du biſt nicht tod! dein Geiſt hätte ſonſt ſchon ſeine Erwine beſucht, und im Liſpeln des Abendwindes ihr noch Liebe zugewehet. Lebſt du, Berthold? lebſt du noch! o! ſo komm in die Arme deiner Erwine! komm

bald —— komm heute noch — bey mir ſollſt du vor den giftigen Molchen und Schlangen, die jezt vielleicht um dich her ziſchen, ſicher ruhen. Werde Zephir, heulender Sturm! und weh's dem theuren Grafen zu, wie ſehnlich ſeine Erwine nach ihm ſchmachtet. Ach! ſchon ſinkt die Sonne hinterm Walde zur Ruhe, und bald tritt düſtere Nacht ein, und mit ihr — ſinkt jeder, auch der kleinſte Stral meiner Hoffnungen hin. Ich kann dich nicht verweilen machen, lieblicher Stral! — ſo kann ich auch keine Freude in dieſes troſtloſe Herz bringen. Oede! — öde iſt's um mich her! öder aber noch und freudenleerer in dieſem Herzen!

So wankte das zärtliche Weib zwiſchen Furcht und Hoffnung von einem Tage zum andern hin und her — quälte ſich mit den ſchmerzlichſten Ahndungen — tröſtete ſich dann wieder mit täuſchenden Hoffnungen, hatte aber doch, im Ganzen genommen, mehr ruhige als unruhige Stunden. Auf einmal aber brach das ganze fürchterliche Gewitter, wie vom Sturmwind über ſie hergejagt, mit heulendem Donner auf ſie los. —

Es war noch frühe — der Morgen dämmerte am öſtlichen Horizonte ſo eben herauf, es war weder Nacht noch Tag — ein dunkelgraues Gewölke lag noch auf den Gebürgen, deren Spitzen noch nicht vom erſten Stral der Morgenſonne vergoldet waren, als plötzlich ein lärmender Tumult Erwinens unruhige Träume ſtörte und ſie weckte. Noch war ſie ungewiß, was ſie von dem Lermen im Schloſſe denken ſollte, als eine ihrer Kammerfrauen in ihr Schlafzimmer hereinſtürzte, und ihr entgegen ſchrie:

„Retten ſie ſich — Gräfin! retten ſie ſich! Gott! Jeſus! Maria! wir ſind verloren.„

Wer iſt verloren? — fragte Erwine — was ſoll ich retten? von was ſprichſt du?

„Gott ſteh uns bey! hören ſie denn den Tumult nicht?„

Ich hör' ihn — aber was ſoll der Tumult im Schloßhof? wem gilt er?

„Uns gilt er — dem Grafen gilt er. Soldaten — kaiſerliche Reuter haben das ganze Schloß umringt.„

Man kann leicht denken, welchen Eindruck dieſe Nachricht auf Erwinen machte. Was war natürlicher, als daß auf einmal das ganze gefürchtete Heer ihrer ſchwarzen Ahndungen vor ihr ſtand — und in ihrer ganzen ſchrecklichen Erfüllung vor ihr ſtand?

Berthold! ach Berthold — ! mein Berthold! — —

Mehr konnte ſie nicht ſprechen — ſie ſank ohnmächtig nieder. Während daß ihre Kammerfrauen noch damit beſchäftiget waren, ſie wieder zu ſich ſelbſt zu bringen, trat ſchon die Gräfin von Klettenberg, von dem ganzen Auftritt in Goslar unterrichtet, mit einem Blick voll Verzweiflung herein. Der Zuſtand, in dem ſie Erwinen fand, war ſo traurig, daß ſie ihren eigenen Schmerz darüber vergaß.

Erwine war noch ohne Beſinnen und kam nur langſam wieder zu ſich ſelbſt. Dieſes erleichterte der Gräfin von Klettenberg die traurige Pflicht, ihr die fürchterliche Nachricht von ihrem Gemahl zu hinterbringen. So bald Erwine die Augen aufſchlug und ihre Tante ſah, rief ſie ihr gleich entgegen —

[illegible]y Gott dem Barmherzigen bitte ich ſie, was iſt mit meinem Urach vorgegangen? — iſt er tod? — wie iſt er geſtorben? — wo iſt er geſtorben? — ach! um Gotteswillen ſagen ſie, kann — darf ich ihn nicht ſehen? ach! Urach! Urach!

Nicht doch, liebe Nichte! — dein Urach lebt, und iſt, ſo viel ich weiß, geſund — aber ſammle dich und deine Lebensgeiſter, und ſuche dich dem Willen der Vorſehung demüthig zu unterwerfen. Gott iſt ein guter Vater, er wird ſeinen ſchwachen Kindern nicht mehr auflegen, als ihre Kräfte tragen können.

„Ich bin gefaßt — habe längſt mein Wohl und Weh in Gottes Vaterhände übergeben — er wird Gedult mit meiner Schwachheit haben — nur ſtillen ſie meine Ungedult — wo iſt Berthold?„

Dein Mann hat einen Zweykampf mit dem Herzog Friedrich von Oeſterreich gehabt und denſelben getödet — der Kaiſer hat ihn deswegen gefangen nehmen laſſen.

„Ein harter Schlag, liebe Tante! bey Gott! ein harter Schlag, doch — Urach focht nie anders, als für Wahrheit und Gerechtigkeit und die ſchützt Gott, er wird auch ihren Vertheidiger gegen ungerechte Richter ſchützen; aber was wollen dieſe Leute? was wollen ſie bey uns?„

Der Kaiſer iſt ungerecht — liebe Nichte! es ſey Rache oder Furchtſamkeit, gnug er will, du ſollſt deines Urachs Schickſal mit ihm theilen. Dieſe Leute ſind beordert, dich von hier zu führen. —

„Von hier führen? um ſein Schickſal mit meinem Urach zu theilen? ſagten ſie nicht ſo?„

Ich ſagte ſo —

„O! das iſt Gnade des Kaiſers — nicht Ungerechtigkeit — höchſte Gnade iſt es! Eilen ſie, beſte Tante, laſſen ſie den Offizier zu mir kommen, und unterdeſſen etwas von meinen Sachen packen — eilen ſie, damit ich zu meinem Berthold komme. Armer Urach! du ſeufzeſt im Gefängniſſe, aber deine Erwine wird dir Troſt zuſprechen — wird jeden Seufzer auffangen, und ihn in lieblichen Liedchen umwandeln — eilen ſie, beſte Tante! jede verſäumte Minute mehrt die Zentner⸗Schwere meiner Laſt — ich brenne vor Ungedult, ehe ich meinen Urach ſehe.„

Die Gräſin von Klettenberg ſchwieg und — weinte.

„Wie? ſagte Erwine — ſie weinen? Gott ſey mir gnädig und alle Heiligen! Sie haben mich hintergangen — haben mir die Größe meines Unglücks verſchwiegen. Ach! er iſt tod — er iſt gewiß tod! Berthold! Berthold! wo ſchwebt dein verklärter Geiſt?„

Er iſt nicht tod — liebe Nichte! — er lebt. Glaube meinen Worten.

„So iſt er vielleicht gefährlich verwundet?„

Auch das nicht — aber mein Kind, ich fürchte — —

„Um Gottes und aller Heiligen willen! was fürchten ſie?„

Daß man dich nicht zu ihm führen wird.

„Nicht zu ihm führen — ſchrie Erwine mit ſtarrem Blick — nicht zu ihm führen? nicht zu meinem Urach? — Großer Gott! wohin denn? — ach! um Gotteswillen laſſen ſie mich mein ganzes Unglück wiſſen! es ſey, was es ſey, ſo übertrifft's nicht die Qual, die ich jezt leide, da ich nicht weiß, was man mit mir anfangen will. Tante — liebe Tante! ich beſchwöre ſie, laſſen ſie mich wiſſen, wohin man mich ſchleppen will. — Unglückliches Weib! es iſt um dich geſchehen — es iſt um deinen Berthold geſchehen. — Ach die Otterbrut von Hößingen! was hatte ich ihnen gethan, daß ſie ihr Gift auf mich ſpeye..? — doch es ſey — ich will dulten und will hoffen — kann ich nicht mehr — nun wohl! dann — dann magſt du brechen, liebes Herz! — Aber, liebe Tante! laſſen ſie mich wenigſtens den Offizier ſprechen — wo iſt er?„

Die Gräfin von Klettenberg gieng und führte den Offizier herein, der die kaiſerlichen Soldaten commandirte. Es war ein guter Bekannter Urachs. Erwine erkannte ihn auch ſogleich beym Eintritt:

„Ach, Herr von Baversdorf! rief ſie — ſie ſind es? konnten ſie denn ſich zu einem ſolchen Geſchäfte mißbrauchen laſſen? Aber vielleicht ſchmerzt der Schlag von der Hand des Freundes weniger. Dürfen ſie mir ihre Befehle ſagen?„

O! ja! theuerſte Gräfin! antwortete der Herr von Baversdorf mit der tiefſten Hochachtung — ſie ſind nicht hart; ich hoffe, ſie werden ſie ſelbſt ſo finden. Der Kaiſer will zwar, daß ſie, ſo lange die Unterſuchung der Sache des Grafen von Urach dauert, zu Quedlinburg unter der Aufſicht ſeiner Tante der Abtiſſin bleiben ſollen, ich habe aber auch zugleich Befehl, übrigens alles ſo zu veranſtalten, wie ſie ſelbſt es zu ihrer Bequemlichkeit gut finden.

„Zu meiner Bequemlichkeit? — Gott im Himmel! zu meiner Bequemlichkeit? Bequemlichkeit für mich in Quedlinburg? wie kann ich Bequemlichkeit haben, ohne den Grafen Urach? Geben ſie mir ein

Strohlager bey Waſſer und Bred, nur führen ſie mich ins Gefängniß meines Grafen, ſo habe ich Bequemlichkeit gnug, und entſage allen übrigen, was man Bequemlichkeit nennet.„

Erlauben ſie — theuerſte Gräfin! ihnen zu ſagen, daß ich hier weder Befehle geben noch ändern, ſondern blos gegebene Befehle ausführen darf. Sie denken zu billig, als daß ſie dieſes nicht ſelbſt einſehen ſollten. Kann ich aber auf irgend eine andere Art etwas zu Minderung ihres Schmerzes beytragen, ſo rechnen ſie auf meinen Beyſtand. Jezt, theuerſte Gräfin, bitte ich ſie als Freund, faſſen ſie ſich. Die Sache des Grafen ſteht vielleicht nicht ſo ſchlimm, als ſie fürchten. Der Graf Urach iſt nicht ohn. Freunde, wir dürfen alſo hoffen, daß ſie eine gute Wendung bekommen werde.

Erwine wußte bis jezt die eigentliche Anklage gegen ihren Grafen nicht, denn der Herr von Bayersdorf hatte es weislich mit der Gräfin von Kleitenberg verabredet, ihr dieſelbige zu verheimlichen. Der Schlag würde für ein ſo weiches Geſchöpf, als ſie war, auf einmal viel zu hart geweſen ſeyn, und wahrſcheinlich würde ſie ihm untergelegen haben, wenn ſie jezt erfahren hätte, daß Urach auf Leib und Leben ſäße. Sie glaubte vielmehr, daß blos der vorgefallene Zweykampf die Urſache ſeiner Haft ſey, und überzeugt, daß Urach nur fürs Recht ſein Schwerd ziehe, fand ſie in dem, was ihr der Herr von Baversdorf ſagte, ſo viel Beruhigendes, daß ſie mit mehrerer Gelaſſenheit, als man ſich von ihr hätte verſprechen können, Anſtalten zu ihrer unglücklichen Reiſe machte.

Aber was hatte — möchte man fragen, und mit Rechte fragen — was hatte Erwine, das ſchuldloſe Weib, mit ihres Gemahls angeſchuldigtem Majeſtäts-Verbrechen zu thun? war es nicht hart, daß ſie leiden ſollte, wo ſie nicht geſündiget hatte? — Hart war es allerdings und nicht der ſtrengſten Gerechtigkeit angemeſſen; aber wer darf da auch Gerechtigkeit und Billigkeit erwarten, wo Rachſucht und perſönlicher Haß das Urtheil ſprechen! Das ganze Verfahren war völlig dem rachſüchtigen und mißtrauiſchen Charakter des Kaiſers angemeſſen. Dadurch daß er ſich der Gräfin von Urach verſicherte, kühlte der Kaiſer eines theils ſeine Rache, denn er wußte, wie ſehr dieſer Schlag den Grafen ſowohl als die ganze Familie ſchmerzen würde; andern theils aber hatte er Grund genug zu glauben, daß die Gefangennehmung und die Verurtheilung des Grafen von Urach ſehr großes Aufſehen machen würde. Es war ſogar zu befürchten, daß die mächtigen Familien der Steinheime und Urache in Schwaben Unterſtützung genug finden würden, um Unruhen anfangen zu können. Dieſen Unruhen, die ſich etwa aufſpinnen könnten, vorzubeugen, brauchte er Erwinen als Geiſel. Und ſo war er ſicher genug, daß er ſeinen blutdürſtigen Plan würde ausführen können. — Wer hier nicht Heinrichen den heimtückiſchen Schleicher — den von ſeinem böſen Gewiſſen gebrandmarkten — hin und her geworfenen Frevler erkennen kann, muß nie ſeine Geſchichte oder die Geſchichte eines Menſchen von ſeinem Gelichter jemals ſtudiert haben.

XXIX.

Zu Quedlinburg wurde Erwine von der Prinzeſſin Bertha, die Abtiſſin daſelbſt war, ſehr freundſchaftlich aufgenommen.

Haben ſie — liebe Gräfin! ſagte die Abtiſſin — haben ſie immer Zutrauen zu mir. An ihrem traurigen Schickſale nehm ich den herzlichſten Antheil. Ich möchte nicht, daß mich eine Perſon, die ich zur lieben Freundin zu haben wünſchte, als eine mürriſche, rauhe Gefangenwärterin anſähe. — Nein. Kann ich zu Linderung ihres Schmerzes etwas beytragen, ſo ſagen ſie, wie und auf welche Art, und ich bin bereit alle ihre Wünſche zu erfüllen. Nur ſehen ſie leicht ein, meine Liebe! daß ſie ſich keine Wünſche erlauben dürfen, die mit dem kaiſerlichen Intereſſe ſtreiten. Der erſte Schritt, liebe Gräfin, zu Verminderung ihrer Laſt, wäre wohl der, wenn ſie ſich eine Freundin wählten, die ihren Kummer mit ihnen theilte. Es iſt verdächtige Freundſchaft, die ſich uns anbietet, aber ich thue es doch, ich biete mich ihnen zur Freundin an mit dem Verſprechen, daß ich jenen Verdacht durch mein Betragen ſchon aufzuheben wiſſen werde.

Bey allen dieſen ſchönen Reden und Erbietungen blieb doch Erwine bis jezt noch zu ſehr mit ſich ſelbſt, mit ihrem Gemahl und Kindern beſchäftiget. Ihr Geiſt ſchweifte weit in den Regionen der Möglichkeiten umher, ſuchte Hoffnungen auf und fand oft nur ſchwache Vermuthungen — kam meiſt traurig und freudenlos zurück und machte die Gräfin gegen alles außer ihr kalt und fühllos.

Sie erwiederte der Abtiſſin freundſchaftliche Bewillkommung mit einem Compliment, ſo gut es ſich in ihrer Lage geben ließ, und ſank wieder in ihren ſtillen Trübſinn zurück, der ihr eine Art von Ruhe und Erleichterung zu geben ſchien, in der That aber ſie ſehr angriff.

Auf der ganzen Reiſe hatte ſich ihr der Herr von Bayersdorf ſehr wenig genähert. Er hatte ſie mehr ihren eigenen Gedanken überlaſſen, als durch unzeitig angebrachte Unterhaltung ihren Unwillen erregen wollen. — Billig ſollte man auch jeden Leidenden, vornemlich bey Leiden der Seele, in den erſten Anfällen ſeiner Leiden nicht mit tröſtendem Geſchwätz überhäufen — es iſt in den meiſten Fällen in den Wind geſprochen, denn die Seele iſt da keines Troſtes empfänglich — und oft macht es den Leidenden nur noch mißmüthiger, dem, in ſeinen ſüßen Gram verſenkt, jede Störung — jedes Wort, das ihn heraus reißen will, zur Laſt wird.

Auch hatte der Herr von Bayersdorf eben nicht viel Troſt für ſeine ſchöne Gefangene. Was er hatte, hatte er ihr ſchon mitgetheilt, und das war doch nur mehr blendender, als wirklicher Troſt, er beruhete auf gar zu viel vorauszuſehenden Möglichkeiten, die nicht einmal alle bis zum Grad der Wahrſcheinlichkeit erhoben werden konnten. Und dann ſo glaubte er, daß Erwine doch immer gegen ihn, dem ſie als Gefangene untergeben war, ein gewiſſes Vorurtheil haben würde, das ſeinen Tröſtungen die wenige Kraft vollends nahm, die ſie hatten. Dieſes Vorurtheil wünſchte er aber doch in ihr zu zerſtören, denn er war wirklich Urachs und Hennebergs wahrer Freund.

Da ſie in Quedlinburg angekommen waren, und er ſeine Gefangene der Prinzeſſin Bertha übergeben und beſtens empfohlen hatte, kam er um von der Gräfin Abſchied zu nehmen.

Erlauben ſie — theuerſte Gräfin! ſagte er — daß ich mich bey ihnen beurlauben darf. Zuvor aber muß ich ihnen noch mit einer Entſchuldigung meiner ſelbſt läſtig werden. Ohne Zweifel habe ich in ihren Augen viel von dem Werthe verloren, den ich vorher als Freund ihres Gemahls gehabt zu haben, mir ſchmeichle. Daß ich mich zu dieſem traurigen Geſchäfte brauchen ließ, ſcheint nicht ganz mit dieſer Freundſchaft zu beſtehen. Mein ganzes Verfahren hat ihnen vielleicht räthſelhaft geſchienen, und ſie haben mich ohne Zweifel deshalb getadelt — und wer kann ihnen ſo etwas verargen! Ich kann ſie aber nicht verlaſſen, ohne vorher in ihnen einen beſſern Begriff von mir zu erwecken.

wecken. Es wird ihnen auffallen, aber es iſt doch Wahrheit, wenn ich ihnen verſichere, daß wahrſcheinlich die Sache einen noch unglücklichern Gang genommen haben würde, und daß ſie beſonders größern Verlegenheiten würden ausgeſezt geweſen ſeyn, wenn ich nicht die traurige Pflicht übernommen hätte, meines Freundes Gemahlin hieher zu bringen. Eben weil ich ein Freund ihres Gemahls und ein treuer Diener des Grafen von Henneberg bin, wurde ich zu dieſer Verrichtung aufgeſucht. Daß ich es bin, davon iſt dieſe Brieftaſche ein Beweis, die ich ihnen übergeben ſoll — einem andern als mir durfte ſie nicht anvertrauet werden. Ich hoffe mich nunmehr bey ihnen ſattſam gerechtfertiget zu haben. Gott ſtärke ſie mit Muth und Kraft zu allem, was ihnen widerfahren iſt — und vielleicht noch bevorſtehet. — Leben ſie wohl!

Er bückte ſich ehrerbietig und verließ die Gräfin ſogleich, die in einer Art von Betäubung da ſtand, und nichts wußte, was ſie denken, reden oder thun ſollte — gern über manches in ſeinen Reden Erläuterung gehabt hätte, und doch — nun nicht mehr von ihm erhalten konnte.

Bayersdorf — war ihr erſter Gedanke — ſpricht ſehr räthſelhaft! Er meines Gemahls Freund — Hennebergs treuer Diener? daß er es ſey, davon ſoll meine Gefangennehmung durch ihn ein Beweis ſeyn? in der That ſehr räthſelhaft! Wenn das Freundſchaft iſt, ſich von einer Rotte ſchlechtdenkender Menſchen brauchen zu laſſen, um ſeinem Freunde den letzten Stoß zu geben, ſo weiß ich nicht, was hämiſche Tücke iſt — ſo haben die Hofleute ganz eigene Begriffe von Freundſchaft, — ſo bewahre Gott jeden frommen Chriſten vor höfiſcher Freundſchaft! — Aber ſagte er nicht, Henneberg habe ihn dazu ausgeſucht? — Nicht doch — Henneberg wohl nicht — Henneberg der edle Mann — Urachs Schutz und wärmſter Freund iſt keiner ſolchen Niederträchtigkeit fähig. Entweder hört' ich nicht recht, oder Bayersdorf mißbrauchte Hennebergs Namen. Oder ſollte Henneberg gar auch — — Nein! fleuch ſchwarzer Argwohn — entweihe nicht meine Seele, die nie — auch durch keinen Gedanken nicht, Freundſchaft zur feilen Hofpolitik herab erniedrigen möchte. Ich müßte ſonſt das ganze Menſchengeſchlecht für verdächtig halten — müßte der Stunde fluchen,

chen, die mich in die Welt unter Menſchen brachte. Ja wäre das — wäre auch Henneberg der um dich ziſchenden Schlangen eine, dann wehe — wehe dir, Berthold! Gott ſteh dir — ſteh deiner Erwine bey! Wir ſind verloren, wenn nicht Gottes allmächtige Hand uns rettet! Doch was quäl' ich mich mit ſo fürchterlichen Ahndungen! gab mir nicht Bayersdorf dieſe Brieftaſche? laß ſehen, was ſie enthält. — — Armes Weib! was wird ſie enthalten! ſuche nicht Troſt — hoffe nicht Linderung, fürchte lieber Schlag auf Schlag. — Lies nicht — es wird doch nur eine neue Schreckenspoſt ſeyn. — — Doch — lies! — Ja ich will leſen, ſie kann kaum noch etwas ſchrecklicheres enthalten, als ich ſchon erfahren habe — und wär es auch! nun! ich dulte und trage, ſo viel als ich vermag. Der Augenblick, wo meine Kräfte ſchwanden, iſt der Anfang ewiger Ruhe — kommt er dieſer Augenblick, ſo iſt mir auf immer geholfen. — Vielleicht enthüllet ſie mir auch das Räthſel in Bayersdorfs Betragen. Es ſey — ich will ſie eröffnen.

Sie eröffnete ſie und fand darinnen einen Brief von ihrem Gemahl und einen vom Grafen von Henneberg. Hier ſind ſie beyde.

XXX.

Der Graf Berthold von Urach an ſeine Gemahlin Erwine.

Es iſt geſchehen — meine Beſte! was dein ſorgſames Herz fürchtete — es iſt geſchehen. Ein betäubender Schlag hat mich getroffen — man hat mich gefangen genommen, weil man meine deutſche Sprache zu ungeſchliffen fand — zu rauh, für verwöhnte Ohren. Ich ſprach laute Wahrheit, ſie vermochten ſie nicht zu tragen. Ein junger Lecker, Friedrich von Oeſterreich ſtrafte mich Lügen auf eine Art, wie kein Urach ſich behandelt zu ſehen, gewohnt iſt — er ſchlug nach mir — ich zog — er auch — er fiel — und ich war gefangen. Man behandelt mich zwar meinem Stande gemäs; aber ein geheimes Flüſtern, ein zweydeutiges Achſelzucken läßt mich fürchten, daß meine Feinde mit meiner Gefangenſchaft nicht zufrieden ſeyn werden, ſondern ihre Argliſt und hämiſche Verfolgung noch weiter zu treiben gedenken. Es ſey — ich ſtehe jedem, der mich eines Verbrechens zeihen will. Ich kann wohl für Wahrheit und Recht leiden, aber kriechen kann ich nicht — nicht heucheln, und wenn es — mein Leben koſten ſollte. Bey Gott! Erwine, ich wäre wohl entſchloſſen, ein Märtyrer der Wahrheit zu werden, wenn es ſeyn müßte. Denn Unrecht leiden, iſt eine Quelle der ſeligſten Gefühle. Ich gäb' ihn nicht für viele Güter hin, den Gedanken, daß auch ich Unrecht leide. Deine furchtſame Seele wird anders denken — wird mich tadeln und mein Verfahren mißbilligen; aber tadle mich nicht, meine Beſte! Ich müßte mich ſelbſt verachten, wenn ich anders gehandelt hätte, als ich that — ja! wenn mir nur der Gedanke eingefallen wäre, anders handeln zu können. Von Selbſtverachtung aber bis zur Unfähigkeit eine edle That zu unternehmen, Erwine! der Schritt iſt klein. Nicht dir — nicht meinem — nicht deinem würdigen Vater getrauete ich mir dann unter die Augen zu treten. Deutſches Blut und deutſcher Sinn iſt mehr werth, als Kaiſerkrone und Biſchofsmütze. Deswegen habe ich auch noch keinen Augenblick gehabt, in welchem mir meine Wahrheitsliebe gereuet hätte. Sie mögen richten die Edlen Deutſchlands; ich hoffe, meine Richter werden Gott und der Wahrheit die Ehre geben und recht richten. Doch wie dem auch ſey — ich bin entſchloſſen. Aber daß dich, meine Liebe — wie man mir geſagt hat, der Schlag mit traf, das drückt ſchwer — ſchwerer, als Kaiſerhaß und Biſchofsfluch. Dein empfindſames Herz, ich kenne es, wird kaum fähig ſeyn, dieſe Laſt zu tragen. Gott ſtärke, — Gott tröſte dich! ich hoffe, man wird dich als meine Gemahlin behandeln und Rückſicht darauf nehmen, daß du ein Weib biſt, ſonſt — ja! auch der gefangene Urach weiß dann noch Mittel, Rache zu nehmen. Nur beſchwör ich dich, Beſte! ſey ſtandhaft bey allem, was auch uns treffen mag. Das troſtloſe Weib mag zittern, aber Steinheims Tochter — Urachs Weib iſt nicht das troſtloſe Geſchöpf — ſie kann nicht muthlos zagen, wenn es die Vertheidigung der Wahrheit gilt. Kann dich aber dieſer Beweggrund nicht aufrichten, ſo denke, daß du Mutter biſt, und laß nicht Gram über ein uns getroffenes Unglück, das uns wenigſtens nicht Schande macht, die Kräfte eines Lebens aufzehren, das du deinen Kindern zu erhalten ſchuldig biſt — im Falle ſie ihren Vater verlören.

Ich habe zwar Hennebergen nicht geſprochen, aber er iſt mein Freund, durch ſeine Vermittelung wirſt du dieſen Brief erhalten, und durch ihn wird vielleicht der ganze Vorfall noch zu deiner Beruhigung ſich endigen. Folg ihm, wenn er dir einen Rath giebt; er iſt Hofmann mehr als ich, und kennet dieſe Art Menſchen beſſer, um ihnen auszuweichen zu können. Dabey hab ich ihn immer redlich gefunden,

den, er wirds hoffentlich auch jezt ſeyn. Noch einmal — faſſe dich um meiner und deiner Kinder willen — Gott geb dir Faſſung und Muth und erhalte mir deine Liebe!

Berthold von Urach.

Der Graf von Henneberg an die Gräfin Erwine von Urach.

Verzeihen ſie mir — meine verehrungswürdige Gräfin! daß ich es gerade bin, der ihnen eine ſo traurige Nachricht giebt, als die iſt, daß des Grafen von Urach unbändige Hitze und unzeitige Freymüthigkeit ihn in eine höchſt unangenehme und gefährliche Lage gebracht haben. Jemand aber mußte es ſeyn, der ſie ihnen gab, und ſo ſchmeichle ich mir, daß es ihren freundſchaftlichen Geſinnungen für mich keinen Eintrag thun werde, wenn ich das traurige Geſchäft übernehme, durch einen meiner Vertrauten, auf deſſen Treue ich rechnen darf, ſie von dem Unfall ihres Gemahls des Grafen von Urach zu benachrichtigen. So ſehr ich immer gewünſcht habe und auch bemühet geweſen bin, die auffahrende Hitze meines Freundes, deren übele Folgen ich leicht voraus ſahe und mehr als einmal abwendete, dämpfen zu können, ſo war es mir doch dieſesmal unmöglich, ſeine Gefangennehmung zu hintertreiben. Ich ſchätze ſeine

Wahrheitsliebe, aber ich kann nicht läugnen, ſie äußerte ſich ſehr oft am unrechten Orte, zu unrechter Zeit und nicht auf die rechte Art. Auch die beſte Sache kann auf ſolche Art verdorben werden. Die ſeinige — ich verhele ihnen nichts, um ſie auf alles gefaßt zu machen — iſt ſehr verdorben; er ſelbſt verdarb ſie, weil er vergaß, daß es eine weiſe Lebensregel ſey, die uns lehret, zu rechter Zeit zu reden, und zu rechter Zeit zu ſchweigen. Die Geſchichte ſeines Unglücks und ſeiner Gefangennehmung werden. ſie wahrſcheinlich ſchon durch den Herrn von Bayersdorf erfahren haben, ehe ſie dieſes leſen; aber nicht das, daß ihn ſeine Feinde wegen des Verbrechens der beleidigten Majeſtät und folglich auf Leib und Leben anklagen. Sie zittern — meine theuerſte Gräfin! indem ſie dieſes leſen? und wer kann es einem liebenden Weibe verargen! Ich ſelbſt muß geſtehen, daß mich des Grafen Zufall ganz außer Faſſung gebracht hat, denn er iſt mein Freund; und da des Kaiſers Mißtrauen auch ſie, meine Verehrungswürdige! mit in den verdrüßlichen Handel gezogen hat, und ich die Ehre habe, mich auch unter der Gräfin von Urach Freunde zu rechnen, ſo bin ich um ſo beſorgter um die Lage meines Freundes. Hat aber die Bitte eines Freundes auf ſie einigen Eindruck, ſo überſchreiten ſie nicht die Grenzen ihrer zärtlichen Sorge für ihren Gemahl. Schonen ſie eine Geſundheit, die ſo koſtbar für ihn, ihre Kinder, und ihre Freunde iſt, und glauben ſie meiner Verſicherung, daß, ſo verwirrt und gefährlich die Sache auch immer ſeyn mag, der Graf von Urach doch auch noch Freunde habe, die alles anwenden werden, um ihr ſo viel möglich eine minder gefährliche Wendung zu geben. Wenn ſie mich anders, theuerſte Gräſin! wie ich hoffe und wünſche, recht kennen, ſo werden ſie mir erlauben, mich unter Urachs Freunden oben an zu ſtellen, und mir ohne Verſicherung zutrauen, daß ich alles, was meine Kräfte vermögen, anwenden werde, um die Gefahr, die über meinem Freunde ſchwebt, von ihm abzuwenden. Die Ehrerbietung, die ich ihnen, als Gemahlin meines Freundes — die Verbindlichkeit, die ich ihnen als Freundin ſchuldig bin, wird meinen Eifer für das Beſte des Grafen verdoppeln, wenn es möglich wäre, ihn zu erhöhen; und der Himmel, der ein ſo holdes Geſchöpf, als die Gräſin von Urach iſt, unmöglich gleichgültig leiden ſehen kann, wird meine Bemühungen ſegnen und beglücken.

Ich hoffe, daß der Offizier, der ſie nach Quedlinburg begleitet hat, die Achtung nicht werde verlezt haben, die der Gräfin von Urach gebührt, und daß ihr Aufenthalt zu Quedlinburg mit allen denen Bequemlichkeiten verbunden ſeyn werde, die man haben kann, und ihnen zu verſchaffen, ſchuldig iſt — ſonſt wird ein Wink von ihnen für mich Befehl ſeyn, ihrem Aufenthalte daſelbſt ſo viel Annehmlichkeiten zu verſchaffen, als möglich iſt. Rechnen ſie, theuerſte Gräfin, in allen Fällen auf meinen Eifer ihnen zu dienen und mich ihnen auf alle Art gefällig zu machen. So traurig der jetzige Vorfall auch immer ſeyn mag, ſo hat er doch den Nutzen, daß ich Gelegenheit erhalte, zu beweiſen, wie ſehr ichs mir zur Ehre rechne, ihres Urachs Freund ſowohl, als der ihrige zu ſeyn.

Werner von Henneberg.

XXXI.

Erwine hatte kaum Kraft gnug, dieſe Briefe bis zu Ende zu leſen. Sie hatte ſich zwar die Gefahr, worinnen ihr Gemahl war, vom Anfang an ſchrecklich vorgeſtellet — ſie hielt ihn ſogar im erſten Anfall des Schmerzes ſchon für tod, und es koſtete Mühe ſie zu überreden, daß er lebe. Aber dieſe Nachricht, die ihr Henneberg gab, war ihr tauſendmal ſchrecklicher, als wenn er im Zweykampf geblieben wäre. Sie wußte ſich kaum zu faſſen —

Des Verbrechens der beleidigten Majeſtät? rief ſie — (ſie wußte, was das ſagen wollte —) mein Urach ein Verbrecher? Gott im Himmel! ſo ſizt er ja auf Leib und Leben! Ja! Henneberg ſchreibts. Schrecklich! ſchrecklich! wie vermag ichs zu tragen! die Laſt wird zu groß — Gott! ich ſinke unter ihr und bete: halte ein und ſchone der Schwachheit eines Weibes, die nicht gern an deiner Vorſehung zweifeln möchte. Urach — ein Majeſtätsſchänder? ſo hat er ja den Tod verdient! — Urach den Tod verdient? — verdient? — den Miſſethäters Tod? o! nicht doch! wie kann Urach ein Verbrechen begehen, das den Tod verdient? er iſt unſchuldig — ich ſchwöre zu Gott, er iſt unſchuldig! Der du Herzen erforſcheſt und ins Verborgene ſieheſt — Allwiſſender! rette die Unſchuld aus den Händen ihrer Verläumder — laß Urachs Richter nicht ein ungerechtes Gericht richten! Ihr Urtheil, das ſie ſprechen, möchte ein größeres Verbrechen ſeyn, als das, deſſen ſie ihn beſchuldigen — möchte ſie auf dem Krankenbette einſt ängſtigen, und in der Stunde des Todes mit hölliſcher Verzweiflung quälen. Richter! Deutſchlands Edle oder wer ihr ſeyd — bey eurer ewigen Ruhe beſchwöre ich euch, richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet — verdammet nicht, daß ihr nicht verdammet werdet. Aber ſie hörens nicht — und ich kann nicht hin, Gnade zu flehen. Am Throne des Kaiſers wollt' ich liegen — und beten — und weinen. Meine Thränen — die Thränen eines ſchuldloſen Weibes — einer liebenden Gattin würden ja wohl die Felſenherzen unbarmherziger Richter erweichen — aber ſie hörens nicht!

Sie denken vielleicht ſchon auf Tod und Blut — dein Blut, Urach! o! der Gedanke — dein Blut, Urach! durchſchneidet Geiſt und Leben — wie ein giftiger Dolch wühlt er im Mark des Lebens. Berthold! Berthold! — ach! vielleicht biſt du nicht mehr — vielleicht ſchon unter den Händen des Henkers gefallen! Des Henkers? ſagte ich? Ja! leider! und nicht als ein Krieger, nicht den Tod des braven Mannes geſtorben! Ha! daß ich für dich ſterben könnte! einen tauſendfachen Tod wollte ich leiden, könnt' ich damit dein Leben erkaufen. Aber das war es, was ſie wollten — dein Leben. Nun verſteh' ich's, was du ſchreibſt — ſpare dein Leben für deine Kinder, im Fall ſie ihren Vater verlören. Arme Geſchöpfe! ihr werdet ihn verlieren — auf eine ſchändliche Art durch Verrätherey, Liſt und Betrug verlieren, ohne ihn recht gekannt zu haben. Ohne von ihm erzogen und an ſeiner Bruſt mit Vaterliebe erwärmt — durch ſeine Lehren und Beyſpiele zu guten und braven Menſchen gebildet werden zu können, werdet ihr in die Welt — das ſtürmiſche Meer — ohne Steuer und Ruder hineingeſtoßen werden. Man wird euch haſſen, wie man euren Vater gehaſſet hat, man wird euch in alle Winkel der Erde verfolgen, wie man ihn verfolgt hat. Arme Geſchöpfe! was hilft's euch nun, ein ſchwaches Weib zur Mutter zu haben? Ewige Vorſicht! wie häufſt du Leiden auf Leiden über ein ſchwaches Geſchöpf!

Unter dieſen und ähnlichen Klagen wankte das zärtliche Weib in ihrem Kloſter zu Quedlinburg mit ungewiſſen Tritten hin und her. Sie ſah ein, daß es um ihren Gemahl ſchlimm — ſehr ſchlimm ſtehe. Was auch die Abtiſſin für Troſtgründe ihr vorlegte, ſo machten ſie doch wenig Eindruck auf ſie. Der Tod ihres Urachs ſchien ihr faſt unvermeidlich, wenn ſie alle Umſtände in Erwägung zog. Ein einziger geringer Stral von Hoffnung blieb ihr übrig, wenn ſie an den Einfluß dachte, den der Graf von Henneberg vermöge ſeiner Stelle am Hofe hatte. Er war Urachs Freund — das wußte ſie; er hatte über dieſes ihr noch in ſeinem Briefe die freundſchaftlichſten Verſicherungen von ſeinem Beyſtand zur Abwendung der Gefahr, worinnen ihr Gemahl war, gegeben; ſie hatte nicht Urſache, an der Aufrichtigkeit ſeiner Worte zu zweifeln — aber ein Herz, wie das ihrige, das von Natur ſchon ſo ſehr zu ſchwermüthigen Empfindungen geneigt iſt, ſtellet ſich immer alles eher auf der dunkeln, als auf der hellen Seite vor. Ein Hügel, über den ein anderer gemächlich ſchreitet, iſt ihm — ein unerſteiglicher Berg — ein leicht zu überwindendes Hinderniß iſt ihm — eine ſchrecklich drohende Gefahr — ein Wetterleuchten am Sommerabend dünkt ihm — ein Zeichen vor dem jüngſten Tag. Hier kam nun noch dazu, daß in der That die Gefahr des Grafen nicht geringe war. Man konnte tauſend gegen eines wetten, daß Urachs Feinde, unter dem Schutze des Kaiſers, ſeines mächtigſten Feindes und den er am härteſten angegriffen hatte, dieſesmal über den barſchen Ritter mit Heereskraft herfallen, und ihre Rache in ſeinem Blute kühlen würden. Dieſer Umſtand machte es äußerſt wahrſcheinlich,

lich, daß Hennebergs freundſchaftliche Bemühungen fruchtlos ſeyn würden.

Erwinens furchtſames Herz mußte allerdings bey der Vorſtellung dieſer Umſtände zurückbeben — auch ein muthigerer Geiſt als der ihrige würde geſchaudert haben. Und dann fuhr ihr doch auch der Gedanke wohl durch die Seele, daß Henneberg — die einzige Stütze, die ſie hatte — ein Hofmann ſey. Und dachte ſie dieſes, dann ſchien ihr die Stütze äußerſt ſchwach und zerbrechlich. Denn ein Hofmann und — ein Wetterhahn waren in ihren Augen — und zwar nicht ohne Grund, zwey durchaus einander ähnliche Dinge. Sie hatte nun einmal den Glauben — oder wenn man lieber will, das Vorurtheil, daß ſie es für Thorheit hielt, den Verſicherungen eines ſolchen Menſchen blindlings zu glauben, beſonders in Fällen, die ſo delikat waren als der jetzige, wo Verwendung für den Grafen Urach leicht kaiſerliche Ungnade — Verluſt aller Ehren und Aemter — und Spott und Hohn argliſtiger Höflinge zur Folge haben konnte. Was blieb nun dem troſtloſen Weibe noch übrig — als Thränen und Gebet zu Gott um Rettung ihres geliebten Urachs! Und das war es auch, womit ſie ihre höchſt traurigen und einſamen Stunden im Kloſter ausfüllete. Die melancholiſche Stille des Kloſters — das einſame Leben war Nahrung für ihr bekümmertes Herz. Sie fiel oft mit den Nonnen vor dem Altar nieder und betete zu Gott, und erſezte durch ihre inbrünſtige Andacht dasjenige, was dem mechaniſchen Gewäſche jener Religioſen abgieng. Wenn dieſe ihre Pſalmen ohne Sinn und Gedanken ſangen, ſchwebte Erwinens Seele am Throne des Weltregierers und flehte um Hülfe; und nie wurde das Zeichen zum Gebet gegeben, daß ſie nicht in ihrem Zimmer niederfiel, und weinend im Gefühl ihrer Noth Gott um Erleichterung der ihrigen und der Noth aller Chriſten bat.

XXXII.

Wir gehen jezt wieder zurück zu dem Grafen, um zu ſehen, wie es um ihn ſtehe, vornemlich ob Henneberg als Freund an ihm gehandelt, und ſein Anſehen, ſeine Kenntniſſe der Welt und Menſchen und ſeinen Einfluß am Hofe zu Urachs Beſten genuzt, und mit welchem Erfolg er es gethan habe. Henneberg hatte wirklich — zu ſeiner Ehre ſey's geſagt — alles angewendet, was in ſeinen Kräften ſtand. Er hatte mit einer Thätigkeit, die man nur von einem ſo rechtſchaffenen Freunde, als er war, erwarten konnte, an des Grafen Rettung

tung gearbeitet. Aber es gehörte nicht blos Freundſchaft dazu — weit nöthiger war eine gewiſſe Klugheit, die ſich in der Auswahl der rechten Mittel äußert. Plumper Eifer hätte vielleicht alles verdorben. Geradezu durfte er nicht gehen, er mußte durch Umſchweife die Sache dahin zu bringen ſuchen, wohin ſie gebracht werden mußte, wenn es nicht um Urachs Leben geſchehen ſeyn ſollte. Und er war der Mann, der die Sache zu behandeln wußte.

Erwine — das konnte er ſich freylich in ſolchen Stunden, wo er mit ſeinem Herzen aufrichtig zu Rathe gieng, nicht verhelen — Erwine war eine Haupttriebfeder, die ſeine ganze Maſchine in Bewegung ſezte. Wollte auch jezuweilen die Vorſtellung, daß er ſelbſt dabey Schaden leiden könne, ſeinen Eifer einſchränken — fühlte er, daß er matt und laß zu werden begann; dann war Erwinens Bild und der Gedanke, ſie ſich verbindlich zu machen, das Vehikel, wodurch ſeine Einbildungskraft, in der Erwine mit den hellſten und reizendſten Farben gemahlt ſtand, auf ſeinen Verſtand und ſein Herz wirkte. Er riß ſich auf — ich muß — ſagte er — ich muß für ihn arbeiten! es gilt Leben und Tod nicht blos eines Freundes — auch eine Freundin ſteht und fällt mit ihm.

Ein ſtrenger Moraliſt, beſonders einer, der nie Liebe — oder um dem Grafen von Henneberg nicht zu nahe zu treten, will ich lieber ſagen — der nie Freundſchaft für eine Freundin gefühlt hat, würde hier freylich mancherley mit Achſelzucken gegen dem Grafen zu erinnern haben: Zum wenigſten — würde er, denk ich, ſagen — zum wenigſten iſt eures Hennebergs Freundſchaft eine ſehr eigennützige Freundſchaft.

Getroffen, lieber Mann — ich ſage es auch, aber Hennebergs Freundſchaft unbeſchadet. Es giebt Fälle im menſchlichen Leben, wo, wenn man immer alle Motive unſerer Handlungen nach reiner ächter Orthodoxie abwägen wollte — wenn man nicht eher handeln wollte, als bis alles Menſchliche und Irdiſche, alle Nebenzwecke, die wir entweder noch zu erreichen gedenken, aller Nutzen, den wir dadurch auf uns zurück zu leiten hoffen, abgeſchieden und getrennt wäre, — gewiß nichts von uns geſchehen würde. Gott verhüte, daß das jemals Mode werde!

Es war hier der Fall. Es galt Urachs Leben; wenn dieſes gerettet wurde, ſo konnte man wohl dem Retter ein wenig Eigennutz zu Gute halten. Die Gefahr, der er ſich ausſezte, war doch auch für den Liebling des Kaiſers nicht gering.

ring. Oder ſollte Henneberg warten, bis er ſein Herz von der Leidenſchaft, woran es wider ſeinen Willen krank lag, völlig geheilt hatte? Gewiß wäre es dann um den Grafen Urach geſchehen geweſen. Es galt ein Menſchenleben — eines braven Mannes, eines liebenden Gatten, eines zärtlichen Vaters Leben — gleichviel wie es gerettet wurde, wenn es nur gerettet wurde. Und überhaupt, wenn ja ſubtiliſirt werden ſoll, ſo laßt uns einmal recht fein ſubtiliſiren, laßt uns Freundſchaft in ihre erſten Beſtandtheile auflöſen, und bis auf den feinſten Faden ausſpinnen, und was werden wir finden? —— doch wohl nichts anders, als: der eine ſchäzt und liebt den andern, um von ihm wieder geſchäzt und geliebt zu werden; er ſucht auf alle Art des Freundes Ruhe und Glück zu befördern, weil er weiß, wenigſtens hofft, jener würde in ähnlicher Lage gegen ihn eben ſo handeln; ſeine Kenntniſſe, ſeine Tugenden, ſein gutes Herz ziehen ihn an ſich, weil er fühlt, daß er ſich wohl dabey befindet; immer wird ſich, man drehe es, wie man will, die Hoffnung, Vortheile für ſich ſelbſt draus zu ziehen, mit ins Spiel einmiſchen. Will man das Eigennuz nennen — nun wohl! man nenne es ſo oder anders, auf den Namen kommt hier nichts an, aber —— weg mit dem Schulkram!

Henneberg kannte jezt ſein Herz, er hatte es redlich geprüfet. Er fühlte das im Verborgenen glimmende Feuer, aber er fühlte auch, daß es edel ſey, etwas zu thun, wodurch ſeine Leidenſchaft einen großen Druck erhalten würde. Sein Herz, ſo warm es für Erwinen ſchlug, ſagte ihm doch, der ſchönſte Triumph, den er über ſeine Leidenſchaft erkämpfen könne, wäre wohl der, wenn er ſeinen Freund, der der Rechtmäßigkeit ſeiner Liebe im Wege war, dahin ſtelle, wo ſeine Leidenſchaft auszubrechen drohe. - Hatte Erwine ihren Gemahl wieder, ſo war das ein mächtiger Damm, gegen die wilde ſchäumende Flut ſeiner Leidenſchaft. War es nicht Sieg über ſich ſelbſt, und zwar einer der ſchönſten, weil es einer der ſchwerſten war? war es nicht edel, wenn er ihr ihn wieder gab? Seine Kenntniß des Hofes und der Menſchen, ſeine Feinheit in Behandlung derſelben und die ihm anvertrauete Gewalt gaben ihm Hoffnung, daß ein Plan, den er entworfen hatte, glücklich von ihm würde ausgeführt werden können. Dieſer Plan zu Urachs Rettung war auf folgende Stützen gebauet. Erſtlich mußten dem Biſchof von Paſſau, Conrad von Oeſterreich, gelindere Geſinnungen beygebracht werden. War dieſer gewonnen, ſo war Urach ſchon mit einem Fuße aus dem Gefängniſſe, denn er war vorſitzender Richter in dem Blutgerichte, das der Kaiſer über Urachs Sache niedergeſetzt hatte. Wie aber das anzufangen ſey, daß dieſer Racheſchäumende Richter ſich nach Hennebergs Wünſchen füge, das war die große Frage, die zu beantworten Kopf koſtete. Er war ein Biſchof — ein Prinz aus dem öſterreichſchen Hauſe — ein Bruder des von Urach getödeten Prinzen — lauter Umſtände, die den Knoten nur noch feſter knüpften, den Henneberg auflöſen ſollte, ohne ihn auf gut alexandriſch zerhauen zu dürfen.

Ich geſtehe aufrichtig, mir wäre bey Erwägung dieſer Schwierigkeiten der Muth zu Wegräumung derſelben ſchon bey dem einzigen Umſtande gefallen, daß Conrad ein Biſchof und ein Prinz war. Eine Gattung von Geſchöpfen, die auf eine ganz beſondere Art behandelt ſeyn wollen, wenn ſie zum Beſten eines andern menſchlichen Geſchöpfes einen Schritt vor- oder rückwärts thun ſollen. Wer die Biſchöfe und Prinzen der damaligen Zeit, ihre Grimaſſen, Launen und Einfälle auch nur par renommée kennt — denn für die jezt lebenden neige ich mein Haupt ehrerbietig zur Erde, weil ich mir nicht vorſtellen kann, daß dieſe Grimaſſen, Launen und Einfälle auf ſie ſollten fortgeerbt ſeyn — der wird mir gern beyſtimmen und ſagen: odi — et arceo. *)

Henneberg aber dachte zum Glück für den Grafen Urach anders, und verzweifelte nicht an ſeinem Plane. Er kannte die Schwächen dieſer Leute — und ſchwache Seiten ſollen ſie auch noch heutzutage mehr als eine haben — und wußte ſie zu benutzen. Ein Umſtand, der ſchon allein ein hinreichender Beweis ſeyn kann, daß er in der Schule des Hofes ausgelernt hatte.

Die zwote Perſon, die ſehr zu Urachs Vortheil mitwirken konnte, — wenn ſie wollte, war die Kaiſerin. Man müßte ſehr wenig mit der Geſchichte der Welt und Menſchen bekannt ſeyn, wenn man nicht wiſſen ſollte, daß durch Weiber ſchon die allerwichtigſten Revolutionen ſind bewirkt worden. Sie haben mehr als einmal Thronen gebauet, und — zertrümmert, Länder erwerben, und — verlieren helfen, Menſchen gehoben, und — geſtürzt, Menſchen geboren, und — gemordet, ehrliche Leute, wie Schurken behandelt, und — Schur-

---

*) Das heißt nach Sanchos Manier für unlateiniſche Leſer verdolmetſchet: Weit davon iſt gut vor'm Schuß.

Schurken wie ehrliche Leute, kurz, durch ſie iſt von ihrer Stammmutter Eva an, bis auf dieſen Augenblick, unzählig viel Gutes und Böſes in die Welt hinein und heraus gebracht worden. Henneberg glaubte hoffen zu dürfen, durch ein Weib dieſesmal etwas Gutes bewirken zu können, und zur Ehre des weiblichen Geſchlechts ſey's geſagt — er bewirkte es.

Die dritte Stütze, worauf Hennebergs Plan beruhete, war eine der Hauptſtützen, worauf nach dem gewöhnlichen Gange menſchlicher Dinge vieler tauſend Menſchen Plane und Entwürfe beruhen — Geld. Denn was läßt ſich nicht mit Geld in unſerer ſublunariſchen Welt ausrichten? Dort ſagte einmal ein Philoſoph: Gebt mir ein Plätzchen außer der Welt, nur ſo groß, daß ich drauf ſtehen kann — und ich will Himmel und Erde aus ihren Angeln heben. Der Mann hatte recht. Aber ich habe auch recht, wenn ich ſage: Gebt mir Geld, nur ſo viel, als ich fodere, ſo ſoll — zwar die Erde nicht aus ihrem Gleichgewichte gebracht werden, aber ich will ſolche Veränderungen auf ihr vornehmen, daß ihr euch baß darob verwundern ſollt. Henneberg kannte ſo gut, wie wir, die Allgewalt dieſes nichtswürdigen Metalls — wie es diejenigen gemeiniglich zu nen-

nen

wen pflegen, die nur eine geringe Portion, oder wenigſtens eine geringere, als ſie zu verdienen glauben, davon beſitzen — und glaubte es nicht verſchwendet zu haben, wenn er das Leben eines ehrlichen Mannes vom Tode damit erkaufte. Er hatte recht.

Jezt laßt uns ſehen, wie er dieſe drey Triebfedern brauchte, um die Maſchine in Gang zu bringen, den ſie nach ſeinem Plan gehen ſollte. Er wußte, daß Conrad von Oeſterreich gern ſein Biſthum Paſſau mit dem eben offenen Erzbiſthum Salzburg vertauſchet hätte. Als erſter Miniſter und Vertrauter des Kaiſers wußte er aber auch, daß der Kaiſer große Bedenklichkeiten hatte, den Biſchof von Paſſau in einen Erzbiſchof von Salzburg umformen zu laſſen. Conrad hatte vorher ſich als einen Freund des Papſtes verrathen, und Anhänglichkeit an den päpſtlichen Stul war jetzo für den Kaiſer Heinrich Grund genug, Mißtrauen und Verdacht gegen die Treue desjenigen zu faſſen, der dergleichen Anhänglichkeit gezeiget hatte. Wer freylich in das Leben des Kaiſers einige Schritte rückwärts ſah, der konnte zwiſchen ſeinem jetzigen Betragen und zwiſchen ſeiner eigenen ehemaligen demüthigen Unterwerfung unter des heiligen Vaters Willen und Befehl, nicht wohl eine Uebereinſtimmung finden. Aber wer wird auch in dem Leben eines Mannes wie Heinrich, der mit jeder veränderten Lage auch ſeine Grundſätze änderte, oder vielmehr, der gar keine Grundſätze hatte, wenigſtens nach keinen zu handeln ſchien, es ſey denn nach Grundſätzen, die Eigennutz der niedrigſten Art ihm vorſchrieb — Harmonie ſuchen! die findet man nur bey dem Manne feſten Sinnes und geprüften Charakters. Nur ein ſolcher läßt ſich nicht von jedem Winde hin und her wehen. Seiner guten Sache ſich bewußt, geht er feſten Tritts den Weg ſeines Lebens ruhig fort, und weicht weder zur Rechten noch zur Linken — es ſey denn um einem tollen Hunde oder einem wütenden Büffelochſen und was dem ähnlich ſeyn mag, auszuweichen.

Heinrich war ein thätiger Freund des Papſtes, ſo lange er ihn brauchen konnte, und er brauchte ihn, um ſeinen Vater vom Throne ins Gefängniß und vom Leben zum Tode zu bringen. Kaum aber war er dahin, wohin er gern wollte, ſo war ihm der Papſt gerade ſo viel als ein Regenſchirm oder Regenmantel bey heiterm Wetter — das heißt, ein ſehr unnützes Hausgeräthe. Er brauchte es nicht nur ſelbſt nicht weiter, und ſah es mit Verachtung an; ſondern er konnte auch nicht vertragen, daß andere es brauchten.

Der Biſchof von Paſſau, der zu glauben ſchien, man müſſe es doch mit dem heiligen Vater nicht ganz verderben, weil man nicht wiſſen könne, ob nicht bald oder ſpät wieder einmal ſo ſtürmiſches Wetter einfalle, wo ein Regenmantel gute Dienſte thun könne, oder wo es einem wohl thun werde, wenn man unter den päpſtlichen Stuhl kriechen und da — freylich wohl in einer etwas unbequemen Lage, aber doch immer im Trockenen, den Sturm vorüber ſauſen laſſen könne, — hatte durch dieſe Geſinnung ſich eben nicht bey den Kaiſer als ein zu einem Erzbisthum fähiges Subject empfohlen. Henneberg benuzte dieſen Umſtand. Er gab dem Biſchof von Paſſau zu verſtehen, daß es Leute gebe, die vielleicht Mittel hätten, den Kaiſer eines beſſern zu belehren, und ihn zu überreden, daß er allerdings mehr als irgend einer ſich zum Erzbiſchof von Salzburg qualificire. Nur ſey es einmal Hofſitte, daß eine Hand die andere waſche, und daß eine Gefälligkeit der andern werth gehalten werde. Hier beruhe die Gewährung oder Abſchlagung der biſchöflichen Bitte um Ertheilung des Erzbisthums auf den geringen Umſtand, daß der Biſchof als erſter Richter mit ſeinen Nebenrichtern, nicht gegen Urachs Leben ſprechen möge. Wenn gewiſſe Perſonen, die auf den Kaiſer ziemlichen Einfluß hätten, nur erſt davon überzeugt wären, daß der Biſchof dieſes bewillige, dann ſey kein Zweifel, daß auch des Biſchofs Bitte werde bewilliget werden.

Man weiß ſchon, was das zu bedeuten hat, wenn Männer von Hennebergs Gewalt und Anſehen gegen Candidaten eines Amtes in dieſem Tone ſprechen. Der Biſchof verſtand den Wink, denn ſeine Doſis von Pfafferey müßte ſehr gering geweſen ſeyn, und kurz, er wäre nicht werth geweſen, ein Biſchof zu ſeyn, vielweniger ein Erzbiſchof zu werden, wenn er ſeinen eigenen Nutzen ſo wenig gekannt, und dieſen Wink nicht verſtanden hätte, oder nicht hätte verſtehen wollen. Henneberg aber kannte ſeinen Mann auch, und wußte, daß er ihn gewiß verſtehen würde. Und er irrte nicht. Der Biſchof bewilligte alles. Abermals ein Beweis, daß jener ein Hofmann, und dieſer — ein Pfaffe war.

XXXIII.

So war alſo ein wichtiger Schritt zu Urachs Lebensrettung gethan, und Henneberg war wenigſtens von Seiten des Biſchofs ſicher, denn er hatte ihn in einer Schlinge, die er, je nachdem der Biſchof ſich betrug, auf⸗ oder zu⸗

ziehen konnte. Jezt kam es darauf an, auch die Kaiſerin zu gewinnen und zu bewegen, den Kaiſer etwas nachgebender gegen den Grafen Urach machen zu helfen. Mancher Leſer denkt vielleicht, daß es, nachdem ein Biſchof ſchon gewonnen war, etwas leichtes geweſen ſey, ein Weib zu überreden. Allein ich denke — mit Erlaubniß des Leſers, in den meiſten Fällen wenigſtens, ganz anders. Ein Weib rechter Art — das heißt, ein Weib — eingeweihet in alle Ränke und Fineſſen der Weiberzunft, iſt, ſobald ſie merkt, daß an ihr etwas gelegen iſt, ein troziges Geſchöpf — unüberwindlich, ſo bald man darauf ausgeht, ſie zu ködern — ein Chamäleon, das in einer Stunde alle Regenbogenfarben annehmen kann, ohne daß ihr errathen könnet, welches eigentlich die Grundfarbe ihres Charakters iſt, und kurz, jener Apoſtel, der ſie ein ſchwaches Werkzeug nannte, hatte — ſein Wort in Ehren, doch wenig Weiberkenntniß. *) Wenn die Kaiſerin

---

*) Vorausgeſezt, daß ich auch Leſerinnen erhalte, zu welchem Behuf nur allein dieſe Note hier ſtehet, und im Gegenfall ſo gut als nicht geſchrieben angeſehen werden kann — dieſe Ehre alſo vorausgeſezt, möchte ich um alles in der Welt willen nicht, daß mir obige Schilderung den Haß des ſchönen Geſchlechts zuzöge, denn

rin ein Weib dieſer Art war, ſo ſtand es um Urachs Leben und Hennebergs Bemühungen ziemlich ſchlecht. Aber ſie war es nicht. Und was würde auch aus der Welt werden, wenn dieſe Schilderung auf alle Weiber paſſete? Sie war

---

denn da ich noch unverheirathet bin, ſo müſte ich befürchten, daß eine Verſchwörung gegen mich entſtünde, und ich genöthiget würde, als ein Junggeſelle zu ſterben. Etwas Erniedrigenders als dieſes kann ich mir nicht denken. Hätte ich unter zwey Uebeln zu wählen, ſo wählte ich lieber, daß mir, indem ich jenes ſchrieb, die Hand auf immer wäre gelähmt worden, als daß dieſes Unglück mich träfe. Alte Junggeſellen und alte Jungfern ſind Namen, die ich von Jugend auf nie ohne Abſcheu und Ekel habe können nennen hören, denn der Begriff davon widerſpricht dem ganzen Zweck der Schöpfung. Gott verhüte, daß ich nie in ihre Zunft gerathe! Ich erkläre alſo hiemit ſo willig als feyerlich, daß jene Worte nichts weniger als meine Gedanken ſind, ſondern daß ſie — geſtohlen ſind. Doch wird auch jeder Unpartheyiſche mir zugeben, daß ſie bey weitem noch nicht das Schlimmſte ſind, was man bey andern Schriftſtellern über dieſen Gegenſtand findet, daß ich es alſo — noch ſchlimmer hätte machen können. Daß ichs nicht gethan habe, verdient doch wohl immer noch etwas war ein Geſchöpf ſanfter Art — zum Wohlwollen geneigt und meiſtentheils bereitwilliger zu helfen als zu ſchaden. Der Hauptumſtand aber, der hier in Betrachtung kommt, war der: ſie hatte die Gräfin Erwine gleich bey ihrer

---

was Dank. Denn was würden meine Leſerinnen ſagen, wenn ich die Worte des Mantuanus weggeſtohlen und verdolmetſcht hätte: Mulier, ſagt der alte Graubart, der aus Erfahrung zu ſprechen ſcheint — in acceſſu eſt Angelus, in Eccleſia ſancta, in Domo Daemon, in Feneſtra Buſo, in Horto Capra, in Porta Pica, in Lecto Hoedus. — Oder des heiligen *Chryſoſtomus* ſuper Matth. Quid aliud eſt Mulier, niſi amicitiae inimica, ineffugibilis poena, neceſſarium malum, naturalis tentatio, deſiderabilis calamitas, domeſticum periculum, delectabile detrimentum, mali natura, boni colore depicta?

Und weil die Note doch einmal ein ſo gelehrtes und ſchulgerechtes Anſehen hat, ſo mag auch Griechiſch da ſtehen:

Γυναικὸς ἐσθλῆς ἐπιτυχεῖν οὐ ῥᾴδιον.

oder auch auf eine andere Manier:

Θάλασσα καὶ πῦρ καὶ γυνή, κακὰ τρία.

Am ärgſten aber macht es doch wohl der unvernünftige Heide Seneca, (der aber doch ſonſt ganz vernünftig zu reden pflegte,) wenn er im Hippolyto ſagt; — dux malorum foemina et ſcelerer Vorſtellung am Hofe herzlich lieb gewonnen, und bey ihrer Abreiſe tauſend Verſicherungen ihrer Liebe gegeben. Nun iſt es freylich mit Verſicherungen von der Art eine ganz eigene Sache. Sie ſind im gemeinen Bürgerleben kaum etwas mehr, als verſchlagene Münzen, die nur jezuweilen von Bürger und Bauer eingewechſelt werden, am Hofe aber ſind es höchſtens Spielmarken, die man hervorſucht, ſo oft man ſie braucht — ihnen einen beliebigen hohen oder geringen Werth giebt — oft aber wird auch blos um Marken geſpielet, dann gelten ſie nichts, und derjenige würde ausgelacht werden, der ſich Hoffnung machen wollte, daß ihm etwas darauf werde ausgezahlt werden. Die klügſte Parthie, die man ergreifen kann, iſt dieſe, daß man immer eine Taſche voll andere Spielmarken bey ſich hat, und gegen ein Dutzend, die man erhält, gleich noch einmal ſo viel dagegen giebt, um dadurch auf

---

ſcelerum artifex — Ich könnte, wenn ich boshaft ſeyn wollte, die Reihe dieſer weiſen Ausſprüche aus meinem Josephi Langii Florilegio noch um ein paar Seiten verlängern, und es dann in zierliches Deutſch überſetzen, aber dieſe boshafte Freude erlaubt mir mein gutes Herz und meine tiefe Achtung gegen das andere Geſchlecht nicht.

die beſte Art zu beweiſen, daß man ihren geringen Werth und Ungültigkeit wohl kenne.

Als ein außerordentlicher Fall bey einer Kaiſerin verdient es daher bemerkt zu werden, daß ihre Verſicherungen, die ſie Erwinen gegeben hatte, allerdings mehr als Verſicherungen waren — Sie hatte wirklich Neigung für Erwinen gefühlt. Vielleicht hätte aber auch dieſe Neigung, da Erwine nicht mehr vor ihren Augen war, bald tauſend andern neuen Empfindungen und Gegenſtänden in ihrem Herzen Platz machen müſſen, wenn nicht Henneberg gerade zu rechter Zeit gekommen wäre, und ihre Liebe für Erwinen wieder aufgefriſchet hätte. Er wußte, daß die Kaiſerin Erwinen ſehr hoch geſchäzt hatte, es koſtete ihm daher um ſo weniger Mühe, der Kaiſerin Mitleiden rege zu machen. Er ſchilderte ihr die Leiden des ſchuldloſen zärtlichen Weibes ſo lebhaft, ſo rührend, er ſtellte ihr vor, daß der Tod des Grafen mehr Strafe für Erwinen, die doch durch nichts ſich ſtrafwürdig gemacht hätte, als für den Grafen ſelbſt ſey, er bat ſo dringend, daß ſie doch durch Beſänftigung des Kaiſers, Erwinen Leben, Ruhe und Glück mit ihrem Gemahl wiedergeben möchte, daß die Kaiſerin wohl merkte, Hennebergs Freundſchaft ſey auf den höchſten Grad geſtiegen; ja er ſprach mit ſolchem Enthuſiasmus von dem Kummer der holden Erwine, daß ſie faſt argwohnte, ſeine Freundſchaft gränze nahe an Liebe — doch mußte ſie ſeinen Enthuſiasmus billigen. Ihre eigene Liebe für Erwinen wachte wieder auf, und ſie ſah ſo lebhaft ein, wie unglücklich das gute Weib durch den Tod ihres Gemahls werde gemacht werden, daß ſie verſprach, mit dem Kaiſer in einer glücklichen Stunde davon zu reden.

In einer glücklichen Stunde — ſagte ſie wohlbedächtig. Denn Wehmuth der ſchrecklichſten Art, der aus dem Bewußtſeyn vorhergegangener ſchlechter Handlungen entſpringt, und melancholiſche Reue peitſchten jezt den Kaiſer wie Furien herum. Es gab Stunden, wo er keinen Blick in ſich ſelbſt und in ſein Leben thun durfte, wenn er ſich nicht ſelbſt verachten wollte, und Selbſtverachtung iſt das Aeußerſte, worein der Menſch verfallen kann. Verdruß ſaß auf ſeiner Stirn, der, gereizet, zur racheſchäumenden Wuth wurde, die keiner Gründe und keiner Ueberlegung fähig war. In ſolchen Augenblicken gieng man ihm gern aus dem Wege, und er ſelbſt fühlte, daß er ſich dadurch in ehrlicher Männer Augen tief herabſetze, und hatte es gern, wenn man ihn allein und ſich ſelbſt überließ. Seine Seele war ein ſtürmiſches Meer, das von den Vorwürfen ſeines böſen Gewiſſens, wie von wilden tobenden Orkanen in Aufruhr gebracht, bald himmelhohe Wellen ſchlägt, bald wieder in grundloſe Tiefen herabſtürzend ſich fortwälzt, und alles, was es ergreift, mit ſich in Abgrund reißt. Wer jemals ſich die Mühe gegeben hat, Menſchen in ihren verſchiedenen Lagen, Handlungen und Folgen ihrer Handlungen zu beobachten, wird ſich nicht wundern, daß Heinrichs Gemüth ſo beſchaffen war. Denn es iſt eine ewige unveränderliche Wahrheit, die alle Böſewichter der Welt niemals werden unwahr machen können, daß das Laſter, es ſey wo es wolle, auf Thronen oder in Hütten, die Ruhe der Seele geben könne, und daß bald oder ſpät Muthloſigkeit und ängſtliche Verzweiflung ihm jede Luſt der Erde vergälle, und jede Freude des Lebens verbittere.

Eine ſehr alltägliche Moral! ſpricht mancher. — Ich antworte: Schlimm genug, mein Lieber! daß wir täglich genöthiget ſind, ſie zu machen, und täglich Gelegenheit haben, ſie beſtätiget zu ſehen. Eben dieſer Umſtand aber iſt auch ein Beweis, daß ſie nicht oft genug könne geprediget werden. Wohl dir! wenn du unter die biedern Menſchen gehörſt, deren

Seele ein ruhiger, ſpiegelglatter, kryſtallheller See iſt, wo man bis auf den Grund ſehen kann, wo kein Sturm trübe ſchäumende Wellen vor ſich hin jagt, wo nur kühle erfriſchende Lüftchen wehen. Biſt du ſo beſchaffen, dann biſt du glücklich — biſt groß und hoch — ein Kaiſer- und Königsſohn und auch wohl etwas mehr. Bedarfſt zu deinem Glück und Ruhe keines Thrones, keiner Krone und keines Zepters — biſt dir ſelbſt genug. Geh immerhin gebückt zur Thüre deiner niedrigen Hütte ein, ſie iſt doch mehr werth, als ein Fürſtenpallaſt — kein Kaiſerthum, kein Königreich überwiegt ihren Werth. — Doch ich wollte ja nicht predigen, aber verzeih' lieber Leſer! es geht mir oft, wie unſern Dichtern bey gewiſſen Anläſſen — Difficile eſt, Satyram non ſcribere — die Anwendung iſt leicht zu machen.

XXXIV.

Solche unruhige Zwiſchenräume verſtand wohl die Kaiſerin nicht, da ſie ſagte, ſie wollte zu einer glücklichen Stunde mit dem Kaiſer zu Urachs Beſten reden. So wie aber in der Natur wütende Stürme die Luft von giftigen Dünſten reinigen und heiteres Wetter bringen, ſo pflegte auch gemeiniglich auf dieſe Seelenrkane eine gewiſſe Windſtille zu folgen, wo der Kaiſer ſanftern Sinnes wurde, und wie alle ſchwache Seelen gern alles bewilligte, was man von ihm in ſolchen Stunden bat. Er glaubte dann nicht Gutes genug thun zu können, um ſein begangenes Böſe zu verbeſſern, oder vielmehr, es war bey ihm ſchon Gutes genug, wenn er nichts Böſes that. In einem ſolchen Zeitpunkte war es nicht ſchwer, ſich ſeiner zu bemächtigen, und das that die Kaiſerin. Sie ſtellte ihm vor, eine etwas mildere Behandlung des Grafen von Urach ſey ſo gut als eine Ausſöhnung mit dem abgeſchiedenen Geiſte ſeines unglücklichen Vaters — ſey auch weit mehr werth, als hundert Seelmeſſen, die doch genau betrachtet nur den Pfaffen und Mönchen, deren abgeſagter Feind er jetzo war, zu Gute kämen. Allerdings müſſe des Kaiſers Ehre gerettet, und Urach geſtraft werden, nur halte ſie dafür, daß Todesſtrafe das Regiſter derjenigen kaiſerlichen Handlungen vermehren werde, die einem großen Theile des Publicums tadelnswerth ſchienen — es könne doch immer allerley Unruhen nach ſich ziehen — Blut beflecke den kaiſerlichen Ruf mehr, als daß es ihn reinige, und jezt ſey der Zeitpunkt, wo der Kaiſer ſo behutſam als möglich gehen und leiſe auftreten müſſe, um nicht hie oder da einen deutſchen Rittersmann, deſſen Hülfe er gegen den Papſt nöthig habe, auf die Füße zu treten — u. ſ. w.

Der Kaiſer hörte das alles mit ſtiller Ueberlegung an, fand ziemlich viel Wahres in dieſer Rede, konnte ſich aber doch nicht ſogleich entſchließen, was er thun oder laſſen wollte. Er verſprach, der Sache weiter nachzudenken und mit dem Grafen von Henneberg davon zu reden. Und das eben war der Mann, der ſeinen Entſchluß zur Reife brachte. Henneberg wiederholte ihm nicht nur alle dieſe Gründe und beſtätigte ſie, ſondern er that auch noch einen hinzu, der den übrigen allen ihr volles Gewicht, und — wenigſtens in den Augen des Kaiſers den Ausſchlag gab. Er bot und zahlte eine große Summe Geld.

Freylich wußte ſein Freund Ulrich von dieſem lezten Umſtand nichts, er würde ſonſt alles angewendet haben, um es zu hintertreiben. Denn mit ſeinen Grundſätzen von Wahrheit und Recht konnte es nicht beſtehen, ſein Leben, das er durch Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe nicht verwürkt zu haben glaubte, von feilen Richtern zu erkaufen. Henneberg aber, der den Lauf der Dinge in der Welt beſſer kannte, glaubte nicht, daß es nöthig ſey, ſeinen Freund erſt darum zu fragen, wie weit er vor- oder rückwärts, rechts oder links gehen ſolle, um den Todesſtreich von dem Grafen Urach abzuwenden. Er nahm die Menſchen, wie er ſie fand, ohne erſt zu fragen, ob ſie ſo wären, wie ſie ſeyn ſollten. Er wußte, daß baares Geld bey dem Kaiſer Heinrich mehr galt, als alle Rechtsgründe der Welt; er wußte, daß gerade jetzt der Kaiſer zu ſeiner Reiſe nach Italien eine volle Caſſe nöthig hätte, und daß die angebotene Summe eine große Lücke ausfüllen würde — das war ihm Grund genug, Gebrauch davon zum Nutzen ſeines Freundes zu machen.

Ob Henneberg recht daran that?

Recht oder Unrecht — lieber Leſer! darauf kam es diesmal nicht an; ich will auch nicht entſcheiden, aber genug — beym Kaiſer entſchied es.

Henneberg zahlte die Summe, ohne der Urachiſchen Familie etwas merken zu laſſen, aus ſeinem Beutel, und kaum war ſie aufgezählt, als der Kaiſer Heinrich deutlich einſah, daß ſich damit zugleich mehr ausrichten laſſe, als mit Urachs Tode, daß er ja nichts — ja gar nichts brauchen könne. Um aber doch einen ſo lauten Prediger der Wahrheit, als der Graf Urach war, nicht in der Nähe zu haben, wurde beſchloſſen: daß der Graf von Urach wegen

gen gröblicher Beleidigung kaiſerlicher Majeſtät ſechs Jahr lang landesverwieſen ſeyn, und daß dieſe Landesverweiſung in einem Zuge in das heilige Land beſtehen ſolle. Dort ſolle er durch ritterliche Thaten und durch muthige Ausfälle auf die Ungläubigen ſich der kaiſerlichen Gnade wieder würdig zu machen ſuchen. Unterdeſſen aber ſollten ſeine Gemahlin und Kinder als Geiſel der Treue und des Gehorſams der Urachſchen und Steinheimſchen Familien zu Quedlinburg bleiben.

Der Schlag war, ohngeachtet es für den Grafen Urach Glück genug war, daß er mit dem Leben davon kam, immer noch hart genug, beſonders für ſeine Gemahlin Erwine und ſeine Kinder. Man bedenke, ſechs Jahr von ihnen getrennt zu ſeyn, während vielleicht jede Stunde ihn einer Lebensgefahr ausſetzte! Es gehörte viel Glück dazu, nach ſechs durchkämpften Jahren von der Art noch geſund und mit heiler Haut wieder nach Deutſchland kommen zu können. Der Kaiſer wußte dieſes alles gar wohl; ihm war es auch nicht darum zu thun, den Grafen von Urach nach ſechs Jahren wiederzuſehen. Seine Abſicht und ſein Wunſch war vielmehr, daß ein Säbelhieb eines Ungläubigläubigen eben das verrichten werde, was die mächtige Fürſprache und die anſehnliche Geldſtrafe jezt verhindert hatten. Und man konnte tauſend gegen eines wetten, daß er ſeine Abſicht erreichen werde. Auf der andern Seite blieb aber doch immer für den Grafen ein heller Stral von Hoffnung übrig, ſein Leben zu retten, als er bisher hatte. Denn einem Türkenſäbel läßt ſich immer eher mit dem Schwerd in der Hand ausweichen, als dem Schwerde des Henkers, dem man ſich unbewafnet und ohne ſich vertheidigen zu dürfen unterwerfen muß — und Urach wußte ſein Schwerd gut zu führen.

Die Züge in das heilige Land hatten auch damals nach dem Geiſt des Zeitalters ſo viel Anziehendes für die nach Blut und Kampf dürſtenden deutſchen Ritter, man glaubte, ein jeder abgehauener ungläubiger Kopf ſey ſo gut als eine Stufe zum Himmel, daß der Graf von Urach ſich um ſo eher dieſem Urtheil unterwerfen konnte. Es würde auch in der That nicht einmal Strafe geweſen ſeyn, denn Tauſende von Rittern zogen freywillig hin um zu morden und ſich morden zu laſſen, wenn nicht der Umſtand, daß Erwine unterdeſſen mit ihren Kindern in einer Art von Gefangenſchaft bleiben mußte, es zur Strafe gemacht hätte.

XXXV.

Henneberg, der bis jezt ſeinen Freund Urach ſeit ſeiner Gefangennehmung weder geſehen noch geſprochen, und dadurch, daß er ihn gar nicht im Gefängniß beſuchte, wirklich ſich beym Grafen verdächtig gemacht hatte, übernahm es, ihm ſein Urtheil anzukündigen. Er fand ihn in Nachdenken vertiefet, und wurde von Urach nicht gleich bemerkt.

„Wie? redete er ihn an — Urach in ſo tiefem Nachdenken? es war doch, däucht mir, ſonſt eben nicht deine Sache.„

Man muß wohl. Der Lauf der Welt iſt wunderlich, Werner! unordentlicher, dächt' ich, wär' er noch nie geweſen, als er jezt iſt. Eben dacht ich drüber nach und der Schluß meines Nachdenkens iſt, daß ich lieber wollte, ich hätte keinen Kopf zum Nachdenken, denn es hält ſchwer zu denken, was ich gedacht habe, und doch nicht drüber zum Narren zu werden.

„Und was haſt du gedacht?„

Daß dieſes nicht der Ort iſt, wo Urach ſeyn ſollte — wo —

„Er gewiß nicht ſeyn würde, wenn er den Lauf der Welt eher bedacht hätte.„

Henneberg! ich fürchte, mich in dir betrogen zu haben. Kommſt du, um zu predigen, oder meiner zu ſpotten?

„Keines von beyden, am wenigſten das lezte. Ich komme als Freund.„

Das freuet mich Henneberg! ich geſtehe, deine Freundſchaft hat ſich mir etwas verdächtig gemacht.

„Und wodurch?„

Du fragſt? Henneberg hätte nicht dürfen ſo lange vor Urachs Augen im Gefängniß ſeyn, Urach hätte ihn beſucht und nicht ſo verlaſſen.

„Und hat denn Henneberg den Grafen Urach verlaſſen? Ich gedenke dir heute noch Beweiſe vom Gegentheil zu geben. Bisher hätte ich, wenn ich auch gekommen wäre, nur ein ſehr leidiger Tröſter ſeyn können.„

Und habe ich denn Troſt verlangt? wenn man ſich ſo wenig Vorwürfe über ſein Verhalten zu machen hat, als ich mir, dann — glaube mir, Henneberg, können alle hämiſche Schurken der Welt uns nicht den zehntauſendſten Theil der Seelenruhe rauben, die wir beſitzen.

„Du wirſt bitter — aber es ſey! deſto beſſer für dich, wenn du keines Troſtes bedarfſt.

darfſt. Aber ſo wirſt du auch ziemlich gleichgültig anhören, wenn ich dir dein Urtheil, und das Ende der Unterſuchung deiner Sache ankündige!„

Wie! das Ende? wo iſt denn der Anfang? Urtheile ſagſt du? laß doch die Anklage hören. Doch was frage ich — ſo mußte es ja ſeyn, wenn ſie ihrem Charakter treu bleiben wollen. Anklage — Verhör — Urtheil mußte eines ſeyn. Ob der Angeklagte etwas zu ſeiner Vertheidigung ſagen könne oder nicht, darnach darf nicht gefragt werden. Es thut auch nichts zur Sache. Henneberg! ich möchte ſchier lachen über eure Richter —.

„Du biſt ungerecht, Berthold! Hätteſt du dich denn wohl lieber einer langwierigen Unterſuchung und einem Verhöre vor Richtern, die, wie du ſagſt, dir lächerlich dünken, unterwerfen wollen?„

Und warum nicht? darf der freye deutſche Mann, darf der Wahrheitsvertheidiger eine Unterſuchung ſcheuen? kann er nicht jedem unerſchrocken ins Geſicht ſehen?

„Wohl kann er das. Aber mit deiner Wahrheitsvertheidigung iſt's eine mißliche Sache. Auch die Wahrheit will Zeit, Ort und Umſtände in Obacht genommen haben, ſonſt ——„

Nun was denn?

„Wird ſie ſtrafbare Unbeſonnenheit.„

Werner! nicht der Graf Henneberg, der Höfling ſpricht aus dir.

„Nenn' es wie du willſt, der Ausgang hat doch meine Grundſätze gerechtfertiget. Aber mags drum ſeyn — wir haben ſchon oft über dieſes Capitel mit einander geſprochen, ohne je einig zu werden, ſchwerlich werden wir's jezt werden. Genug du weißt, daß du dich des Verbrechens der beleidigten Majeſtät ſchuldig gemacht haſt. —„

Wie? was? wer ſagt das? ſchuldig gemacht? wodurch? wo? wenn?

„Urach! kannſt du nie ohne Hitze reden?„

In ſolchen Fällen nie.

„Nun wohl! ſo laß uns den Ausdruck ändern und ſagen, daß man geglaubt hat, du habeſt dich des Verbrechens der beleidigten Majeſtät ſchuldig gemacht.„

Geglaubt hat — das kann ſeyn. Aber ob man recht geglaubt hat? —

„Will ich jezt nicht entſcheiden. Man klagte dich darauf an. Mit oder ohne

Grund — mögen diejenigen verantworten, die es thaten — du kennſt doch aber die Strafe, die drauf ſtehet?„

Wenn alles Vorhergehende erwieſen iſt — der Tod.

„Nun ich komme, um dir — —„

Den Tod anzukündigen? Henneberg du? — du mir? wohl haſt du recht, du ſeyſt ein leidiger Tröſter! Das ſind die Beweiſe, die du mir von deiner Freundſchaft heute zu geben gedachteſt? o! über den Freund, der aus lauter Freundſchaft den Dolch in des Freundes Bruſt ſtößet! Nun ſo ſage nur an; aber glaube nicht, daß ich darüber erſchrecke. Du betrügſt dich, wie ich mich in dir betrog. Heraus mit dem Schwerde — hier ſtoß es herein, und mein leztes Röcheln ſoll dir noch und meinen Richtern fluchen — o! wie's doch ſchön klingen muß, wenn ich mit dieſen Flüchen vor unſer aller Richter trete, und auch euch auf ewigen Tod anklage — welche liebliche Muſik das Röcheln eines deutſchen Ritters, der ſich nicht beugen wollte, wo ihr wie Inſecten krocht, in euren Ohren ſeyn muß! aber halt! es ſoll euch traurige Todenmuſik werden — mitten durch eure lärmende Feſte hindurch ſollt ihr's auch hören — es ſoll euch

euch foltern im Traum, und wenn ihr am Hofe ſchwelgt, ſoll's euch wie Donner Gottes in Ohren dröhnen. —

„Berthold! du raſeſt, ſo wahr ich lebe, du raſeſt!„

Nein! ich raſe nicht. Wohl wär's mir, wenn ich raſete, ſo hätte ich nicht das hölliſche Gefühl, das ich jezt habe. Henneberg! was zauderſt du? hier iſt die Bruſt! — ſtoß zu, ſo iſt die Marter vorbey, und wenn ich falle, ſo denke, daß ein Edler Deutſchlands fiel. Henneberg! du dauerſt mich — Schade! daß du ein Menſch biſt!

„Nun bey Gott! Berthold! dein Wahnſinn geht weit, daß du nicht ſiehſt — nicht hörſt — nicht denkſt, daß ich es bin, der mit dir redet. So höre doch — und laß mich reden! —— „

So rede — aber kurz, wenn ich bitten darf. Es iſt vielleicht die lezte meiner Bitten an dich: faß dich kurz.

„So kurz als möglich. Ich komme, um dir zu ſagen: der Kaiſer will, daß du, obgleich du nach der Meiſten Meynung den Tod verdienet habeſt, dennoch leben ſollſt.„

Noch einmal, Werner! was ſageſt du? hab ich auch recht gehört?

„Ich ſagte: der Kaiſer will, daß du leben ſollſt — haſt du das gehört, ſo haſt du recht gehört.„

Wie! der Kaiſer will das? Henneberg! nur nicht Spott, ſonſt kannſt du mir alles bieten. Eines Sterbenden, das bin ich, ich ſitze, wie du ſagſt auf den Tod — eines Märtirers der Wahrheit ſpotten, iſt mehr — als Majeſtätsſchändung, iſt — Hochverrath der Menſchheit, und Menſchheit iſt mehr — als Majeſtät. Der Kaiſer Heinrich ſollte das wollen? mein Leben? — Er? — ja könnte er mein Leben tauſendfach morden, ich glaube, er thät' es.

„Dennoch wiederhol' ich es; er will, daß du leben ſollſt. Wenn dies nicht Wahrheit, wenn es Spott iſt, dann — hier haſt du mein Schwerd, töde mich als den Menſchheitsſchänder, und in meinem Tode reich' ich dir die Hand, und ſage — Vergebung dir! ſo ſterb ich ruhig.„

Behalte dein Schwerd. Das Schwerd ſo zu brauchen, iſt Urach nicht gewohnt. Vergieb mir, wenn ich dich beleidigte, und habe Gedult mit deinem aufbrauſenden Freunde.

„Vergeben? ich habe nichts zu vergeben; ein Freund beleidiget mich nie, Gedult aber habe ich gern mit jedem, der ſie nicht mißbraucht.„

Nun ſo rede — du haſt meine Neugierde aufs höchſte geſpannt — ſprich weiter!

„Der Kaiſer hat meine Bitte gewährt, und verlanget, ob er gleich ſich höchſt beleidiget glaubet, doch deinen Tod nicht. —„

Dank ſeiner Gnade und deiner Freundſchaft!

„Aber —— ——„

Aber? das dacht' ich wohl, daß ein Aber folgen würde —

„Ohne Unterbrechung, Berthold! ich bitte.„

Fahr fort.

„Er will, daß du einen Zug in das heilige Land thun, und ſechs Jahr lang deine Rittertugenden den Ungläubigen beweiſen ſollſt. Da haſt du, däucht mir, ein großes Feld, zu zeigen, was ein deutſcher Ritter vermag.„

Fürwahr, ein großes Feld! nur Schade, daß der Kaiſer es mir anwies — mit dem heiligen Zuge möcht' es immer ſeyn, es giebt da viel Ehre zu erkämpfen, und ich will wacker kämpfen, Henneberg! das glaube!

„O! wer glaubt es nicht vom Grafen von Urach! Höre weiter.„

Weiter? iſt denn die Sentenz noch nicht zu Ende?

„Sie wird bald zu Ende ſeyn. Der Kaiſer will ferner, daß Erwine —„

Erwine! ha! ein lieblicher Ton — geſchwind laß hören —

„Während deiner Abweſenheit mit ihren Kindern zu Quedlinburg bleiben ſoll.„

Ha! da wird der liebliche Ton traurige Wehklage! Henneberg, du nimmſt mit der einen Hand, was du mit der andern gabſt.

„Hab' ich denn das Urtheil geſprochen? der Kaiſer ſprach's.„

Recht ſo! dacht' ich's doch, daß der Mohr ſchwarz und der Tiger ein Raubthier bleiben würde — was hilft jenem das Waſchen und dieſem das Zähmen? Sie können ja ihre Natur nicht verläugnen, ſo auch euer Kaiſer die ſeinige nicht. Heinrich bleibt doch der heimtückiſche Schleicher, der er war; wo er nicht derb auftreten kann, da geht er auf den Zehen; ihm gilt's gleich, wie er an Ort und Stelle kommt, wenn er nur hinkommt; wo er nicht mit dem Henkersſchwerde morden kann, da giebt er ſchleichende Gifte — auch wenn er wohlthut, preßt er Seufzer aus und ſeine Gnade — iſt das ſchrecklichſte Unglück, das einen treffen kann — ſchrecklicher als ſein Haß. Iſt's nicht ſo, Henneberg? — — du ſchweigſt?

„Ich denke, daß dein Schickſal allerdings ſehr hart ſey — daß ichs nicht ändern kann, thut mir wehe. Doch du biſt Manns genug, einem harten Schickſal zu trotzen. Bedenke, daß es noch härter hätte kommen können.„

Es iſt ein trauriger Troſt, lieber Werner, wenn man den Kopf verliert, zu wiſſen, daß man doch nicht geſpießt, oder auf dem Roſte gebraten werde — indeſſen iſt's doch Troſt. Nun ſo ſey er's auch für mich, aber ob er's auch für Erwinen und für meine beyden Alten ſeyn wird?

„Wird die Zeit lehren. Erwine freylich wird zagen; ſie iſt ein Weib, ein liebendes, zärtliches Weib von den zarteſten und feinſten Empfindungen — doch habe ich viel Zutrauen zu der Abtiſſin zu Quedlinburg. Sie wird, hoff' ich, Erwinens Freundſchaft ſich zu verſchaffen ſuchen, und hat ſie die, dann iſt Erwinens Laſt um die Hälfte erleichtert. Ich habe auch geſorget, daß ſie alles da findet, wie ſie es zu ihrer Bequemlichkeit wünſchen mag. Kann ihr gleich das alles das Leben nicht froh machen, ſo wird doch hoffentlich nichts dort vorfallen, was ihr das Leben zuwider macht. Nimm dazu, daß ſie nun ihre Kinder, an denen ihr Herz ſo ganz hängt, bey und um ſich haben wird, ſo läßt ſich, denk' ich, hoffen, ihr Zuſtand werde ganz leidlich werden. Deine beyden Alten aber ſind ſchon durch mancherley ſchwere Gänge in ihrem Leben ſo geprüfet, daß ſie auch dieſem gelaſſen genug entgegen ſehen werden. Von dem Unglück deiner Gefangennehmung hab' ich ſie ſogleich unterrichtet, und ihnen auch, weil ich mir feſt vornahm, alles zu deiner Rettung zu verſuchen, zu einem erträglichen Ausgang ſogleich Hoffnung gemacht. Willſt du, ſo will ich ihnen auch nunmehr den Ausgang melden?„

Henneberg! ich erkenne in dir nun ganz den Freund, den ich in einer ſo verdrüßlichen Lage nöthig hatte, um nicht mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen. Nimm meinen Dank, den dir mein ganzes Herz ſo warm entgegenſchlägt. Was hätt' ich ſonſt, das ich dir geben könnte!

„Berthold! glaubſt du, daß mir ein Dienſt von der Art, daß mir meine Freundſchaft feil iſt? Ich bin überflüßig belohnt, wenn der Graf von Urach den Grafen von Henneberg Freund nennet.„

Warlich, Henneberg! du denkſt zu edel für einen Höfling. Glaube mir, unter allen den Schranzen, die an eurem Hofe herumſchwirren, fand ich keinen Henneberg — keinen, den mein Herz zum Freunde wählen konnte; denn es gehört viel dazu, Urachs Freund zu ſeyn.

„Nun ſo rechne denn auch in allem auf meine Freundſchaft.„

Das will ich, das muß ich. Geh, und mache alles, wie du es gut findeſt. Mein Kopf iſt durch die mannichfachen Anfälle auf mein Herz ſo verwirrt, daß ich ihn zu nichts brauchen kann; ich denke, und weiß nicht, daß, noch was ich denke.

„Ich will alles beſorgen. Unterdeſſen bis deine Kinder in Quedlinburg ankommen, mußt du ſchon dich entſchließen, ſo lange bey uns hier zu bleiben, dann hoff' ich es vom Kaiſer zu erlangen, daß du hin darfſt, um dich mit ihnen zu letzen.„

Du ſelbſt trauſt doch warlich deinem Kaiſer wenig zu, wenn du ihm nicht ſo viel menſchliches Gefühl zutraueſt, daß er mir erlaubt Abſchied von denen zu nehmen, die mir unter allem, was ich beſitze, das Liebſte ſind! — die die Natur ſo genau und feſt mit mir verband. Er wird doch nicht ſo ſehr unter die Menſchennatur herabgeſunken ſeyn?

„Nun wohl dann! — ich verſpreche dir hiemit in ſeinem Namen, du ſollſt nach Quedlinburg, aber ob auch nach Urach? — daran zweifle ich. Du kennſt des Kaiſers mißtrauiſches Herz, er könnte leicht argwohnen —„

O! ſchweig, Henneberg! du erniedrigeſt ihn immer tiefer in meinen Augen. Nur der in allen krummen Wegen erfahrne Böſewicht, der heimliche Schleicher kann bey jedem Tritte eines andern hämiſche Deutungen machen und Mißtrauen ſchöpfen — nicht ſo der offene freye redliche Mann. Wär' er das, er ließe mich ziehen, wohin ich wollte; aber daß er dieſes, wie du meynſt, mir nicht vergönnen wird, iſt ein Beweis, daß er jenes iſt.

„Urach — dein Blut wird ſchon wieder warm, du überlegſt nicht —„

So wahr ich ewig ſelig zu werden hoffe, ich weiß nicht, was du willſt. So mag der Ungläubigen Land mein Blut trinken — ſieh! unbegraben möge mein Leichnam unter Schild und Rüſtung verfaulen, wenn ich einſehe, was hier zu überlegen ſeyn ſoll. Soll man etwa erſt überlegen, ob ein Schurke ein Schurke zu nennen iſt? —— wer da überlegt, iſt traun! kein ehrlicher Mann.

„Stille Freund, ich ſehe, du biſt unverbeſſerlich. Wie aber, wenn ich dir einen Vorſchlag thäte. —„

Laß hören.

„Wenn ich deine Eltern nach Frankfurth, wohin du gehen wirſt, kommen ließe? du brauchteſt dann nicht nach Urach, und könnteſt ſie doch ſprechen.„

Je nun! wenn ſie's thun wollen, muß ich mirs wohl gefallen laſſen.

„Dafür laß mich ſorgen.„

Der Graf von Henneberg gieng und beſorgte auch wirklich alles auf dieſe Art.

XXXVI.

XXXVI.

Erwine war freylich diejenige, der unter allen die Nachricht, daß ſie ihren Berthold auf ſo lange Zeit verlieren ſollte, am tiefſten ins Herz drang. Und in der That war ſie auch am meiſten zu bedauern. Sie ſah ihre Kinder, die nunmehr in Quedlinburg ankamen, mit ſtiller Wehmuth an, und ein Strom von Thränen entquoll ihren durch Gram und Schwermuth trübe gewordenen Augen — eine lange dunkle Zukunft lag vor ihr. Sie erwartete nun täglich ihren Berthold, der Erlaubniß erhalten hatte, nunmehr ſein Gefängniß zu verlaſſen. — Er kam an, um von ihr Abſchied zu nehmen. Eine Schilderung dieſer Scene darf der Leſer nicht erwarten. Wer könnte ſie wohl, auch wenn er ähnliche erlebt und gleiche Empfindungen gehabt hätte, mit kalten toden Buchſtaben und doch mit aller der traurigen Stärke hinmalen und darſtellen, mit der ſie dargeſtellet werden müßte, wenn der Leſer nur etwas davon mitempfinden ſollte, was Berthold und Erwine empfanden. Doch um nur etwas gegeben zu haben, mögen hier einige einzelne Bruchſtücke ſtehen —

„Gott! ach Gott! Berthold, in welche traurige Lage hat uns deine unüberlegte Hitze gebracht!„

Unüberlegte Hitze — ſagſt du? ſprichſt du doch faſt wie ein Hoffräulein. Inzwiſchen nenn' es wie du willſt, du biſt ein Weib, und haſt das Recht zu ſchwatzen, was ein anderer mir nicht ſagen dürfte.

„Aber dachteſt du denn nicht an dein Verſprechen, das du bey unſerer Abreiſe unſern Eltern gegeben hatteſt? war nichts — war nicht der Gedanke an die unglücklichen Folgen, die daraus auf mich und deine Kinder hinfließen würden, im Stande, dich gemäſſigter zu machen? Ach Urach! Urach! daß du doch weniger Ritters — mehr Gemahls, mehr Vaterempfindung hätteſt!„

Keine Vorwürfe, liebe Erwine! am wenigſten jezt. Sie kämen in jedem Fall bey mir an den unrechten Mann und zur unrechten Zeit. Jezt iſt's doch zu ſpät. Und wozu alles das? Ich ſage dir, wären die Folgen noch tauſendmal trauriger, als ſie ſind, ich hätte nicht anders — ich hätte ſo handeln müſſen. Das zu beurtheilen, biſt du zu ſchwach.

„Verzeihung, lieber Berthold! wenn dich meine Empfindung, meine Sprache beleidiget, aber ich kann ja nicht anders. —„

Beleidigen wirſt du mich nie. Wohl ſagſt du: ich kann nicht anders — ich laß es gelten, aber auch ich konnte nicht anders, laß uns mit einander aufheben. Oder glaubſt du, daß Urach der Ritter jezt nicht auch fühle, was es heiße, eine Erwine — ein ſo liebes zärtliches Weib — ein paar ſo liebenswürdige hoffnungsvolle Kinder zu verlaſſen? Ach! beſte, theuerſte Erwine, hab' ich's je empfunden, daß mein Herz feſt mit dem deinigen verbunden iſt, dann iſt's gewiß jezt. Wie dieſes Herz hier unter dieſer Rüſtung ſchlägt, ſo ſchlug es nie, wenn ich das Blaue im Auge des Feindes ſah, und wenn über mir, unter mir, neben mir der Tod ſeine Senſe ſchwang.

— — — — —

„— — O! ich beneide ſchier das Mädchen im Thal, um ihre häusliche Ruhe und ſtilles Glück. Sie fürchtet nicht die blutigen Fehden — nicht Kampf und Mord — ihr Herz iſt ſicher, daß ihr nicht ritterlicher Blutdurſt ihren Geliebten raubt. Der Abend wiegt ſie ſanft zur Ruhe und die Morgenröthe weckt ſie wieder zum Glück der Liebe, aber ich — mich ſchreckt Sturm und Windſtoß — wenn jene im Arm des Geliebten ruhet, durchwein' ich raſtloſe Nächte einſam auf meinem Lager — mich umflattern die Eulen und Zaubervögel und wecken mich durch ihr ängſtliches Gekreiſche aus ſchreckhaften Träumen. — „

Erwine du ſchwärmſt. Vergiß dich nicht, haſt du nie auch das Glück der Liebe empfunden?

„Liebe? ſonſt freylich glaubt' ich, Liebe ſey Glück, ſey höchſte Seligkeit, ſey Paradieſes Vorſchmack, ſey himmliſches Gottesgeſchenk — thue wohl, wie Stral der Sonne der gefrornen Erde, ſey ſanfter Regen auf die lechzende Flur, erfriſche wie kühler Wind in der Schwüle des Mittags, aber — — es iſt nicht ſo — warlich! es iſt nicht ſo! Liebe iſt Gift dem Geſunden — Hitze dem Durſtigen — Leiden dem Glücklichen — preßt Thränen aus dem Fröhlichen — jagt im ewigen Kreiſe von Drangſalen den Müden herum — macht bange ums Herz — trübt die Seele und verfinſtert den Weg des Lebens, ſtatt ihn zu erhellen. Wär' ich wohl ſonſt das bedauernswerthe Geſchöpf, das ich bin?„

Armes — unglückliches Weib! du dauerſt mich — aber was hilft dir mein Bedauern?

dauern? Könnte mein Blut dir die Ruhe des Lebens erkaufen, dir ewig dauernde Wonne und Glück verſchaffen, es ſollte fließen bis auf den lezten Tropfen.

„Nicht dein Blut, Urach, kann Linderung mir ſchaffen, wohl aber dein Leben und — deine Liebe.„

Und zweifelſt du vielleicht an meiner Liebe?

„Das eben nicht, aber du willſt mich doch verlaſſen!„

Muß ich nicht? Sieh! dieſe Hand aufs Herz gelegt, und dieſe zum Himmel gehoben, ſchwör ich dir ewige Liebe. Willſt du mehr als dieſes, ſo ſage. —

„Berthold! du biſt ganz wieder mein Berthold. Dein Mitleiden alſo hätt' ich — noch mehr, auch deine Liebe, und ein mitleidiges Wort von dir iſt ein ſüßer Tropfen Troſtes. Zwar nur ein Tropfen in ein tiefes Meer von Leiden, aber doch Troſt. Komm in meine Arme, nimm dieſen Kuß — den lezten vielleicht von deiner Erwine. Gott! — wie das ſchmerzt — tief im Herzen ſchmerzt — den lezten!!„

Das wolle der Himmel nicht! Erwine, was ſollte aus deinem Berthold werden?

„Und was aus deiner Erwine, wenn's doch ſo wäre! o! ihr Männer habt es köſtlich. Ein Feindes Schwerd macht allem eurem Unglück ein Ende — aber das arme kummervolle Weib quält ſich langſam zu Tode — windet ſich zagend durch ein elendes Leben hin, wie der halb zertretene Wurm im Staube — hat kein Leben und ſtirbt doch nicht.„

Gott und alle Heilige ſtehet mir bey, wenn's ſo wäre! Erwine, du weckſt eine grimmige Empfindung in mir. Mein Blut kocht — mein Hirn brennt — nein es iſt nicht ſo — es kann nicht ſo ſeyn — es darf nicht ſo ſeyn. —

„Ach Berthold! und wird doch ſo ſeyn. — (ſie weint)„

Ich kam mit Muth das Herz geſtählt, und nun zerſchmilzt's in ſchmerzliche Wehmuth hin! Deine Thränen, Erwine, brennen heiß durch Stahl und Eiſen dieſer Rüſtung durch — ſie martern mich mit Henkerquaal und thun doch wohl dem Herzen als

Beweis

Beweiſe deiner zärtlichen Liebe. — Trockne — trockne dieſe ſüßen bittern Thränen!

„Trocknen? ach laß ſie fließen! Sie werden künftig mein Troſt und meine Nahrung ſeyn. Wenn du ſchon ausgeröchelt und ausgeblutet haſt, wird's in dieſem Herzen noch ſtürmen, und der Anblick dieſer unſchuldigen und doch unglücklichen Kinder, wie oft wird er den geliebten Vater in meine Fantaſey hinein zaubern? und was für Linderung bleibt dann dem ſchwachen Weibe wohl noch übrig, als Thränen? Ich werde um mich herſehen, und dich nicht finden — ich werde rufen — du wirſt's nicht hören — deine Kinder werden nach dir fragen, und ein Strom von Thränen wird ihre Frage beantworten. Berthold! ach Berthold! wie's in dieſem Herzen kämpft — zuckt — brennt — kocht — bald hab' ich keinen Sinn mehr — kein Wort mehr, um dir zu ſagen, was ich leide.„

Und was du leideſt, gute Seele, fühlt Urach mit doppeltem Schmerz. Bald, ihr guten Heiligen, wird mirs zu ſchwer, was ich tragen ſoll, (abwärts) — und wenn ich nicht hier zum Weibe werden ſoll, muß ich bald fort — mein Herz fängt an ſchwach

zu

zu werden — fort muß ich — Es ſey! (zur Thür hinaus rufend) He! ihr Knappen und Geſellen! iſt alles fertig?

Einer von ſeinem Gefolge: „Man erwartet euch und euere Befehle, Herr!„

Führt mir mein Roß vor! Ihr alle ſitzt gleich auf. Mein Schild und Schwerd! —

„Hier iſt's. Habt ihr ſonſt noch etwas zu befehlen? wir ſind alle bereit. —„

Nichts. Ich komme.

Erwine ſchrie laut auf: Berthold — Berthold! wozu Schild und Schwerd? wo willſt du hin?

„Wohin der Kaiſer mir gebeut zu gehen. Mein Schickſal will's und ich gehorche. Zwar ſträubt ſich mein Herz und zieht mich zurück, aber Pflicht und Ehre gebieten vorwärts. Ich muß — Hier, Erwine, dieſen Kuß — er ſey das Pfand und Siegel ewiger Liebe! Gott mit dir und mir! — Und nun leb' wohl! — —„

Erwine hieng ſich feſt an ihn, als ob ſie ihn nicht von ſich laſſen wollte — Bleib — rief ſie, bleib, Berthold! ich gehe für dich hin, werfe mich dem Kaiſer zu Füßen — flehe — bitte — weine. Er wird mich hören und dich mir laſſen.

„Wie? Erwine, das könnteſt — das wollteſt du thun? Pfui! das hieße ſich zum Sclaven erniedrigen. Gut, daß es der Kaiſer nicht hört — nicht weiß, es wäre eine zu ſüße Rache für ihn.„

Nun ſo werf ich mich vor dich hin. Willſt du mich auch nicht hören?

„Ha! das geht weit — iſt mehr als ich tragen kann. Erwine! ich kann nicht — ich muß fort, laß mich, damit ich nicht ſchwach werde! — —„

Er riß ſich von ihr los — küßte in wilder wüthender Traurigkeit ſeine Kinder, ſchwang ſich aufs Pferd und jagte, ohne ſich ſeiner bewußt zu ſeyn, davon.

Erwine ſank halb tod nieder, da er ſich aus ihren Armen riß.

Iſt er fort? — rief ſie, da ſie wieder zum Beſinnen kam — ja! fort iſt er. Ach! daß ihn meine Thränen — meine Liebe — meine Marter nicht halten konnte! aber fort iſt er — fort auf immer. Nein! Gott im Himmel, nur das nicht! o! ihr Heiligen, wenn er's wäre — wenn ihn mein Auge nichts wieder ſähe — wenn er fiele durch des Ungläubigen Schwerd! — der Gedanke faßt eine ganze Hölle in ſich — hier hören meine Sinnen auf — Gott ſey mir gnädig und alle Heiligen!!

Der Graf Urach war indeſſen in der Betäubung, worein ihn die ſchrecklichen Veränderungen, die mit ihm vergegangen waren, beſonders aber ſein Abſchied von Erwinen, geſezt hatten, zu Frankfurth angekommen, wo er ſeinen Vater nebſt dem alten und jungen Steinheim fand. Der alte Graf von Urach zitterte mit ſeinem ehrwürdigen Silberhaare an der Hand des begreiſten Steinheims ſeinem Sohne entgegen. Der Kammer um ſeinen Sohn hatte ihn in der kurzen Zeit, da er ihn nicht geſehen hatte; dem Grabe um vieles näher gebracht. Dieſer Anblick war dem Grafen Berthold ein Dolchſtich ins Herz, und das Gefühl ſeines eigenen Unglücks griff ihn mit doppelter Wuth an. Er hatte gefürchtet, hier Vorwürfe wegen ſeines Betragens auf dem Reichstage anhören zu müſſen — er eilte alſo auf ſeine Eltern zu, und rief ihnen entgegen:

„Bin ich ſchon verdammt, oder darf der angeklagte Sünder noch etwas zu ſeiner Rechtfertigung ſagen?„

Laß gut ſeyn — ſagte der alte Steinheim — du berührſt eine unangenehm tönennende Saite. Wir ſind nicht hieher gekommen, zu richten oder zu verdammen. Dein Richter iſt in dir.

Sie verſchonten ihn mit Vorwürfen. Dieſes, und daß der junge Steinheim ſich die Erlaubniß bey dem Alten ausgewirkt hatte, den Grafen Berthold auf ſeinem Zuge in das heilige Land begleiten und die Gefahr mit ihm theilen zu dürfen, rührte ihn tief, — griff ihn aber hart an.

Kinder! ſagte der alte Graf Urach vor ihrer Abreiſe — ihr habt ein großes wichtiges Werk vor. Sorget, daß nicht Gottes Kreuz euch zum Fluche werde. Seyd tapfer und brav, aber auch — edel und menſchlich. Auch eure Feinde ſind Menſchen — behandelt ſie als ſolche. Thut was Ehre und Pflicht gebieten, aber — hört auch die Stimme der Menſchlichkeit. Der Ruhm des Kriegers, der ihn blos im Blute ſucht, fließt mit dem Strom vergoſſenen Menſchenbluts dahin — aber der Lobſpruch des Feindes iſt bleibendes Siegeszeichen. Seyd nicht blos Menſchenwürger — ſeyd Menſchen auch im Kriege. Dann wird Gott, deſſen Sache ihr führet, für und mit euch ſtreiten, und mein lezter Hauch ſoll Segen über euch beten. Ich zweifle, Kinder, daß ihr mich wieder finden werdet, denn ich fühl's, meines Lebens beſte Kräfte ſind vertrocknet — ich wanke meinen Grabe entgegen, und ruhig und gern will ich hineinſinken, wenn ich nur weiß, daß ihr gut und brav ſeyd. — Mir wird — ach! Gott! ich weiß nicht — Schmerz und Wehmuth bindet mir die Zunge — ich wollte euch viel ſagen — aber ich kann nicht — Gott geleite euch auf eurer Reiſe! — Lebt wohl! —

Sie verließen Frankfurth, giengen durch Frankreich nach Genua und von dort aus auf einem genueſiſchen Schiffe in Geſellſchaft anderer Ritter nach dem heiligen Lande.

Berthold von Urach.

Eine wahre, deutſche, tragiſche
Rittergeſchichte
aus den Zeiten
des Mittelalters.

Nebſt
einer Abhandlung über die Kreuzzüge, ihren Urſprung, ihre Geſchichte und Folgen.

Zweyter Theil.

Mit vier Kupfern.

Leipzig,
verlegts Adam Friedrich Böhme.
1789.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

— — Succus loliginis —
aerugo mera! quod vitium procul afore chartis
atque animo prius, ut ſiquid promittere de me
poſſum aliud, vere promitto. Liberius ſi
dixero quid, ſi forte jocoſius, hoc mihi juris
cum venia dabis.

Horat. Sat. IV.

— — Blackfiſch-Blut und Schuſterpech! —
Wenn
ich was von mir verſprechen kann, ſo iſt's
daß meine Schriften (wie mein Herz zuvor)
ſtets rein von dieſem Gifte bleiben ſollen.
Entwiſcht zuweilen mir im Scherz vielleicht
ein allzufreyes Wort, ſo wird es mir
doch wohl zu überſehen ſeyn. — —

Horazens Satyren von Wieland.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Vorbericht.

Wenn es wahr iſt, was ich neulich las, daß die Verlagshandlung gewöhnlich das Organ ſey, wodurch das Publikum dem Schriftſteller zu verſtehen gebe, ob er eine angefangene Schrift fortſetzen ſolle oder nicht — ſo darf ich ohne Furcht dieſen zweyten Theil des Bertholds von Urach dem Publikum übergeben, denn mein Herr Verleger verlangte ihn. Ob ihn auch die Herren Rezenſenten verlangt haben, weiß ich nicht; denn außer der allgem. Litt. Zeitung leſe ich keine Rezenſionen, und dieſe hat, ſo viel ich mich erinnere, von meinem Urach keine Notiz genommen; warum nicht? — weiß ich eben ſo wenig. Wie dem auch ſey! Genug der zweyte Theil erſcheint hier, wie der Augenſchein lehret, und zwar nach einem etwas langen Zwiſchenraum; denn ſein Zwillings-Bruder, der erſte Theil, kam ſchon im Jahr 1787. zur Welt. Es wäre lächerlich, mich wegen dieſes langen Verzugs entſchuldigen zu wollen, da ihn, die Wahrheit zu ſagen, niemand (einige vielleicht partheyiſche Freunde ausgenommen) als mein Herr Verleger, den ich freylich, wie geſagt, für das Organon des Publikums nehme, von mir verlangt hat, theils aber auch meine Entſchuldigungs-Gründe von meiner individuellen Lage, und der mancherley in jenem Zwiſchenraum mich betroffenen Lebensveränderungen hergenommen werden müßten; welches alles freylich für mich äußerſt wichtig, für das Leſepublikum aber eben ſo unwichtig iſt. Man hält es für unanſtändig, und das mit Recht, ohne Hoſen oder in der Nachtmütze auf öffentlichem Markte ſeine Nothdurft zu verrichten; aber eben ſo unſchicklich, dünkt mich, ſey es, wenn ein Schriftſteller ſeine ganze häusliche Verfaſſung, perſönlichen Verhältniſſe, Lagen und Verbindungen, Bewegungsgründe, warum er etwas that, oder Hinderniſſe, warum er es nicht that, vor dem Publikum auskramt, und ſeine Leſer vom Keller bis auf den oberſten Boden ſeines Hauſes, und wieder zurück führt.

Ueberhaupt denke ich, daß ein gutes Buch noch immer früh genug, und ein ſchlechtes immer noch zu früh erſcheine. Bey meinem Herrn Verleger habe ich mich längſt gerechtfertiget — mehr braucht es nicht. Und ſo wäre denn dieſer Punkt abgethan.

Auch über den Ton, worinnen dieſer Theil geſchrieben iſt, werde ich nichts ſagen. Jeder Menſch hat ſeinen eignen Ton, und jeder ſpielt ſein Inſtrument auf ſeine eigene

Manier. So auch ich. Andere zu überzeugen, daß dieſe Manier, dieſer Ton, wo nicht der beſte und reinſte, wenigſtens nicht der ſchlechteſte ſey, iſt meiſtentheils vergebliche Arbeit, die ich bey nothwendigern und dringendern Geſchäften ſcheue.

Von der Abhandlung über die Kreuzzüge aber, die mit dem Gegenſtande dieſes Buches in der genaueſten Verbindung ſind, könnte man vielleicht ſagen, daß ſie überflüſſig ſey, denn man finde das alles weit ausführlicher in beſſern und größern Werken. Ich antworte: Ganz recht; man findet es dort, denn auch ich habe das, was ich hier liefere, dort gefunden, und hier gebraucht; aber eben weil dieſe Werke größer und ausführlicher ſind, intereſſiren ſie meiſtentheils nur Geſchichtforſcher von Profeſſion, und kommen nur ſelten in die Hände ſolcher Leſer, die ein Buch, wie Berthold von Urach iſt, leſen; und daher habe ich geglaubt, nichts überflüſſiges zu thun, wenn ich einen lesbaren Auszug aus je-

jenen Schriften machte, und ihn durch das Vehikel meines Bertholds in größern Umlauf brächte. *) Ich wünſche, daß mein Auszug wirklich etwas lesbares und nützliches für die Claſſe von Leſern, die ich wahrſcheinlich erhalten werde, ſeyn möge. Mehr verlangt mein beſcheidener Wunſch nicht, und weiter ging daher auch meine Abſicht nicht.

Sind übrigens meine Leſer und Kunſtrichter mit meinem Buche nicht zufrieden, ſo werden ſie es doch damit ſeyn, daß ich verſichere, meine ſchriftſtelleriſche Laufbahn habe, wenigſtens in dieſem Fache, mit dieſen zweyten Theil des Bertholds ihr Ende

er-

---

*) Die Werke, die ich dazu gebrauchte, ſind: Gesta Dei per Francos, Voltaire Histoire des Croisades, du Chesne 4 Tom. rer. ſcript. franc., Moulls Geſchichte der Kreuzzüge, Majers Verſuch einer Geſchichte der Kreuzzüge, und viele andere bekannte Werke der allgemeinen Welt- und beſondern Staaten-Geſchichte, nebſt einigen kleinern Aufſätzen, die hie und da in Journalen und Zeitſchriften zerſtreut herum lagen.

erreichet. Mehr kann ein ehrlicher Mann in guter Geſellſchaft nicht thun, als daß er aufhört, ſo bald er merkt oder vermuthet, daß ſein Geſpräch der Geſellſchaft läſtig werde.

Ergo cave liber et timida circumſpice
mente,
Ut ſatis a media ſit tibi plebe legi;
Dum petit infirmis nimium ſublimia pennis
Icarus, Icariis nomina fecit aquis.

— — — — — — —

Tantum ne noceas, dum vis prodeſſe, vi-
deto:
Nam ſpes eſt animi noſtra timore minor.

— — — — — — —

Plura quidem mandare tibi, ſi quaeris, ha-
bebam;
Sed vereor tardae cauſa fuiſſe morae.

Ovid. Lib. Triſt.

Berthold von Urach.

Eine wahre, deutſche, tragiſche
Rittergeſchichte
aus den
Zeiten des Mittelalters.

Zweyter Theil.

I.

„Sie verließen Frankfurth, giengen „durch Frankreich nach Genua, „und von dort aus auf einem genueſiſchen „Schiffe in Geſellſchaft anderer Ritter nach „dem heiligen Lande.„ — —

Da war es, liebe Leſer und Leſerinnen, wo wir am Schluſſe des erſten Theils unſern Berthold von Urach und den jungen Steinheim verließen. — Wenn Ihr nicht gar zu miſanthropiſch, oder mit Freund Wieland zu reden — gar zu ſultaniſch denket und empfindet, das heißt verdolmetſchet: — wenn ihr für das, was des Lebens ſüßeſte Freuden ausmacht, Geſchmack, Sinn, und Gefühl habt, und wenn ihr das nicht habt, ſo iſt dieſes ganze Büchlein für euch nicht geſchrieben, und jedes Blatt darinnen eine Tabula rata, ſo könnet ihr eure Zeit beſſer anwenden, wenn ihr ſtatt deſſen, jeder nach ſeines Herzens Gelüſten, entweder Höferi verbeſſerten Himmelsweg leſet, oder Doctor Fauſts Höllenzwang, oder Johann Caſpar Lavaters berüchtigtes Lobgedicht auf den katholiſchen Gottesdienſt, oder ſeinen Pontius Pilatus, oder ſeinen Nathanael, oder auch, welches einerley iſt, des Pfarrers Stolz zu Bremen Joſeph, oder auch deſſen in uſum Delphini herausgegebene Fibel vulgo A. B. C. Buch, oder des berühmten Phyſicus in Bremen. D. A. Wienholts Beytrag zu den Erfahrungen über den thieriſchen Magnetismus, oder auch das weltbekannte waſſerſüchtige Buch des Herrn Hofprediger Starck: Ueber KryptoKatholicismus, Proſelytenmacherey, Jeſuitismus, geheime Geſellſchaften, und beſonders die ihm ſelbſt von den Verfaſſern der Berlin. Monatsſchrift gemachte Beſchuldigungen mit Actenſtücken belegt — oder ſo ihr lieber wollt, die Lappenbergiſche Apologie Lavaters, die ein Erzböſewicht und Heide, Joculus Gerontodidaſcalus Serius genannt, mit feſter und klarer, obgleich nicht ſanfter Wahrheit herausgegeben hat — oder ihr könnt euch auch, welches wohl dem alten Adam noch beſſer behagen möchte, beſtreicheln, betrabbeln, manipuliren, magnetiſiren laſſen, oder wie ihr es nennen wollet —— — Wenn ihr alſo (um doch endlich einmal wieder einzulenken *) nicht gar zu ſultaniſch denket, ſo müßt ihr geſtehen, daß die Lage und Stellung einer manipulirten Demoiſelle, und die eines in actu manipulationis ſich befindenden Magnetiſörs zehntauſendmal beſſer, behaglicher und ungleich wonniger ſeyn müſſe, als die Lage und Stellung Bertholds und ſeiner Erwine war.

Welche gefährliche Folgen die Hitze des jungen Grafen von Urach, die ich, ſo gern ich ihn auch entſchuldigen möchte, doch unbeſonnen nennen muß, für ihn und die gute ſanfte Er-

---

*) Aus dieſer, für einen ſchwindſüchtigen Leſer etwas beſchwerlichen langen Tirade, kann man, denk' ich, ſchließen, was für Leſer dieſes Büchlein eigentlich nicht haben wolle; was für Leſer es aber bekommen werde, mögen Zeit und Kunſtrichter beſtimmen. Die letzten mögen euch ohnbeſchwert dem Verf., wegen ſeines kauderwälſchen, mit hundert Zwiſchenſätzen durchſchnittenen Stils, die nöthige Zurechtweiſung geben, — wenn die folgenden Blätter nicht beſſer werden.

Anmerk. des Setzers.

ſeine hatte, und welche ungleich gefährlichere ſie hätte haben können, aber durch des Grafen Hennebergs freundſchaftliche, obgleich nicht ganz uneigennützige Verwendung nicht hatte, das alles müſſen meine Leſer aus dem erſten Theile dieſer Geſchichte ſich erinnern, oder auch, denn es iſt lange her, daß wir einander dort ſprachen, im erſten Theile wieder nachleſen.

Bey aller Strebſamkeit des erfindungsreichen Genies unſers Zeitalters, wodurch Luftſchiffahrt, Goldmachen, und Divinationsgabe, drey höchſt ſchätzenswerthe Göttergeſchenke, unter den Menſchen in Umlauf gebracht wurden, hat man es doch bis auf dieſe Stunde, ſo viel ich weiß, noch nicht ſo weit bringen können, zu gleicher Zeit im heiligen Lande und auch in Quedlinburg zu ſeyn. Wir müſſen uns alſo wohl, ſo lange, bis man auch dieſe verborgene Kraft, die gewiß noch irgendwo im Menſchen ſteckt, wird aus ihren Schlupfwinkeln, ſo wie das magnetiſche Fluidum, hervorgezogen und wirkſam gemacht haben, gefallen laſſen, entweder dem Grafen Berthold zu folgen, oder bey Erwinen in Quedlinburg zu bleiben. Ich wähle aus natürlicher Anhänglichkeit an das weibliche Geſchlecht das letzte, in Hofnung, daß meine Leſer und Leſerinnen mit meiner Wahl zufrieden ſeyn werden, und wären ſie es nicht — je nun! ſo mögen ſie die folgenden Blätter überſchlagen.

Wir laſſen alſo unſern Berthold und Steinheim im gelobten Lande ihr Weſen mit den unheiligen feindlichen Köpfen treiben, ſo gut als ſie können oder wollen, und ſehen, was aus Erwinen, nach der Trennung von ihrem Urach, geworden iſt.

Erwine, das ſanfte gute Geſchöpf, die einmal von Mutter Natur ſo reizbar gebildet war, daß ſie nicht nur die Laſt, die in dieſem Augenblicke ſie drückte, doppelt empfand, ſondern die auch gewöhnlich alle trübe Wolken, die am fernſten Horizont ſich zeigten, mit ängſtlicher Kümmerniß fürchtete, ſah diesmal doch ein, daß das Ungewitter, das ſo fürchterlich über ihr und ihrem Urach hinrollte, ungleich ſchrecklicher hätte werden können, als es bis jetzt geworden war. Der Schlag, der ſie getroffen hatte, war hart genug, aber doch fand ſie noch einigen Troſt darinnen, daß er nicht ſo hart war, als er hätte werden können, und — hätten Urachs Feinde, die Höflinge, ganz geſiegt, gewiß geworden wäre.

Es iſt eine herrliche Sache für einen Leidenden, wenn er noch Beſinnungskraft genug hat, ſich an dieſen, obgleich ſchwachen Strohhalm zu halten; er gewinnet wenigſtens Zeit, ſich nach einer feſtern Stütze umzuſehen, und läuft nicht Gefahr, ſich zu frühzeitig der Verzweiflung in die Arme zu werfen. Die Trennung von ihrem Gemahl war eine tiefe Wunde, die man ihr geſchlagen hatte; aber kaum hatte ſie ſich von der erſten Betäubung ihres Schmerzes erholet, ſo dankte ſie der Vorſehung, daß ſie wenigſtens Urachs Leben ihrem Gebete geſchenkt hatte.

Wenn ihr, liebe Leſer, euch in Erwinens Lage zu verſetzen fähig ſeyd, und ich wollte gern, daß ihr es wäret, ſo werdet ihr ſo billig ſeyn, eure Bewunderung ihr nicht zu verſagen. Es war wahrer Heldenmuth, deſſen nur wenige fähig ſind. Sie war ein Weib, ein zärtliches, tiefverwundetes, und ihren Schmerz ganz fühlendes Weib — empfindſam, ohne empfindelnd zu werden. Möge dein Geiſt, edles Weib, einſt zwiefältig auf dem Mädchen ruhen, das ſich mein Herz erkieſt, *) dann bin ich

---

*) Hier giebt der Verfaſſer einen Fingerzeig, daß er noch unbeweibt ſey —

Anmerk. des Setzers.

ich für die Mühe, die ich auf die Erzählung deiner Geſchichte verwende, hinlänglich belohnt!

Die Beſchäftigung mit ihren Kindern, die ſie bey ſich hatte, und der fromme, obgleich irrige Gedanke, daß der Himmel die Ritter, die ihr Schwerdt zu Befreyung des heiligen Landes zögen, in ſeinen beſondern Schutz nehme, und daß die Bravheit und Rechtſchaffenheit ihres Urachs dieſes Schutzes doppelt werth wäre, minderte wenigſtens in etwas den Schmerz der Trennung von ihrem Urach. Ihre tiefe Traurigkeit änderte ſich nun in jene ſanftere Melancholie um, die für weichgeſchaffene Seelen oft ſogar gewiſſe Annehmlichkeiten enthält, die ſie für alles glänzende Glück nicht vertauſchen würden. Dies war bey Erwinen der Fall.

Oder vielleicht gern wieder ſeyn möchte — denn auch dieſer mögliche Fall, guter Freund, läßt ſich, wie ich meyne, aus jenem Fingerzeig ſchließen.

Anmerk. des Verfaſſers.

Und ich meyne, es laſſe ſich aus dem allen ſchließen, daß der Verf. ein loſer Schalk ſey.

Anmerk. eines Rezenſenten.

Dieſe ſanftere Melancholie fand gerade im Kloſter, ihrem jetzigen Aufenthalte, ſo viel Nahrung und Unterhaltung, daß die Einſamkeit des Kloſters, und die mancherley Anläſſe, die ſie da fand, ſich ihrer Melancholie zu überlaſſen, ihr dieſen klöſterlichen Aufenthalt wirklich jezuweilen angenehm machten. — So findet der unſchuldige, edle, ſeine Würde fühlende Mann oft in dem dunkelſten Kerker Beruhigung, das Klirren ſeiner Ketten iſt ihm Jubelklang, und die Geſellſchaft einer Spinne angenehmer, als die ſteife Unterhaltung am Gallatage mit einer Hofdame.

Es gehört eine beſondere Stimmung der Seele dazu, um zu fühlen, was und wie ſie fühlte, wenn ſie in den einſamen Kloſtergängen, wo jeder Fußtritt in einen hohlen dumpfen Wiederhall ſich verlor, ihren melancholiſchen Betrachtungen ſich überließ. Wie Fieberfroſt den Körper des Kranken, ſo durchſchütterte dann der Gedanke an ihren Urach ihre bekümmerte Seele. Wenn ſie der vorigen Zeiten gedachte, wo in ihres ehrwürdigen Vaters Hauſe leichter, froher Sinn ihr jugendliches Blut geſchwinder fließen machte, dann ſank eine ſchwarze Wolke von Schwermuth auf ſie herab — ihr Blut ſtockte — ihre Kniee zitterten —

ten — ihr Tritt war unſicher, ſie mußte ſtillſtehen, oder ſich ſetzen — und dann verlor ſie ſich in grämlichen Sorgen.

Die Ausſicht ihres Zimmers (und man hatte es wohlbedächtig alſo gewählt) ging ein breites großes Thal entlang, das von waldichten Bergen begränzt wurde. Vor ihren Augen lag die ſchöne Natur — ſo ſchön, als ſie vor Erwinen lag, wenn die Morgendämmerung den dunkeln Tannenwald lichter machte, und durch einzelne lichte Stellen, wo in ungeſtörter Sicherheit flüchtige Rehe und Hirſche ſich ätzeten, die Morgenſonne ſtrahlte, oder der Mond freundlich durch die Tannen blickte — mahlt ſie ſchwerlich ein Dichter. Aber ſie ſah ſie nicht dieſe ſchöne Natur, wenn ihre Blicke auf ihre verwaiſeten Kinder fielen; ſie war taub für die ſchmelzenden Melodieen der Nachtigal, die doch ſonſt eine vertraute Freundin der Liebenden und Leidenden iſt. Unter ihrem Fenſter dufteten blühende Bäume ihre Würze aus; der Garten, obgleich nicht mit Hirſchfeldiſcher Gartenkunſt angelegt, noch in Bremiſch Wickelhauſenſcher Manier vergoldet und verſchnitzelt, prangte mit bunten wohlriechenden Blumen aller Art — aber nicht für ſie; ihr war das alles eine wüſte Einöde, denn ihr Gram nahm ja nicht Theil daran. Ein Strom heißer Zähren entquoll öfters beym Anblick dieſer Schönheiten, die ſie allein genießen ſollte, ihren ſchönen Augen.

Vergeblich ſprachen ihre Jungfrauen und Zofen ihr Muth ein, vergeblich ſuchten ſie ihre grämliche Gebieterin durch Rede und Gegenrede aufzuheitern.

„Ihr ſeyd Alltags-Geſchöpfe, ſprach ſie,
„habt nicht verloren, was ich verlor,
„wie könnt ihr empfinden, was ich em-
„pfinde? Es iſt nur ein Urach, und
„das iſt der meinige; auch nur eine Er-
„wine kann um ihn trauren, und das
„bin ich.„

Nun iſt es freylich eine eigene Sache über Empfindungen eines andern urtheilen zu wollen, und man ſollte ſich billig alles Urtheils in ſolchen Fällen enthalten. Denn niemand weiß beſſer, was und wie viel er empfindet, als der, der es empfindet.

Erwine mag alſo immerhin viel Recht auf ihrer Seite gehabt haben. Ich inzwiſchen, der ich viele geheime Papiere, dieſe Geſchichte betreffend, eingeſehen habe, weiß beſſer, als Erwine es wußte, oder wiſſen konnte, daß unter ihren Jungfrauen doch manche war, die ihr Herz nur noch halb das ihrige nennen konnte, denn von einigen hatte die andere Hälfte mancher junge Knappe in Urachs Gefolge mit nach dem heiligen Lande genommen, und ſo that Erwine dieſen Jungfrauen Unrecht, wenn ſie glaubte, ſie könnten nicht empfinden, was Trennung von Geliebten ſey. Sie empfanden es wirklich, obgleich vielleicht nicht in dem Grade, und mit einer andern Modification.

Inzwiſchen, weil Erwine hievon keine Kenntniß noch Ahndung hatte, und die Jungfrauen keinen Beruf in ſich fanden, ihr Kenntniß davon zu geben, ſo konnten ſie nichts thun, als ſchweigend ihre Thränen mit den Thränen ihrer Frau zu vermiſchen. Erwine — die gute ſanfte Seele, glaubte, dieſe Thränen würden ihrem Urach geweint, aber — — meine Leſer und ich wiſſen beſſer, wem ſie geweint wurden.

Nur dann, wenn bedeutſame Vorbilder von verlornen Zähnen, von Eulengekrächze, von geſehenem blutigen Schild und Waffen, von Leichenzug und Grabesſang und Todtenbahren, vom Todtengräber in der Wand, ihre fromme Gebieterin in nächtlichen Träumen geängſtiget

hat

hatten — dann fanden die geſchwätzigen Zungen der Zofen eine Gelegenheit, beym Morgengruß ihre weiſen Tröſtungen in einem Strome von wäſſerichten Deutungen über die arme Erwine ſich ergießen zu laſſen. Dann lag ihr der Gedanke an ihren Berthold näher, als jemals, und auch dann nur brach ſie in laute ungeduldige Klagen aus —

„Du biſt gefallen, mein Berthold, wie ein „Edler fällt! ich ſah im Traum deine blutenden Wunden — deine kalte Hand lag „in der meinigen — du biſt gefallen, „und ich bin Wittib, und deine Kinder „ſind Waiſen!“

Ein andermal begann ſie eine lange Zeitrechnung von da an, bis zum Ablauf der ſechs Jahre, die der Graf, zufolge kaiſerlichen Befehls, im heiligen Lande zubringen ſollte. Sechs Tage ſind ſchon eine Ewigkeit für ein liebendes Herz voll Sehnſucht und Verlangens, und nun gar ſechs Jahr!! — Wenn ihr, liebe Leſer und Leſerinnen, je geliebt und gefühlt habt, was es heiße, ſo lange von dem geliebten Gegenſtande, der das ganze Herz erfüllet, getrennet zu ſeyn, oder ihn gar, wie es hier der Fall war, in Lebensgefahr zu wiſſen; ſo werdet ihr geſtehen, daß dieſe Zeitrechnung von ſechs Jahren eine ſchreckliche Ewigkeit für das ſanfte ſchmachtende Herz Erwinens ſeyn mußte.

„Ach! ſeufzete ſie, wie oft wird noch die ſchöne Apfelblüte, die meinen Urach und mich ſonſt ſo herzlich erfreuete, vom Winde verweht werden? wie oft wird der Weinſtock noch Augen gewinnen, und Trauben bringen, wie oft der Wind durch die leeren Fruchtfelder wehen, und im Haſelbuſch raſſeln? wie oft der hohe Brocken ſein Haupt in Schnee und Eis hüllen, ehe er wiederkehret zu ſeinem traurenden Weibe und lallenden Kindern? Wohl mag er jetzt ſiegreich auf dem Schlachtfelde ſtehen, und im Blute ungläubiger Barbaren ſich baden — aber was nützen mir ſeine Siege, was mir ganze Ströme unheiligen Blutes, wenn ich einſam, voll Furcht und Sorge ihn zu verlieren, in meiner Zelle ſchmachte? Ach Urach! Urach! meine Angſt iſt die Angſt verdammter Miſſethäter, womit verſchuldete ich dieſe Leiden?„ —

Es gehörte gewöhnlich etwas Zeit dazu, ehe ſie Anfälle und Ausbrüche ihres Schmerzes von der Art überwinden und vergeſſen konnte. Doch ich an der Reinigkeit ihrer Herzen auch nur den geringſten Zweifel haben ſollte; aber das mögen ſie mir immer verzeihen, wenn ich glaube, daß Erwinens Andacht wohl die reinſte unter allen geweſen ſey, rein — um mit Herder zu reden, von aller Vergeiſtung des Körpers, oder auch umgekehrt — rein, von aller Verkörperung des Geiſtes.

Wenigſtens verdiente ſie mit eben ſo viel, und auch wohl mit mehrerem Fug und Recht die Glorie einer Heiligen, als die heilige Maria Creſcentia von Kaufbeuern, oder die heilige Armelle, oder die heilige Johanna von Cambray, oder die heilige Angelina von Foligno, oder die heilige Mechtildis aus Sachſen, oder die heilige Maria de l Incarnation, oder die heilige Maria

---

zweytens aber auch, weiß ich in der That dem Kinde keinen andern Nahmen zu geben, wenn es dieſen meines Erachtens ganz expreſſiven nicht haben ſoll — Nichts für ungut! — ſagt Meiſter Wunderlich in der Comödie.

Wer Luſt und Belieben hat, mehr über dergleichen indecente Teufeleyen zu leſen, findet es bey einem unſerer eleganteſten, obgleich nicht immer diſcreteſten deutſchen Schriftſteller — **Zimmermann von der Einſamkeit** 2. Theil.

ria Magdalena von Pazzis, oder die heilige Catharina von Genua, oder auch ſelbſt die heilige Urſula mit allen ihren elftauſend **angeblichen** Jungfern, oder welche andere gebenedeyte Jungfrau ihr lieber wollt — ſie verdienet haben mögen.

II.

Der Graf von Henneberg — denn es iſt doch wohl Zeit, den jungen Mann auch wieder einmal auftreten zu laſſen — war, wie die Leſer aus des erſten Theils S. 263. wiſſen, weder ein heiliger Antonius, Ammonius oder Evagrius — das heißt, keineswegs, wie dieſe gebenedeyten Heiligen mit dem ſpiritu fornicationis geplagt;*) noch ruhete der engelreine Geiſt des guten ehrlichen Doctors Gmelin zu Heilbronn auf ihm, der Tagelang die Mädchen manipuliren kann, ohne — laut ſeiner **Verſicherung** — auch nur die geringſte unreine Fleiſchesluſt zu empfinden, ja der ſogar durch anhaltendes Manipuliren, der ſinnlichen Freuden der ehelichen Liebe ſich beraubt

---

*) S. Zimmermanns belobtes Buch von der Einſamkeit 7. Kap. Nur erwarte man kein Antidoton, ſondern ein Confortativum des Spiritus Fornicationis.

ſiehet; *) — ſondern er war ein mit allen guten und böſen Lüſten und Trieben reichlich begabtes Adamskind, wie wir alle ſind — ſeinen übrigen Brüdern, den Menſchen in allen gleich, den nicht unwichtigen Unterſchied etwa ausgenommen, den er (will's Gott!) nur mit den wenigſten meiner Leſer, oder auch wohl, welches noch beſſer wäre, mit gar keinem gemein hatte, — daß er nemlich am Hofe gebildet, und der Miniſter und Liebling eines bey mir nicht ſehr beliebten Kaiſers war; wo alſo, wenn er wollte, ſeine guten und böſen Eigenſchaften einen ungleich größern Spielraum hatten,

---

*) Gmelin über thieriſchen Magnetiſmus 1. Stück, S. 27, 28. 2. Stück, S. 89, 94. Man höre, was er 2. Stück, S. 126. ſagt: „bey meiner Ehre verſichere ich hier öffentlich, daß es mir eben ſo intereſſant war, ein für thieriſchen Magnetiſmus empfängliches altes Weib zu behandeln, als 17jährige Mädchen.„ Welch ein ungeheurer Abſtand und Contraſt zwiſchen D. Gmelin zu Heilbronn, und dem heiligen Antonius, Ammonius und Evagrius!! O! heiliger Gmelin, bitte für uns und alle Heiligen, denen alte Weiber und junge Mädchen in puncto manipulationis bis jetzt nicht gleich intereſſant ſind. O! ter quaterve ſancte — ſanctiſſime Gmelin! ora pro nobis!

ten, als ich und meine reſpective Leſer wahrſcheinlich haben.

Wir haber im erſten Theile dieſer Geſchichte auch ſchon Proben geſehen, auf welche Art der Graf von Henneberg ſein Terrain zu benutzen wußte und pflegte, und wie er die Kunſt verſtand, allen alles zu werden, Zeit und Gelegenheit am Schopf zu faſſen, und welchen Gebrauch er davon machte. Ich hoffe, den Grafen von Henneberg als einen wackern, bey allem ſeinem Jugendfehler biedern und herzlichen Mann meinen Leſern dargeſtellet zu haben, der Hoffreundſchaft von Menſchenfreundſchaft richtig unterſchied, der bis auf den Zeitpunct, worinnen wir in unſerer Geſchichts-Erzählung nun ſind, auf der äuſſerſt feinen Zwiſchenlinie, die hier zwiſchen Recht und Unrecht durchlief, immer geraden Schritt gehalten hat. Wir kennen ſeine herzliche Freundſchaft für den Grafen Berthold, wir kennen ſeine brennende Leidenſchaft für Erwinen. Jetzt kommen beyde, wenn ich nicht ſehr irre, wieder ſehr ins Gedränge.

Berthold war weit genug entfernt, um Hennebergs Leidenſchaft nicht hindern zu können, und dieſe war heftig genug, um mit Hennebergs Freundespflichten davon laufen zu können. Erwine war einſam und verlaſſen, mit Menſchen umgeben, zu denen ſie kein Zutrauen faſſen konnte, wenigſtens nicht gefaßt hatte. Nur Henneberg hatte es, ihn ſchätzte ſie als den Freund ihres Mannes, von ihm erwartete ſie viel — von ihm alles. Wie, wenn nun Henneberg, der ſchlaue Höfling, Erwinens Einſamkeit benutzte, wie, wenn er ganz die Rolle eines Höflings ſpielte? Man weiß, ohne eben den Siegwart geleſen zu haben, und mit ihm zu ſympathiſiren, wie gefährlich für weichgeſchaffene Seelen die todte ſtille Einſamkeit eines Kloſters in Sachen der Liebe iſt, wie tief ſich da die Bilder eingraben, wie heftig jede Empfindung wird, und wie leicht es alſo dem Grafen von Henneberg ſeyn mußte, mit etwas Hofintrigue und Ausdauerung Bertholds geliebtes Bild aus Erwinens Geſichtspunct zu rücken, und das ſeinige dafür einzuſchieben, — man weiß endlich, wie leicht dankbare Erkenntlichkeit und Hochachtung eines Frauenzimmers für eine Mannsperſon — und die hatte Erwine in hohem Grad für den Grafen von Henneberg — in Liebe übergehet.

Und nun denke man ſich Hennebergs Empfindungen, wenn er bey Beſuchen, die er Erwinen im Kloſter gab, und die ſich doch wohl mit ſeiner Freundſchaft für ihren Mann entſchuldigen und vereinigen ließen, die ihm vielleicht gar Pflicht waren, — wenn er bey ſolchen Gelegenheiten das junge liebenswürdige Weib, mit allen Reizen, die klöſterliche Andacht ihr gab, erblickte, wenn ſie vor ihm ihr kummervolles Herz aufſchloß, in ſeinen Buſen ihre Thränen weinte, und er dann mit Freundes Hand, die heimliche Liebe leitete, dieſe Thränen trocknete — man denke ſich dieſe ganze Lage mit allen Umſtänden, die für einen Liebhaber, der ein Hofmann, oder für einen Hofmann, der ein Liebhaber iſt, ſo lockend, ſo verführeriſch, ſo leicht zu benutzen waren; ſo wird man geſtehen müſſen, es ſey eine mißliche Sache um Hennebergs Freundſchaftspflichten und Erwinens eheliche Treue geweſen. Es war ein Strauß, den zu beſtehen, mancher Ritter, ſelbſt **Lancelot vom See**, der doch in Ermangelung eines Bettes, ohne die Treue gegen die Dame ſeines Herzens zu verletzen, bey einer andern Dame, die noch überdieß in ihn verliebt war, im blanken Hemde ſchlafen konnte, nicht ehrenfeſt genug geweſen wäre. Der heilige Antonius wäre ſicherlich in dieſem Scharfſtechen von ſeinem Teufel aus dem Sattel gehoben worden, da er wohl, wie wir von Athanaſius wiſſen, weit ſchwächern Verſuchungen unterlag. Man wird bekennen müſſen, um dieſes Abentheuer glücklich zu beſtehen, muß man kein heiliger Antonius, noch irgend ein anderer Heiliger ſeines Gelichters — muß man Doctor Gmelin zu Heilbronn ſelbſt ſeyn. Nun war freylich der Graf von Henneberg kein Antonius, aber zum Unglück auch kein Doctor Gmelin. —

Was nun hiebey zu thun? — Das eben, lieber Leſer, war der Knoten, der aufzulöſen war, und den Henneberg nicht anders zu löſen wußte — als daß er ihn zerhieb; das heißt — er beſuchte Erwinen nach der Abreiſe ihres Mannes in ihrer Einſamkeit gar nicht. Mich dünkt, das war Weltklugheit. Nun fielen alle die feinen Schlingen, die feine Hofintrigue ihr hätte legen können, alle die mißlichen Lagen, worein die Einſamkeit den Grafen und Erwinen gebracht haben würde, weg, — nun gab es kein Aufſchauen klöſterlicher Andacht, das für Hennebergs feurige Leidenſchaft gefährlich hätte werden können, nun gab es keine Thränen abzutrocknen. — kurz der ganze Berg von Schwierigkeiten, der ſich vorhin zwiſchen Erwinen und dem Grafen aufzuthürmen ſchien, war nicht da. Und ſo hätten wir alſo unſern Grafen noch ſo ziemlich, wie einen Brand aus dem Feuer, auf einige Zeit gerettet.

Ich ſage — auf einige Zeit. Denn wer will für einen ſo feurigen jungen liebenden Mann, der in einer Sphäre war, wo tauſend verborgene Triebfedern ihm zu Gebote ſtunden, die er mit dem leiſeſten Druck der Hand, bald ſo, bald anders wirken laſſen konnte — wer will für eine zärtliche weichgeſchaffene Seele, wie Erwine war, zu einer Zeit Bürgſchaft ſtellen, wo ihr Gemahl noch vier Jahre lang viele hundert Meilen von ihr entfernt war?

III.

Henneberg kam alſo nicht zum Beſuch, weil er ſich vielleicht zu ſchwach fühlte, die Folgen eines Beſuches verantworten zu können. Und dieſes Gefühl ſeiner Schwäche macht ihm Ehre. Anders dachte Erwine.

Sein Ausbleiben zu einer Zeit, wo ſie Freundes Troſt ſo nöthig hatte, und gerade keinen andern Freund kannte, als ihn, fiel ihr auf — und that ihr wehe. Ihr ſchuldloſes Herz, keiner Untreue und Verſchuldung ſich bewußt, das an dem Grafen nicht mehr Antheil

nahm,

nahm, als der Freund ihres Urachs, der auch der ihrige war, billigerweiſe verdiente, konnte ſich die wahren Urſachen ſeines Wegbleibens nicht enträthſeln. Es war ihr ſehr verzeihlich, wenn ſie ihn im Verdacht der Menſchenfurcht hatte.

„Er iſt des Kaiſers Favorit, ſagte ſie, wie
„kann er, oder wie darf er der Freund
„einer Familie ſeyn, die ſich dem Kaiſer
„ſo geradezu entgegenſtellt? Sich als den
„freundſchaftlichen Rathgeber, den lindernden
„Tröſter einer vom Kaiſer Verbanneten
„aufzuſtellen, hieße des Kaiſers
„Gunſt aufs Spiel ſetzen — wie vermag
„das ein Hofmann? Und wozu könnte
„es auch nützen? Ich bin elend, könnte
„es mir mein Elend mindern, wenn
„auch Henneberg es würde?„ —

So ſuchte Erwinens gutes Herz des Grafen ſcheinbare Furchtſamkeit, ſo gut es möglich war, zu entſchuldigen. Indeſſen war Hennebergs Furchtſamkeit wirklich nur ſcheinbar. Die Urſache ſeines Wegbleibens war, wie wir wiſſen, nicht Furcht vor des Kaiſers Ungnade. Sie lag tiefer, und war redlicher, als Erwine glaubte. Wäre ſie dieſes aber auch nicht geweſen, ſo würde ein ſo erfahrner Höfling, als

Henneberg war, immer Mittel und Wege zu finden gewußt haben, zwiſchen beiden Extremen unverſehrt hindurch zu gehen. Die Linie, auf der er hätte Schritt halten müſſen, wäre freylich ſehr ſchmal geweſen, aber der Fürſten Lieblinge ſind gewohnt, auf dergleichen ſchmalen Linien mit eben ſo großer Dreiſtigkeit, als wir andern Alltagsmenſchen auf breiter Fahrſtraße zu wandeln. Sie gleichen hierinnen den Seiltänzern. Ihre Kunſt konzentrirt ſich in der einzigen Geſchicklichkeit — Balance zu halten. Bisweilen verlieren ſie ſie wohl; dann kommt es aber nur darauf an, Gegenwart des Geiſtes genug zu haben, um aus einem faux pas das große Meiſterſtück der Kunſt — ein ſalto mortale zu machen, oder wenigſtens dafür auszugeben. Das ganze betrogene Publicum klatſcht mit beiden Fäuſten, und lacht aus vollem Halſe ihnen Beyfall zu. — Das war jedoch der Fall nicht ganz beym Grafen Henneberg.

Er war immer Urachs wärmſter Freund bey aller Verſchiedenheit ihrer Meinungen geweſen, war es geblieben, da es Urachs Leben galt, und war es noch. Mehr als einmal hatte er ziemlich laut erklärt, was er an ſeinem Freund Urach ſchätze, und worinnen er ihn anders geformt

wün

wünſche. Auch nach Urachs Entfernung blieb Henneberg derſelbige biedere Freund von ihm, der er vorhin war. Die hiſtoire ſcandaleuſe des kaiſerlichen Hofes hatte ſich ſchon an ihm und ſeiner Freundſchaft für Urach zu Tode geläſtert, und ſo hätte er immer die Gräfin im Kloſter beſuchen mögen, man würde dieſen Beſuch ganz in der Ordnung gefunden haben, worinnen die Sachen zwiſchen der Gemahlin eines exilirten Grafen, und dem Miniſter zu ſeyn pflegen.

Ich bitte meine Leſer, dieſen Umſtand nicht aus der Acht zu laſſen. Er iſt nicht unwichtig, um Hennebergs redlichen Charakter noch mehr zu heben. Er blieb weg von der Gräfin, da er ſie ohne Gefahr hätte beſuchen und — verführen können; und das iſt, denk' ich, für Leute ſeines Standes, eine eben nicht ſehr alltägliche Enthaltſamkeit, in unſerm Jahrhunderte wenigſtens ganz unerhört und unglaublich.

Indeſſen wiſſen die Leſer, die jemals geliebt haben, welch eine wunderliche Sache es um die Liebe ſey, und diejenigen, die noch nicht geliebt haben, müſſen, ſo lange bis ſie die Erfahrung ſelbſt gemacht haben, es auf unſer Wort glauben — es iſt mit der Liebe, wie mit dem Fieber. Vertreiben läßt es ſich, aber

heu

heute nicht ſogleich, morgen vielleicht auch nicht. Man muß ſich oft lange genug davon ſchütteln laſſen, ehe China ihre Wirkung thut. Auch iſt es nicht immer rathſam, es zu ſchnell zu unterdrücken. Leicht wirft es ſich irgendwohin, und dann entſtehen Skrofeln und Schwindſuchten und hyſteriſche Zufälle und Nervenſchwäche, gegen welche nun die belobte Manipulationscur ein ſpecifikes Mittel ſeyn ſoll, obgleich einige hyperkluge Aerzte und Philoſophen wähnen, und ſich's ſogar öffentlich zu ſagen, und zu ſchreiben, erdreiſtet haben, daß das Mittel ſchlimmer ſey, als die Krankheit ſelbſt, und ſtatt Nerven zu ſtärken, ſie nur noch mehr ſchwäche, wie die darauf erfolgten Convulſionen und Deliria beweiſen ſollen. Dem ſey aber wie ihm wolle — denn ich bin unſchuldig an allen Sünden, die hier im Pro und Contra begangen werden — ich halte dafür, daß wir am Ende doch dahin zurück müſſen, wo wir ausgiengen, denn auch Manipulation nutzt und frommt nichts ohne — Liebe. *)

---

*) So erkläre ich mir nemlich den Ausdruck der Magnetiſeurs — ſich mit der zu manipulirenden Perſon *en rapport* ſetzen. Und wenn es dieſen Sinn nicht hat, ſo weiß ich nicht, welchen andern vernünftigen Sinn es haben könne.

Dem Grafen von Henneberg ging es um nichts beſſer oder ſchlimmer, als andern vom Weibe Gebohrnen. Liebe hatte einmal tief in ſeinem Herzen ihren Thron aufgeſchlagen, da hauſete und rumorte ſie, was auch immer Hennebergs Kopf und Verſtand dagegen proteſtirte; Liebe miſchte ſich in alles, was er begann, was er für Urach that; Liebe trieb ihn bald hierhin, bald dorthin — ſie trieb ihn endlich auch zur Gräſin von Urach. Seine Standhaftigkeit dauerte nur ſo lange, bis der Kaiſer ſeinen Römerzug antrat.

Deutſchland zu verlaſſen, ohne Erwinen zu ſehen, und aus ihren ſchönen Augen Gift oder honigſüße Wonne, Leben oder Tod zu ſaugen, ſchien ihm unmöglich zu ſeyn. Auch ſey es, meinte er, gegen alle Geſetze der bürgerlichen Höflichkeit, nach welcher man doch wenigſtens eine Karte pour prendre congé abgiebt. *) Das lezte war nun freilich

wenn

---

ne. Es ſoll mir lieb ſeyn, darüber belehrt zu werden. Ein preciöſer Unterricht, von einer desorganiſirten nicht ganz häßlichen Demoiſelle, wäre mir in ſolchem Fall der liebſte.

*) Ob dieſe ſehr bequeme Art, ſeinen Freunden Beſuche zu geben, ſchon damals Sitte geweſen, oder ob ſie nicht vielmehr eine neuere Erfin-

dung

wenn es auf Unterſuchung der wahren Urſache ankam, eine fallacia non cauſae, ut cauſae. *)

Bekanntlich aber wiſſen diejenigen, die mit dergleichen Trugſchlüſſen getäuſchet werden, immer am wenigſten von der **Betrügerey**, und unter

---

dung unſeres auf Bequemlichkeit und Komplimentenkram immer rechnenden Zeitalters iſt, dürfen die Leſer nicht ſtreng unterſuchen, weil ich ſonſt auf tauſende nicht eines antworten könnte. Auch kommt es hier nicht bloß auf die Karte an, ſondern darauf, ob man ſich damals nicht auch, wenn man ausreiſete, ein Lebewohl geſagt habe — welches doch wohl ſchwerlich, ohne den Deutſchen jenes Zeitalters alle Urbanität abzuſprechen, in Zweifel gezogen werden kann.

*) Unlateiniſchen Leſern, denen ſchulgerechte Logic ein unbekanntes Land iſt, kann ich dieſen Beweis meiner logicaliſchen Pedanterey glücklicherweiſe mit einem ſehr treffenden Beyſpiel erläutern. Es ſey folgendes: Wenn gewiſſe magnetiſirende Aerzte ſich immer auf das Geſundwerden ihrer magnetiſirten Kranken berufen, ſo iſt das, — mit Gunſt dieſer Herren — eine fallacia non cauſae, ut cauſae. Wir wollen glauben, daß ihre Kranken wirklich wieder hergeſtellt ſind, welches doch wohl erſt einer Unterſuchung bedarf; aber glauben können wir

nicht,

ter allen ſind ſie gerade die lezten, die die Täuſchung bemerken. So ging es auch dem Grafen Henneberg.

Deutſchland zu verlaſſen, ohne Erwinen zu ſehen, ſchien ihm unmöglich, nicht, weil es eine

nicht, daß der Magnetiſeur dieſes bewirket habe. Denn [illegible] Kräfte der Natur, und ſo gute Argumente, als wir in dem vor uns liegenden Krankheitsbericht angezeigt finden, könnten das wohl leichter und ſicherer bewirken. Der geſunde ſchlichte Menſchenverſtand (eine ungleich ſchätzbarere Gabe Gottes, als der Delicia erregende Magnetismus —) bleibt bey Erklärung natürlicher Phänomene lieber bey natürlichen, als [illegible] ſtehen, ehe er zu [illegible] des Außerordentlichen überſpringt.

Zum Beſchluſſe bitte ich hier, wenn es nöthig ſeyn ſollte, [illegible] ein für allemal um Vergebung, daß ich ſie ſo oft mit meinen [illegible] bewirkte. Es iſt jezt, da ich dieſes ſchreibe, die [illegible] am [illegible] Theil Deutſchlands und Frankreichs, und ich fühle ſie an einem Orte, wo man dieſe [illegible] in allen Geſchichten zu ſehen bekommt, obwohl ich ſie hier nicht als [illegible] Beſchwerden, [illegible], und wer weiß, was noch mehr, ſchon verurſacht hat.

eine Unhöflichkeit geweſen ſeyn würde, ſondern das Wahre von der Sache war, weil es ſeinem liebekranken Herzen wohl dauchte, Erwinen wenigſtens im Stillen anzubeten, und ſich mit der Hofnung beſſerer Zeiten zu tröſten. Unſer Herz iſt, wie jeder weiß, wenigſtens wiſſen könnte und ſollte, nur gar zu oft ein Schalk, gegen den man nicht genug auf ſeiner Hut ſeyn kann, denn ehe wir es uns verſehen, läuft es gewöhnlich mit dem beſten Verſtande davon, und wir ſtehen dann etwas albern da, und ſehen ihm nach. Werther, ſeligen Andenkens, ſagte bey ſeinen vielen Narrheiten, doch gewiß auch viele treffende Wahrheiten. Gewiß war es eine der letzten, als er ſagte: ich lache über mein eigen Herz — und thue ihm ſeinen Willen. Wir machen es in den meiſten Fällen, mit Ehren zu melden, um nichts beſſer oder klüger, als dieſer ehrliche Werther. Wir mögen nun lachen oder zürnen über unſer Herz, ſo — thun wir ihm doch ſeinen Willen. Auch Henneberg that es. Einige Tage vorher, ehe er nach Italien gieng, erſchien er an dem Gitter des Beinhauſes.

Und nun, lieber Leſer, iſt mir im Ernſt um unſern wackern Henneberg bange. Denn mit dieſem liebekranken Herzen in Erwinens Einſiedeley zu treten, mit ihr einerley Luft zu athmen, mit ihr unter einem Dache zu ſeyn, bey ihr als der vertraute Freund ihres Mannes, ſich vielleicht mancher, ſelbſt nach dem conventionellen Wohlſtand erlaubten Freyheit, bedienen zu dürfen, und dann doch noch als der ehrliche unverſehrte Mann wegzugehen, wie man gekommen war — das, liebe Leſer, war aufs gelindeſte geurtheilt, eine Vermeſſenheit, die ich an Henneberg, den ich, wie der Augenſchein lehrt, ſchon längſt gegen manche ſchiefe Deutung, die man ſeinem Charakter hätte geben können, in Schutz genommen habe, mit nichts entſchuldigen kann, als — mit dem Feuer ſeiner Liebe.

Sagen Sie nicht, meine Herrn und Damen, das ſey eine ſehr ſonderbare Entſchuldigung, denn eben das Feuer ſeiner Liebe ſey das, was Entſchuldigung bedürfe. Ich fühle es ſelbſt wohl, daß meine Entſchuldigung nicht die Probe hält; aber — ich kann keine beſſere geben. Und ultra poſſe nemo obligatur, welches verdolmetſchet bekanntlich eben ſo viel iſt, als: wo nichts iſt, kann man nichts nehmen.

IV.

Die Gräfin Erwine empfing ihn, mit einer Freude, die ſie nicht verbarg. Nicht ent

wehnt,

wohnt, ihre Empfindungen zu verheelen, oder zu verſchmitzeln, ließ ſie ihr Geſicht den Sprecher ihres Herzens ſeyn. Jede Miene, jedes ſanfte Lächeln drückte die Dankbarkeit aus, die ſie dem Retter ihres Gemahls ſchuldig zu ſeyn glaubte. Ach, es war ihr ſo wohl in Hennebergs Geſellſchaft, mit dem ſie ſich von ihrem Urach unterhalten konnte; das Vertrauen, das ſie in ihn ſetzte, machte ſie ſo offenes Herzens gegen ihn, daß ſie von nichts, als von ihren Verbindlichkeiten gegen Henneberg ſprach. Der Dank, den ein Frauenzimmer einer Mannsperſon ſagt, hat immer ungleich mehr gefälligeres, ſanfteres, als die wortreichſte Dankaddreſſe eines Parlaments an den König — er hat mehr Ausdruck, als die ſteife Dankrede, womit ein Deputirter des hochedlen und hochweiſen Raths irgend einer freyen Reichsſtadt ſein hohes und erlauchtes Auditorium durch alle rhetoriſche Figuren hindurch Stundenlang quält.

Erwine ſprach von der Dankbarkeit, die ſie dem Grafen ſchuldig ſey, in ſo zärtlichen Ausdrücken, ſie erhob die großmüthige, unermüdete Freundſchaft des Grafen mit ſo feurigem Lobe, daß der arme Graf, anſtatt aus ſeiner Verwirrung, worein ihn Erwinens Anblick ſchon gebracht hatte, geriſſen zu werden, nur immer tiefer darinnen verſank.

Uneigennützige Freundſchaft — ſagte ſie. Dieſes Beywort fiel ihm auf, denn ſein Gewiſſen ſagte ihm, daß er dieſes Wort nicht in ſeinem ganzen Umfange verdiene. Und meine Leſer und ich wiſſen, daß das Gewiſſen Hennebergs hierinnen völlig das Recht auf ſeiner Seite hatte. Wo aber das Gewiſſen einmal anfängt mitzuſprechen, da iſt es ſchwer, Stillſchweigen aufzulegen, es wird gewöhnlich immer lauter, und verräth uns, ehe wir es uns verſehen. Dem armen Grafen ging es ſo. Er konnte ſeine Verlegenheit vor Erwinen nicht verbergen.

Sie bemerkte an ihm eine niedergeſchlagene Miene, die dem Hofmann, und vornehmlich dem begünſtigten Hofmann eben nicht natürlich iſt. Keckheit und Effronterie, auch da, wo er Urſach hätte, am niedergeſchlagenſten zu ſeyn, liegt eher in einem ſolchen Charakter; aber Hennebergs Herz war, wie wir aus allem ſehen, wirklich noch unverdorben, und nicht durch Hofluft verpeſtet. Erwinens trugloſe Seele, die nichts von alle dem ahndete, was in Henneberg vorging, ſah er weit über ſich erhaben. Ihre Rede, die ein genauer Abdruck ihrer Seele war, beſchämte ihn, er fühlte, daß er in Gefahr ſey, oder geweſen ſey, etwas ſchurkiſch zu handeln, und dieſer Gedanke drückte ihn tief nieder, und gab ihm eine bedenkliche matte Miene, wie ſie der Kranke hat, deſſen Krankheit ſich zum Leben oder Sterben brechen will.

> „Was iſt Ihnen, lieber Graf? Sie ſehen verſtört aus? Sind Sie krank? und woran, am Leibe oder an der Seele?" —

So fragte ſie ihn mit theilnehmender Beſorglichkeit, und Henneberg wurde wider ſeinen Willen durch dieſe liebevolle Frage von ſeiner Leidenſchaft ſo ſehr überraſcht, daß er ihr mit einem Blick und Seufzer antwortete, worinnen ſein ganzes Herz offen lag. Hätte Erwine auch nur auf die entfernteſte Art etwas von Liebe in Hennebergs Herzen geargwohnet, ſo hätte ihr dieſer Blick und dieſer Seufzer mehr ſagen müſſen, als die förmlichſte, wohl ausſtudierteſte Liebeserklärung. Sie aber las und fand in dieſem Blick und Seufzer nichts, als — einen Blick und Seufzer, wie tauſend andere, die täglich und ſtündlich ſich von Herzen und Augen der Menſchen loswinden, und ſich in dem großen Magazine aller Blicke und Seufzer — im

Luftraume verlieren, wo ſie wahrſcheinlich ſich in ihre erſten Beſtandtheile, in Luft oder Wind auflöſen, und von der Mutter Natur wieder aufs neue verarbeitet werden. *)

Der Graf von Henneberg erhielt unterdeſſen Zeit, den Streich zu bemerken, den ihm ſein krankes Herz geſpielt hatte, er faßte ſich, und half ſich aus der Verlegenheit, ſo gut er konnte — das heißt, durch eine Lüge. Denn er müßte ein ſchlechter Hofmann geweſen ſeyn, und der von ihm gemachten Schilderung wenig entſprechen, wenn er dieſer Verlegenheit unterlegen, oder an der Lüge erſtickt wäre. Ein Fall, der bey Hofleuten äußerſt ſelten eintritt. Man

---

*) Der Verfaſſer hat, wie die Leſer ſchon hieraus ſehen können, eine beſondere Theorie von den Blicken und Seufzern der Verliebten, die auf beſondern Beobachtungen beruhet. Dieſe Hypotheſen aber abſtrahirte er ſich aus vielfältigen Beobachtungen und Erfahrungen, und daher hält er ſie für eben ſo gegründet, als die Hypotheſe vom thieriſchen Magnetism. Er wird ſie dem Publikum vorlegen, ſo bald er mit einigen noch anzuſtellenden Beobachtungen des organiſirten Blicks und Seufzer ins Reine iſt, zu welchem Ende er jezt auf einer Reiſe nach Wien, Straßburg, Carlsruhe und Bremen begriffen iſt.

Man kann ſich ja ſo ſehr an Gift gewöhnen, daß kein Arſenik mehr ſchaden kann, warum nicht auch daran, in Verlegenheit zu kommen, und ſich wieder herauszuhelfen? Am Hofe geſchieht es täglich und ſtündlich.

Henneberg gab, ich weiß nicht, was für eine ſchwere Krankheit an, von der er ſich erſt ſeit kurzem wieder erholt habe, die aber noch jezuweilen Spuren ihres Dageweſenſeyns von ſich gebe.

Die Leſer, die zu ſchicaniren Luſt haben, werden ſagen, daß dieſes doch nichts weniger als Lüge, daß es vielmehr die ſtrengſte Wahrheit geweſen ſey, denn Henneberg war, wie wohl nicht zu leugnen iſt, im höchſten Grad verliebt. Die Liebe aber iſt eine Krankheit, gefährlicher, als irgend eine, die man daher auch ſchon längſt wie Blatterngift behandelt, und von der Inoculation der Liebe geſchrieben hat. Folglich konnte Henneberg mit Beſtand der Wahrheit ſagen, er ſey ſchwer krank geweſen.

Ich begehre keinesweges mit Leſern, die alſo ſchließen, zu zanken, denn ich liebe den Frieden über alles. Ich gebe alſo gern zu, daß Henneberg freylich an der Liebe krank — ſehr krank war, nur dünkt mich, daß er das eben nicht habe ſagen wollen. Liebe iſt Krankheit,

aber

aber moraliſche Krankheit, er aber ſprach von körperlicher. Ich könnte alſo wenigſtens antworten, daß jener Schluß vier Terminos oder Füße habe, und wenn meine Leſer einmal durch eine logicaliſche Schule gelaufen ſind, ſo werden ſie wiſſen, daß ein Schluß mit vier Füßen nichts tauge, ſondern ganz wider den gewöhnlichen Gang menſchlicher Dinge beſſer und ſicherer auf zweyen, als auf vieren gehe. Doch das ſind Schulpedantereyen — Valeant! — Mir bleibt noch eine andere Antwort übrig. Heinebergs Blick und Seufzer war doch wohl ein Beweis ſeiner Liebe? Dieſen Beweis hatte er ſo eben gegeben, ob er gleich Erwinen nicht einleuchtete — wie könnte er denn ſagen, daß er ſich von ſeiner ſchweren Krankheit wieder erholt habe? — Mit nichten, er hatte gerade einen der heftigſten Paroxysmen.

Aber da ich Urſach habe, mit meinen Leſern ſo ſäuberlich als möglich zu verfahren, weil ich ihre Geduld noch lange brauche, ſo will ich mich wohl hüten, um des verliebten Grafen willen mit ihnen zu ſtreiten. — Genug Erwine nahm die Entſchuldigung als baar und richtig an, verſicherte ihr herzliches Mitleiden, empfahl ihm Sorgfalt für ſeine Geſundheit, und dergleichen mehr, und machte mit alle dem den Grafen nicht geſünder, ſondern vielmehr kränker.

V.

Der Kaiſer war keineswegs Willens, ſich lange in Italien aufzuhalten. Italien war immer für die deutſchen Kaiſer ein Fegfeuer, woraus jeder gute Chriſt ſo bald als möglich zu kommen ſuchte. Sie wußten, die Wahrheit zu ſagen, nicht, wie ſie mit den Italienern daran waren, denn bald waren dieſe gut kaiſerlich, bald päpſtlich geſinnt, je nachdem ſie hier oder dort ihr Intereſſe oder auch das Uebergewicht von Gewalt fanden. Dieſe Unbeſtändigkeit der italiäniſchen Staaten mußte ſie nothwendig den Kaiſern verhaßt machen. Dieſe kamen daher gewöhnlich immer mit dem ſtarken Gefolge einer Armee zum Beſuch dahin, und giengen, wenn die Ruhe wieder hergeſtellt war, gern wieder zurück. So auch dießmal. Doch hielt es der Kaiſer für nothwendig, auch nach ſeinem Abzug einen treuen Diener in Italien zu haben, der in des Kaiſers Abweſenheit die kaiſerlichen Vortheile in Obacht nehmen könnte. Und wer war hiezu geſchickter, als der Graf von Henneberg? Es war alſo beſchloſſen, daß er auch nach der Zurückkunft des Kaiſers in Italien bleiben ſollte.

Das war nun für Erwinen eine erwünſchte Gelegenheit, ihre Correſpondenz mit Berthold durch dieſen Kanal gehen zu laſſen. Poſten hatte man damals noch nicht, denn unſere jetzigen Poſtanſtalten ſind viel ſpätern Urſprungs, *) es war alſo äuſſerſt ſchwer, Briefe von einem Ort zum andern ſicher zu bringen, wenn man nicht einen eigenen Boten dahin ſchicken wollte; um wie viel gröſſer mußten nicht die Schwierigkeiten ſeyn, in ſo entfernte Länder Briefe zu brin-

---

*) Es verſteht ſich, daß ich deswegen mit niemanden um Worte ſtreiten werde, der mich vielleicht an die poſtähnlichen Inſtitute der Perſer und Römer erinnern will, deren Diodor, Cäſar, Sueton und der jüngere Plinius von Cyrus, Xerxes, Auguſt u. ſ. w. gedenken. Auch ich bin einmal durch die Schule gelaufen, und kenne jene Schriftſteller und Anſtalten wohl. Es waren aber doch nur Staatspoſten, Eſtafetten, die übrigens für das groſſe Publicum unnütz waren, weil es nicht nach Belieben Gebrauch davon machen, und für einen beſtimmten Preis Nachrichten, Sachen oder Perſonen auf geſetzte Zeit von einem Ort zum andern bringen konnte. Zwar legte Karl der Groſſe im Jahr 807. drey Haupt Stationen nach Frankreich, Italien und Deutſchland an, weil es wahrſcheinlich bey ſeinen ungeheuren Staaten für ihn eben ſo wohl, wie für den perſiſchen König Cyrus, Staatsbedürfniß war, aber auch die-

bringen. Der faſt einzige Weg nach den Morgenländern blieb immer Italien, denn die italiäniſchen Freyſtaaten hatten damals den ganzen Handel in die Morgenländer allein zu führen.

Erwine konnte alſo mit Grunde hoffen, daß ſie durch Hülfe ihres Freundes, des Grafen von Henneberg, nicht nur Nachrichten von ihrem Berthold über Italien erhalten, ſondern auch

Brie-

---

dieſes blieb immer nur eine Anſtalt für die Deſpotie, nicht für das gemeine Leben, und mit der Theilung des Reichs fiel wahrſcheinlich auch dieſe Anſtalt weg. Wenigſtens ſchweigt die Geſchichte ganz davon. Erſt im Jahr 1464. finden wir wieder unter Ludwig XI. Poſtanſtalten in Frankreich, von woher ſie Franz von Taxis im Jahr 1516. unter Maximilian I. nach Deutſchland, oder vielmehr erſt in die Niederlande brachte. Es iſt bekannt, daß die Taxiſche Familie ſeit Kaiſer Karl des fünften Zeiten, der ſie zuerſt mit dem niederländiſchen Generalpoſtmeiſter-Amte privilegirte, nach vielem nicht ungegründeten Widerſpruch von mancherley Seiten endlich Mittel fand, ſeit 1615. das Reichsgeneralpoſtamt unter gewiſſen Bedingungen erblich und ſeit 1621. ſogar zu einem Weiberlehen zu machen. Gewiß aber iſt es, daß das ganze Mittelalter hindurch keine beſtimmten Poſteinrichtungen in Deutſchland waren.

Briefe auf eben demſelben Wege dahin würde ſenden können. Es war natürlich, daß ſie dieſe günſtige Gelegenheit begierig ergriff. Sie bat ihn aufs dringendſte, ſich bey jedem aus den Morgenländern zurückkommenden Schiffe nach ihm zu erkundigen, und ihr die erhaltenen Nachrichten mitzutheilen, und zugleich zu erlauben, daß ihr Gemahl und Bruder ſo wohl als ſie ſelbſt, ihre Briefe an ihn ſenden dürften, um ihre richtige Ueberkunſt durch ſeine Beſorgung derſelben zu ſichern.

Was konnte der Graf anders thun, als ſeine innige Freude darüber bezeugen, daß er auch nach ſeiner Entfernung von Erwinen, doch noch in Italien Gelegenheit finde, zu zeigen, wie bereitwillig er ſey, ihr Beweiſe von Dienſtfertigkeit und Freundſchaft zu geben. Daß dieſes kein leeres modiſches Hofcompliment war, dafür ſteht der Verfaſſer mit ſeiner ganzen Autor-Ehre ein, die ihm nichts geringes zu ſeyn dünket; aber er kann auch, von ſeinem Autors Gewiſſen (das, unter uns geſagt, eben ſo zärtlich, als ſeine Autor-Ehre iſt) nothgedrungen, nicht unterlaſſen zu ſagen, daß die leidige Liebe hier abermals dem Grafen einen hämiſchen Streich ſpielte, wie das ſeit Adams Apfelbiß gewöhnlich immer ihre Art geweſen iſt, mit Adamskindern umzuſpringen.

Seit der Erfindung der Schreib- und Druckkunſt, ſind davon ſo viele Beweiſe durch Handſchriften, und gedruckte große und kleine Bücher zu Tage gefördert worden, daß man glauben ſollte, die Menſchen würden endlich einmal gegen die Betrügerin mißtrauiſch geworden ſeyn, aber nein! Wir ſind ſammt und ſonders ſo gutherzige Geſchöpfe, daß wir eher an alles in und außer unſerm ſublunariſchen Planeten glauben, es ſey ſo abentheuerlich als es wolle, ehe wir uns überreden laſſen, wir wären von der Liebe betrogen. Und doch iſt dieſes letztere bey weitem nicht ſo abentheuerlich, und gewiß alltäglicher, als **Swedenborgs Geiſter-Commerz, Hirſchenſches und Semlerſches Luftſalzwaſſer und Luftgold, Lavaterſche Gebetskraft, manipulirter Mädchen Propheten-Gabe**, und wie die Steckenpferde unſerer aufgeklärten Zeiten alle heißen mögen.

In der That hat nach meinem ohnmaßgeblichen Dafürhalten, der berühmte Menſchenmacher Prometheus ſeiner plaſtiſchen Kunſt damit eben keine Ehrenſäule errichtet, daß er in den Thon, woraus er ſeine Menſchen knetete, eine ſo ſtarke Portion Leichtgläubigkeit und Hang zur Selbſttäuſchung mit einmiſchte. Da es, wie nicht zu zweifeln iſt, bey ihm ſtand, ſeine Menſchen zu formen, ſo gut oder ſo ſchlecht er wollte oder konnte, ſo hätte er wohl etwas härtern Thon dazu nehmen können, als er wahrſcheinlich genommen hat. Aber, mich dünkt, daß es mit dem Ehrenmann ſelbſt in dieſem Puncte nicht aller Dinge richtig geweſen ſeyn müſſe, und daß — — doch wozu können uns alle dieſe Kritteleyen über den ehrlichen Prometheus nützen? Wir können doch dadurch, wie alle hunderttauſend Sittenlehren, die ſchon geſchrieben ſind, und wahrſcheinlich noch werden geſchrieben werden, beweiſen, und noch beweiſen werden — kein Fäſerchen am Menſchen anders machen, als er es zu machen, gut gefunden hat. Und ſo kommen wir am Ende doch immer wieder auf das alte Brocardicum zurück: — die Menſchen zu nehmen, wie ſie ſind, ohne erſt langweilige tiefe Unterſuchungen anzuſtellen, ob ſie auch ſo ſind, wie ſie ſeyn ſollten.

VI.

Das eigentlich hieher gehörige — um der langweiligen Epiſode doch endlich einmal ein Ende zu machen — iſt dieſes. Als der Graf von Henneberg die fürchterliche Entdeckung machte, die vor ihm ſchon alle Hofſchranzen mit Lachen und Flüſtern gemacht hatten, daß nemlich ſein Herz an der Gräfin Erwine etwas mehr Antheil nehme, als ihm von Gott und Rechtswegen gebühre — erſchrack er, wie ein ehrlicher Mann. Das klügſte, obgleich nicht das leichteſte, was er thun konnte, war, die Gräfin Erwine in ſeinem Herzen zu dethroniſiren. In der Nähe von ihr ging das ſchwerlich an. Jede Nennung ihres Namens, jeder Blick ihrer Augen, war gleich einer Bombe, die in ein Pulvermagazin fällt. Man kann tauſend gegen eines wetten, daß das Pulvermagazin davon in die Luft fliegen werde. Für ihn blieb alſo nichts übrig, als Entfernung. Er war vernünftig genug, dieſes ſelbſt einzuſehen, und daher war des Kaiſers Reiſe nach Italien ganz in ſeinem Plane. Es war ihm ſogar angenehm, daß er Befehl erhielt, in Italien zu bleiben, denn er hoffte, daß Abweſenheit von Erwinen ihn von ſeiner Leidenſchaft heilen ſollte.

Der Graf ſchloß, dünkt mich, hierinnen als ein guter Pſycholog ganz richtig, ohngeachtet ihm nie ein Magazin der Seelen-Erfahrungskunde vor Augen gekommen war. Zeit und Entfernung haben ſchon, wie tauſend und aber tauſend Ehen und — Romane lehren, ſo oft die Ewigkeit der Liebestreue geendiget, ſo viele Liebſchaften, wo beyde Theile es gewiß ehrlich und ernſtlich meynten, ſo viele unauflöslich ſcheinende Bande getrennet, ſo viele Träumende aus ſüßem Schlummer geweckt, daß der Graf Urſach genug hatte, etwas Aehnliches im vorliegenden Falle zu hoffen, der um ſo viel leichter war, da das Feuer hier blos an dem einen Theile brannte, und der andere nur eine ſanfte Wärme ſpürte.

Italien iſt überdieß von jeher das Vaterland der Liebes-Intriguen geweſen, und die italiäniſchen Schönen ſind rühmlichſt dafür bekannt, daß ſie deutſche Kraft und Mannheit zu ſchätzen — und zu nützen wiſſen, wie hätte nicht der junge rüſtige Graf von Henneberg in Italien eine Erwine wieder finden können, die vielleicht mehr Empfänglichkeit für ſeine Liebe gehabt hätte, als die deutſche Erwine? Und hätte ſich dieſe gefunden, woran wohl nicht gezweifelt werden kann, ſo war beyden Theilen und einer Italiänerin noch dazu geholfen.

Ich will damit nicht ſagen, daß der Graf von Henneberg damals dergleichen Betrachtungen bey ſich angeſtellet habe, nein! er war wohl noch zu feſt an Erwinen gekettet, und war eigentlich gar keiner Ueberlegung fähig; aber uns iſt es doch erlaubt, zu ſagen, was für ein Ausgang nach dem gewöhnlichen Lauf der Dinge uns wahrſcheinlich dünket. So viel hoffte er, daß ſeine Leidenſchaft, von der er ſich gern losmachen wollte, durch ſeinen Aufenthalt in Italien keinen geringen Stoß leiden würde. Daß er dieſes hoffte, macht ſeiner Menſchenkenntniß und ſeinem Herzen Ehre.

Sollte dieß aber geſchehen, ſo durfte in Italien ihn nichts an Erwinen erinnern, ſo mußte er alle Verbindung mit ihr ganz aufgeben. Ich glaube ſagen zu dürfen, daß er dieß ſelbſt als ein ehrlicher Mann wünſchte und gethan haben würde, wenn nicht der unglückliche Umſtand nun eingetreten wäre, daß ihn Erwine zu ihrem Brief-Speditör ernannte. — Da lag nun der ganze ſchöne Plan von Ausrottung ſeiner Leidenſchaft, vom Vergeſſen Erwinens zertrümmert. Er konnte bey ſeinem beſten Willen, es vor ſich ſelbſt nicht leugnen, daß ſein Herz eine heimliche Freude empfand, da ihn Erwine um eine Gefälligkeit bat, die freylich in jeder andern Lage ſehr gut zu leiſten geweſen wäre, in ſeinen Umſtänden aber äußerſt gefährlich war.

Sein Verſtand ſah ein, daß es hochnöthig ſey, die Bande zu zerreißen, die ihn an Erwinen feſſelten; aber ſein Herz ſträubte ſich mächtig dagegen, und ſuchte ſie immer feſter anzuziehen. Dennoch würde der Verſtand über das Herz vielleicht die Oberhand erhalten haben, aber nun gab Erwinens Bitte der Waagſchaale ſeines Herzens ſo viel Gewicht, daß der arme Verſtand, viel zu leicht dagegen, ſchnell in die Höhe flog. Nun fand er die ſchönſte Gelegenheit, mit Erwinen in Verbindung zu bleiben, welche auszuſchlagen, doch nichts geringeres als Grobheit geweſen wäre; nun konnte das trügeriſche Herz dieſe Verbindung ſo ſcheinbar entſchuldigen, daß er ſich derſelben ferner nicht zu ſchämen brauchte; nun konnte er ſie beybehalten, ohne ſich zu geſtehen, daß ſie ihm lieb und werth wäre — alles kam nun auf Rechnung der bürgerlichen Höflichkeit.

Das iſt unzähligemal der Irrweg des menſchlichen Herzens geweſen, und wird es bleiben; unzählige haben ſich ſchon auf dieſe Art getäuſchet, und werden ſich ferner täuſchen. Immer fällt mir der ehrliche Werther wieder ein, der unſtreitig ein großer Thor war, als er ſagte: ich lache über mein eigen Herz — und thue ihm ſeinen Willen; aber ſeine Zeichnung iſt unwiderſprechlich wahr und treffend. Wir lachen vielleicht, und vernünfteln kalt über ihn, aber kaum haben wir ausgelacht, ſo begehen wir dieſelbige Thorheit. Wer ſich frey davon weiß, und es vor competenten Richtern durch triſtige Gründe darthun kann — der werfe den erſten Stein auf ihn. Ich kann es nicht.

Der Graf von Henneberg verließ endlich Erwinen, aber ungleich kranker, als er hingegangen war. Liebe ſprach jeder Blick, Liebe zeichnete jede ſeiner Mienen, Liebe machte ihn bey ſeinem Weggehen ſo verwirret, daß dieſe traurige Zerſtreuung, die ſich auf ſeinem Geſicht ausdrückte, ſelbſt der trugloſen Erwine auffiel. Wäre ſie ein Hoffräulein geweſen, und hätte ſie die Künſte der Coquetterie in dem Grade verſtanden, als ſie ſie nicht verſtand, ſo hätte ſie in dem ganzen Betragen des Grafen ganz etwas anders geleſen, als ſie nun darinnen las. Sie fand darinnen nichts als Freundſchaft, und hielt es unglücklicherweiſe für Pflicht, dem Grafen ſo viele Merkmale ihrer Hochachtung zu geben, als ſie wirklich für ihn empfand. Ihr ganzes Herz lag offen vor ihm. In ihm war keine einzige Falte, die ſie zu verbergen Urſach zu haben glaubte, warum hätte ſie es vor ihm verſchließen ſollen? Sie glaubte, daß er ihre Achtung und Dankbarkeit verdiene, ſie empfand ſie innig, und ſo gab ſie ihm alle ihre Empfindungen ungekünſtelt und unverſtellt bey ſeinem Weggehen zu erkennen. Sie ſah und ſchätzte in ihm den Freund, nicht den Liebhaber, mehr las ſie in ſeinem Betragen nicht. — Daß doch Erwine das Leſen etwas beſſer verſtanden hätte!!

Er benetzte ihre Hand mit ſeinen Thränen, und ging betrübt von dannen.

VII.

Lange genug haben wir dem Grafen Berthold und dem jungen Steinheim Zeit gegeben, als brave Ritter und Kreuzfahrer, zu Eroberung des heiligen Grabes ihre Schwerdter zu ſchwingen, und in Türkenblute zu färben; wenn es alſo meinen Leſern nicht zuwider iſt, welches ich kaum vermuthen darf, ſo ſehen wir uns einmal wieder nach ihnen um, damit wir ſie nicht ganz im Getümmel der Schlachten aus dem Geſichte verlieren.

Ich ſetze voraus, daß meine Leſer die Einleitung dieſes zweyten Theils, welche eine kurze, gedrängte und räſonnirende Geſchichte der Kreuzzüge vorſtellen ſoll, geleſen haben. Zu dieſem Behufe, und nicht um den Setzer und Drucker zu beſchäftigen, ſchrieb ich ſie nieder. Sollten ſie ſie aber wider mein Vermuthen, Wünſchen und Hoffen (denn es wäre eine ſchreckliche Beleidigung meiner Autorehre) nicht geleſen haben, ſo bleibt mir nichts übrig, als die Achſeln zu zucken, und zu bitten, dieſe Einleitung wenigſtens nun noch zu leſen, wenn ſie verlangen, daß das Folgende für ſie lesbar ſeyn ſoll. Der Himmel verhüte, daß hierüber zwiſchen uns kein Streit entſtehe, denn ich wüßte in der That nicht, wie ich mich mit Ehren aus einem ſo delicaten und verworrenen Handel wickeln könnte, oder wie ich mich darüber tröſten ſollte, etwas geſchrieben zu haben, was meine Leſer nicht leſen möchten, noch weniger, wie es anzufangen ſey, jemanden zehen zählen zu lehren, der nicht von eins bis neune mit zählen wollte. Es wäre wenigſtens mehr als ſultaniſch, ſo etwas zu fodern. Mein Troſt iſt, daß nicht alle Sultane meine Leſer, oder nicht alle meine Leſer Sultane ſeyn werden.

Vorausgeſetzt alſo, daß die Leſer wiſſen, in welchen Umſtänden ſich das Land befand, wohin Berthold von Urach und Steinheim wallfahrteten, mag die Erzählung ihrer Abentheuer von nun an ihren Gang ehrbar fortgehen. —

Auf dem Throne zu Jeruſalem, deſſen Grundfeſten ſo ſchwankend waren, daß die geringſte Erſchütterung ſeinen Einſturz befürchten ließ, fanden ſie **Balduin** II. Es iſt leicht zu vermuthen, daß unter ſolchen Umſtänden das Königsleben eben nicht das angenehmſte ſeyn müſſe, weil es nicht das ſicherſte iſt. Ihm droheten täglich und ſtündlich Gefahren, die ſeine Königswürde in einen leeren Titel verwandeln konnten, und dann König in partibus infidelium zu ſeyn, iſt eine eben ſo nahrloſe Sache, die ſo wenig nützet und frommet, als König im Saturn oder Uranus zu ſeyn, und auf dieſem Erdplaneten leben zu müſſen. Balduin II. war in dem Fall, ein König in partibus infidelium, oder im Saturn und Uranus zu werden.

Gaſi, turcomanniſcher Sultan von Damas, und Debeis, ein mächtiger arabiſcher Scheik, konnten ſo wenig als ich begreifen, was für Fug und Recht jene Chriſten-Deſpoten hatten, in den Morgenländern nach Belieben zu ſengen und zu brennen, ſich in fremder Menſchen Blute zu baden, die ihnen nichts zu Leide gethan hatten, und andere Menſchenkinder mit Gewalt aus ihrem Erbe zu treiben. Sie glaubten, die Erde ſey allenthalben des Herrn, und ein Araber oder Turcomann habe eben ſo viel Recht darauf zu wohnen, als ein Gallier, Britte, oder deutſcher Chriſt es haben mögen. Mich dünkt, die Leute hatten Recht, obgleich

gleich die chriſtlichen Kreuzfahrer anderer Meynung geweſen ſeyn mögen.

Gaſi und Debeis ſahen, daß die Chriſten ſich täglich weiter ausbreiteten, täglich mehr raubten, und täglich ſich ihrer Eroberungen unwürdiger machten. Sie hatten alſo ein Bündniß zuſammen errichtet, das nichts geringeres zum Zweck hatte, als alle Chriſten aus den Morgenländern zu vertreiben. Und auch daran thaten ſie, wie ich glaube, recht und wohl. Denn den Räuber, der mir in mein Haus fällt, darf ich doch wohl, wenn ich kann, hinauswerfen?

Die chriſtlichen Prinzen hatten von dieſem Bündniß Kundſchaft, und der König von Jeruſalem war eben damit beſchäftiget, ſich zu einem Feldzuge zu rüſten, um die Abſichten und den Plan jener Alliirten zu vereiteln, wenn es möglich wäre, woran er unter Gottes und der frommen Ritter Beyſtand nicht zweifelte. — So lagen die Sachen im heiligen Lande, als Urach und Steinheim dort anlangten. Balduin, der fremde Hülfe und Unterſtützung ſo nöthig hatte, empfing jeden, den man ihm aus Europa zuſchickte, mit beyden Armen, denn, wie die Leſer noch aus der Einleitung in friſchem Andenken haben werden, es war auf dem weiten Wege von Europa bis nach Jeruſalem ſchon ſo mancher Chriſtenkopf verfault, daß jeder geſunde, der dort unverſehrt ankam, in ziemlich hohem Preiße ſtand. Urach und Steinheim wurden dem König mit ihrem Gefolge vorgeſtellt, und mit deſto größerm Vergnügen empfangen, da ihm eben eine neue Gefahr drohete, die fürchterlicher, als irgend eine war. Es kam dazu, daß er in dieſen neuen Ankömmlingen ganz die Leute fand, die er brauchen konnte.

Wir wiſſen ſchon aus dem erſten Theile dieſer Geſchichte, wie ſehr unſere beyden jungen Ritter durch ihre äußere Geſtalt jeden für ſich einnahmen. Urach war ein gebohrner Soldat; die Natur ſelbſt hatte ihn dazu gebildet. Sein großer feſt gebaueter Körper verſprach viel Stärke, die er auch wirklich beſaß. Die ganze damalige ritterliche Erziehung zweckte darauf ab, den jungen Rittersmann an Ertragung aller körperlichen Beſchwerden zu gewöhnen. Dieß hatte auch ihm eine dauerhafte Geſundheit gegeben, die durch keine Beſchwerde erſchüttert werden konnte, und gerade dieſe Feſtigkeit ſeiner Geſundheit und ſeines Körperbaues unterſtützte ſeinen Muth, der keine Gefahr kannte.

Stein:

Steinheim war in Anſehung der Bravheit von Urach gewiß nicht verſchieden, aber ihm fehlte. Urachs körperliche Stärke. Ein nicht unwichtiger Umſtand für die damaligen Zeiten, wo gewöhnlich die Soldaten durch einzelne Gefechte Mann für Mann ſtreiten mußten, und wo alſo körperliche Stärke ſehr oft, wo nicht immer entſchied; wo ferner der Ritter vom Scheitel bis zur Fußſohle eine eiſerne Maſchine zu ſeyn ſchien, weil der ganze Körper in einem ſchweren eiſernen Harniſch ſteckte, wo man nicht, wie heut zu Tage, die kleinen pariſer Degen zum Putz trug, ſondern ein ſchweres Schwerdt neben ſich her ſchleppte, zu deſſen Gebrauch oft beyde Hände nöthig waren. Man ſieht leicht, daß für alles dieſes unſere heutigen Junker durchaus nicht paßten, und daß ein ganzes Heer derſelben dem König Balduin nicht halb ſo viel werth geweſen ſeyn würde, als ihm Urach und Steinheim mit ihrem Gefolge waren.

Da die Turcomannen in das Fürſtenthum Antiochien eingebrochen waren, ſo durfte Balduin keine Zeit verlieren, ihnen entgegen zu gehen. Die Nachricht von dieſem Einfall beſchleunigte alſo den Zug dee chriſtlichen Kreuzfahrer gegen die Feinde. In Antiochien herrſchte damals **Boemond**, ein minderjähriger Fürſt, unter der Vormundſchaft ſeines Anverwandten **Roger**.

Roger war unſtreitig ein braver und geſchickter Soldat, wenn es darauf ankam, dem Feinde im offenen Felde die Spitze zu bieten. Dann ging er jedem dreiſt unter die Augen, und ſcheute keinen Feind. Davon hatte er mehrmals ſchon Beweiſe gegeben. Sein Charakter war ungeſtüm und ſtolz, daher konnte er die kleinen Balgereyen und Zwackereyen der Feinde nicht ertragen, noch weniger den Trotz eines Feindes, der ſich ſeiner Ueberlegenheit bewußt iſt, und daher gern den Gegentheil zu einer Feldſchlacht reizt. Indeſſen mußte er bey alle ſeinem Ungeſtüm und Stolz dennoch dießmal dem Feinde ruhig zuſehen, weil er ihn zu ſehr an Menge übertraf. Sich mit einem feindlichen Heere von 50000 Mann in eine Feldſchlacht einzulaſſen, war gar zu mißlich, er ſchloß ſich alſo lieber in die Feſtung Antiochien ein. Die Turcomannen aber hatten nicht Luſt, ihre Kräfte an einer Belagerung zu verſuchen, ſie ſengten und brennten alſo auf dem herumliegenden flachen Lande, und trieben endlich ihre Verwüſtungen bis vor die Thore der Stadt, foderten die Chriſten heraus, ſprachen ihnen Hohn, und warfen ihnen Zaghaftigkeit vor.

Das war zu viel für den ungeſtümen ſtolzen Roger. —

Es war genug, daß er biſher den Verheerungen des Feindes ruhig hatte zuſehen müſſen, ohne ihnen entgegen rücken zu können, aber nun gar vor ſeinen Augen den Trotz des Feindes bis zum Hohnſprechen der chriſtlichen Krieger treiben zu ſehen, ſich ins Angeſicht verſpotten zu laſſen, wie hätte er das tragen können? Er entſchloß ſich alſo, dem Unweſen zu ſteuren.

Den König von Jeruſalem, den Fürſten von Edeſſa Joſſelin von Courtenay, und den Grafen Pontius von Tripolis hatte er zwar ſchon um Hülfe gebeten, und dieſe waren auch auf dem Wege, und näherten ſich in ſtarken Märſchen ſeinen Staaten; da aber die Turcomannen die Boten aufgefangen hatten, die ihm dieſe Nachricht bringen ſollten, ſo zweifelte er entweder, daß ſie ihm Hülfe ſchicken könnten oder wollten, oder wenigſtens wußte und glaubte er nicht, daß ihm die Hülfe ſchon ſo nahe ſey. Ihm blieb nach ſeiner Meynung keine andere Hoffnung, als die ihm ſeine Tapferkeit verlieh. Da nun die Feinde ihre Verheerung und ihren Spott täglich weiter trieben, ſo konnte er ſich, aufs äußerſte gereizt, nicht länger halten

ten — er ſiel mit 700 Reitern, und 3000 Mann zu Fuß aus ſeiner Feſtung, und ging wüthend auf ſie los.

Das eben wollten aber die Turcomannen. — Sie flohen, aber nur zum Schein. Roger verfolgte ſie hitzig. Auch das wollten ſie. So lockten ſie ihn endlich ſo weit, daß er ihnen nicht mehr entwiſchen konnte. Plötzlich dreheten ſie ſich, und fielen mit ihrer ganzen Macht über ihn her. Jetzt erſt ſah Roger, daß er betrogen ſey, und gefehlt habe — aber es war zu ſpät, und der Fehler nicht wieder zu verbeſſern. Er nebſt ſeinen Leuten fochten wie wüthende Löwen, ſie wichen keinen Schritt, aber der Uebermacht der Turcomannen konnten ſie nicht widerſtehen. — Roger wurde mit allen ſeinen braven Soldaten erſchlagen.

VIII.

Dieſe unglückliche Niederlage des Fürſten von Antiochien erfuhr Balduin an der Gränze dieſer Staaten, zugleich aber auch, daß der Feind ſich ihm nähere, um einen Angrif auf ihn zu thun. Im Vertrauen auf die Stärke und Kraft ſeines Heeres fand er es nicht nöthig, einem Treffen aus dem Wege zu gehen. Der Angriff geſchah, — die Schlacht war lang und blutig, und das Zünglein der Waage, das den Sieg entſcheiden ſollte, ſtand lange waagerecht, ohne weder auf die eine noch auf die andere Seite ſich zu neigen. Endlich ſchlug es auf die Seite der Chriſten aus, die Feinde wichen, und zogen ſich über eine Brücke zurück. Urach war während der ganzen Schlacht ein donnernder Waldſtrom, er riß fort, warf nieder, alles was er auf ſeinem Wege fand — ſein Schwerdt wüthete unter den feindlichen Köpfen umher, als wären es Mohnköpfe, endlich bewies er, daß er nicht bloß ſich wegen der Stärke ſeines Arms zum Krieger qualificire, ſondern daß er auch wiſſe, Zeit, Umſtände und Terrän zu benutzen.

Als er nämlich bemerkte, daß die feindliche Retirade über eine Brücke gehen würde, brach er mit Steinheim und andern Rittern durch ihre Flanke, und beſetzte die Brücke. Dieß machte die Niederlage der Feinde entſcheidend; nur diejenigen, die ſich durch Schwimmen über den Strom retten konnten, entkamen, die übrigen alle geriethen todt oder lebendig in der Chriſten Hände.

Der König ſah wohl ein, wie viel er dem Grafen Urach zu danken habe, und daß ohne ihn und ſeine Entſchloſſenheit, das Glück — bekanntlich eine Dame — den Ausſchlag eben ſo gern und leicht den Turcomannen, als den Chriſten hätte geben können, je nachdem die Dame Laune, Spleen, Vapeurs oder Migräne gehabt hätte, wonach ſich, wie die ganze Welt weiß, die Entſchließung einer Dame ſo oder anders formt und beſtimmt — daß Urach aber die unentſchloſſene, wetterwendiſche Dame gleichſam zwang, ihre Gunſtbezeugung den Chriſten zuzuwenden — kurz der König ſah ein, daß er dem Grafen nicht weniger als alles zu danken habe.

Er war keiner der Undankbaren, die, wie es gewöhnlich der Fürſten Art iſt, die Arbeit, Mühe und Gefahr gern andern überlaſſen, die Ehre aber, und den Ruhm dafür höchſtſelbſt einzuerndten, allergnädigſt geruhen, oder mit den Worten der Fabel, die Kaſtanien gern mit fremden Pfoten aus der Aſche holen. Er hatte des Grafen Dienſte auch noch ferner nöthig, daher hielt er es nicht für undienlich, des Grafen ſchwärmeriſche Hitze ſo viel möglich in Flammen zu erhalten; etwas irdiſche Ehre, und laute Lobpreiſung, glaubte er, würde dem Grafen wohl thun. Er umarmte ihn alſo nach der Schlacht, und geſtand vor der ganzen Armee, daß er ohne den Grafen Urach den glücklichen Erfolg dieſes

Tages nicht würde zu genießen gehabt haben.

Ob dieſe königliche Umarmung dem Grafen wirklich ſo wohl that, als der König glaubte, oder ob der Graf nur ſo viel davon hielt, als ſichs zu halten gebühret — davon ſchweigen unſere geheimen Nachrichten. Und bekanntlich iſt es eine delicate Sache, von etwas zu reden oder zu ſchreiben, wovon man keine Nachricht hat. Zwar giebt es unter der ſo edlen als zahlreichen Schriftſtellerzunft viele, die ein Langes und Breites über Dinge ſchreiben, wovon ſie noch weniger wiſſen, als ich von Urach im vorliegenden Falle weiß, und im Nothfall dürfte ich wohl eben ſo gut und glücklich conjekturiren, als hundert andere meiner Kollegen; da aber ſchon der heilige Auguſtin geſtand, daß er in vielen Stücken ſo unwiſſend ſey, als ein ungebohrnes Kind, und daß er doch dieſe Ignoranz ſich zur Ehre rechne, und ein anderer weiſer Mann ſogar ſich nicht ſchämte zu ſagen, ſeine größte Weisheit beſtehe darinnen, nichts zu wiſſen, ſo dünkt mich, dürfe auch ich meinen Leſern frey geſtehen, daß ich nicht weiß, wie Urach dieſe Ehre aufgenommen und empfunden habe.

Indeſſen war es mit dieſer glücklichen Schlacht noch nicht gethan, denn es war immer nur eine Hälfte des Feindes beſiegt, die andern — die Araber waren in Edeſſa eingefallen, und mußten auch noch zurückgetrieben werden, wenn das heilige Grab in der Chriſten unheiliger Gewalt bleiben ſollte. Das Fürſtenthum Edeſſa war ein beträchtlicher Theil von dem ehemaligen Meſopotamien. Joſſelin de Courtenay regierte da, und war dem Feinde entgegen gegangen. Balac aber, der das arabiſche Heer commandirte, hatte ihn geſchlagen, und gefangen genommen. Balduin brachte alſo die Sachen in Antiochien eiligſt, ſo gut er konnte, in Ordnung, und eilte Edeſſa zu Hülfe, welches die Feinde, wie ein reißender Strom, der aus ſeinen Ufern tritt, überſchwemmt hatten.

Urach hatte ſich gegen die Turcomannen ſo brav gehalten, daß der König ſein ganzes Vertrauen auf ihn ſetzte. Er mußte immer an ſeiner Seite ſeyn, und ohne ſeinen Rath that er nichts. Um den Feind aufzuſuchen, durchzogen ſie mit ihrem Heer das Königreich Jeruſalem, gingen über den Jordan, und kamen endlich ins Geſicht der feindlichen Armee.

Der Emir Balac, durch das Schickſal der Turcomannen behutſamer gemacht, hörte kaum von der Annäherung Balduins, ſo zog er ſeine

Truppen, die bisher das ganze Land überſchwemmt hatten, zuſammen. Sein Plan war, einer Feldſchlacht mit den Chriſten ſo lange als möglich auszuweichen. Er wußte, daß die ſchwere Reuterey der Chriſten ihm dann überlegen geweſen ſeyn würde; er wußte aber auch, daß die Sandwüſten von Meſopotamien der chriſtlichen Armee mehr Schaden thun würden, als ein ungewiſſes Treffen, dahingegen ſeine Araber hier gleichſam in ihrem Elemente waren.

Sein Heer war in beſtändiger Bewegung, bald ließ er es dahin, bald dorthin marſchiren. Die Chriſten folgten ihm immer. Dieſe höchſt beſchwerlichen Märſche in dem brennenden Sande, und die beſtändigen Scharmützel und Angriffe der arabiſchen leichten Reuter, die ſich zehnmal drehten und ſchwenkten, ehe ein ſchwer bewafneter, von oben bis unten in Eiſen ſteckender chriſtlicher Ritter nur einmal ſich drehen konnte, matteten das Heer der Chriſten ſehr ab. Die Chriſten, die dieſe leichten arabiſchen Reuter, die nie Stand hielten, nie einholen konnten, wurden endlich verdrüßlich, und vielleicht auch ſicher, und verachteten dieſe Art zu kriegen. Der König Balduin vornehmlich verließ ſich ſo ſehr auf die Unſtätigkeit und Flüchtigkeit der Araber, daß er ſich oft mit einer Handvoll

Soldaten ganz nahe an ſie wagte. Balac erfuhr dieſe Unvorſichtigkeit gar bald durch ſeine Patruillen, und bauete darauf einen Entwurf, der nichts geringeres als den Tod oder die Gefangenſchaft des Königs Balduin zum Zweck hatte. Dadurch hofte er zu erhalten, was ihm die Tapferkeit der Chriſten im Felde verweigerte. Balac erhielt bald ;was er wünſchte.

IX.

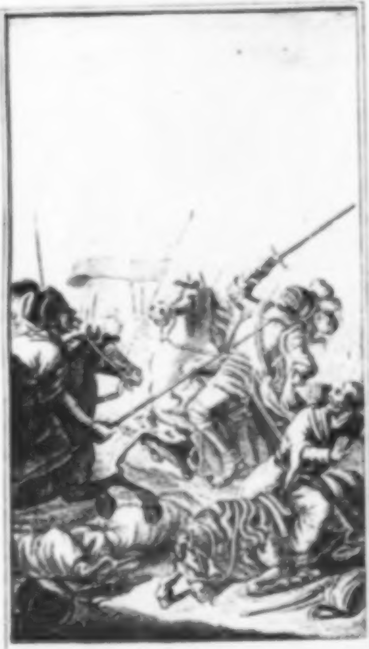
Einsmals ritt der König in Geſellſchaft des Prinzen **Galeran**, ſeines Vetters, des Grafen von Urach, und einiger anderer Ritter aus, um den Feind zu recognoſciren. Eine kleine feindliche Parthey griff ihn an. Der König ſetzte ſich mit ſeinen Rittern zur Gegenwehr. Die Araber wichen, wie gewöhnlich, bald zurück. Aber nicht lange, ſo kamen ſie wieder, wiederholten ihren Angriff etwas hartnäckiger, wichen wieder, und erneuerten zu wiederholten malen ihren Angriff, immer mit mehrerer Tapferkeit als vorhin. Dieſes Betragen ſchien ſelbſt den Chriſten ungewöhnlich. Sie wurden eifriger, aber auch unvorſichtiger, verfolgten den Feind immer weiter, und ſo wurden ſie endlich in eine Gegend gelockt, wo ein ſtarker Hinterhalt lag, der plötzlich wie ein Bienenſchwarm hervorbrach. Die Chriſten ſahen ſich auf einmal von einer dreymal größern Menge umgeben, die ihnen überlegen geweſen ſeyn würde, wenn auch nicht Mann und Pferd der Chriſten durch die Verfolgung und kleinen Neckereyen der erſten Parthey, die nun ſchon einige Stunden gedauert hatten, äußerſt abgemattet geweſen wären. Hinter ſich und vor ſich, auf allen Seiten ſahen ſie gleichviel Feinde, die alle mit der größten Wuth auf ſie eindrangen, und ſo blieb ihnen nichts übrig, als der Entſchluß, zu verſuchen, ob ſie ſich mit dem Schwerdt in der Fauſt durchſchlagen könnten. Hier galt es Sieg oder Tod.

So gefährlich und kritiſch auch die Lage war, worinnen ſie ſich jetzt befanden, ſo behielt doch der Graf von Urach kaltes Blut. Eine Sache, die in dergleichen Umſtänden nicht immer bey jedem Statt findet, ſo nöthig ſie auch iſt. Er bat die Ritter, ſich ihrer Speere nicht zu bedienen, denn dadurch würden ſie ſich von einander trennen, und dem Feinde es leichter machen, jeden einzeln zu tödten, oder gefangen zu nehmen. Er ſchlug vor, in geſchloſſenen Gliedern fechtend ſich zurückzuziehen, bis ſie einen Platz gewonnen hätten, wo der Rücken frey wäre. Er gab ihnen zu bedenken, daß ſie gewiß ſchon jetzt bey der Armee würden vermißt ſeyn, und daß es nicht fehlen könne, daß man ihnen bald Hülfe zuſchicken werde.

Dieſe Aufmunterung Urachs hatte freylich einen Schein von Wahrheit, aber er war ſo gering, daß er nur bey denen Eingang finden konnte, die ohnehin gewohnt waren, jeder Gefahr Trotz zu bieten. Sie hörten ſie mit Beyfall und Entſchloſſenheit an, — aber retten konnten ſie ſich dadurch nicht.

Zu Ausführung ſeines Plans hatte Balac meiſtens Freywillige, die Tapferſten und Entſchloſſenſten ſeines Heeres ausgeſucht. Sie griffen den kleinen Haufen der Chriſten mit ſolcher Wuth an, daß der König mit ſeinen Rittern und Knappen bald ſahe, hier gelte es nicht Sieg oder Tod — ſondern Tod oder Gefangenſchaft. Des Königs Begleiter drängten ſich alle an ihn hin, um wo möglich wenigſtens ihn zu retten, aber es ſtürzte einer nach dem andern an des Königs Seite nieder, der eine vom Pfeil durchbohrt, einen andern durchſtach der Spieß eines Arabers, einem dritten ſpaltete ein Säbelhieb Helm und Kopf; mancher war zwar ſchwer verwundet, hätte aber doch vielleicht gerettet werden können, hätte er friſche Luft bekommen, aus Mangel derſelben verſchmachtete er vor Hitze und Ohnmacht in dem

eiſer-



Ewine! ah Ewine!

eiſernen Harniſch, den er ſich zu löſen nicht Kraft genug hatte.

Noch lebte Urach, und feſt entſchloſſen, ſein Leben ſo theuer als möglich zu verkaufen, wüthete er wie ein grimmiger Löwe gegen jeden, der ſich ihm oder dem König näherte. Dreymal hatte er ſchon das Leben des Königs gerettet, indem er drey nach deſſen Kopf gerichtete Säbelhiebe unwirkſam machte. Sein Schild ſtack voll aufgefangener Pfeile, aus ſeinen Wunden floß ſtromweis das Blut, ſchon ſank ſein ſtarker Arm von der Laſt des Schildes nieder, aber dennoch wagte es kein Feind mehr ſich ihm zu nahen. Eben als noch einmal ſein Arm ſich hob, und ein kräftiger Hieb eines Arabers Leben endigte, ſtieß ein anderer ihn mit einem Spieß zwiſchen der Oefnung des Harniſches und des Helms in den Hals — **„Erwine, ach! Erwine,“** rief er, und ſank ohne Leben zur Erde.

Balduin, Galeran und die übrigen, die noch am Leben waren, ſahen den tapfern Urach ſinken, und mit ihm ſchwand der letzte Strahl von Hoffnung aus ihrer Seele; ſie waren alle ſo heftig verwundet und abgemattet, daß ſie ſich nicht mehr auf den Pferden halten konnten. Unfähig, ſich noch ferner zur Gegenwehr zu ſehen, ergaben ſie ſich den Feinden, und ließen ſich in das feindliche Lager führen.

Urachs Schwager, der junge Steinheim war ſonſt immer der treue Gefährte und Begleiter Bertholds bey allen Angriffen, Scharmützeln und Ausfällen. Gerade jetzo aber war er nicht gegenwärtig, als Urach ſank. Eine Wunde, die er in einem der vorigen Scharmützel erhalten hatte, hielt ihn im Lager der chriſtlichen Armee zurück. Kaum aber erſchell da die Nachricht von des Königs und ſeiner Begleiter Unglück, ſo ſprang er wüthend auf, und warf ſich auf ſein Pferd. Das ganze Lager war ſchon in Bewegung, jeder griff zu den Waffen, um blutige Rache an den Arabern zu nehmen.

Balac aber kam ihnen zuvor. Er glaubte nicht ohne Grund, die Gefangennehmung des Königes müſſe nothwendig in der chriſtlichen Armee eine groſſe Beſtürzung verurſachen, und dieſer müſſe man ſich bedienen. Zu dem Ende war er mit ſeinem ganzen Heer aufgebrochen, und den Chriſten entgegengerückt, um ſie während der Beſtürzung, worinnen ſie waren, anzugreifen.

Steinheim ritt, ſo bald er die Nachricht von dem Unglück des Königes und ſeines Schwagers erhielt, ſogleich aus dem Lager, um wenigſtens ſeines verlornen Freundes Körper aufzuſuchen, und ihn ritterlich zur Erde zu beſtatten; aber er ſtieß bald auf die feindlichen Vorpoſten, die ſchon weit über den Ort, wo die unglückliche Niederlage vorgefallen war, vorgerückt waren, und ſo ward ihm auch der traurige Troſt genommen, dem tapfern Urach die letzte Freundes- und Chriſtenpflicht geleiſtet zu haben. Der Schmerz über den Verluſt des Grafen, und die Entzündung, die die Bewegung bey ſeiner Wunde hervorgebracht hatte, zogen ihm ein Fieber zu, das ihn nöthigte, die Armee ganz zu verlaſſen, und nach Jeruſalem zu gehen. Von da ſchrieb er an den Grafen von Henneberg, meldete ihm den Tod ſeines Schwagers, und bat ihn, dieſe traurige Nachricht der Gräfin Erwine auf die beſtmöglichſte Art mitzutheilen.

X.

Hätten die geneigten Leſer an dieſem Büchlein bloß einen Alltags-Roman von gewöhnlichem Schrot und Korn, ſo wäre der Autor mit ſeinen Leſern hier am Ende der Geſchichte. Alles iſt bis jetzt den gewöhnlichen Gang menſchlicher Dinge gegangen. Wir haben zwey Liebende, Berthold und Erwinen glücklich zuſammengebracht, ein Dritter, der Graf von Henneberg mußte ſich in Erwinen verlieben, ihm mußte es ſchwer werden, ſeiner Leidenſchaft zu entſagen, und ich denke, wir haben es ihm ziemlich ſauer werden laſſen; endlich, um ſeine hoffnungsloſe Liebe doch nach Wunſch zu krönen, haben wir mit Hülfe der Araber den rechtmäßigen Gemahl wie ehrliche Banditen gemordet — was braucht es nun mehr, als daß wir Erwinen um des Wohlſtands willen erſt einige Zeit ſich abhärmen, und Ach und Wehe jammern, endlich aber doch wieder zur zweiten Ehe ſchreiten laſſen, und ſie mit dem Grafen von Henneberg verkuppeln. Wir laſſen ſie dann nach Luſt und Belieben Kinder zeugen, und zu ſeiner Zeit des Lebens müde und ſatt ſelig entſchlafen — ſo iſt der Roman geſpielt, wie er auf unſerer ſublunariſchen Welt täglich und ſtündlich geſpielt, und mit jeder Meſſe in dieſer oder anderer Form dem leſenden Publikum zur Erbauung, Nutz und Frommen, gut oder ſchlecht, je nachdem der Koch iſt, der die Polenta zuſammen rührt, mit oder ohne Sauce, ſauer oder ſüß aufgetiſchet wird.

Aber mit Gunſt, lieber Leſer, mit meinem Büchlein ſoll das nicht alſo ſeyn, oder ich will mein Haupt nicht ſanfte legen, und nie in meinem Leben wieder ein Jota zu einem Buche ſchreiben, welches, unter uns geſagt, eine Conditio ab impoſſibili wäre, die, wie jeder Schulmeiſter weiß, Vim negandi hat. Zwar kann ich es nicht hindern, wenn die folgende Geſchichte wenigſtens in etwas dieſen Gang nimmt, denn es iſt ja eine menſchliche Geſchichte, und ich habe verſprochen, ſie ſo zu erzählen, wie ich ſie in den Urkunden und Dokumenten des Steinheimſchen und Urachſchen Archivs vorfinde, aber ſo ganz wird ſie doch den gewöhnlichen Gang nicht nehmen, denn die Helden der Geſchichte ſind nicht ganz gewöhnliche Menſchen. Aufgeſchauet alſo! es werden noch greuliche und fürchterliche Auftritte kommen, vor welchen die Menſchheit ſchaudert, das Herz bebt, die Kniee zitternd zuſammenſchlagen, und die Haare zu Berge ſteigen. Und trifft mich das Glück oder Unglück, daß nervenſieche Damen dieſes Büchlein leſen, ſo kann ich nicht Bürgſchaft leiſten, daß nicht dadurch Konvulſionen, Starrſucht, Ohnmachten u. ſ. w. erregt werden. Denen kann aber nicht anders gerathen werden, als daß ſie entweder dieſes Buch von jetzt an auf die Seite legen und ungeleſen laſſen, oder daß ſie bey Zeiten ſich aus Lyon, Straßburg, Karlsruhe, Zürich oder Bremen einen wackern, glaubenfeſten Magnetiſör verſchreiben, ſich mit ihm comme il faut en Rapport ſetzen, und dann mit feſt verſchloſſenen, oder auch mit convulſiviſch geöfneten Augen das Büchlein durch die Finger leſen. Des Magnetiſörs Sache iſt es dann, durch Strich und Gegenſtrich die empörten Lebensgeiſter und Convulſionen zu calmiren, und das fürchterliche Herzklopfen in Wonnegefühl umzuwandeln. Dieß iſt mein gutgemeynter ohnmaßgeblicher Rath für jeden, der ſich rathen laſſen will; jedem, der es nicht will, hafte ich nicht für die Folgen. Dieß ſey zu meiner Rechtfertigung geſagt. Mehr kann, wie Fielding ganz richtig bemerkt, ein ehrlicher Schriftſteller nicht thun. Für das Uebrige mögen die Götter und ſeine Leſer ſorgen. — Dixi! —

Lebten wir noch in jenen frommen Zeiten, wo kein Schriftſteller Hand an ſein Werk legte, er hatte denn zuvor ſich in den Schutz irgend einer Muſe oder auch wohl aller neun Mädchen zuſammen begeben, gleich den Rittern der Tafelrunde, die ſich der Dame ihres Herzens gottſelig empfahlen, und dann allen Drachen und fahrenden Rittern des Erdenrunds Trotz boten, ihnen, wenn und wo ſie könnten, den Hals zu brechen — ſo würden die Leſer hier ein herzbrechendes Gebet von mir um hülfreiche Unterſtützung an die Muſen leſen. Denn in der That bin ich nicht wenig verlegen, auf welche Art ich dem Publikum begreiflich machen ſoll, wie der Graf von Henneberg die Nachricht von Urachs Tode aufnahm.

Es würde ſich gewiß auch nicht übel ausnehmen, wenn ich nun hier begönne: — **„Singe o himmliſche Muſe in ſchrecklich frohen Geſängen„** u. ſ. w. Und wollte dann die himmliſche Muſe nicht ſingen, ſo ſähen wenigſtens die geneigten Leſer, die ſehen wollen, offenbar, daß die Schuld nicht an mir, ſondern an der Laune eines zwar himmliſchen aber höchſt eigenſinnigen Mädchens läge, und daß die Launen der himmliſchen Mädchen ſo wenig werth ſind, als die Launen unſerer irdiſchen Mädchen, daß man alſo jene wie dieſe behandeln, und keine Notiz davon nehmen müſſe, wenn man vor künftigen Anfällen der Art ſicher ſeyn will — kurz, daß ein Mädchen nichts mehr und nichts weniger als — ein Mädchen ſey, es ſey übrigens ſo himmliſch und göttlich oder ſo irdiſch, als es wolle.

Nun aber leben wir leider in einem Zeitalter, wo trotz aller Religions-Edikte der Unglaube mit dem Aberglauben dennoch freundbrüderlichen Schritt hält, wo eine Anrufung der Muſen in dem Munde eines Schriftſtellers eben ſo ſonderbar klingen, und von dem freygeiſteriſchen Publikum eben ſo laut ausgepfiffen werden würde, als wenn D. Bahrd bey der göttingenſchen Preisfrage über die Beweiſe für die Gottheit Chriſti ſich es hätte wollen laſſen einfallen, auch mit um den Preiß zu kämpfen. Nicht als ob D. Bahrd nicht eben ſo gut, als ein Zuckerbecker in Augſpurg, *) einen Beweis für

---

*) Es iſt bekannt, daß in Göttingen viel Geld damit zu verdienen war, wenn man vom Jahr 1787 — 1788. die Gottheit Chriſti ſo beweiſen konnte, daß die hochwürdige theologiſche Facultät mit den Beweiſen zufrieden ſeyn würde. Die Erwartung von ganz Deutſchland war auf das höchſte geſpannt, nicht ſowohl um zu erfahren, wie die Beweiſe ausfallen, ſondern mehr um zu ſehen, wie ſich die göttingenſchen Theologen dabey benehmen würden, und ſiehe da — ganz Deutſchland wurde auf das lächerlichſte getäuſchet. Und das mit Recht. Denn wer Hans Nord in die Bouteille kriechen ſehen will, muß ſelbſt ein Narr oder ein Betrüger ſeyn. — Das Gerücht ſagte, daß unter den Wettkämpfern auch ein Zuckerbecker in Augſpurg ſein Heil verſucht, und ſtatt Zuckerkuchen einen Beweis für die Gottheit Chriſti gebacken, und zu der Menge eingeſchickten Schoſels ſeinen Ben-

für die Gottheit Chriſti ſchreiben, und an die hochwürdige theologiſche Facultät zu Göttingen hät-

Beytrag gegeben habe. Das Gerücht ſey wahr oder falſch, ſo bleibt das Ganze, das dieſes Gerücht veranlaßte, eine lächerliche Farce, die vortreflich zu den übrigen Sottiſen unſeres Jahrzehends paſſet. Denn es war zu erwarten, daß eine Frage, die ſeit 1800 Jahren ſo viele müſſige und überſpannte Köpfe beſchäftiget hat, und noch andere 1800 Jahr beſchäftigen kann und wird, entweder ſchon beantwortet ſeyn müſſe, oder nicht beantwortet werden könne. In beyden Fällen war die Preißfrage unnüz, und man hätte alſo beſſer gethan, den Preiß auf die Verbeſſerung des Kartoffelbaues zu ſetzen, wobey freylich keine theologiſche Facultät hätte Richter ſeyn können, wobey aber auch keine in die Verlegenheit geſezt worden wäre, worinnen die göttingenſche war, die, um ſich nicht lächerlich zu machen, ſich nicht anders zu helfen wußte, als daß ſie allen eingeſchickten Plunder auf die Seite warf, und den Preiß gar niemanden zuerkannte. So war freylich der Knoten zerhauen, aber nicht gelöſet, und das ganze chriſtgläubige Publikum iſt nun ſo klug, als es vorhin war. Und dabey wird und mag es auch, ſo Gott will, ferner bleiben. Denn welche theologiſche Facultät darf ſich erdreiſten, ſich zum Richter in dieſem Punkte aufzuwerfen? oder geſezt, die theologiſche Facultät zu Göttingen hätte ent-

ſchiehätte einſchicken können, ſondern weil es der weiſen Ordnung der Natur zuwider iſt, daß jemand

ſchieden, ſo wäre, da ſie doch nicht Anſpruch auf das Donum infallibilitatis machen, und dem heiligen Vater zu Rom ins Amt greifen wird, eine andere theologiſche Facultät nöthig geweſen, um jener ihr Urtheil zu unterſuchen, und nöthigenfalls zu berichtigen, und wo hätte nun das Ende dieſer unendlichen Reihe von theologiſchen Facultäten ſeyn ſollen, die alle hätten richten wollen, und alle mit eben ſo viel Recht als die göttingenſche hätten richten können, da eine doch wohl ſo gut als die andere geweſen wäre, das heißt, da ſie alle zuſammen nichts hätten entſcheiden können. Und die Wahrheit zu ſagen — wozu ſollte die ganze gelehrte Preisfrage nützen, an deren Bejahung oder Verneinung doch unendlich wenig gelegen ſeyn muß? Denn ſchon ſeit Jahrhunderten zankt und ſchilt und ſtreitet man darüber, ſeit Jahrhunderten hat man ſie bejahet und verneinet, und die Menſchen ſind weder bey der Bejahung noch bey der Verneinung glücklicher oder unglücklicher geworden, und die Religion, die in ſich ſelbſt feſt genug iſt, bleibt immer ſtehen, man führe Beweiſe für die Gottheit Chriſti oder führe ſie nicht. Deſſen ſind Geſchichte und Erfahrung Zeugen. — Da nun aber alle eingeſchickten Beweiſe der hochwürdigen theologiſchen Facultät zu Göttingen unzulänglich gemand andere Kinder zeuge, als welche ſeinem Bilde ähnlich ſind.

Demnach bleibt mir, da ich von den berühmten neun Jungfern keine Hülfe mir ver-

ſpre-

geſchienen haben, ſo dünkt mich Layen, ſey das natürlichſte, und das, was die ganze Chriſtenheit mit Recht erwarten, ja fodern könne, dieſes: daß entweder die hochwürdige theologiſche Facultät, die Richter ſeyn wollte, und die alſo nothwendig davon überzeugt ſeyn mußte, es gebe gültige Beweiſe für die Gottheit Chriſti, uns dieſe Beweiſe, die ſie in petto hat, die aber kein andrer Menſch bisher kannte, öffentlich mittheile, oder wenn das nicht der Fall iſt, wie zu vermuthen ſtehet, da die göttingenſchen Theologen bis jetzt, ſo viel ich weiß, nichts beſſeres geliefert haben, als was wir in dieſem Punkte ſchon hatten und wußten, — daß ſie eben ſo öffentlich geſtehn: Wir, der Zeit zur theologiſchen Facultät zu Göttingen gerechnete Doctoren und Profeſſoren thun kund und fügen hiermit zu wiſſen jedermänniglich, daß wir zwar die eingeſchickten Beweiſe für die Gottheit Chriſti nicht befriedigend gefunden haben, daß wir aber auch — keine beſſeren liefern können. Es iſt freylich zu bezweifeln, daß jemals ein ſolches Proclama erſcheinen werde; es erſcheine aber, oder nicht, ſo weiß jeder doch, was er von der ganzen burlesken Farce zu denken habe, und was nicht. —

ſprechen kann, nichts übrig, als mit dürrem Worten zu geſtehen, daß es mir unmöglich ſey, die Gemüthsverfaſſung des Grafen von Henneberg ſo zu beſchreiben, wie ich gern wünſchte. Doch will ich es verſuchen, einige Charakterzüge ſeines Herzens, wie es damals war, fühlte und empfand, als er die Nachricht von Bertholds Tode empfing, hinzuzeichnen. In magnis voluiſſe ſat eſt. —

Seine erſte Empfindung war **Schmerz**. —

Schmerz? — Allerdings, Schmerz. So parador dieſes in einem Roman klingen mag, daß ein biſher in hoffnungsloſer Liebe ſchmachtender Liebhaber Schmerz empfinden ſoll, wenn die Ketten zerriſſen werden, die den Gegenſtand ſeiner Liebe an einen andern feſſelten, ſo wahr iſt es, in dieſer wahren Geſchichte. Graf Werner empfand den Verluſt ſeines Freundes mit innigem Schmerz, denn er war nicht lasterhaft. Er war ein zärtlicher Liebhaber der Gräfin von Urach, aber auch ein eben ſo treuer Freund des Grafen, und ſeine heftige Leidenſchaft für jene hatte ſeine warme Freundſchaft für dieſen um nichts geſchwächt.

Ich weiß den Zuſtand des Grafen Werners mit nichts beſſer zu vergleichen, als mit dem

Zu⸗

Zuſtand eines unſchuldigen Mädchens, das Liebe für einen Mann empfindet, der durch ſeinen Stand, ſein Vermögen, und ſeine Verbindungen weit über ſie erhaben iſt. Die Liebe hatte ſich in ſein unbewachtes Herz geſchlichen, wie ſie ſich in das Herz eines Mädchens in ſolchen Fällen ſchleicht. Die Vernunft tadelt jeden Gedanken an ihn, aber was kann das arme Mädchen dafür, wenn ſie ihre hoffnungsloſe Liebe troz aller Verweiſe der klugen kalten Vernunft mit jedem Tage ſtärker werden ſiehet?

— — — — So pflegts zu gehen,
das ſüße Gift der Liebe ſchleicht,
wie eitel Nektar, glatt und leicht
ins Herz hinab; allein die Wehen,
die Wehen, Kinder! folgen nach.
Da geht's euch, wie Dionens Knaben
als ihn verſteckt in Honigwaben
ein Bienchen in die Finger ſtach.
Des Buſens wolluſtreiches Dehnen,
dieß dunkle, nahmenloſe Sehnen
wird unvermerkt zum ſtumpfen Schmerz.
Euch preßt, ihr wißt nicht was, das Herz,
im trüben Auge ſchwimmen Thränen,
von eurem Lager flieht die Ruh.
Ihr ruft zu Stillung eures Kummers
umſonſt den holden Gott des Schlummers
und ſchließt die Augen ſchlaflos zu.

Ein innerlich verzehrend Feuer
leckt euer jugendliches Blut,
an eurer Leber nagt der Geyer
des Tityus, der niemals ruht.
Wie Roſen in der Mittagsglut
welkt ihr dahin, wie auf den Matten
gemähtes Gras; und kurz und gut,
wenn Amor nicht ein Wunder thut,
bleibt nichts von euch, als euer Schatten.

Wenn ich nicht ganz irre, hat Wieland, der große Kenner der Symptome der Liebe, die Natur derſelben ganz nach dem Leben gezeichnet. Das arme kämpfende Schlachtopfer einer unvorſichtigen Liebe härmet ſich, ſiehet jeden kommenden Morgen öder und freudenloſer, hat keine vertraute Freundin, von der ſie ſich statt Spott, Mitleiden verſprechen könnte, und welkt ihre Jugend hin, bis die Hand der Zeit, nicht ihren Schmerz heilet, ſondern höchſtens nur abſtumpft. —

Verhaltne Liebe, ſagt Galen,
(ſagt's, oder hätt' es ſagen ſollen)
je mehr wir ſie verbergen wollen,
je tiefer frißt ſie ſich ins Herz.
Ihr Schmerz iſt ein zu ſüßer Schmerz
als daß man gleich an Heilung dächte,
und wenn man denn geheilt ſeyn möchte
ſo iſts zu ſpät — — —

Unſer Graf, dem wir ſanftes Gefühl der Tugend nicht abſprechen können, ohne ungerecht zu ſeyn, ſah Heilung von ſeiner Leidenſchaft als ein Geſchenk der Zeit an, das man zwar nicht ertrotzen und erzwingen kann, aber doch geduldig erwarten darf. Wirklich hatte er Fug und Recht, ſo etwas zu hoffen, da es ihm ſelbſt (und das iſt, denk' ich, wohl die Hauptſache bey der ganzen Operation) mit Unterdrückung ſeiner Liebe ein Ernſt war. Und ſchon hatte er es ziemlich weit in dieſer ſtoiſchen Apathie gebracht, als der verdammte arabiſche Spieß, der in Bertholds Hals fuhr, dem Gefühle des Grafen Werners eine ganz andere Wendung gab. Das dachte der Araber wohl nicht, daß ſein Spieß ſo weit in die Entfernung wirken würde; aber ſo gehet es täglich in der Welt, aus kleinen Urſachen entſtehen große und unerwartete Folgen. Steinheims Brief an den Grafen, worinnen er ihm den Tod ſeines Schwagers meldete, war das Medium, wodurch der Spieß auf den Grafen wirkte. Der erſte Gedanke, der unter Herabträuflung einer Freundſchaftsthräne in dem Herzen des Grafen von Henneberg trotz ſeiner Liebe aufſtieg, war: — **der arme Urach!** aber der zweyte war auch: — — **die ſchöne Erwine!**

Hätte irgend ein mechaniſches Genie damals ſchon ein Inſtrument erfunden, womit man, wie mit einem Weg- und Meilenmeſſer, die Schnelligkeit oder Langſamkeit beſtimmen könnte, mit der der zweyte Gedanke dem erſtern beym Grafen folgte; oder könnte man überhaupt die Entfernung zweyer Gedanken von einander eben ſo richtig berechnen, als man die Entfernung zweyer Oerter miſſet, ſo wäre es mir ein leichtes, hier bis auf Sekunden und halbe Sekunden anzugeben, in wie kurzer Zeit jene beyden Gedanken beym Grafen auf einander folgten. Da aber dieſe Gedankenfolgemeſſung bis jetzt noch unter die unentdeckten Länder im Reiche der menſchlichen Kenntniſſe gehört, ſo wird keiner meiner Leſer mir zumuthen, über einer Sache den Kopf mir zu zerbrechen, die um vieles ſchwerer iſt, als die Berechnung der Meereslänge, oder der Quadratur des Zirkels. Genug beyde folgten ziemlich geſchwind auf einander, und einige geheime Nachrichten (für deren Authentizität ich aber nicht haften kann) ſagen ſogar: die Weite jener zwey Gedanken des Grafen von einander wäre ſo gering geweſen, daß es äußerſt ſchwer zu beſtimmen ſeyn würde, welches der erſte, und welches der zweyte war. Wie dem auch ſey, ſo hoffe ich, jeder billige Leſer werde dieſe Gedankenfolge beym Grafen ſehr natürlich finden, und kein Aergerniß daran nehmen. Es war nicht Vorſatz, es war natürlicher mechaniſcher Gang ſeiner Gedankenreihe, daß er den Gedanken an die ſchöne Erwine mit dem Gedanken an ihren geſtorbenen Gemahl ſo genau verband. Was in jenem traurig frohen Augenblick in ihm vorging, zu beſchreiben, iſt keines Dritten Sache, wenigſtens die meinige nicht, und (ich will aufrichtig das Wahre von der Sache ſagen) er ſelbſt wäre nicht im Stande geweſen, einem befugten oder unbefugten Frager oder Fragerin davon Rede und Antwort zu geben. Folglich auch ich nicht. Das Beſte alſo, was jedem neugierigen Leſer in Anſehung dieſes Punkts ohnmaßgeblich anzurathen wäre, würde nach meinem unzielſetzlichen Ermeſſen vielleicht dieſes ſeyn, ſein Urtheil über dieſe Sachen, ſo wie über alle andere Sachen der Welt, über die ſich nicht urtheilen läßt, klüglich ſo lange aufzuſchieben, und ſie an ihren Ort geſtellt ſeyn zu laſſen, bis es irgend einem Seher oder Zufall beliebt, ihm Aufſchlüſſe über Dinge zu geben, über die ſich zur Stunde keine geben laſſen.

Mit Mühe ſammlete er ſeine Seele aus dem erſten Tumulte, in den ſie bey der ihn ſo nahe angehenden Nachricht gerieth, dann überlegte er, welches die beſte Art und Weiſe ſey, den Auftrag des Herrn von Steinheim auszurichten. Nothwendig war es, Erwinen zu Ertragung der traurigen Nachricht vorzubereiten, aber die ſchicklichſte Art dieſer Vorbereitung zu finden — — das war die Frage.

Er hielt es für das beſte, dieſes Geſchäft nicht ſelbſt zu übernehmen, ſondern eine dritte Perſon dazu zu gebrauchen. Er fand endlich in der Aebtiſſin zu Quedlinburg eine dazu taugliche Perſon.

Warum aber nicht ſelbſt? — Liebe Leſer! Obgleich unſere archivaliſche Urkunden, die wir deshalb rück- und vorwärts durchblättert haben, kein Wörtchen davon gedenken, und wir alſo mit einem platten — das weiß ich nicht — die Frage beantworten könnten, ohne wegen dieſer Ignoranz an unſerm Kredit zu leiden; ſo wollen wir euch doch nicht verhalten, was nach mehrmaligem Ueberlegen uns der Grund dieſes Betragens geſchienen hat.

Wir wiſſen alle, daß in Hennebergs Herzen ein geheimes Winkelchen war, wo Erwine dem Grafen zum Poſſen ihr Weſen trieb, wir wiſſen auch, daß der Graf freylich einſah, es ſey in ſeinem Herzen nicht alles in der Ordnung, wie es wohl ſeyn müßte, daß er aber, weil es ihm wohl that, dieſes Weſen, Weben und Leben in ſeinem Herzen connivirte, und tolerirte, und (denn was können alle Grimaſſen helfen?) daß er hoffte, und wünſchte, die Sache über kurz oder lang in ein ihm fahrbares Gleis zu bringen.

Wer ſieht nicht ein, daß unter ſolchen Umſtänden ihm daran gelegen ſeyn mußte, auf Erwinen ja keinen widrigen Eindruck zu machen, ſondern ihr immer der Freund zu bleiben, bey dem ſie von ſelbſt Troſt und Hülfe und Unterſtützung und guten Rath zu ſuchen, kommen könnte; ihr immer der Mann zu bleiben, der ihr nie Leiden mache, ſondern immer Leiden linderte. Da ſeht ihr, daß es eine kitzliche Sache für den Grafen war, vor Erwinen als der Bote einer ſo traurigen, ſie nothwendig im Innerſten erſchütternden Nachricht zu erſcheinen. Man behält immer vor dem Ueberbringer einer ſolchen Botſchaft eine gewiſſe Scheu, die ihn in unſerm Herzen, wenn nicht zurück, doch eben auch nicht vorwärts bringt. Vorwärts aber wollte eben der Graf von Henneberg gern, drum ließ er es wohl bleiben, der Trauerbote zu ſeyn, der Erwinen den Tod ihres geliebten Urachs anſagte.

Wir wollen übrigens dadurch nicht in Abrede ſeyn, daß es bey veränderten Umſtänden ſehr oft dienlicher ſeyn könne, von dem Verfahren des Grafen in vorliegendem Falle abzugehen. Wir leugnen nicht, daß die Fälle häufiger ſind, wo eine junge Frau ſich die Nachricht von dem plötzlichen Ableben ihres Mannes lieber durch einen jungen Herrn, als durch eine Aebtiſſin ertheilen läßt, ohne daß es der guten Meynung, die ſie vielleicht vorher von dem jungen Herrn hatte, Eintrag thut. Wir kennen aber Erwinens zärtliche Geſinnung für ihren Urach zu gut, um ſie in dem Verdacht haben zu können, daß dieſes bey ihr der Fall geweſen ſeyn würde.

Der Aebtiſſin von Quedlinburg war es alſo überlaſſen, Erwinen die traurigſte aller Nachrichten, die man ihr hätte geben können, zu ertheilen. Sie war eine Dame von großer Klugheit und Rechtſchaffenheit, deren Hochachtung und Freundſchaft ſich die Gräfin ganz erworben hatte. Man durfte erwarten, daß ſie am beſten mit ihr von einer ſo delicaten Sache ſprechen, am gründlichſten ſie tröſten, und auf die feinſte Art behandeln, ſo wie Erwine von ihr am gelaſſenſten die Nachricht aufnehmen, und zugleich an ihr eine Freundin finden würde, die ſie vorhin ſchon ſchätzte und hochachtete, und deren Troſtſprüche Erwinens Herz am erſten treffen und beruhigen könnten.

Zu dem Ende ſandte er den Brief des Herrn von Steinheim an die Aebtiſſin, und überließ es ganz ihrer weiſern Erfahrung, wie und auf welche Art und Weiſe die Todes-Nachricht Erwinen beyzubringen ſey, nur bat er mit der ängſtlichſten Beſorgniß, die vermuthen ließ, daß der Graf Henneberg mehr Antheil als gewöhnlich an der jungen Wittwe nehme, daß die Aebtiſſin in dieſem ihr übertragenen traurigen Geſchäfte, der Gewogenheit gemäß handeln möchte, die ſie Erwinen geſchenkt hätte.

An die alten Herren von Urach und Steinheim ſchrieb er ſelbſt, und überſendete die Briefe des jungen Steinheims. Er ergriff zugleich dieſe Gelegenheit, um ſich dem alten Steinheim von einer Seite zu zeigen, von der er gern betrachtet ſeyn wollte, und bemühete ſich dem Briefe eine Wendung zu geben, die das Herz des Vaters der Erwine für ihn einnehmen konnte. Er ſchrieb, wie folget:

„Verehrungswerther braver Mann.

„Der anliegende Brief Ihres *) Sohnes, „den ich an Sie zu ſenden Auftrag habe, „wird

---

*) Ich habe mir ſchon im erſten Theile die Freyheit genommen, den Grafen in der dritten Perſon

„wird Ihnen ſagen, welch ein ſchrecklicher Bote ich bin. Unſer Berthold „iſt nicht mehr — er iſt gefallen, wie „ein braver Rittersmann, wie ein Edler „fällt. Die heilige Erde trank ſein „Blut. Möge Gott denen lohnen, „die ſein Blut zu verantworten haben! ich habe es nicht. Unſer Berthold, ſchrieb ich — denn, wiſſen „Sie, gebeugter Vater — er war auch „mein Berthold. Was für Rechte „Sie auch immer an ihm haben mögen — auch ich hatte die meinigen. „Wir waren Freunde, wie ſie, ich darf

„es

ſen Pluralis ſchreiben zu laſſen, ohngeachtet ich weiß, daß man mir den Vorwurf machen kann, es ſey gegen das Koſtume des Zeitalters, es ſey überhaupt höchſt abgeſchmackt, daß wir Deutſche alſo ſchreiben und ſprechen. Ich geſtehe beydes gern ein. Auf das erſte dienet zur Antwort, daß ich mir vorſtelle, ich ſey ein Ueberſetzer, der ſeinen Leſern im achtzehenten Jahrhundert etwas aus dem Mittelalter lesbar machen, oder verdeutſchen ſoll. Nun machen wir uns kein Bedenken, der Lateiner Tu, der Franzoſen Vous, und der Engländer You durch unſer deutſches Sie zu verdolmetſchen, folglich darf auch ich meine Helden reden und ſchreiben laſſen, wie meine Leſer reden und ſchreiben.

Auf

„es frey ſagen, ſelten gefunden werden
„— Freunde und Waffenbrüder von
„der Zeit an, da wir die erſte Lanze
„ſchwangen, und den Rappen tummelten.
„Wie ſollte ich ihn nicht meinen
„Berthold nennen? ſollte ich nicht mit
„Ihnen trauren? — Weinen Sie
„immer, ich weine mit, und er iſt der
„Thränen werth — bey Gott! er iſt es
„werth. Deutſchland verlor an ihm einen
„Mann deutſcher Art und Ehrlichkeit
„— ſchlicht, gerade, feſt und hart,
„dem Sturme trotzend, wie die Eiche
„im

Auf das zweyte, daß es überhaupt burlesk ſey, eine einzelne Perſon mit Sie anzureden, weiß ich nichts zu antworten, als daß es doch deutſch ſey, und daß ich mich viel zu wenig dünke, um den allgemeinen Sprachgebrauch zu ſchulmeiſtern. Ich ſehe mich alſo genöthiget, bis auf beſſere Zeiten mit dem Strome zu ſchwimmen; denn es wäre ohne Zweifel unklug, gegen den Strom ſchwimmen zu wollen, wenn man dahin will, wohin der Strom fließet. — So viel als ein pardonnez moi für die Kunſtrichter, die dieſes Buch vielleicht leſen, oder auch nicht leſen. Die Entſchuldigung kommt freylich etwas ſpät, aber ſie kommt doch noch, und — vielleicht noch zu früh.

„im heiligen Harm. O! daß ich bey Ihnen ſeyn, und meine Thränen mit den Ihrigen vermiſchen, oder ſie Ihnen abtrocknen könnte! Doch Sie ſind ein Mann — ein Rittersmann, an Unglücksſchläge gewöhnt, aber Erwine, Ihre Tochter, Bertholds Weib, zärtlich liebendes Weib, was ſoll, was wird aus ihr werden, wenn ſie dieſe Nachricht erfährt? Ich fürchte ſehr für ſie, und habe, in Hoffnung, daß Sie es nicht mißbilligen werden, die Aebtiſſin zu Quedlinburg gebeten, die traurige Pflicht zu übernehmen, und es Erwinen zu hinterbringen. Sie kennen die Aebtiſſin als eine Frau, der man ſo etwas wohl anvertrauen kann, und ſo hoffe ich auch, dadurch etwas zu Ihrer Beruhigung beygetragen zu haben. Kann ich Ihnen, oder Erwinen, oder ihren Kindern auf irgend eine Art nützlich ſeyn, es ſey beym Kayſer oder irgendwo, ſo vergeſſen Sie nicht, daß Sie an mir einen Mann haben, der Sie kindlich, wie einen Vater verehrt, und der nichts, was es auch immer ſeyn mag, ſcheuen wird, wenn er nur beweiſen kann, wie ſehr ihm daran

„Je-

„gelegen ſey, Ihre Liebe und Freund-
„ſchaft ſich zu erwerben, und Erwinen
„auch nach Bertholds Tode zu zeigen,
„wie ſehr er des wackern Bertholds
„Freund im Leben war. Befehlen Sie,
„theuerſter Mann, befehlen Sie viel,
„und zeigen Sie mir, daß Sie auch
„mich der väterlichen Liebe nicht unwerth
„halten, die Berthold in ſo reichem und
„verdienten Maaße genoß. So wahr
„mir Gott helfe, Sie ſollen Sie an kei-
„nen Unwürdigen verſchwenden. Gott
„tröſte Sie, Erwinen und mich.

Werner
Graf von Henneberg.

So ſchrieb der Graf. — Die Leſer werden es mir ohne Betheurung glauben, daß es ihm mit ſeinen Dienſterbietungen ein rechter Ernſt war. Er ſuchte in der That auf alle Weiſe ſich die Steinheimſche Familie ſo viel möglich zu verbinden. Dem alten Steinheim hatte er ſich auch wirklich ſehr dadurch empfohlen. Er kannte ihn als einen wackern jungen Mann, als den Liebling und Miniſter des Kayſers. Sollte es ihm nicht angenehm ſeyn, den Mann ſeiner Freundſchaft würdig zu finden? Dem alten Mann gefiel der Enthuſiasmus und das Feuer, womit er von Berthold ſprach, ihm ſchien es für die Zukunft nicht undienlich zu ſeyn, jemanden zu haben, der dergleichen Stürme abwenden könnte, als die waren, die vorhin zwiſchen dem Kayſer und der Urachſchen und Steinheimſchen Familie getoſet hatten — kurz Werner von Henneberg hatte des alten Steinheims Herz getroffen. Dieſer antwortete ihm im wahren väterlichen Tone.

Das machte nun dem Grafen von Henneberg die ganze Schöpfung wieder helle, die bisher für ihn in Nebel gehüllet war. Sein trübes melancholiſches Auge glänzte von neuem, und jeder Blick war wie ſonſt ein Blick voll Seelenfeuer. Er fing an zu hoffen, was er bisher bloß gewünſchet hatte, und Hoffnung gab ſeiner Seele, wie allen Liebenden,*) die lange verlorne Ruhe, und ſeinem Körper ſeine natürliche jugendliche Munterkeit und Geſundheit wieder. Denn in der That, hatte an Erwinens Herzen bisher geheimer Kummer genagt, ſo war dem Grafen Werner nichts beſſeres zu Theil geworden; ob wir gleich gern geſtehen, daß ihr beyderſeitiger Kummer aus ſehr verſchiedenen Quellen floß. Auch er welkte dahin, wie die Roſe im brennenden Sande von der Hitze des Sonnenſtrahls. Das Feuer ſeiner Augen verloſch, Munterkeit und froher Muth, die ihm ſonſt ſo natürlich und eigenthümlich waren, ſchwebten ihm nur noch zwiſchen den Lippen. Nur noch ein vereitelter Wunſch, nur noch eine getäuſchte Hoffnung, ſo waren auch dieſe weggewehet, wie Morgenduft und Märzennebel im Thal ſchwimmt, und vor dem geringſten Windſtoß und dem erſten Sonnenſtrahl verſchwindet. Der arme Graf! Sein Leben, ſeine Freude, ſeine Ruhe ſank und ſtieg, je nachdem der Windſtoß kam. Wenn ſeine Herzensangelegenheiten einen andern Gang als dieſen genommen hätten, ſo hätte vielleicht Mißmuth ſeine Seele in ewige Mitternacht gehüllet. *)

---

*) Ertappt! Ertappt! Auch du biſt einer von denen, denn deine Sprache verräth dich. —

Anmerkung des Setzers.

Infandum, regina, jubes renovare dolorem! das heißt, mit Urlaub zu reden, Herr Setzer, ins Deutſche verdolmetſchet, ſo viel als: geweſen, geweſen (fuimus Troes), aber nun nicht mehr.

Antwort des Verf.

XI.

---

*) Vielleicht — vielleicht auch nicht: wenn er anders ein Mann war, wie andere Männer.
Anmerk. der Frau des Verf. dieſer Geſchichte.

Die

XI.

Wir kehren wieder zu Erwinen zurück. Der Graf von Henneberg hätte keine glücklichere Wahl treffen können, als die war, als er die Aebtiſſin von Quedlinburg zu ſeiner Geſchäftsträgerin nahm. Sie verfuhr gegen ihre ſchöne Geiſel bey der Hinterbringung der Nachricht von dem Tode ihres Gemahls mit aller der weiſen Freundſchaft, die ſich der Graf von Henneberg von ihr verſprochen hatte. Sie bereitete, ſie erſt einige Tage durch Geſpräche mit den Schritten verſichtiger Klugheit auf den letzten Schlag vor, der ſie treffen ſollte, und tröſtete ſie durch Gründe der Religion, als Erwine es endlich erfuhr.

Es war ein ſchöner wollüſtiger Sommerabend, die ganze Natur feyerte ihn mit heiligem Schweigen. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne zitterten das Thal entlang, der Mond ſtieg mit milchfarbenem Geſicht am Horizont herauf, und vom dunklen Tannenwal-

de

Dieſen frommen Seufzer aus einer verunglückten Gardinenpredigt mögen die geneigten Leſer meiner Frau verzeihen, wie ich ihn ihr verzeihe.

Anmerk. des Verf.

de her dämmerte Schatten über die Flur. Erwine ging, ihre Abendandacht im Garten zu feyern, langſam die Ulmengänge auf und nieder. Die Ruhe der Natur hatte ſich ihrem Herzen mitgetheilt.

Die Prinzeſſin Bertha, auf der das traurige Geheimniß von Bertholds Tode laſtete, deſſen ſie ſich gern entledigen wollte, hatte ſie ſchon lange unbemerkt mit ihren Blicken verfolgt, und da ſie glaubte, in ihrer Miene eine gewiſſe Feſtigkeit und Zufriedenheit zu entdecken, ſo richtete ſie ihren Gang ſo, daß Erwine ſie treffen mußte. Hier begann folgendes Geſpräch:

Aebtiſſin. Gelobt ſey Jeſus Chriſt, und unſere liebe Frau!

Erwine. In Ewigkeit.

A. — Gott geb' Ihnen, liebe Gräfin, die Ruhe ins Herz, womit die Natur dieſen Abend feyert!

E. — Ich habe Hoffnung, Prinzeſſin; ſchon legt ſich in meiner Seele der Sturm, der mich bisher zu einer ſo unangenehmen Geſellſchafterin für Sie machte.

A. — Nicht doch, liebe Erwine; ich weiß, wie ſehr Sie leiden, und weiß auch mit

Ihnen zu fühlen und zu empfinden, wie könnte Ihre Geſellſchaft mir unangenehm ſeyn, wollte Gott! ich könnte durch dieſe mitleidige Empfindung Ihren Schmerz lindern!

E. — Sie thun, was Sie können, — mehr als ich zu erwarten wagen durfte. Gott und ſeine Heiligen mögen es Ihnen lohnen, was ich nicht kann.

A. — Und was Sie auch nicht haben zu lohnen, weil ich Empfindungen, die mir ſo wohl thun, nicht um Lohn fühlen möchte. Mich freuet es, wenn Sie Ruhe an einem Orte finden, wo Sie anfangs nur neue Unglücksſchläge fürchteten.

E. — Ruhe habe ich noch nicht gefunden, und werde ſie auch nie ganz finden, ſo lange noch immer bange Ahndung um meinen Urach dieß arme Herz zerreißt.

A. — Und warum immer bange Ahndung? Haben Sie vielleicht Nachrichten aus dem heiligen Lande, die Sie dazu berechtigen?

E. — Das nicht; aber muß ich ſie nicht täglich und ſtündlich fürchten?

A. — Wohl müſſen Sie das, denn des Feindes Schwerdt hat ſeit einiger Zeit viel tapferer Ritter Blut vergoſſen. Aber iſt es nicht Zeit genug, das Unglück zu empfinden, wenn es da iſt, warum wollen Sie durch dergleichen traurige Vorempfindungen es doppelt fühlen?

C. — Gebe der Himmel, Prinzeſſin, daß Sie immer mit dieſem ruhigem Herzen ſo ruhig fort vernünfteln können! — Hätten Sie einen Berhold zu verlieren, Sie würden weniger gefaßt ſeyn.

A. — Sie reden immer von Verlieren, als ob das Verlieren wahrſcheinlicher wäre, als das Wiederbekommen und Wiederſehen.

C. — Und iſt es das nicht auch?

A. — Nun wohl denn! es mag ſeyn. Aber fragen muß ich, was für Nutzen hoffen Sie von dieſen beſtändigen quaalvollen Vorſtellungen eines möglichen oder wahrſcheinlichen Verluſtes?

C. — Was für Nutzen? mögen Sie noch ſo fragen? — wenn auch ſonſt keinen, doch gewiß den, daß der gefürchtete Schlag mich nicht unerwartet trifft, und alſo mich nicht ganz zermalmen kann.

A. — Wirklich? und ſo wären Sie alſo auf dieſen befürchteten Schlag ſchon vorbereitet?

E. — Das bin ich.

A. — Und würden ihn, ich darf nicht erwarten, ganz ruhig, aber doch mit ziemlich gefaßter Seele, mit ſo viel Muth und Standhaftigkeit des Geiſtes anhören, als ein Weib zu faſſen fähig iſt?

E. — Das würde ich, ſo viel die Schwachheit und das Maas meiner Kräfte verſtattet — aber Prinzeſſin, wozu alle dieſe Fragen? — Sie haben doch nicht vielleicht? —

(Erwine erblaßte bey dieſen Worten.)

A. — Liebe Erwine, ſehen Sie wohl, daß Ihr ſo gerühmter Muth Sie ſchon verläßt? —

E. — Noch nicht. Reden Sie, was für traurige Nachrichten haben Sie mir zu ſagen? (haſtig) iſt er todt? lebt er? wo? ſprechen Sie, was für Nachrichten haben Sie?

A. — Keine, wenn Sie nicht beſſer ſich faſſen können — einige aber, wenn Sie ſprechen können, nicht ſo gleich das Schlimmſte argwöhnen zu wollen.

E. — Ich kann mich faſſen, und verſprechen will ich, alles ſo gut als möglich zu deuten.

Erwine ging nach einer nahen Raſenbank; die Aebtiſſin folgte ihr; als ſie ſich geſetzt hatten, ergriff Erwine die Aebtiſſin bey der Hand, küßte ihre Lippen, und das Geſpräch ging fort, wie folget:

E. — Nun liebe theure Prinzeſſin, was haben Sie zu berichten? ich brenne vor Verlangen.

A. — Ein Gerücht, das aber, weil es über Italien zu uns gekommen, Aufmerkſamkeit verdient, ſaget, daß unſere Kreuzfahrer eine unglückliche Schlacht geliefert haben — Vergeſſen Sie nicht, daß ich ſagte, es ſey ein Gerücht.

E. — Ach! ihr himmliſchen Mächte, wohin wird es mit mir kommen? was wird aus mir werden?

A. — Erwine! liebe Erwine! iſt das Ihr Verſprechen? Iſt das Ihre Faſſung, die Folge Ihrer Vorbereitung? Was habe ich denn mehr geſagt, als was Sie täglich befürchten mußten, und wie Sie ſagten, wirklich fürchteten?

E. — Unglückliche Schlacht — ſagten Sie? ach, Berthold, Berthold! meine dumpfe düſtere Ahndung war nur zu ſehr gegründet. Unglückliche Schlacht? — war es nicht ſo? Prinzeſſin?

A. — Müſſen denn in einer unglücklichen Schlacht alle ihr Leben verlieren? Geſetzt, das Gerücht — für etwas mehr kann ich es bis jetzt nicht ausgeben — geſetzt, es wäre gegründet, muß denn Ihr Berthold gerade mit in der Schlacht geweſen ſeyn — muß er gerade ſein Leben mit verloren haben?

E. — Ach ich kenne ihn, ſein Feuer-Eifer reißt ihn mitten in das blutige Mordgetümmel. Er vergißt über dem Ritterruhm Gatten- und Vaterpflichten.

Die Prinzeſſin fand nicht für gut, Erwinen heute ihr ganzes Unglück wiſſen zu laſſen, ſie wollte es ihr vorher mehr ſelbſt ahnden laſſen. Beyde ſprachen noch viel über dieſen Gegenſtand, bis die Kühle der Nacht ſie nöthigte, den Garten zu verlaſſen.

„Der heutige ſchöne Abend, — ſagte die Prinzeſſin beym Weggehen, läßt uns einen ſchönen Morgen hoffen. Morgen früh, wenn Sie wollen, ſehen wir die Sonne aufgehen, wie wir ſie heute ſahen untergehen.“

Sie küßten ſich, und giengen von einander. — Auf Erwinen lag etwas, das ſie ſich nicht ganz enträthſeln konnte. Eine heimliche Angſt preßte ihr das Herz, ſie wollte hoffen, und konnte nicht; ſie wollte ſchlafen, aber der Schlaf, ſonſt der beſte Tröſter eines kummervollen Herzens, floh ſie; tauſend bange Ahndungen durchkreuzten ſich in ihrer Seele. Bänglich einſam ſaß ſie in ihrer Kloſterzelle, ihr Licht, das zu verlöſchen drohete, machte in ihr die Idee einer Todtenlampe rege, ängſtlich horchte ſie auf jedes Rauſchen der Blätter im Wipfel der Bäume. — So brachte ſie die Nacht hin.

Die Hähne fingen ſchon an, im Kloſterhofe die Flügel zu ſchütteln, und ihren Hühnern den kommenden Tag mit Krähen zu verkündigen; nach und nach hörte man die Nonnen leiſe die Treppen auf und nieder trippeln; das Kloſterglöckchen läutete nun zur Morgenmeſſe; für Erwinen war es ein trauriges Todtengeläute, ſie hörte ſchon den Todtenſang und Gräberklang, ſah den Sarg in die Gruft ſenken, hörte den erſten Spaden Erde drauf werfen — alles das rollte fürchterlich durch ihre Sinne, ihre erhitzte Einbildungskraft ſchreckte ſie auf:

— „Ach! des fürchterlichen Tages! — rief ſie laut, — der für mich herauf dämmert!„ —

Die Angſt, die ſie litt, verſetzte ihr die Luft. Sie klang. Ihre Kammerfrauen kamen, denn ſie hatten ſie längſt ſchon ſeufzen hören, hatten es aber nicht gewagt, hinein zu gehen.

„Luft — Luft ſchafft mir und Ruhe„ — ſo rief ſie.

Man brachte ſie an ein offenes Fenſter. Aber welch ein Anblick für die ahndungsvolle Erwine! — Feurig flammte die Luft über den Harz her, die Sonne ſchien aus einem blutigen See empor zu ſteigen; dunkler Nebel lag im Thal, Entſetzen und Schauder durchbebte ihre furchtſame Seele.

„Da ſeht ihr, rief ſie, Blut und Mord
„und Grabes-Nacht und Trauerflor
„und Leichentücher — iſts nicht ſo?
„Ewige Vorſicht! du willſt mich auf das
„Schrecklichſte, was mich treffen kann,
„vor-

„vorbereiten! — ſagt Mädchen, iſts nicht
„ſo? —

Sie ſchwiegen und weinten, denn die armen Geſchöpfe waren ſelbſt über dieſe ganz gewöhnliche Naturerſcheinung etwas betreten, weil ſich die Idee vom Blut ſogleich an die Idee von ihrem im heiligen Lande blutenden Knappen kettete.

XII.

Die Aebtiſſin, die wohl vorhergeſehen hatte, daß Erwine keine ganz ruhige Nacht haben würde, hatte Befehl gegeben, ſie von Erwinens Betragen insgeheim zu benachrichtigen. Dieß war geſchehen. Und weil ſie Erwinens Ausbrüche von Klagen ihrer Erwartung gemäß fand, ſo beſchloß ſie, dieſen Zeitpunkt zu gebrauchen, um ſie ganz von dem, was ſie doch einmal wiſſen ſollte und wiſſen mußte, zu unterrichten. Sie trat in Erwinens Zimmer mit einer Miene, in der Erwine ganz das theilnehmende mitleidende Herz ihrer Freundin leſen konnte.

A. — Liebe Gräfin, ſprach ſie, wie hat ſich ſo plötzlich die reine heitere Natur verändert!

E. — Sehen Sie in ihr, ſeufzete Erwine, ein treffendes Bild meines Schickſals und meines Herzens.

A. — Der Himmel trauert mit Ihnen.

E. — Sagen Sie vielmehr: er will mir andeuten, was ich längſt fürchtete, und Sie wahrſcheinlich vor mir verheelen.

A. — Und das wäre? —

E. — Der blutige Tod meines Bertholds und meines Bruders. Die unglückliche Schlacht der Kreuzfahrer, wovon Sie geſtern mir einen Wink gaben, mahlt ſich am Himmel. — Was ſoll und kann ich anders daraus leſen? Reden Sie, Prinzeſſin. Sie können mir nichts Schrecklicheres ſagen, als was mir vom Himmel herab geſagt wird — mein Urach hat ausgeblutet.

A. — Nun dann, liebe Erwine, wenn er ausgeblutet hat, um wie viel glücklicher iſt er nicht, als wir, die wir noch im Gedränge der unruhigen Welt mit tauſend Sorgen und Kümmerniſſen zu kämpfen haben? Wollen Sie ihn um jenes Glück beneiden, und darüber klagen, daß die Vorſicht es ihm zu Theil werden ließ?

E. — Das nicht; aber verdiene ich darum weniger Bedauern! Ach, mußte ſein

Glück mit meinem und ſeiner Kinder Jammer — mußte es ſo theuer erkauft werden?

A. — Ob zu theuer oder nicht — das zu beſtimmen, liebe Erwine, iſt wohl keines Menſchen Sache. Sie ſind eine zu gute Chriſtin, um über die Vorſicht zu murren. Ich will Ihnen nicht wiederholen, was Sie nicht ohne Grund am Himmel leſen — Ihr Urach hat ausgeblutet, aber bitten darf ich Sie doch wohl, jetzt zu bedenken, daß nun Ihre Mutterpflichten doppelt auf Ihnen liegen. Erhalten Sie ſich, das, dünkt mich, will Ihnen der Himmel auch ſagen — erhalten Sie Ihr Leben für Ihre Kinder, und machen Sie ſie nicht vor der Zeit doppelt zu Wayſen.

E. — Ach! eben das preßt mir das Herz. Berthold! Berthold! nun nicht mehr mein Berthold, welchen Jammer haſt du über deine Erwine gebracht? Doch nein, ich will nicht ungerecht ſeyn, nicht dich anklagen — aber Gottes Fluch — — nicht doch, Gottes Erbarmen mit denen, die dich und mich in dieſe peinliche Lage zwangen! Ach, daß ſie dieſes zerriſſene

Herz ſehen, — daß ſie den zehntauſendſten Theil der Marter fühlen könnten, womit das arme ſchuldlos gefolterte Weib gequält wird — ſie müßten mehr als Teufel ſeyn, wenn ſie ihr Unrecht dann nicht fühlten. Ihr ſeyd gerächt — fürchterlich, zu fürchterlich habt ihr euch gerächt! es ſey genug. Ihr könnt eine Elende nicht noch elender machen.

A. — Liebe Erwine, Sie werden zu leidenſchaftlich. Gern laſſe ich Ihnen, und Ihren Klagen Gerechtigkeit wiederfahren, ich geſtehe, man that unrecht, des Grafen unbändige Hitze an der ſanften Erwine zu ſtrafen, aber — es iſt geſchehen, mehr kann ich nicht ſagen. Ich verlaſſe Sie jetzt mit der Bitte: vergeſſen Sie nicht, daß Sie Mutter ſind.

Sie ging, um nicht die gegründeten Klagen des gekränkten Weibes anhören zu müſſen, wodurch ſie nothwendig in Verlegenheit wegen der Antwort kam, die ſie geben ſollte, da jede Klage Erwinens ein gerechtes Verdammungsurtheil des Kayſers war.

Erwine hatte nun volle Freyheit, ihren Klagen und Thränen freyen Lauf zu laſſen, und ihrem gepreßten Herzen Luſt zu machen. Und ſie that es —

Wer will, mag hier einige dieſer Herzens-Erleichterungen (die ſich aber ſehr von Johann Caſpar Lavaters Herzens-Erleichterungen unterſcheiden) leſen:

„Ach! er iſt verloren, für mich auf immer verloren, der Mann, den meine Seele liebte! Wehe mir, daß ich je empfand, was Liebe heißet! Zerriſſen — mit eherner Fauſt zerriſſen, hat das Verhängniß das Band unſerer Liebe! Höre mich, hört meine Klagen, ihr Wälder! töne ſie wieder in fernen Gefilden, du Felſenkind — lieblich trauriger Wiederhall. Ich hab' ihn nicht mehr, den ſich mein Herz erkohr — ich hab' ihn nimmer — ſeh' ihn nimmer! Bisher trennten mich von ihm Länder und Meere, und nun — ha! ich ſtarre in den unermeßlichen Raum des Himmels hinein, der ihn mir entzieht. Dort wo der Himmel flammt, wo die Sonne in Blute ſich badet — dort hört er nicht meine Klagen, ſieht nicht meine Thränen und mein banges Sehnen, und die ſchmerzliche Angſt, die mit Harpyen-Wuth an meinem Herzen naget, iſt ihm unbekannt! Und ich Elende lebe an dieſe traurige Erdenwüſte gekettet! Könnte ich dir folgen, mein Berthold — dir folgen!

Hinweg — hinweg mit dem Bilde, aus deſſen Anblick ich ſonſt Stunden lang wonniges Entzücken trank — ſeht ihr nicht, es winkt mir? Ich folge, Berthold, und komme bald. O! weh! daß ich nicht kann. Wie dünkte mich ſonſt im Taumel der Freude das Leben ſo kurz, und nun dehnt ſich jede Minute zu einem traurigen ſchrecklich langen Jahre aus; nun vergiftet Wahnſinn mir alle Ruhe der Seele! Ja, ich will dem Tode in die Arme ſtürzen, auch ich will ein Opfer der Feinde Urachs werden. Mögen ſie dann doch grinzen, wie die Teufel der Hölle, mögen ſie ſehen, was ſie angerichtet haben, wenn auch meine Tage abgeriſſen ſind, wie der Faden von Weber — kommt dann und ſehet, wen ihr gemordet, kommt und ſehet euer Werk; genießet, wenn ihr wollt, das teufliſche Vergnugen, die Schlachtopfer eurer Rache vertilget zu haben;

aber mein und euer Richter vergelte euch zwiefach, was ihr verdienet; Quaal der Verdammten ſey euer Loos ewiglich. Urachs Bild, mein Bild verfolge euch bey euren ſchwelgeriſchen Hofgelagen, es martere euch von Ewigkeit zu Ewigkeit — Tag und Nacht röchle die gemordete Unſchuld um euch her, ſie ſchrecke euch auf eurem Lager, und wenn ihr elend und troſtlos auf dem Sterbebette jammert, ſoll ſie euch vor den halbgebrochenen Augen ſtehen, und um Rache ſchreyen, und blutigen kalten Todesſchweiß auspreſſen, und keine Freundes-Hand trockne ihn euch von der frechen eiſernen Stirn — o! Gott richte Du! ich aber will klagen und weinen.

Sey ruhig, ſtürmiſches Herz — ruhig oder fühllos, beydes iſt nun gleichviel. Einſamkeit, du ſüße trauliche Gefährtin meiner Tage, wie wirſt du mir abhold! — Schweigen des Todes und Grabesſtille, die mich ſonſt zu wehmüthig ernſten Gedanken weckte, iſt mir nun ſchrecklich, und ſchüttelt mich, wie Fieber-Froſt. Kein Lüftchen rauſcht, kein

Bienchen ſummt im Garten, kein Fußtritt hallet durch das Kloſtergewölbe — es regt ſich kein Vogel, kein Hauch des Lebens — aber in mir tobt wüthender Orkan. Nun ſo nage ewiger Schmerz an dieſem geängſteten Herzen, er verzehre mein Leben. Mag immer das Grab mein Gebein empfangen, — dann, geliebter Schatten meines Urachs, begegnen wir uns, dann lieben wir uns, wie vorhin, während unſere Mörder Ewigkeiten hindurch trauern, und ſich ſelbſt fluchen. Umſchwebſt du, lieber Schatten, mich jetzt, o! ſo ſey kein unbemerkter Zeuge meiner Thränen — ach! ſo bittere weint' ich nie! Laß mich durch ein ſinnlich Mahl deine Gegenwart ſpüren, laß mich den ſüßen Troſt genießen, zu wiſſen, daß die Fackel der Liebe nicht mit der Fackel des Lebens erloſch. Höre mich, dein mit heißer Sehnſucht ringendes Weib — Gott und alle Heiligen höret mich, und ſagt Amen! —

XIII.

Nicht alle Leſer mögen im Stande ſeyn, ſo zu empfinden, wie Erwine empfand, es iſt daher zu befürchten, daß für dieſe Erwinens laute Klagen, in denen man faſt ihren gerühmten ſanften Charakter verkennen möchte, eine ſehr langweilige Lectüre ſeyn werden. Um dieſer, mit einem ſtarken Nervenſyſtem begabten Leſer willen, die doch wohl den größern Theil derer ausmachen, die dieſes Buch in die Hand nehmen, um entweder die Zeit zu morden, oder zu lachen, oder zu weinen, oder zu ſpotten, zu kunſtrichtern, zu gähnen oder zu ſchlafen — ſcheint es rathſamer zu ſeyn, den noch vor uns liegenden reichen Schatz Erwinſcher Jeremiaden jetzt ungenutzt zu laſſen, und ſie nächſtens unter dem Vorwande, als ob man dem Anliegen unzähliger Freunde und dem inſtändigen Bitten des Verlegers nicht länger hätte widerſtehen können, zu ſammlen, und mit einem angemeſſenen Titel und Vignette auf der jetzt allgemeinen Fahrſtraße der Pränumeration und Subſcription dem leſeluſtigen Publikum in die Hände zu liefern. Hat der Herausgeber nur erſt mitleidige Pränumeranten gefunden, ſo wird er auch Mittel und Wege finden, dem ganzen Nachdrucker-Heere ein Schnippchen zu ſchlagen. Er darf ja nur das ihm franco eingeſandte Geld behalten, und ſeine Pränumeranten in der angenehmen Erwartung des Buchs ſterben laſſen. Es mag ſeyn, daß dieſes nicht ganz ehrlich gehandelt iſt, aber daß es mit zu den modiſchen Erwerbungsarten unſerer Zeit gehört, wird niemand leugnen.

Dieß im Vorbeygehen für alle große und kleine gelehrte ſchriftſtelleriſche Vampyren, die dem mitleidigen Publikum durch abgebettelte Pränumeration das Blut ausſaugen. — Wir kehren nun zur trocknen Geſchichtserzählung zurück.

Erwine war kein Weib von gewöhnlichem Schrot und Korn, wie man aus ihrem ganzen Benehmen wohl ſehen kann. Ihre Klagen kamen nicht bloß von den Lippen, ſie floſſen aus dem Herzen, denn ſie liebte ihren Gatten mit mehr als gewöhnlicher Liebe. Ihr fühlendes, für die ſanften Empfindungen offenes Herz war keiner gemeinen Eindrücke fähig. Sie war mit dem Grafen von Urach auferzogen, ihre erſte angenehme Empfindung war für ihn, und jeder Pulsſchlag, der nicht aus Liebe für ihn ſchlug, ſchlug aus Gewohnheit.

Die Gefahr, in der ſie ihn am Hofe des Kayſers geſehen hatte, wo ſie bey dem Gedanken, ihn zu verlieren, ſchon zitterte, hatte ihr ihn doppelt werth gemacht. Dieſe Gefahr war glücklich überwunden worden, und ſie war wirklich dadurch in eine Art von Sicherheit eingeſchläfert. Es gab Stunden, wo ſie ſich faſt überredete, es ſey nicht mehr möglich ihn zu verlieren. Wer Menſchen in ihrer Lage beobachtet hat, wird in dieſem Selbſtbetrug eine ſehr gewöhnliche Erſcheinung finden. Die nicht vermuthete Erlöſung aus einer uns ſchrecklich dünkenden Verlegenheit läßt uns nur gar zu leicht für alle künftige etwas Aehnliches hoffen. Dieſe Hoffnung, die uns für die Zukunft weniger furchtſam macht, iſt freilich etwas ſehr Angenehmes, aber wird ſie dann auch vereitelt, ſo fällt der Schmerz, den dieſe Täuſchung verurſacht, uns mit verdoppelter Wuth an. Etwas albern und betroffen ſtehen wir dann da, und ſagen betäubt: das hätte ich nicht gedacht, daß es ſo kommen würde: — aber lieber Freund, du hätteſt es denken ſollen. — So ging es auch Erwinen.

Oft genug freylich fuhr ihr ein ſorgſamer Gedanke durch die Seele und erſchütterte ſie; dann ging ſie hin und klagte weinend ihr Schickſal an. Bald aber beruhigte ſie ſich wieder mit dem Troſt, daß die gute und gerechte Sache ihres Urachs doch endlich ſiegen müſſe. Die gute Gräſin hatte nicht gelernt zu unterſcheiden, denn es gab damals noch keine Jeſuiten, bey denen ſie hätte in die Schule gehen können, um zu begreifen, daß Urachs gute und gerechte Sache ſiegen, und — er doch dabey zu Grunde gehen könne.

Je größer ihre Sicherheit war, deſto ſchärfer ſchnitt nun der Schmerz in ihrer Hoffnung getäuſcht zu ſeyn, in ihr Herz. Lange war ſie gar keines Troſtes fähig. Der Anblick ihrer Kinder vermehrte ihre Betrübniß, ſtatt ſie zu lindern.

Der Kayſer, der durch Urachs Tod erhalten hatte, was er wünſchte, nemlich einen lauten mächtigen Gegner weniger, fand nicht länger nöthig, Erwinen als Geiſel zurückzubehalten; er gab ihr alſo nach erhaltener Nachricht von dem Tode ihres Gemahls Erlaubniß, Quedlinburg zu verlaſſen — auch ihre beyden alten Väter wünſchten ſehr, ſie bey ſich zu haben. Sie aber weigerte ſich lange, und offenbarte endlich der Aebtiſſin, daß ſie Willens ſey, den Schleyer zu nehmen, und ihre noch übrigen Tage in einem Kloſter zuzubringen.

Die Prinzeſſin Bertha hatte in Sachen der Liebe einen ſehr ſcharfen und richtigen Blick. Ob ſie ſich dieſe Kenntniß vor oder während ihres Kloſterlebens zu verſchaffen gewußt habe — ob ſie bloß eine Theorie davon, oder ob ſie damit auch Praxin verbunden habe — ob ſie je eine Liebende oder Geliebte geweſen oder noch war, das alles iſt ſchwer zu ſagen, da uns hier unſere archivaliſchen Urkunden verlaſſen, und es etwas ſehr alltägliches iſt, bey einer klugen Kloſter-Aebtiſſin beydes vereiniget zu finden. Wir enthalten uns alſo alles Urtheils. Genug dieſe Prinzeſſin hatte das Geheimniß des Grafen von Henneberg durchſchauet. Nun müſſen wir freylich geſtehen, daß es für ein Frauenzimmer von einiger Erfahrung nicht ſo gar ſchwer ſeyn konnte, in ſein Geheimniß einzudringen, denn er ſprach in ſeinen Briefen, wenn er von Erwinen ſprach, nicht die Sprache der ruhigen Freundſchaft, wie er glaubte, ſondern ſeine Leidenſchaft blickte vielmehr aus jeder Zeile hervor. Nun weiß jedermann, daß in dieſem Punkte Frauenzimmer-augen die luchsähnliche Eigenſchaft haben, Männerherzen in der größten Entfernung zu durchſchauen. Diejenigen meiner Leſer aber, die vielleicht noch in dem frommen Wahn ſtehen, als ob eine Kloſter-Aebtiſſin der Regel nach keine andere Liebe und Liebesverſtändniſſe kenne oder kennen dürfe, als — die höchſt platoniſche Liebe Gottes und ihres Seelenbräutigams, werden ſich über den Scharfblick der Aebtiſſin wundern. Nicht ſo diejenigen, die einigermaßen mit Kloſter-Verfaſſung bekannt ſind, und alſo wiſſen, daß dieſe der Welt abgeſtorbenen Kloſter-Jungfrauen ſo gut, wie wir andern Weltkinder, Fleiſch und Blut behalten, und daß in ihren einſamen Zellen der oben genannte Diabolus Fornicationis oft mehr ſein Weſen treibe und rumore, als bey uns.

Die Aebtiſſin ſchätzte den Grafen von Henneberg wegen ſeines perſönlichen Charakters hoch, und als dem Favoriten ihres Neffen, ſuchte ſie ſich ihm gefällig zu machen. Hier haben wir den Schlüſſel, warum ſie, ſtatt Erwinen in ihrem frommen Vorhaben, eine Nonne zu werden, zu beſtärken, wie es wohl eigentlich Ordensregel, Convenienz und Kloſter-Politik foderten, ſich ihr vielmehr auf alle Art widerſetzte, und ihr den frommen Gedanken aus dem Sinn zu reden ſuchte.

Es war nicht ganz leicht, eine ſo enthuſiaſtiſche Seele, als Erwine hatte, von dieſem Vorhaben zurück zu bringen; denn es war nicht die vorüber fliegende Hitze des Schmerzes oder der Verzweiflung, die ihn in Erwinen angezündet hatte, ſondern es war ein auf religiöſe Grundſätze, ein auf ein gewiſſes Penſoroſo, das tief in ihrem Charakter lag, und ſich gern mit ſüßer Schwermuth unterhält, gebaueter Entwurf, der ſie zur Nonne machte. Dieſe religiöſen Grundſätze zu zernichten, war theils ſchwer, theils nicht zu rathen, theils nach dem Geiſt des Zeitalters gar nicht zu erwarten. Unter welchem andern Vorwand aber ſollte man Erwinens Vorhaben beſtreiten? ——

Man könnte antworten: durch die Vorſtellung der Möglichkeit einer zweyten Heyrath. — Aber Erwinens Schmerz war noch viel zu wild, um Vorſchläge von der Art ruhig anhören zu können. Das wußte die Aebtiſſin wohl, daher berührte ſie dieſe Saite, die einen disharmoniſchen Misklang gegeben haben würde, lieber gar nicht. Dagegen aber beſtritt ſie Erwinens Vorſatz die Welt zu verlaſſen, mit Gründen, die ihr eben ſo nahe und Erwinen gleich wichtig waren — mit Gründen nemlich, die ſie von Erwinens und ihrer Kinder Glückſeligkeit hernahm; ſie machte ihr eine ſo lebhafte Abſchilderung ihrer Mutterpflichten, und ſtellte den Verluſt, den ihre Kinder durch ihre Entſagung der Welt leiden würden, ſo richtig und rührend dar, daß Erwine endlich in ſo weit nachgab, den Gedanken wenigſtens ſo lange, bis ihre Kinder erwachſen wären, aufzugeben.

Ich denke, liebe Leſer, daß wir nun ſchon viel über Erwinen gewonnen haben. Unſere Alten pflegten im Sprichwort zu ſagen:

„Kommt Zeit, kommt Rath, und guter Rath kommt über Nacht.„ — Ein wahres Wort, ſo wie viele andere weiſe Sentenzen, die Sancho Panſa geſagt, und nicht geſagt hat. Irre ich nicht, ſo haben wir nun Hoffnung, Erwinen noch einmal zur Hochzeit zu begleiten. Denn ein Frauenzimmer, das dergleichen Punkte erſt in Ueberlegung nimmt, iſt ſchon ſo gut als beſiegt.

Wer aber der glückliche Sieger wohl ſeyn mag? — Wer anders als Henneberg! Wir wollen ſehen. —

XIV.

Der Graf von Henneberg war ſchlau genug, ſeine Correſpondenz mit Erwinen ſorgfältig zu unterhalten, und ſie, ſo viel es mit Ehren geſchehen konnte, immer anziehender zu machen. Sie las ſeine Briefe, und beantwortete ſie mit Vergnügen, und fand Troſt darinnen, daß ſie ſich in denſelben mit dem Grafen von Henneberg von ihrem verſtorbnen Gemahl unterhalten konnte.

„Da haben wir es, rufen die Leſer, nun „iſt's richtig mit der Heyrath.„

Noch nicht, meine Herren und Damen, Sie hören ja, daß weder von dem einen, noch dem andern Theile ein Antrag geſchehen iſt, und wäre er auch von Seiten des Grafen geſchehen, ſo gehören bekanntlich zu einer Heyrath zwey Partheien. Wer iſt uns Bürge, daß Erwine den Antrag annehmen werde? Sie liebt die Correſpondenz mit dem Grafen, weil ſie — von ihrem verſtorbenen Urach handelt u. ſ. w.

„Lari, Fari — Schnickſchnack und kein „Ende! daß dieſes alles Ziererey und Grimaſſe „Erwinens oder ihres Geſchichtſchreibers ſey, „kann ein Kind begreifen. In tauſend Fällen „der Art, iſt es neunhundert mal, wie wir „ſagen.„

Kann ſeyn. Aber wie? wenn Erwine gerade den zehnhundertſten ausmachte, und alſo nicht unter jenen neunhunderten wäre? Ich will damit nicht ſagen, daß es nicht alſo ſey, wie Sie ſagen, aber es konnte doch auch — anders ſeyn. Und ſo wollte ich ohnmaßgeblich rathen, zween Leute nicht eher zu verkuppeln, bis es Zeit iſt. Ich gebe indeſſen mein Ehrenwort, daß ich mein möglichſtes thun werde, um einen guten Kuppelpelz zu verdienen, und meine Schuld ſoll es wahrhaftig nicht ſeyn, wenn aus der ganzen Heyrath nichts wird. Um hierüber zur Gewißheit zu kommen, gehen wir in der Geſchichte weiter.

Ein Dichter der alten oder neuen Zeit — denn es iſt, denk' ich, gleich viel — hat den ſehr wahrſcheinlichen Gedanken geäußert, daß der erſte Schiffer ein Liebender geweſen ſeyn müſſe. Denn was anders als Liebe konnte den Menſchen bewegen, auf dünnen Brettern ſich den ungewiſſen Fluten zu überlaſſen? Nur ein Liebender konnte Wagehals genug ſeyn, ſo etwas zu unternehmen, wenn er dadurch zu ſeinem Liebchen hinſchwimmen konnte —

— — — was iſt unterm Mond
denn wohl der Rede werth, als Liebe?
und unterm Mond und überm Mond
was anders iſt's, als ewige Liebe,
was überall athmet, wirkt und webt,
und alles bildet und alles belebt?
Der Geiſt der Natur! was ſonſt als Liebe
iſt dieſer ſchöne Zuſammenklang
der Weſen? dieſer allmächt'ge Drang
der gleiches an gleiches drückt? wo bliebe
ein Sonnenſtäubchen ohne Liebe
beym andern?

Mit eben ſo viel Recht nun, als jener behauptete, daß der erſte Schiffer ein Liebender war, glaub' ich behaupten zu dürfen, daß dieſer erſte Schiffer gewiß auch ein — Dichter und vielleicht gar der erſte war.

„Den Beweis, wenn wir bitten dürfen!“

Zu dienen! er wird nicht ſchwer zu führen ſeyn, wenigſtens mir gewiß leichter werden, als es den Berlinern geworden iſt, zu beweiſen, daß Hr. D. Stark ein Jeſuit ſey, oder Herrn D. Stark, zu beweiſen, daß er es nicht ſey. — Hören Sie alſo!

Dichterey fodert Begeiſterung, Schwung und Erhebung des Geiſtes, oder ſo man lieber will — Wuth, Tollheit (Furor poeticus iſt ja bekannt genug.*) Wo giebt es aber etwas Tolleres und Wüthenderes, wer iſt mehr begeiſtert, mehr außer ſich, als ein Verliebter, wer alſo mehr zur Dichterey aufgelegt als ein Liebender? War nun der erſte Schiffer ein Liebender, ſo folgt, daß er auch ein Poet müſſe geweſen ſeyn, oder wenigſtens hätte ſeyn können, und um die Ehre meines Schluſſes zu rechtfertigen — hätte ſeyn ſollen. — Daß ich es kurz faſſe: der erſte

---

*) Man ſehe davon unſere Muſenalmanache nach, und vergleiche ſie mit dem oben Geſagten. Mehr braucht es nicht, um meinen Satz wahr zu finden, und mit überflüſſigen Beyſpielen zu erläutern.

Schiffer war ein Poet oder der erſte Poet ein Schiffer. W. Z. E. W.

Es mag wohl manchen meiner Leſer ſchwer ſeyn, einzuſehen, wohin dieſer langweilige Schnickſchnack über den erſten Schiffer und Dichter eigentlich zwecke? Es iſt alſo Zeit, daß ich ſie darüber zufrieden ſtelle und ſage: er zwecke dahin, um mit etwas mehr als gewöhnlichem Anſtand zu melden, daß — Graf Werner auch ein Dichter war, weil er — ein Verliebter war. Freilich konnte er nicht der erſte Dichter ſeyn, weil er nicht der erſte Verliebte war, aber ein Dichter war er, und zwar einer der beſten der damaligen Zeit; ob er auch ein Schiffer geweſen, davon ſagen unſere Urkunden nichts.

Ein junger feuriger Mann, von ſo ausgebildetem Verſtande und ſo lebhaftem feinen Gefühl, als der Graf von Henneberg, mußte wohl, wie ſich a priori verſtehet, ſo bald er zu lieben anfing, auch anfangen zu dichten. Und ſo war es auch. Graf Werner war ein Liebling der Muſen, und gehörte unter die beſten Minneſänger ſeiner Zeit, über die ich mich ſchon im erſten Theile S. 127. erklärt habe. *)

Er-

---

*) Auch in unſern Zeiten ſind ſo genannte Minnedichter und Minnelieder zum Vorſchein gekom-

Erwine, die wie bekannt die Dichtkunſt liebte, und ſelbſt Dichterin war, las ſeine Gedichte, die er ihr ſchickte, mit Vergnügen. Die Leſer und Leſerinnen, die einigermaßen aus Erfahrung mit den Schalkheiten des menſchlichen Herzens bekannt ſind, ſehen leicht, daß hier das Herz Erwinen einen Streich ſpielte. Erwine war freylich keines von jenen weiblichen Kraftgenies, die über der Jagd nach einem Reime oder über dem ſanften Wimmern im blaſſen Schimmer des Mondſcheins vergeſſen, daß ſie Hausfrauen und Mütter ſeyn ſollen; nein! eine ſolche tändelnde Schwärmerin, wie ſie in unſern Tagen die Nervenſchwäche hervorgebracht hat, war ſie nicht; denn es gab damals

kommen, aber man hüte ſich bey Leibes Leben, jene ältern nach dieſen neueren zu beurtheilen. Wer jene kennet, möchte wohl bey dieſen mit D. Luther ausrufen:

„Hilf lieber Gott! wie manchen Jammer „habe ich geſehen, da ich auch ein Viſitator „war, daß der gemeine Mann doch ſo gar nichts „weiß von der chriſtlichen Lehre — und leider „viel Pfarrherrn faſt ungeſchickt und untüchtig „ſind zu lehren, und ſollen doch alle Chriſten „heißen, getauft ſeyn, und die heiligen Sacramente genießen, können weder Vater Unſer, „noch den Glauben oder Zehen Gebote, leben mals überhaupt noch keine ſolchen Närrinnen, die keine Nachtigall ſingen hören konnten, ohne mit ihr zugleich in wimmernde Klagen und ſüße Schwermuth zu verſinken. Indeſſen war Dichterey gerade die ſchwächſte Seite, wo ſie der ſcharfſehende Graf am leichteſten angreifen und beſiegen konnte, wie der Erfolg lehren wird.

Wenn ein Mädchen einen Liebhaber hat, der ein Dichter, oder was in gewiſſen Fällen gleich viel iſt, wenigſtens ein Reimer iſt, und ſie erſt ſo weit mit einander einig ſind, daß er ihr ſeine Gedichte oder Reime vorlegen darf,

und

„ben dahin wie das liebe Vieh und unvernünftige Säue.„

Warlich, von unſerm Minneſängerheer könnte man ſagen, was D. Luther von den Pfarrherrn ſeiner Zeit ſaget: — es ſind leider viel faſt ungeſchickt und untüchtig zu dichten, und ſollen doch alle Dichter heißen. Wohl möchte man ihnen mit Luther zurufen: „wer „in einer Stadt wohnen will, der ſoll das „Stadtrecht wiſſen und halten, das er genießen „will, Gott gebe, er gläube, oder ſey im Herzen für ſich ein Schalk oder Bube„ — Und an einen andern Orte: „wir Deutſche haben „ſolch ſchändlich Volk, und müſſens leiden.„

und ſie ſolche mit Vergnügen lieſet; dann iſt tauſend gegen eines zu wetten, daß die Feſtung ſo gut wie erobert iſt. Pfuſcht nun aber gar das Mädchen ſelbſt in die Dichterey, dann iſt das ſo viel, als dem Feinde ſelbſt Thür und Thor öffnen, und ihm die Schlüſſel dazu in die Hände liefern. Es laſſen ſich in ein Gedichtchen von 6 Zeilen mehrere und ſtärkere Liebes-Erklärungen bringen, als in eine Rede von 6 Bogen und 6 Stunden. Und was das ſchlimmſte iſt: dieſe verſificirten ſchriftlichen Liebeserklärungen können ſo vieldeutig ſeyn, daß der Dichter, ſo bald er will, ſo gut wie das Mädchen, wenn ſie will, durch irgend eine offene Hinterthür wieder davon ſchleichen kann. Kurz der Dichter kann die Rolle eines Liebhabers mit einer Freyheit ſpielen, die ihm eine mündliche Unterredung niemals geſtattet haben würde. Denn pictoribus atque poetis aliquid audendi ſemper fuit aequa poteſtas.

Dieſer poetiſchen Freyheit bediente ſich denn auch der Graf Werner, ſo gut er konnte. Er war in ſeinen Gedichten an Erwinen gar nicht zurückhaltend, was er gewiß bey einer mündlichen Unterredung geweſen ſeyn würde, wo ein einziger Blick, ein einziges Wort von Erwinen, ihn aus aller Faſſung hätte bringen können. Er bekannte ihr freylich noch nicht gerade zu ſeine Liebe, aber er ſagte ihr doch ſo viel Schmeichelhaftes, daß ſie ſehr abgeſtümpfte Organe hätte haben müſſen, wenn ſie nicht jezuweilen gefühlt hätte, daß ſeine Worte mehr als Freundſchaft ſagten; dergleichen abgeſtümpfte Organe hatte ſie nun aber nicht, alſo iſt es gar nicht zu verwundern, wenn ſie anfing, Liebe bey ihm zu ahnden.

XV.

Ein Jahr war nun vorbey, ſeitdem er die Nachricht von dem Tode des Grafen erhalten hatte — ein langes, mit vielem Süßen und Bittern für ihn durchwebtes Jahr! Jetzt glaubte er, daß kein Geſetz der Freundſchaft, der Convenienz und Anſtändigkeit ihn länger abhalten könnte, ſeinem Ziele näher zu rücken.

Bisher hatten ihn die Geſchäfte des Kayſers noch in Italien zurück gehalten. Zum Glück aber für ſeine heftige Liebe, fiel es dem Pabſt Calixtus ein, durch den Erzbiſchoff von Maynz Adelbert die ſächſiſchen Fürſten gegen den Kayſer aufzuhetzen. Dieſe Revolte verbreitete ſich bald über ganz Deutſchland, und der Kayſer fürchtete einen allgemeinen Abfall. In dieſer dringenden Noth ſahe er ſich nach ſeinem

nem Henneberg um, deſſen Rath und Beyſtand er zu nöthig hatte, als daß er ihn länger in Italien laſſen durfte. Er rief ihn alſo zurück nach Deutſchland. Henneberg ſegnete im Herzen den glücklichen Einfall des Pabſtes, des Erzbiſchoffs und der Fürſten, deren Rebellion ſeinen Plan ſo ſehr begünſtigte, und kam ohne Zeitverluſt.

Da der größere Theil der Leſer an dieſem Kriege wohl noch weniger Antheil nehmen mag, als ich an dem jetzigen Türkenkriege, und an allen Kriegen der Welt nehme, vorausgeſetzt, daß ſie mich eben ſo wenig incommodiren, als der berühmte Feldzug Joſephs des zweyten gegen den Erbfeind der Chriſtenheit; ſo vermuthe ich wohl nicht ohne Grund, daß ich meinen Leſern mit der Erzählung deſſelben ſehr läſtig werden würde.

Nichts auf der Welt aber, was es auch immer ſeyn mag, läuft dem Zweck und der Abſicht dieſes Büchleins ſo ſchnurſtracks entgegen, als dieſes — dem Leſer läſtig zu werden. Vielmehr iſt es mein wahrer Ernſt, dich, lieber Leſer, ſo gut ich kann, zu amüſiren — es verſteht ſich, daß du amüſabel ſeyſt — eine Eigenſchaft, die, wie Wieland ganz recht bemerkt, jeder der amüſirt ſeyn will, nothwendig

dig haben muß, es ſey denn, daß er — ein Groß-Sultan wäre, als welcher unter allen Sterblichen auf Erden gerade derjenige iſt der das Recht hat, der launiſchſte, bizarreſte, burleskſte, tragiſchſte oder komiſchſte von allen vom Weibe Gebornen zu ſeyn, ohne daß jemand fragen kann, warum? und weswegen? oder wo kommſt du her? wo gehſt du hin? — Da ich alſo, wie geſagt, vermuthe, daß die Erzählung dieſes Krieges keinen meiner Leſer oder Leſerinnen, ſie ſeyn Sultane oder Sultaninnen, oder ſie ſeyn es nicht, amüſiren werde, wie es der Plan dieſes Werkleins, etwas Unterricht in verſchiedenen Dingen mit eingeſchloſſen, fodert — ſo überſchlagen wir billig den ganzen Krieg; ohngeachtet er, wenn wir als ächte deutſche Patrioten reden, und das Angenehme, Nützliche und Wichtige einer Sache nicht nach dem Maasſtab berechnen wollen, nach welchem unſere kleine ſultaniſche Hoheit die Dinge der Welt gewöhnlich zu berechnen pflegt, wichtig genug war, und die letzte Urſache wurde, daß die deutſchen Kayſer das Recht, die geiſtlichen Stifte und Präbenden in Deutſchland zu beſetzen, verloren.

Der Graf Werner war alſo nun wieder in Deutſchland, um — Erwinen einen Liebes-

Antrag zu thun? — Nein! ſondern um den ſchwachen, furchtſamen und verhaßten Kayſer mit ſeinem Rath aus einer Verlegenheit zu reißen, die in der That groß genug war, da ſie nichts geringeres als den Beſitz oder Verluſt der deutſchen Kayſerwürde betraf. Indeſſen ſo wichtig auch die Geſchäfte waren, die ihm der Kayſer in Deutſchland aufgetragen hatte, ſo waren doch wohl die Angelegenheiten ſeines Herzens eben ſo wichtig, und vielleicht für ihn noch wichtiger. Zwiſchen beyden theilte alſo der Graf ſeine Zeit.

Daß er gleich nach ſeiner Zurückkunft aus Italien die ſchöne Wittwe werde beſucht haben, werden die Leſer auch ohne mein Erinnern wohl ſchon wiſſen. Ich hielt es für unnöthig es zu erzählen, und ſetze alſo bloß hinzu, daß er dieſe Beſuche ſo oft wiederholte, als es ihm möglich war.

Und nun nahm ihre Unterhaltung eine Wendung, die es Erwinen nicht länger verbergen ließ, was ſie vorhin aus ſeinen Gedichten und Briefen zwar ahnden konnte, aber ſich kaum zu ahnden getraute — daß ſie nemlich an dem Grafen Werner von Henneberg nicht mehr bloß einen Freund, ſondern einen der zärtlichſten Liebhaber von der Welt vor ſich ſehe.

„Und wie benahm ſich Erwine dabey?„ — gickerten die Damen, als ich dieſe Geſchichte, noch ehe ich ſie niederſchrieb, in einer Geſellſchaft erzählte, wo die ganze Stufenleiter aller weiblichen Nüancen von Coquetten und Prüden, barmherzigen Schweſtern und Spröden, Müttern und Töchtern, Tanten und Couſinen, jungen und alten, Damen du bon ton und Vertueuſen, Almanachs- und Schatzkäſtleins-Leſerinnen zu finden war.

„Wie ſie ſich benahm?„ ſagte die eine — „mon dieu! welche Frage! Vermuthlich ſo, „wie wir alle, die Frau geheime Kriegsräthin „etwa ausgenommen (die aber NB. in dieſer „Geſellſchaft gerade nicht zugegen war) ohne „Zweifel uns benommen haben würden.„

„Gewiß wird ſie ihm in die Arme geflogen „ſeyn,„ ſagte eine andere.

„Fi donc,„ ſagte die dritte mit einem air de ſuffiſance, wobey ſie die Naſe in die Höhe, und ſich in die Bruſt warf — „ſeit wenn fliegen denn wohl die Damen den Männern in „die Arme?„

„Eh bien, ſagte die vierte, ſeit dem „unſere jungen Herrn lieber freyen als heyrathen.„

„Sie haben Recht, ſo zu fragen,„ ſagte die fünfte, und wendete ſich zu der dritten, „ce „ſeroit encourir le blame de tout le monde; „ich wüßte nicht, ſeit wenn das Mode wäre.

„C' eſt, ſagte ich, depuis que nos dames „ont affaires à leurs Laquais.„

„Wenn das, was Sie ſprechen, chriſtlich „iſt, und löblich, und wohl lautet, ſagte eine „alte Tante, ſo könnten Sie ohnmaßgeblich „wohl deutſch ſprechen. Ich denke, ein ſo „gottſeliges Frauenzimmer als Erwine, die an „den klöſterlichen Religionsübungen ſo viel Geſchmack fand, und nicht, wie die heutige arge „Welt, Nordſcheine, Träume und Ahndungen „als nichtige Dinge verwarf, wird gewiß ihr „Faß in Ehren zu halten gewußt haben.„

„Aber, liebe Tante,„ ſagte die Couſine ſehr naiv, „ſie war doch noch ſo jung!„ —

„Und hatte unerzogene Kinder„ — fiel eine andere alte Dame ein, die ſchon drey ſelige Männer beweinet hatte, und den vierten nächſtens zu beweinen hoffte — „ach, es iſt eine ſchwere „Laſt auf eines Weibes Schulter, Kinder ohne „männliche Beyhülfe zu erziehen!„

„Drum, ſage ich euch,„ verſetzte eine andere — „auf halbem Wege wenigſtens dem Gra-

„ſen entgegen zu gehen, wäre doch wohl ſo ganz unchriſtlich nicht geweſen. Der arme Graf hätte ja leicht bey übertriebener Strenge auf Erwinens Seite zu einem mißmüthigen verzweiflungsvollen Schritt gebracht werden können; und das Leben eines Menſchen durch ein wenig Nachgiebigkeit zu retten, iſt doch wohl Chriſtenpflicht.“

„Es hat ſich was mit den verzweiflungsvollen Schritten,“ ſagte eine etwas bedächtliche Dame, die viel Erfahrung zu haben ſchien — „erſt beſehen die Herrn des Degens Spitze und Scheide, und — ſtecken ihn langſam wieder ein.“

„Aber ſo bald nach ihres erſten Mannes Tode!“ — ſagte eine Wittwe von 50 Jahren — „denken Sie doch, das Trauerjahr war ja kaum vorbey!“

„Tant mieux,“ antwortete eine junge Wittwe von 25 Jahren, „wer kann wohl ein Menſchenleben hindurch um einen Mann trauern? Man muß das Leben genießen, ſo lange und ſo gut man kann, das folgende giebt ſich von ſelbſt, nur muß man ſich nicht um das qu'en dira-t-on? bekümmern. Enfin mes Dames,“ fuhr ſie im ſchnippiſchen Tone fort — „après tout cela, il y a un bon moyen de

„ſe tranquilliſer. On a toujours le tems „d'être ſage.

Die Tante und die 70jährige Wittwe kreuzigten und ſegneten ſich.

„Nun Gott regiere Erwinens Herz, ſagte die lezte, daß ſie thue was das beſte iſt.„

„Nu! Nu! wir wollen ſehen!„ ſchrieen alle.

„Wir wollen ſehen!„ — ſagte ich, und fuhr fort, wie folget: —

Erwine fand alſo wie geſagt, in Henneberg nicht mehr bloß den Freund, ſondern den zärtlichſten und ſchmachtendſten aller Liebhaber, die je Sonnete getrillert und Verſe gemacht haben. Aber ein Herz, das ſo geliebt hatte, als das ihrige, iſt ſchwerlich einer zweyten Neigung fähig.

„Helas! quelle ſotte!„ ſchrie die junge Wittwe — „c'étoit ma foi! ce qu'on dit une „mauvaiſe honte!

„Gott ſey ewig Lob und Dank geſagt,„ rieſen auf einmal die Tante und die alte Wittwe.

Nicht aus Betiſe, auch nicht aus Bigotterie, meine Damen, antwortete ich, handelte Er-

Erwine alſo: nein! ſie ſchätzte den ganzen Werth des Grafen von Henneberg, ſie geſtand, daß er einer der ſchönſten Männer ſeiner Zeit ſey, ſie bewunderte die Richtigkeit ſeines Verſtandes, und die Annehmlichkeit ſeines Witzes, und ſprach mit Hochachtung von der Rechtſchaffenheit ſeines Charakters. —

„Tant mieux„ — jauchzete die junge Wittwe.

Aber — fiel ich ein —

„Helas! tant pis„ — rief die junge Wittwe erſchrocken aus, „wenn hier noch ein „Aber iſt!„

„Nun,„ rief eine der Damen, und warf die Naſe ein paar Zoll höher — „mich dünkt, „Erwine iſt auch ſehr ekel und eigenſinnig! „Hat ſie an allen jenen Eigenſchaften Hennebergs, die warlich einen vollkommenen Mann „ausmachen, noch nicht genug? Sie ſollte in „unſerer Zeit leben, dann würde ihr Wahl und „Entſchluß weniger ſchwer werden. Warlich! „der Männer von jenen Eigenſchaften giebt es „ſo wenige, daß man nichts beſſeres thun kann, „als haſtig zugreifen, wenn uns einer von „der Art unvermuthet aufſtößet.„

Aber — fuhr ich fort, ſie empfand für ihn nicht den ſympathetiſchen Zug des Herzens, nicht jenes nahmenloſe Gefühl, das uns den Gegenſtand auf den es gerichtet iſt, bey jeder Gelegenheit, vor Augen führt, und verurſachet, daß wir nur ihn denken, nur für ihn uns freuen, nur ſeinetwegen uns betrüben — dieſes uns ganz beherrſchende Gefühl, das alle andere auslöſchet, und von deſſen Entſtehung wir doch nicht Grund und Urſache anzugeben wiſſen — das empfand ſie nicht.

„Ah! rief die junge Wittwe, que cela „est bien dit. Man muß geſtehen (ſie wendete ſich zu mir), daß Sie gut zu zeichnen „verſtehen. Faſt ſollte man glauben, Sie verſtünden eben ſo gut die Kunſt zu lieben.„

„**Die Kunſt** zu lieben, Madame, (ich „neigete mich tief zur Erden) verſtehe ich nicht, „weil ich nie gewußt habe, daß es eine ſolche „Kunſt gebe, *) — aber zu lieben, weiß ich

---

*) Alſo hat der Herr Verf. nie den Ovid de arte amandi kennen gelernt? — fragt vielleicht ein Connoiſſeur oder Dilettant.

Zu dienen! mein Herr — das habe ich; aber ich fand keine Kunſt darinnen, ſondern vielmehr eitel und nur allzuviel Natur.

„wohl. Voilà, Madame, je Vous avoue „ma foibleſſe de la meilleure foi du „monde.„

Alſo, wie geſagt, Erwine ſah in dem Grafen von Henneberg bloß den hochſchätzungswürdigen Mann, den ſie, zum Freunde zu haben, wünſchen konnte. Aber zum Liebhaber, zum Gemahl — das glaubte ſie nicht zu können. Denn Freundſchaft nur war es, was ihr Herz für ihn fühlte.

„C'eſt bien dommage!„ ſagte die junge Wittwe, die ſich bisher immer am meiſten in der Geſellſchaft für den Grafen intereſſirt hatte.

C'eſt bien dommage! ſagte auch der Graf, und empfand ihren Kaltſinn mit einem Schmerz, der ſeiner Liebe gleich war.

Weil er indeſſen keine Urſach mehr hatte, ſeine Liebe zu verheimlichen, was unter uns geſagt, auch wohl ſchwerlich möglich geweſen ſeyn würde, da es ſchon längſt aufgehört hatte, eine Novelle des Hofes zu ſeyn; ſo erfuhr der Kayſer und alle Freunde des Grafen ſehr bald den unglücklichen Erfolg ſeiner Bemühung die Gräfin zu gewinnen.

Der Graf ging tiefſinnig und mißmüthig umher, und brach in laute Klagen über die Grauſamkeit ſeiner Geliebten aus. —

Unſere Zeiten ſind leider ſchon ſo ſehr verderbt, daß die Klagen eines unglücklichen Liebhabers über ſeine grauſame Schöne belacht, nicht einmal bemitleidet werden. Damals aber brachte es der Geiſt der Chevallerie mit ſich, in einem ſolchen klagenden Liebhaber ein ſehr ehrwürdiges Geſchöpf zu finden. — Da war noch gute Zeit, ihr lieben Leute, da man ſogar bey Hofe über verſchmähete Liebe laut klagen durfte, ohne verlacht zu werden. Jetzt hört man dergleichen Liebhaber höchſtens nur in einem Muſen-Almanach wimmern, und auch darüber grinzt noch hie und da ein hageſtolzer Rezenſent, oder einer der ſchon 50 Jahr verheyrathet iſt, und alſo die Leiden verſchmähter Liebe nicht kennet, oder wenigſtens nicht mehr im Stande iſt, ſie zu fühlen.

XVI.

Erwine wurde nun von allen Seiten belagert und angegriffen. Ihr Vater und ihre Schwiegereltern wünſchten ſelbſt, daß ſie des Grafen Hand annehmen möchte. Man ließ ihr in dieſer Heyrath tauſend Vortheile für ihre Kinder erblicken, man zeigte ihr, wie viel ſie gewönne, wenn dadurch ihre Häuſer und Familien mit dem kayſerlichen wieder ausgeſöhnt würden, wenn ſie gleichſam der Ring würde, wodurch die zerriſſene Freundſchaft wieder zuſammen gekettet, und Ruhe und Friede wieder hergeſtellet werden könnte.

Am meiſten aber ſetzte ihr die Aebtiſſin von Quedlinburg zu, die, wie wir wiſſen, ſich des verſchmähten Liebhabers ſchon längſt ſehr eifrig angenommen hatte. Es war ihr ſchmeichelhaft, daß der Graf von Henneberg gerade ſie zuerſt hatte in ſeine Karten blicken laſſen, und von jenem Augenblick an, nahm ſie ſich feſt vor, ſein Glück bey der liebenswürdigen Erwine zu befördern, es koſte was es wolle. Zu dem Ende griff ſie die Gräfin von mehreren Seiten mit allen möglichen Gründen an. Da wir die Aebtiſſin als eine Dame von vielem Verſtande und Lebensklugheit kennen, und da, wie ein gewiſſer berühmter Schriftſteller ſagt: Tout depend de la maniere, dont on fait envisager quelque chose aux hommes, ſo wird es nicht undienlich ſeyn, ihre Gründe zu hören, die, wie ich geſtehen muß, ſehr ſtringent und triftig waren. *)

„Die

---

*) Man wird leicht entdecken, daß die Aebtiſſin keine empfindſamen Liebesromane oder dem ähnliche Kloſtergeſchichten und Komödien müſſe geleſen haben, worinnen ein oder mehrere der Schule kaum entlaufene Knaben auf Vater, Mut-

„Die Heyrathen, ſagte ſie, die der Verſtand und die gegenſeitige Convenienz ſchließen, „ſind die glücklichſten, meine Tochter, wenn „eine wechſelſeitige Hochachtung damit verbunden iſt. Ich gebe es zwar gern zu, daß ohne

„Lie-

Mutter und Vormund mit aller Geläufigkeit und Energie der Matroſen ſchimpfen, wenn ihnen nicht gleich das Mädchen, das ſie nennen, zu Theil wird. Es iſt zum Todlachen, was für Begriffe ſich dergleichen Knaben vom Heyrathen machen, und wie unartig ſie ſich ſtellen, wenn der klügere Vater oder Vormund nicht erlauben will, daß ſie ſich der erſten Nähterin oder girrenden Täublein, das ihnen aufſtößt, in die Arme werfen ſollen, oder wenn vielleicht das Mädchen ſelbſt ſich anders beſinnt, und klüger iſt, als der hoch und tief gelehrte junge Herr, wenn ſie ſtatt des wimmernden von Liebe aufbrauſenden Knaben, einem ehrlichen, ſittſamen, ſchlichten Bürgersmanne auf Zureden ihrer Anverwandten die Hand giebt. — Da liegt z. B. vor mir ein Büchlein, gerade in den Jahren geſchrieben, da der Paroxysmus der Empfindſamkeitswuth ganz Deutſchland wie ein Fieber durchbebte, und jedes Lüftchen Liebe athmete, und jeder Knabe und jedes Mädchen ſchon in der Schule anfing, ein Romänchen zu entwerfen. In dieſem Büchlein ſchreibt ein ſolcher unglücklicher armer Junge an ſeinen Freund bey Gelegenheit einer ſolchen Heyrath: daß er

(es

„Liebe auch bey der glücklichſten Stellung anfangs ein Leeres in dem Herzen zurück bleibe, „das Hochachtung und ſelbſt angenehmer Umgang unter Eheleuten nicht ausfüllen. Aber „was dieſe nicht können, das kann die mächti-

„ge

(es verſteht ſich, wenn er ſo viel Macht hätte) einen Vater, der ſo handeln könnte, wie einen Mörder beſtrafen würde. Wahrlich, Bruder, fährt er fort, man kann nirgends hinkommen, wo man nicht von unglücklichen gezwungenen Ehen ſpräche. Daß Fürſten, daß weiſe Miniſter nicht aufſehen auf das Elend ſo vieler Guten! Väterliche Gewalt wird zum Ungeheuer. Geh in Deutſchland herum, überall wirſt du den Elternhandel verabſcheuen hören — und, Lieber! kann's einen ſchändlichern Handel geben, als den, den unſere Väter mit ihren Kindern treiben? Der Kaufmann kalkulirt, wie viel er mit dem Töchterhandel gewinnen kann, und die herausgekommene Summe beſtimmt das Wohl oder das Weh ſeiner Kinder. Der Edelmann zählt die Ahnen ſeiner Schwiegerſöhne und ihr Vermögen; wer in beyden die andern übertrift, iſt der Gewählte. So gehts durch alle Stände, und das Uebel greift, wie die fürchterlichſte Peſt, immer mehr und mehr um ſich. Freyheit zu wählen, das edelſte aller göttlichen Geſchenke, wird mit Füßen getreten, und die Bürger und Mütter des künftigen Staats werden wie Thiere zuſammen geſperrt,

ſich

„ge Hand der Gewohnheit. Durch ſie wird „unter tugendhaften, ihre Pflicht zu erfüllen „aufmerkſamen Eheleuten eine gegenſeitige „Ueberzeugung ihres Werths, ein Verlangen „nach einander, und ein lebhaftes Gefühl der

„Glücks

ſich zu begatten. Es iſt Sache der Menſchheit, die Schädlichkeit und den ganzen Umfang der Niederträchtigkeit eines ſolchen Zwangs zu zeigen — und wie ſehr iſt es zu wünſchen, daß einer unter uns oder mehrere aufſtünden, und öffentlich um der entehrten gedrängten Menſchheit Rechte eiferten. — In dieſem Tone iſt der um das Wohl der Menſchheit eifernde Jüngling noch mehrere Seiten voll. Armer Junge! ich bedaure dich; dein brennender Feuereifer hat dir vielleicht Schaden gethan. Du haſt Recht: Heyrathen iſt Sache der Menſchheit, wie wollte ſie ſonſt beſtehen die arme Menſchheit? Daß aber der unglücklichen Ehen, die die aufbrauſende Studentenliebe ſchloß, ungleich mehr ſind, als derjenigen, die die kalte Vernunft der Aeltern und Vormünder oder die Convenienz ſtifteten, das ließ dich dein nach Kopf und Herz getriebenes Blut nicht ſehen; aber gewiß iſt es. Und ſo ſpare alſo deine Flüche und Verwünſchungen, denn die Welt geht doch, wie ſie gehet, und befindet ſich, denke ich, beſſer dabey, als wenn ſie ginge, wie ſie nach deiner Meynung gehen ſollte.

„Glückſeligkeit des Wechſelbeſitzes erregt, das
„die Liebe ſo gut erſetzet, daß die Eheleute ſelbſt
„dieſe Empfindung **Liebe** nennen, ohngeachtet
„ſie es nicht iſt, auch nicht werden kann. Denn
„**Liebe** ſetzt **Verlangen** voraus, und **Genuß**
„erlaubt kein Verlangen mehr.

„Sie ſind in dem angeführten Falle, liebe
„Erwine; der Graf iſt ein hochſchätzungswürdiger
„Mann. Sie haben viele warme Freundſchaft
„für ihn, Ihre Denkungsart, ſelbſt Ihre
„Lieblingsbeſchäftigungen ſind ſich gleich. Sie
„lieben ihn nicht, aber Sie lieben auch keinen
„andern, und Ihr zärtliches Andenken an Ihren
„Urach kann mit Ihren Pflichten gegen
„Ihren zweyten Gemahl ſehr gut beſtehen.
„An der andern Seite überlegen Sie einmal,
„wie viele Jahre Ihre Kinder noch zurück zu
„legen haben, ehe ſie ſich ſelbſt ſchützen können.
„Ihr Vater und Schwiegervater ſind
„Greiſe, und wer ſtehet Ihnen dafür, daß
„Ihr Bruder nicht gleiches Schickſal mit Ihrem
„Gemahl haben könne? Die Geſinnungen
„des Kayſers gegen Ihr Haus ſind Ihnen
„bekannt. Ich kann darüber nichts ſagen,
„liebſte Erwine, als was Sie ſchon wiſſen.
„Wollen Sie es verſäumen, ſich einen
„Beſchützer zu erwerben, den Ihnen Gott,

„vielleicht auf die Fürbitte Ihres abgeſchiedenen „Gemahls anbietet?„ —

So ſprach, oder vielmehr, ſo philoſophirte die Aebtiſſin über Liebe und Eheglück. Wenn ich nicht ganz irre, ſo enthält ihr Räſonnement viel wahre und richtige Philoſophie des Lebens, die man nicht aus Büchern, am wenigſten aus Romanen von gewöhnlichem Schrot und Korn, nicht aus Almanachen, ſondern nur aus dem Umgang mit Menſchen, mit Hülfe eines richtigen Blicks, eines ſcharfen Beobachtungsgeiſtes und kühler Vernunft lernen kann.

Was die ſanfte Erwine, mit ſolchen Gründen beſtürmt, denen ſie nichts entgegen ſetzen konnte, als daß ihr Herz ihr einen Schritt widerrathe, den ihr Verſtand billige, und von ſo vielen ihr werthen Perſonen überredet, endlich that, läßt ſich leicht errathen — ſie gab nach, und nahm von der Zeit die Aufwartungen des Grafen als Liebhaber an. Sie verhielt ſich bey dem allen bloß leidend, und gab ihm von ihrer Seite auch nicht die geringſten Avancen. Das erſte rieth ihr ihr Verſtand, das letzte verbot ihr ihr Herz. Der Graf hielt aber glücklicher oder unglücklicher Weiſe ihr paſſives Verhalten für Gegenliebe, die zu ſchüchtern ſey, um ſich von ſelbſt zu entdecken, die man alſo erſt zur Sprache bringen müſſe.

Es ſchien ihm ganz in der Ordnung und der Natur gemäs zu ſeyn, daß Erwine noch etwas an ihrem Urach hängen bleibe, und deswegen war er eben nicht eiferſüchtig, denn er ſetzte voraus, daß ſein Bild doch zunächſt neben Bertholds Bilde in ihrem Herzen aufgeſtellt ſey. Darinnen hatte er nun freylich nicht ganz Unrecht, aber darinnen wohl, daß er nun immer heftiger in ſie drang, ihn durch ihre Hand völlig glücklich zu machen. Der ſo oft wiederholten Andringlichkeiten müde, willigte Erwine endlich ein, daß der Tag ihrer Vermählung feſtgeſetzt wurde.

XVII.

Der Tag erſchien, und das Vermählungsfeſt wurde am Hofe des Kayſers mit einer Pracht vollzogen, die des vornehmen Standes des Ehepaars und des Favoriten des Kayſers würdig war.

Von allem, was jemals der ſcharfe Zahn der Zeit, der Mäuſe und der Ratten gefreſſen haben mag, bedaure ich nichts ſo ſehr als dieſes: daß ihre mörderiſche Freßbegierde auch über diejenigen Documente hergefallen iſt, die die detaillirte Beſchreibung dieſes Hochzeitfeſtes auf die Nachwelt bringen konnten und ſollten. Denn leider habe ich bey der ſorgfältigſten Nachſuchung in den Urachſchen und Steinheimſchen Familien-Archiven (ein paar Küchenzettel ausgenommen, die aber warlich nicht den Gaumen eines oberſächſiſchen Hofjunkers oder niederſächſiſchen Reichsſtädters lüſtern machen würden *) — nichts als nur traurige Ueberreſte

---

*) Daß ein hungeriger Hofjunker, wenn er die gnädigſte Erlaubniß hat, an Cour- und Gallatagen ſeine Füße unter ſeines gnädigſten Fürſten und Herrn Tafel zu ſtecken, vielleicht weiß, was gut ſchmeckt; das begreife ich, aber was ſoll der Reichsſtädtiſche Burger hiebey? — So fragt vielleicht mancher meiner Leſer. Hierauf dienet zur freundlichen Antwort: daß ich nächſt jenen Junkern keine Menſchen kenne, die auf gutes, exquiſites, mit haut gout durchwürztes Eſſen und Trinken gieriger wären, und die mit mehrerem Wohlbehagen wie ächte Luculler und Sybariten ſich ſanfter den Bauch ſtreicheln, und Stundenlang über eine Sauce oder Paſtete angelegentlicher ſprechen können, als — einen freyen Reichsbürger. Was auch immer Herr Nicolai in ſeiner Reiſebeſchreibung von den Wienern in dieſem Punkte rühmt, ſo glaube ich doch, daß Hamburg und Bremen ſich füglich mit Wien in einen Wettſtreit einlaſſen können, beſonders wenn es Raths-Mahlzeiten gilt, und es auf gemeinen Stadts-Sekel und Rechnung gehet. — Experto credite!

gefunden, die ſo zerfreſſen waren, daß es auch dem ſcharfſinnigſten Kritikaſter nicht möglich ſeyn würde, Menſchenverſtand hinein zu bringen — vorausgeſetzt, daß dergleichen vorhin darinnen war.

Es würde freylich für manche meiner Leſerinnen ſehr unterhaltend ſeyn, wenn ich ein Journal des Luxus und der Moden der damaligen Zeit zur Hand hätte, woraus ich mit eben ſo pünktlicher Genauigkeit unterrichten könnte, wie nach etlichen Jahrhunderten einer meiner Kollegen ſeine Zeitgenoſſen von uns und unſern Moden wird unterrichten können, da die Herrn Kraus und Bertuch ein unſchätzbares Werk in dieſem Fache der Nachwelt zu überliefern, weder Zeit noch Mühe ſparen.

Allein theils ſind, wie geſagt, meine archivaliſchen Urkunden hier ſchrecklich zerſtümmelt, theils war die Stupidität jenes Zeitalters viel zu groß, als daß jemand den ſinnreichen Einfall hätte haben können, auf ein Journal des Luxus und der Moden zu raffiniren. Ich kann alſo zu meinem, und aller die daran Luſt und Belieben haben, großen Verdruß durchaus nicht ſagen, ob die Damen an dieſem Hochzeitfeſte in Robe de Gala oder Robe de Cour, ob ſie à la Reine mit einer grande Parure oder demi paré, mit einer Coeſſage aux Tuilleries oder à la Couronne oder à la Tudesque, oder Sommambule, à la Cacadou oder à la Clairvoiante, à la Montgolfier oder Heriſſon, à Diademe mit einer Capricieuſe oder Sultane, à la Victoire oder paſſe par tout, honorable oder legere, Poufs à la Turque oder Babylon oder Chapeau à la Chretienne, mit einer Conſideration oder Pretention, Colin galant oder retrouſſé, Trouſſe pèt picardin oder Chaperon, à la Notables oder l'empereur, à la Conſtantinople oder Oczacow oder Vienne oder — u. ſ. w. erſchienen ſind. Von allen dem weiß ich gerade ſo viel als ein ungebohrnes Kind, welches freylich, wie ein Schulknabe begreifen kann, nicht viel mehr als nichts, oder doch ſo wenig iſt, daß es ſich nicht der Mühe lohnet, einen Buchſtaben davon niederzuſchreiben. Glücklicherweiſe habe ich gelernt, mich über alle dergleichen Dinge ſehr chriſtlich zu tröſten, welche chriſtliche Geiſtesſtimmung ich allen meinen Leſern und Leſerinnen, denen der Verluſt jener Modenachrichten vielleicht zu Herzen gehet, von Herzen anwünſche.

Um ſo viel angenehmer iſt es mir, eine andere Nachricht geben zu können, die, wenn ich von mir auf andere ſchließen darf, gewiß eben ſo wichtig, und vielleicht noch wichtiger ſcheinen kann — dieſe nemlich: daß an dieſem feierlichen Tage der alte Herr von Steinheim zum erſtenmal wieder am Hofe Heinrichs V. erſchien.

Eine Erſcheinung, die den ganzen Schwarm feiler kriechender Höflinge und Schranzen nicht wenig aus der Faſſung brachte, da bekanntlich dieſes Geſindel, gewohnt, immer mit gekrummtem Nacken Speichel zu lecken, den barſchen Ton und feurigen feſten Blick eines Mannes, wie Steinheim war, nicht wohl ertragen kann. Sie erblaßten, als ſie ſahen, daß der alte deutſche Mann ſich ſogar mit dem Kayſer wieder ausſöhnte, wenn man ein paar freundliche Worte zwiſchen zwo Perſonen, die es einander nie verzeihen können, daß der eine zu gut, und der andere zu ſchlecht gehandelt, eine Ausſöhnung nennen kann. Indeſſen öffnete ſich des alten rechtſchaffenen Steinheims Herz, das von Natur bey aller Barſchheit des alten Ritters dennoch ſanfter Gefühle empfänglich war, in ſo weit, daß er jedes Gefühl von Haß und Rache daraus verbannete, und von dieſer Zeit an ein treuer Anhänger des Kayſers blieb.

Wenn wir, lieber Leſer, das Kind bey ſeinem rechten Namen nennen wollen, ſo iſt dieſes auch alles, was ein ehrlicher Mann, dem Kopf und Herz noch unverdrehet am rechten Flecke ſitzet, in ſolchen Fällen thun kann — keinen Menſchen haſſen und verfolgen, aber wohl manchen verachten, und von ſich abhalten, — das darf er, das muß er oft. Denn Hochachtung und Freundſchaft kann der Laſterhafte einem ehrlichen Manne nie zumuthen oder abfordern, auch alsdann nicht, wenn ſeine Laſter uns nicht unmittelbar zum Schaden gereichen.

Die nunmehrige Gräfin von Henneberg war der Abgott ihres Gemahls, denn das wahre Verdienſt gewinnt immer, je näher man es kennen lernt. Der Graf Werner fand täglich in ihr mehr Vollkommenheiten, liebte ſie täglich heftiger, und betrübte ſich innigſt, wenn er ſahe, daß weder ſeine aufmerkſame Zärtlichkeit noch ihre eigene Bemühung im Stande waren, die Melancholie zu beſiegen, die ſo feſt in ihrem Herzen eingewurzelt war, und bey der geringſten Veranlaſſung auf das heftigſte hervorbrach.

Erwine — die von hundert Coketten und ſchmachtenden Prüden am Hofe beneidete und glücklich geprieſene Erwine, war, — was vielleicht hundert gewöhnlichen Menſchenſchädeln unbegreiflich ſeyn kann — doch höchſt unglücklich. Ein immerwährendes nagendes Andenken an ihren Urach verfolgte ſie allenthalben, und weder Gewalt noch Anſtrengung und Mühe konnte es aus ihrer Seele vertreiben. Vor ihren Augen ſtand Urach, wenn ſie wachte, und ſein Bild ſchreckte ſie auf aus ſchweren quälenden Träumen. Bald ſah ſie ihn, wie er auf dem Schlachtfeld in ſeinem Blute, ihr ſterbend die Arme reichte, und ſie bat, ihm den Tod zu erleichtern, und die Augen zuzudrücken, bald ſtund er vor ihr mit ſtierem, wilden, zornigen Blick im Auge, ſie hörte ihn ſchelten, daß ſie ihm ungetreu geworden, und ſich einem andern in die Arme geworfen, bald ſchien er ſie an ihre erſten Jugendjahre zu erinnern, wie ſie als Kinder an den Ufern der Murr ihre Tage verſcherzt, wo ihre nun verrathene und getrennte Liebe den erſten Keim getrieben.

Von Todesangſt gefoltert wachte ſie dann auf, verließ ihr ſtachlichtes Lager, noch ehe die Sonne aufging, und kämpfte mit ihren ſchwarzen Phantaſieen, um ihren Blick aufzuheitern, und vor den liebevollen Augen ihres Gemahls ruhiger erſcheinen zu können. — Das arme Weib! alle ihre Bemühung war umſonſt. Sie bedachte nicht, daß eine erkünſtelte Ruhe, und eine verſtellte Heiterkeit tauſendmal ſchwerer drückt, als der ſich überlaſſene Kummer, und daß der Blick eines liebenden Mannes tiefer dringt, als daß ihn eine ſtille ruhige Oberfläche täuſchen könnte. Werners Augen entging, trotz aller Bemühung Erwinens, ihr Kummer nicht, und was nothwendig auch ihm an das Herz greifen mußte, war die Entdeckung, die er nun machte, daß er ſich nemlich geirret habe, da er glaubte, Erwine werde in ſeinen Armen den Grafen von Urach vergeſſen. Daß ſie es nicht konnte, that ihm freylich wehe; aber er ſahe doch, daß ſie ſich Mühe gab, ihren Gram ſo viel möglich vor ihm zu verheimlichen, und dieſe Großmuth ſchätzte er, aber — glücklich war er drum noch nicht. Auch ſein Herz fühlte zu zart und zu heftig, als daß es durch etwas anders als durch Gegenliebe hätte befriediget werden können, und dieſes eben machte ſein Unglück.

Die Leſer brauchen eben nicht die ſcharfſinnigſten zu ſeyn, um einzuſehen, daß unſere beyden jungen Eheleute, bey dem Beſitz aller übrigen Ingredienzien, die zur häuslichen Glückſeligkeit gehören, gerade das Haupterforderniß dazu — nemlich Empfänglichkeit derſelben, in ihrer Lage nicht beſaßen, und daß ſie folglich unter ſolchen Umſtänden Jahrtauſende mit Tantalus im Waſſer ſtehen, und doch ewig durſten konnten. Denn, lieben Freunde und Leſer, daß man an der Quelle ſizt, macht es noch lange nicht aus, man muß auch ſchöpfen und genießen können, und das eben war es — was ſie nicht konnten.

Eben ſo wenig bedarf es einer übermäßig großen Empfindſamkeit, um einen ſolchen Zuſtand mitleidswerth zu finden. Denn meines Erachtens giebt es nicht leicht unglücklichere Geſchöpfe, als zwey ſolche Eheleute ſind, wie Werner und Erwine bey allen ihren edlen und guten Herzen, und liebevollen Geſinnungen für einander waren.

Unglücklich nannte ich ſie? Und leider waren ſie beyde unglücklich genug. Aber noch war der Kelch ihrer Leiden nicht voll. Wir nähern uns nun dem Zeitpunkt, wo er es werden ſollte, und warlich auf eine Art wurde, die bitter genug war. Zur Sache!

XVIII.

Erwine war nun faſt zwey Jahr verheyrathet. Sie war Mutter von einem Sohne geworden. Seit jener unglücklichen Reiſe nach

Goßlar zum Reichstage, war ſie noch nicht wieder nach Steinheim, dem Orte, wo ſie ſo viele ſelige Stunden genoſſen hatte, zurückgekommen. Ihrem Vater eine unvermuthete Freude zu machen, wollte ſie jetzt mit ihrem Gemahl ihn beſuchen, als auf einmal einige Tage vor ihrer Abreiſe ihr alter Vater perſönlich vor ihr ſtand. Eine Ueberraſchung von der Art mußte ſie nothwendig in Erſtaunen ſetzen. In Steinheims Jahren reiſt man nicht ohne dringende Noth. Auch Erwinen fuhr ein Gedanke von der Art durch die Seele. Verwundert und beſtürzt über die unerwartete Ankunft ihres Vaters eilte ſie, ſich in die Arme des zitternden Greiſes zu werfen. Ach! er konnte ihre feurige halb ängſtliche Umarmung nicht ſo freudig erwiedern, als er gern wünſchte. Ein geheimer Kummer nagte an ſeinem Innern. Erwine machte gar bald dieſe Bemerkung. Traurigkeit und Verwirrung mahlte ſich in ſeinen Mienen. Daß etwas in ihm vorgehe, was ſein Herz angreiſe, das ſah ſie, aber was es eigentlich ſey, das wußte ſie nicht. Nur ſo viel ſah ſie ein, daß es nicht der ſonſt ſtandhafte, durch mancherley Schickſale oft geprüfte Alte war, der jetzt vor ihr ſtand. Es war die äußere Perſon ihres Vaters, aber ihres Vaters ehemaliger Geiſt ruhete nicht darauf,

auf, nicht die ruhige Gelaſſenheit, nicht der fröliche Muth, der ſonſt ihn belebte, und — er war doch bey ſeiner ſo ſehr von ihm geliebten Tochter.

Denſelbigen Morgen, an dem der alte Steinheim bey ſeiner Tochter anlangte, war Henneberg weggereiſet, um auf einem ſeiner Güter, das nicht ſehr weit von ſeinem Wohnſitz lag, Vorkehrungen und Einrichtungen zu treffen, ehe er ſeine Reiſe nach Schwaben anträte. Erwine war alſo mit ihrem Vater allein. Sie überließ ſich demnach deſto ungeſtörter den Ergießungen ihres Herzens, und bald nach der erſten Bewillkommung ließ ſie ihren Vater ihre ängſtliche Beſorgniß darüber merken, daß ſie Unruhe und Kummer in ſeinem Geſichte zu leſen glaube.

Mit dem wehmüthigſten Gefühle und der zärtlichſten Miene ergriff ſie die zitternde Hand des [illegible]ten, küßte ſie, *) und ſagte:

„Sie

---

*) Und das that ſie, ohne jemals eine franzöſiſche Gubernante gehabt zu haben, die ihr ein kreiſchendes, durch die Naſe ſchnarrendes baiſés la main, baiſés la main zugerufen, und ſie einen Knicks comme il faut zu machen gelehrt hätte. Denn damals gab es noch nicht dergleichen

„Sie ſind, lieber Vater, zwar dem Kör„per nach bey mir, aber Ihre Seele iſt ir„gendwo anders. Wie wehe das Ihrer
„Er-

---

chen Franzöſiſches Ungeziefer. Deutſchlands Töchter waren unverderbene Töchter der Natur, die Mütter waren ihre Gubernantinnen. Wo hätte man auch das Geld hernehmen wollen, das jetzt Aeltern von bon ton dafür ausgeben, um ihren Kindern durch Gubernantinnen, und wie die Geſchöpfe ſonſt heißen mögen, oder in Penſionsanſtalten Kopf und Herz verdrehen und verkrüppeln, ſie unnütze und ſchädliche Dinge, oft unnatürliche Laſter lehren zu laſſen, und als nervenſieche Schwächlinge oder als Närrinnen wieder zu erhalten. In der That iſt es ein jämmerlicher Anblick, unſere gewöhnlichen Frauenzimmerſchulen zu ſehen. Sie taugen faſt alle nichts, und noch bedauernswürdiger iſt es, daß wenig Hoffnung zu ihrer Verbeſſerung da iſt. Unſere öffentlichen Knabenſchulen und Gymnaſien ſtehen doch unter öffentlicher Aufſicht, aber welche Obrigkeit bekümmert ſich um die Frauenzim[illegible] Penſionsanſtalten und Schulen, wovon es in allen Städten Deutſchlands, die von einigem Belang ſind, wimmelt?

Ich ſchreibe dieſes an einem anſehnlichen Orte Deutſchlands, wo die Inſtituts- und Penſionswuth mir täglich Gelegenheit zu ſolchen
Ge-

„Erwine thut, können Sie daraus ſchlieſ-
„ſen, daß ich mich, ſo gern ich auch
„wollte, doch nicht ſo recht herzlich über

„Ih-

Bemerkungen giebt; ich ſchreibe es in einer Lage, die es mir zur Pflicht macht, mich um das Erziehungsweſen zu bekümmern; ich weiß alſo, daß das, was ich ſchreibe, keine ſchaale Jeremiade iſt — wollte Gott ſie wäre es! aber ſie iſt es nicht.

Noch eines, weil ich doch einmal auf dieſe traurige Materie gerathen bin. — Warum erlaubt man, daß Mädchen, die nun in die Jahre treten, wo ſie anfangen, ſich zu fühlen, unter ſich Geſellſchaften halten, und ohne weitere Aufſicht und Begleitung zuſammen kommen? — Ich haſſe alle ſteife Etikette, und bin gern fröhlich mit den Fröhlichen, ich weiß auch, daß ein Mädchen von 16 Jahren mit dem ernſten Geſicht einer Matrone eine ſehr bizarre und groteske Figur macht, und daß Kinder, wenn ſie zu gewiſſen Jahren kommen, zu Geſellſchaften gezogen werden müſſen, um nicht Bildſäulen zu ſeyn, wenn ſie in der Folge in Lagen kommen, wo ihr Stand, Verbindung und Konvenienz geſellſchaftlichen Ton von ihnen fodern; aber unſere Großväter und Großmütter ſorgten dafür, daß ihre Kinder den geſellſchaftlichen Ton und die geſellſchaftlichen Freuden in ihrer Aeltern Geſellſchaft kennen lernten und genoſſen,

„Ihre Ankunft freuen kann. Sie hat „mich mehr erſchreckt, als vergnügt, denn „eine finſtere Wolke von Trübſinn ruht „auf Ihrer Stirne — wollte Gott, daß

„ich

ſen, ſie wußten und hielten nichts von jenem famöſen Zuſtande, wo, wie Hr. D. Bicker in Bremen (hannövriſch. Magaz. 3. St. 1787.) von ſeinen manipulirten Landsmänninnen rühmt, alle Blödigkeit, alle Gezwungenheit, alle Gene aufhört, wo nichts von alle dem Statt findet, wodurch Etikette, Vorurtheil und Erziehung junge Frauenzimmer gewöhnlich in der Unterhaltung mit dem männlichen Geſchlechte zurück hält, oder die Ergießung ihrer Seele unterdrücket — und dieſe Steifheit oder Vorurtheil oder wie man es nennen will — unſerer Großältern war traun ſo übel nicht, wie ſehr man auch darüber ſpötteln mag. — Bey uns, vorzüglich an meinem Wohnorte (wen es juckt, der kratze ſich) iſt das alles freylich ganz anders — ob aber auch beſſer? il faut hausser les epaules! Ich bin überzeuget, daß wir weniger ſo genannte Nervenkranke, und folglich weniger manipulirte Mädchen haben würden, wenn man ſie nicht zu früh ſich ſelbſt überließe, ſpäter in die ſo genannte Welt einführte, und auch dann nur unter Aufſicht. — Ein Verſtändiger verſtehet mich, aber ein Narr merket nicht drauf.

„ich nicht fürchten dürfte, auch auf ihrem „Herzen.„

In der That, antwortete der Alte, der unterdeſſen Zeit gewonnen hatte, ſich etwas von der Beſtürzung zu erholen, worein ihn der Anblick ſeiner Tochter geſetzt hatte — in der That, liebe Erwine, finde ich ſelbſt, daß ich nicht recht ruhig bin, ohne eben eine Haupturſache davon angeben zu können. Vielleicht, daß es daher kommt, daß wir ſo lange uns nicht ſahen — aber wo iſt dein Mann?

„Er iſt auf eines ſeiner Güter.„

Und warum gerade jetzo?

„Weil wir Sie, lieber Vater, mit einem plötzlichen Beſuch in Steinheim überraſchen wollten, ſo fand er es nöthig, auf „jenem Landgute verſchiedene Einrichtungen zu treffen, um während ſeiner Abweſenheit Ordnung zu erhalten.„

Euer Beſuch würde mir lieb geweſen ſeyn, und es thut mir nun leid, daß ich mir ſelbſt dieſe überraſchende Freude geraubt habe — aber wenn kommt er zurück?

„Ich erwarte ihn in einigen Tagen.„

So? — — Das war es alles, was der alte Steinheim darauf antwortete, und mit die:

dieſem einſylbigten So fiel er in tiefe Gedanken, und ſeine innere Unruhe ſtieg immer höher, und wurde merklicher. Es war wohl ſehr natürlich, daß auch Erwinens ängſtliche Ungedult in eben dem Grade zunahm. Sie fing an ſtärker in ihn zu dringen, daß er ihr die Urſache ſeines Tiefſinns und ſeines Kummers bekannt machen ſollte. Er wich aber immer ihren Fragen aus, und führte endlich, als er nicht länger ausbeugen konnte, Erwinen auf eine Materie, von der er wußte, daß ſie ihr ſehr wichtig war. Er ſprach nemlich von ihrer Jugend, ging in die erſten Jahre ihres Lebens zurück, wo ſie noch die Geſpielin des Grafen von Urach war, er kam endlich auf die Zeit ihrer Verheyrathung, und ſprach mit Entzücken von den frölichen Tagen, die ſie mit ihrem Urach durchlebt hatte, als ſie noch in Urach und Steinheim waren. Dieß hieß in der That eine mächtig dröhnende Saite in Erwinen berühren, hieß ſie auf ihrer ſchwächſten Seite angreifen. Wie konnte das arme unglückliche Weib bey ſolchen Rückerinnerungen kalt, wie konnte ſie nur gefaßt bleiben? — Sie blieb es auch nicht. Erwine zerfloß in Thränen bey dieſen zurückgerufenen Scenen ihrer vorigen Glückſeligkeit, die ſie ſeit ihrer zweyten Verheyrathung immer vor Augen gehabt, und zu vergeſſen immer vergeblich gekämpft hatte. Ihr ganzes Herz war offen, und ſtrömte von Liebe für ihren erſten Gemahl, und von Schmerz über ſeinen Verluſt über. Liebe und Schmerz machte ſie zu der beredteſten Lobrednerin — Thränen unterbrachen oft ihre Rede.

Wenn ich, ſagte der Vater, nach dem, was du mir ſagſt, und nach deinen Thränen urtheilen ſoll, ſo hat der Graf von Henneberg das Bild deines erſten Gemahls noch nicht ſo aus deinem Herzen vertilgt, als er und wir alle glaubten, daß geſchehen würde.

„Ach! antwortete Erwine mit Thränen, „das eben iſt eine ſchmerzliche Häufung meines namenloſen Kummers, daß mir mein „Herz und Gewiſſen ſagt, ich ſey der Liebe „dieſes würdigen Mannes unwerth, da ich „ſie nicht ſo erwidern kann, als er es verdienet. Ich erkenne meine Pflicht, ich „bemühe mich, ihr nachzukommen, aber „mein eigen Gefühl ſagt mir, daß mein eifrigſtes Beſtreben hierinnen, ihm doch „nicht den Mangel der zärtlichen Empfindung „für ihn erſetzt, die ich, wie er wohl merken muß, für einen andern, als ihn, fühle. „Aber dieſe Empfindung iſt nicht willkührlich. Ich kann ſie mir nicht geben, denn

„ich weiß nicht woher ich ſie nehmen ſoll. „Ich zwänge mich oft in erkünſtelte Empfindungen hinein, aber ich ſchäme mich bald „aller dergleichen Künſteleyen, da mir mein „Herz ſagt, daß ſie erdichtet und erzwungen „ſind, daß ſie mir nie an dem Manne, den „ich lieben ſollte, den Mangel natürlicher „Empfindungen erſetzen würden.

„Urachs Bild — Gott! daß ich nicht „mehr ſagen kann, meines Urachs Bild „herrſcht noch ganz in mir, wo es nicht „herrſchen ſollte, und eben deswegen tyranniſirt, verfolgt, ſchreckt es mich. Ich „fühle meine Strafbarkeit, und kann mich „doch nicht ſchuldlos machen. Henneberg „liebt mich mit der reinſten Zärtlichkeit, er „duldet liebreich mein Verbrechen; aber in „ihm naget Mißmuth und Kummer, den er „mir zu verbergen ſuchet. Ach! ich kann „für ihn nichts fühlen, als Hochachtung und „Pflicht, und mein Herz ſagt mir, dieß ſey „zu wenig, und doch hindert es mich, mehr „zu thun.

„Dieſes unglückliche Geheimniß Ihrer „Tochter hat ſie bisher treu in ihrem Buſen „verſchloſſen, aber vor einem Vater — vor „einem ſolchen Vater durfte ich es nicht ver-

„heelen, vor ihm, der zugleich der mitleidigſte Freund iſt, durfte ich wohl mein geängſtigtes Herz öffnen, vor ihm es ausſchütten.„ —

Sie ſank zu ſeinen Füßen, und verbarg ihre Thränen in ſeinem Schoos.

Der alte Steinheim hatte der Gräfin aufmerkſam zugehöret. Was ſie ſagte, überraſchte ihn eben nicht. Denn er kannte Erwinens heftige Empfindungen für Urach. Es war ihm ſogar nach der jetzigen Lage der Sachen halb lieb, daß ſie ihm dadurch auf halbem Wege entgegen kam, denn er durfte nun hoffen, daß das, was er ihr zu ſagen hatte, ſie weniger beſtürzt machen würde.

Nach einer langen Pauſe, die Erwinens Thränen ausfüllten, ſagte er endlich:

Deine Empfindungen, meine Tochter, haben nichts die Tugend beleidigendes. Der Graf von Henneberg iſt zu gerecht, iſt ſelbſt zu gefühlvoll, als daß er nicht einer erſten Liebe, die in ſo frühen Jahren ſchon Wurzel ſchlug, Nachſicht widerfahren laſſen ſollte. Gott hat mit unſern Schwächen Nachſicht, wenn wir thun, was wir vermögen; ſollten Menſchen ſie nicht haben? Du biſt bey alle dem ein redliches Weib. Aber die Wege der Vorſehung ſind uns immer dunkel, und es iſt unbegreiflich, warum ſie oft den Redlichſten die bitterſten Leiden zuſchickt. Du ſcheineſt unter diejenigen Menſchen zu gehören, die ſie beſonders gewählt hat, Muſter der Geduld darzuſtellen. Ich zweifle auch nicht, daß die göttliche Gnade, die dich gelehrt hat, deine bisherigen harten Unglücksfälle zu ertragen, dich auch ſtark machen werde, größere Leiden zu überwinden, wenn ſie dir begegnen ſollten.

So ſprach der fromme Greis, umarmte ſeine Tochter, und ging auf ſein Zimmer. Dort beſchäftigte er ſich noch lange damit, gewiſſe nöthige Briefe zu ſchreiben, die er noch dieſen Abend durch einen von ſeinen Leuten, die er mitgebracht hatte, wegſchickte.

XIX.

Am andern Morgen ging er früh zu ſeiner Tochter.

Unſer geſtriges Geſpräch, ſagte er, hat ſehr lebhaft auf mich gewirkt. Meine Einbildungskraft, die ich längſt ſchon für abgeſtumpft hielt, hat ſich doch ſo ſehr damit beſchäftiget, daß es mir im Traum ſchien, als wäre der Graf von Urach nicht todt, ſondern käme aus dem heiligen Lande geſund zurück.

„Leider, antwortete ihm Erwine, iſt dieſes
„das Spiel meiner kranken Einbildungs-
„kraft faſt alle Nacht! Ich ſehe den un-
„glücklichen Grafen, ich umarme ihn,
„ich waſche ſeine blutigen Wunden mit
„meinen Thränen, ich höre, welche Vor-
„würfe er mir darüber macht, daß ich die
„Treue gebrochen, die ich ihm vor dem
„Altare in Gottes und der Heiligen Ge-
„genwart geſchworen habe, und ach! —
„nur Thränen ſind meine Antwort und
„Rechtfertigung!„

Träume komme von Gott, ſagte der alte Steinheim, und ſind nicht ſelten Mittel, deren ſich die Vorſehung bedienet, uns auf unſer Schickſal vorzubereiten. *)

Es

---

*) Mag man doch über den guten Alten, der noch auf Träume achtet, lachen, er wird drum kein Haar beſſer oder ſchlechter, als er iſt, man lache oder lache nicht. Ohne indeſſen an ſeinem Glauben oder Aberglauben auf irgend eine Art Theil zu nehmen, muß ich hier die Leſer und Spötter erinnern, nicht zu vergeſſen, daß er im Geiſt ſeines Zeitalters ſpricht, wo man freylich in manchen Dingen etwas Außerordentliches,

oder

Es tragen ſich zuweilen unglaubliche und unerhörte Dinge zu. *)

oder gar Göttliches fand, in denen unſer frivoles Zeitalter nichts, oder doch nur etwas ſehr Menſchliches findet. Dagegen aber war man auch damals nicht auf den Namen des philoſophiſchen Jahrhunderts ſtolz, wie man es heut zu Tage iſt, und wo doch troz aller Philoſophie ſelbſt Männer, die es nicht übel nehmen, wenn man ſie Philoſophen ſchilt, doch ſteif und feſt an magnetiſiſche Alfanzereyen, an Vorherſagungen, Divination, an die gelernte Kenntniſſe manipulirter Jungfern (ſ. Dis placet), an die heilſame Kraft magnetiſirten Waſſers glauben — ſo feſt glauben, wie an ihr eigen Daſeyn; wo andere, die man ſonſt als Aufklärer verkezerte, Goldmacher werden, Univerſalarzeneyen zu machen vorgeben, oder machen zu können glauben — Geiſter citiren, und was der Hokus Pokus und der Bocksſprünge unſers philoſophiſchen Dezenniums mehr ſeyn mögen. Iſt eine Träumerey des achtzehnten Jahrhunderts vielleicht mehr werth, als eine aus dem elften oder zwölften? Oder wenn beydes Träumerey iſt und bleibt, welche iſt wohl verzeihlicher — dieſe oder jene? Das γνωθι σεαυτον, welches verdolmetſchet ſo viel iſt, als: ſege vor deiner Thüre, iſt eine herrliche Sache — wenn es geübt wird, aber die Ausübung, lieben Leute, — die Ausübung, das iſt eben der Punkt, worüber wir predigen, und — niemand glaubet unſerer Predigt.

„Wie ſo? mein Vater!„

Es wäre ja nicht ganz unmöglich, daß der Graf von Urach nicht im Treffen geblieben wäre, daß er noch lebte, und daß du ihn wiederſäheſt, daß —

„O! hören Sie auf! um Gottes und aller Heiligen willen hören Sie auf; ich erliege unter der Laſt dieſes fürchterlichen Gedankens — Wie, Urach ſollte leben — ich ihn wiederſehen? o! Vater! mein Vater, es iſt eben ſo unmöglich, als es reizend und doch höchſt kummervoll iſt, ſo etwas zu denken.„

Setze aber den Fall als möglich — warum ſollte ſeine Rückkunft dir ſo großen Kummer

---

*) Verſtändige Leſer ſehen leicht ein, daß der alte Steinheim dieſen Spruch, der in unſern neueſten Zeiten das Feldgeſchrey aller Wundermänner, Betrüger und Thoren geworden iſt, nicht von Herrn D. Bicker in Bremen (hannövriſch Magaz. 1. St. 1787.) noch von Herrn Lavater in Zürich, auch nicht, wie jene Herren, von Shackſpear geliehen haben könne; ſondern daß er ihn entweder aus ſich ſelbſt, oder aus ſeiner Erfahrung, oder von ſeinem Großvater gelernt haben müſſe. — So viel um der Schwachen und Unverſtändigen willen.

mer machen, da du ſelbſt geſteheſt, du liebeſt ihn noch immer mehr, als den Grafen von Henneberg?

„Haben Sie Barmherzigkeit mit Ihrem armen Kinde, und quälen Sie mich nicht mit Möglichkeiten, die mich von Sinnen bringen, ſo bald ſich meine Seele den Fall denkt. Was hat, um der Mutter Gottes willen bitte ich Sie, was hat dieſes ſchreckliche Geſpräch zu bedeuten? Eine Abſicht haben Sie dabey, wie ich vermuthe, aber welche?„ —

Allerdings, Erwine, habe ich eine Abſicht dabey, und welche, ſollſt du gleich erfahren. — Du biſt eine Chriſtin, du biſt ein vernünftiges Weib, ſammle nun deinen ganzen Muth, denn ich habe dir eine große Nachricht zu ſagen —

Die arme Gräfin zitterte, wie dürres Eſpenlaub. — Der Alte fuhr fort:

Ich habe Briefe von deinem Bruder. Er ſchreibt mir, daß das ſonderbare Gerücht ginge, dein erſter Gemahl ſey nicht todt —

Kaum hatte der alte Steinheim dieſe fürchterlichen Worte ausgeſprochen, als ſeine unglückliche Tochter erblaßte, und ohnmächtig in ſeine Arme ſank. Der Alte hatte nichts geringeres erwartet. Er trug ſie nach einem Stuhle, und rief ihre Leute, ihm beyzuſtehen, um ſie ins Leben zurück zu rufen. Man brachte ſie ins Bette, und ohngeachtet ſie bald wieder zu ſich ſelbſt kam, ſo ſchloß ſie doch die Augen ſogleich wieder, als ſie ihren Vater erblickte, und ihr bey dieſem Anblick das fürchterliche Wort noch in den Ohren dröhnte:

„Das ſonderbare Gerücht geht, dein erſter
„Gemahl ſey nicht todt.„

Er überließ ſie den Händen und der Sorge ihrer Kammerfrauen, und ging, um eine alte Vertraute Erwinens zu rufen, die ſie in ihrer Kindheit auf den Armen getragen, und die, wie gewöhnlich dergleichen Leute zu thun pflegen, an Erwinen mit der Zärtlichkeit einer Mutter hing, und eben ſo hinwiederum von Erwinen geſchätzt wurde. Sie verdiente auch in der That das gränzenloſe Zutrauen, das Erwine in ſie ſetzte.

Dieſe ließ er auf ſein Zimmer rufen, weil ſie ihm zu Ausführung ſeines Plans, der Dis-

cre

cretion, Eile und möglichſte Behutſamkeit foderte, am tüchtigſten ſchien.

„Beatrix,„ ſagte er zu ihr, „es iſt durchaus nothwendig, daß eure Frau wo möglich „noch heute dieſes Schloß verläßt.„

Die gute Alte erſchrack, daß ihr die Kniee zuſammenſchlugen.

„Faſſet Muth, gute Beatrix, fuhr er fort; „ich brauche die Hülfe einer redlichen und klugen Perſon. Dafür halte ich euch, und ich „muß mich durchaus auf eure Ehrlichkeit und „Klugheit verlaſſen. Alles kommt jetzt darauf „an, daß die Reiſe eurer Frau ſo wenig als „möglich den Anſchein von etwas Sonderbarem „hat; zu dem Ende dürft ihr nur bey den übrigen Leuten im Hauſe vorgeben, daß eure Frau „den Einfall bekommen hätte, ihren Gemahl „zu überraſchen, und daß niemand, als ihr, „ſie begleiten ſolle.„

Erwine, die unterdeſſen wieder etwas zu ſich ſelbſt gekommen war, hatte nach ihrem Vater gefragt, und man kam, ihm das zu ſagen. Er ging ſogleich zu ihr, und fand ſie in einer Art Betäubung, die ſie halb fühllos machte. Er ließ alle Leute ſich entfernen, und blieb bey ihr. Als ſie allein waren, faßte er ſie bey der Hand —

„Lieb:

„Liebſte Erwine,„ ſagte er, „ſuche dich ſo „weit zu beruhigen, daß du mich anhören „kannſt. Ohne die behutſamſte Klugheit wirſt „du das groſe Leiden, das dir der Himmel „aufgelegt, noch vermehren. Höre alſo — „dein erſter Gemahl lebt noch, und du gehörſt „nach göttlichen und menſchlichen Rechten „ſein. *) Deine zweyte Heyrath hebt die erſte „nicht auf, und es iſt deine Pflicht, zu deinem „erſten Mann zurück zu kehren. Die Vorſehung hat es unſtreitig ſo gefüget, daß ich dich „allein angetroffen. Wäre dieß nicht geſchehen, „ſo würde es ſchwerer gehalten haben, mein „Vorhaben auszuführen. Jetzt bitte ich dich, „ſuche dich zu faſſen. Du mußt heute noch dieſes Schloß verlaſſen, um entweder bey mir „oder

---

*) Der Verfaſſer dieſer Geſchichte, der weder Theolog noch Juriſt genug iſt, um über göttliche und menſchliche Rechte kannegieſern zu können, maßet es ſich nicht an, zu entſcheiden, ob der alte Steinheim Recht oder Unrecht hatte. Er verweiſt aber ſeine Leſer, die darüber belehrt ſeyn wollen, zum erſten beſten Advokaten oder Notarius, oder auch auf die 55 Bogen und 9 Tabellen, womit der Herr Advokat Friedrich Auguſt Fritzſche, wohnhaft zu Dresden auf der Zahnsgaſſe im Haaſiſchen Hauſe 2 Treppen hoch, (denn ſo verlangt dieſer Gelehr-

„oder an einem andern Orte mit mehrerer Ueberlegung die Maaßregeln ergreifen zu können, die dieſe traurige Begebenheit nöthig machen wird.„

Der alte Steinheim hätte noch lange ſo fortſprechen können, ohne daß ihn Erwine unterbrochen hätte. Sie antwortete ihrem Vater gar nichts. Sprachlos, mit gen Himmel gerichtetem Blick lag ſie da, als ob ſie ihrer endlichen Auflöſung entgegen ſähe; ihr Herz klopfte, daß man ſeine Bewegung ſahe; Liebe, Hoffnung, Furcht und Angſt ſtritten in ihr einen harten Kampf; auch die elende Erleichterung, die Thränen bisweilen den Leidenden geben, war ihr verſagt, eine brennende Hitze

weck-

---

lehrte ausdrücklich, laut einer von ihm unterm 29. Januar 1789. in alle Welt geſchickten Nachricht, genannt zu werden) unter dem Titel, der Rechtsgelehrte als Menſch, das Publikum gegen Erlegung von 1 Rthlr. 12 Gr. beſchenkt hat. Ohne Zweifel werden die Leſer in dieſem unſterblichen Werke des eben genannten Herrn Advoc. Friedrich Auguſt Fritzſche, wohnhaft zu Dresden auf der Zahnsgaſſe in dem Haaſiſchen Hauſe 2 Treppen hoch, nähere Auskunft über dasjenige finden, worüber die Unwiſſenheit des Verf. dieſer Geſchichte ihnen keine geben kann.

trocknete dieſe Troſtquelle aus, ihren Augen entfloß keine Thräne, die ihre betäubende Angſt hätte lindern können.

Endlich brach ihr Kummer aus, wie ein durch Schleuſen und Dämme bisher eng eingeſchloſſener reißender Strom ſeine Schranken durchbricht, und dann deſto verheerender über Fluren und Felder hinbrauſet. Sie fuhr mit einer wüthenden Bewegung auf, nannte wechſelsweiſe die Nahmen ihrer beyden Gemahle, beſchuldigte ſich in den heftigſten Ausdrücken der Untreue und des Ehebruchs, und rief den Grafen von Urach auf, ſie dafür zu ſtrafen und zu tödten. *)

Dieſer Paroxysmus von Wuth und Verzweiflung war zu heftig, als daß ſie ihn lange hätte aushalten können. Ihre Natur erlag unter

---

*) Man überſehe bey dieſer Stelle nicht die Treue des Geſchichtſchreibers, der in ſeiner Erzählung genau bey der Denkart jener Zeiten bleibt. Denn damals nur konnte eine Frau ſich darüber, daß ſie außer ihrem rechtmäßigen Gemahl noch einen andern an der Seite gehabt, ein Gewiſſen machen, und es Untreue und Ehebruch nennen. In den ſpätern Zeiten würde es keiner im Traum eingefallen ſeyn, auch nur ein Wort darüber zu verlieren, am allerwenigſten

ter den Ausbrüchen dieſer ſchrecklichen Gefühle, und ſie fiel abermals in eine Art ohnmächtigen Schlummers, der einige Stunden dauerte.

Dieſen todesähnlichen Schlummer benutzte ihr Vater, um Anſtalten zu ihrer Abreiſe zu machen.

Die gewöhnliche Art, wie damals auch Damen reiſeten, war, zu reiten. *) Eine Art von Bewegung, die freylich mancher unſerer verzärtelten europäiſchen Damen nicht recht behagen, andern hingegen, aus nicht ſchwer zu begreifenden Urſachen, eben ſo wohl als das neumodiſche Manipuliren gefallen würde. Der alte Steinsheim zweifelte aber mit Grund, daß Erwine jetzo Stärke genug haben würde, um auf einer ſo langen Reiſe das Reiten auszuhalten. Er ließ

ſten deswegen in Ohnmacht zu fallen, es wäre denn, daß die Ohnmacht eben à propos geweſen wäre. A préſent on a appris à vivre. C'eſt le charme de l'amour, que la liberté et la franchiſe. Les ſermens n'engagent à rien, inſenſé qui les fait, inſenſé qui s'y fie. En croiriés vous quelqu'un, qui, en ſe mettant à table jureroit par tous les dieux d'avoir toujours le même appetit? Il faut, que chacun ait ſon tour.

*) S. erſter Theil, S. 257. Anmerk.

ließ alſo eine Sänfte zubereiten, die von Pferden getragen wurde, und deren man ſich in jenen Zeiten ebenfalls zu bedienen pflegte.

Sie erwachte endlich — er ging zu ihr hinein, und fand ſie um vieles gefaßter, und folglich geſchickter, die Maaßregeln zu befolgen, die er zu nehmen gut gefunden hatte. Sie verſuchte es, ſich mit ihm über die Nachricht, die er ihr ertheilt hatte, zu unterhalten, aber unmöglich konnte ſie es ohne Unterbrechung — ein Strom von Thränen mußte erſt wieder ihrem zuſammen gepreßten Herzen Luft machen, und nun bat ſie ihren Vater um eine umſtändlichere Erzählung desjenigen, was er von dem Leben des Grafen von Urach erfahren habe, und wie er zu der Nachricht gekommen ſey. Er ſagte ihr ganz kurz, daß der treue **Bertuch**, der ſeinen Sohn ins heilige Land begleitet hatte, von ihm nach Deutſchland geſandt worden ſey, und daß er von beyden Rittern Briefe gebracht habe, die eine ausführliche Erzählung der Vorfälle und Begebenheiten Urachs enthielten.

XX

Ohne im Beſitz des göttlichen Geſchenks der Divinationsgabe zu ſeyn, weiß ich doch wohl, daß meine Leſer ſamt und ſonders eben ſo gut wie alle Adamskinder von der Erbſünde befleckt, und darinnen empfangen und gebohren ſind. Dieſes vorausgeſezt müßten ſie die indolenteſten Schahbahams von der Welt ſeyn, — und um ihrer eigenen Ehre willen hoffe ich, daß ſie das nicht ſind — wenn nicht ein wenig Neubegierde ſie kitzeln, und ihnen die Frage ablocken ſollte: „woher kam es denn aber, daß der todte Graf von Urach wieder auflebte, oder welches wohl noch natürlicher wäre zu fragen — woher kam es, daß der noch lebendige Graf von Urach nicht längſt todt war?„

Ich finde, die Wahrheit zu ſagen, dieſe neugierigen Fragen ſo ſehr in der Ordnung, und ſo natürlich, daß ich auf der andern Seite, der mißlaunigſte, griesgrammigſte Hohnnecker unter dem Firmamente ſeyn müßte — welches ich aber, mit Erlaubniß zu ſagen, ſo wenig bin oder ſeyn will, als meine Leſer Schahbahams ſind oder ſeyn wollen — wenn ich ihnen die Beantwortung jener Fragen noch länger vorenthalten, und ihre Neugierde nicht ſtillen wollte. Wer alſo kein Schahbaham iſt, darf nur, wenn es ohne groſſe Beſchwerde geſchehen kann, weiter leſen, ſo wird er die ſehr natürliche Auflöſung jenes Räthſels finden, wenn er ſie nicht ſchon vorher, vermöge ſeines Scharfſinns, der jezuweilen bey den Leſern weiter als bey den Büchermachern gehet, von ſelbſt gefunden hat, ehe meine langweilige Erzählung ſie ihm entdeckte. Wie weit nun der Scharfſinn meiner Leſer ſich erſtrecket oder nicht erſtreckt, weiß ich zwar nicht, und kann es auch um ſo weniger wiſſen, da ich nicht einmal, wie jeder Kunſtrichter mir ungefragt beweiſen wird, mit meinem eigenen Scharfſinn ins Reine bin; aber das weiß ich, daß, wenn meine Leſer jetzt ſchon wiſſen, durch welche Mittel und Wege der Graf von Urach in unſerer Geſchichte wieder zum Vorſchein kommt, ihr Scharfſinn weiter gehet, als ich bey aller Hochachtung und guten Meynung, die ich für meine Leſer habe, nach menſchlicher Art zu ſchlieſſen, von ihnen vermuthen kann. Denn die Erhaltung des Grafen von Urach gehörte unter die auſſerordentlichen Begebenheiten, durch welche die Vorſehung zuweilen gegen die menſchliche Erwartung oder Vorausſehung, groſſes Unglück oder Glück über die Sterblichen verbreitet — es war ein Fall, wo man mit eben ſo viel Recht als Shackſpear, Lavater oder Wicker anrufen konnte:

> Mein guter Horazio, es giebt viel Dinge im Himmel und auf Erden, wovon

ſich unſere Alltags- und Hausphiloſophie nichts träumen läßt.

Doch ich habe die Leſer ſchon länger als billig iſt, aufgehalten; um alſo nicht in ihren Augen jener mißlaunigte, grieſgramigte Hohnnecker zu werden, der ich nicht ſeyn will, muß ich wohl endlich das Räthſel löſen.

Als die Araber mit einer überlegenen Macht den König Balduin mit ſeiner kleinen Begleitung angriffen, wie oben im 9ten Abſchnitt erzählt worden, ſtürzte Urach, wie ſich die Leſer hoffentlich noch erinnern, nach einer langen und tapfern Gegenwehr endlich von dem Spieß eines Arabers getroffen, und durch die heftige Verblutung ohnmächtig vom Pferde. Nur wenige entrannen aus jenem unglücklichen Gefechte dem Säbel und der Gefangenſchaft der Feinde, und dieſe wenige waren, da ſie den Grafen von Urach hatten ſtürzen, und ohne Lebenszeichen liegen ſehen, von ſeinem Tode eben ſo feſt überzeugt, als ſie es von ihrem eigenen Leben waren. Sie gaben alſo ſeinem Schwager dem jungen Sternheim die einmüthige Verſicherung, Urach ſey geblieben.

Noch mehr! — Der König Balduin und die übrigen Gefangenen wurden nach einiger Zeit, da der Emir Balac das Leben verloren hatte, losgekauft, und auch ſie beſtätigten die Nachricht von dem Tode des Grafen von Urach. Es war alſo gar kein vernünftiger Grund da, das Gegentheil zu vermuthen, und ſich den Fall vorzuſtellen, durch welchen Urach erhalten worden. Der ganze Verlauf der Sache aber war folgender:

So bald der Emir wußte, daß der König von Jeruſalem ſein Gefangener ſey, ließ er, wie oben erzählt iſt, ſeine Armee ſogleich vorwärts rücken. Jetzt war es, wie er glaubte, Zeit, Gebrauch von der Beſtürzung zu machen, in der die Chriſten nothwendig ſeyn mußten. Die Gefangenen wurden daher ſo eilig als möglich ins Lager gebracht. Die Chriſten, auf die der Emir losrückte, hatten eben ſo viel Urſach, ein Treffen zu vermeiden, als dieſer hatte, es zu ſuchen. Sie zogen ſich alſo immer weiter zurück, je näher er ihnen kam. Der Herr von Steinheim wurde durch dieſen Rückmarſch, und durch das Vorrücken der Feinde gehindert, den Kampfplatz, wo ſein Schwager geblieben war, zu beſuchen. Nicht weit davon aber wohnten einige Einſiedler in einer einſamen Hütte. Sie hatten dem Gefecht in der Ferne zugeſehen, und wie die Nacht einbrach, gingen ſie hin auf das Schlachtfeld, um ihre Glaubensgenoſſen nach frommer Chriſten Sitte zu begraben, und auf ſolche Art den abgeſchiedenen Seelen Ruhe zu verſchaffen. Als ſie den Grafen von Urach nach der Reihe aufhoben, weckte ihn die Bewegung aus ſeiner Ohnmacht — denn das war es und mehr nicht, was des Arabers Spieß und die Verblutung ihm verurſacht hatte. Die Einſiedler merkten Zeichen des Lebens an ihm, ſie unterbrachen alſo ſogleich ihr Begräbniß-Geſchäfte, trugen ihn in ihre Hütte, verbanden ſeine Wunden, und erquickten ihn, ſo gut es ihre Armuth zuließ.

Der Graf, ein junger Mann, hatte eine ſtarke Natur, die ſich ſelbſt half, ſo bald ſie nur im mindeſten unterſtützt wurde. Dennoch aber dauerte es länger als ſechs Monate, ehe ſeine Wunden, beſonders die am Halſe, welche am mehreſten zu ſeiner Verblutung beygetragen hatte, völlig heil wurden. Endlich aber ſiegten doch die frommen Einſiedler durch ihre Sorgfalt und Aufmerkſamkeit über alle Schwierigkeiten, die ſie bey ihrem Geſchäfte fanden, und gaben ihrem tapfern Gaſt ſeine völlige Geſundheit wieder.

Gern möchte ich hier eine kleine Exkurſion zum Lobe und Preiß dieſer braven Einſiedler machen; denn meine archivaliſchen Urkunden enthalten einige Betrachtungen von Urachs Hand über das Einſiedler- und Mönchsleben, die von des Herrn Ritter von Zimmermann Betrachtungen über eben dieſen Gegenſtand ſehr verſchieden ſind; vermuthlich weil Urach den Einſiedlern nichts geringeres als ſein Leben, der Herr Ritter von Zimmermann aber ihnen vielleicht nichts in ſeinem Leben zu danken hatte. So gern ich aber auch meinen Leſern dieſe Betrachtungen mittheilen möchte, ſo darf ich es doch nicht wohl-wagen, wenn ich mir nicht des guten ehrlichen Obereits Schickſal zuziehen will. Denn der Herr Ritter würde in mir wenigſtens einen zweyten Obereit zu finden glauben, und an mir ſeine ritterliche Heldenkraft üben, oder auch wohl noch grimmiger, hämiſcher und ſtolzer gegen mich ſich erklären, als er es gegen jenen gethan hat, wenn er erführe, daß mein Büchlein etwas enthalte, das nicht ganz mit dem übereinſtimme, was dem Herrn Ritter in ſeinem Werk von der Einſamkeit dem Publikum darüber zu ſagen beliebt hat. Nein! Veſtigia me terrent. Von jeher war mir der Herr Ritter einer der fürchterlichſten Gelehrten, den ich weder zum Feinde noch zum Freunde zu haben wünſchte, denn ich war immer ungewiß, in welchem Verhältniß er wohl am fürchterlichſten wä-

wäre; aber ſeitdem ihn Katharina die Große ums Kinn ſtreichelt, und er dafür an den Stufen ihres Throns herumkriechet, ſeitdem ſo viele Durchlauchtige Häupter mit ihm korreſpondiren, daß er endlich gezwungen ſeyn wird, ein beſonderes Archiv für ſeine Korreſpondenz mit Kayſern, Königen, Fürſten, Prinzen, Prinzeſſinnen, Grafen und Baronen männlichen und weiblichen Geſchlechts zu machen; ſeitdem er ſogar des verſtorbenen Königs von Preußen waſſerſüchtige Beine zu befühlen, von ihm ſelbſt eingeladen wurde; und ſogar, (hör es Nachwelt und — fletſche neidiſch die Zähne, denn ſo etwas geſchieht nicht jedem, auch nicht in jedem Jahrhundert —) der König ihn mon ami nannte — ſeitdem wollte ich es keinem, dem ſeine Ruhe lieb iſt, rathen, etwas zu ſagen, das der Herr Ritter nicht billigte, er würde ſich in ſein Ritter-Air werfen, ſich auf ſeine vertrauten Verbindungen mit den Göttern dieſer Erde berufen, ohngeachtet dieſes gerade ſo viel zur Sache thäte, als wenn er ſich auf mich berufen wollte, und dann das Publikum urtheilen laſſen, wer der größere — Narre ſey? Nein, ich ſage nichts, wenn ich anders nicht ſchon zu viel geſagt habe, in welchem Fall der Himmel verhüten wolle, daß dem großen Ritter je ein Blatt dieſes Büchleins in die Hände falle.

Die Berliner, deren Zuchtpeitſcher er neuerlich geworden iſt, (vielleicht zur Dankbarkeit für alle Güte und Höflichkeit, die man ihm erwies) ſind mir ein zu ſchreckliches Straf-Exempel, als daß ich auch nur noch ein Wort über den Herrn Ritter von Zimmermann oder über die ehrlichen Einſiedler verlieren möchte.

XXI.

Berthold von Urach wünſchte nach ſeiner Geneſang den einſamen Aufenthalt ſeiner Wohlthäter zu verlaſſen, und zur chriſtlichen Armee zurück zu kehren. Denn ſo günſtig er auch von dieſen Einſiedlern dachte und urtheilte, ſo fühlte er doch auch, daß ſein Fleiſch und Blut für dieſe Lebensart nicht geſchaffen ſey. Das Einförmige derſelben, die geräuſchloſe Geſchäftigkeit ihrer Klauſe, das ewige Einerley eines kontemplativiſchen Lebens, hatte für ihn, der an Waffenklang und Schlachtgeſchrey gewohnt war, und darinnen mehr Erbauung und Harmonie, als im ambroſianiſchen Lobgeſang fand, zu wenig Reiz — er ſehnte ſich nach ſeinem Elemente, und harrete ängſtlich der Stunde, wo er mit ſeinen Mitkriegern gegen die Ungläubigen wieder ins Feld rücken konnte. Die chriſtliche Armee, mit der er ſich in ſeinen einſamen Stunden beſchäftigte, (und deren hatte er, wie leicht zu erachten, jetzt mehr als jemals in ſeinem Leben, mehr als ſein unruhiger Geiſt ertragen konnte,) ſtand immer vor ſeiner glühenden Einbildungskraft. Aber die Gefahr einer Reiſe von ſeinem jetzigen Aufenthalte bis zur Armee, war ſehr groß. Sie waren allenthalben mit lauter arabiſchen und türkiſchen Nationen umgeben, und es ſchien eine Unmöglichkeit zu ſeyn, einen jungen wohlgemachten Chriſten durch dieſe Länder unentdeckt führen zu können, obgleich den Einſiedlern die Wege auf das genaueſte bekannt waren.

Es wurde endlich beſchloſſen, ihn durch eine Einſiedlerkleidung, durch einen längern Bart, als er gewöhnlich nach der damaligen Sitte trug, und durch völlige Abſcheerung ſeiner Haare unkenntlich zu machen, und ihn in dieſer Geſtalt durch einen der Wege kundigen Einſiedler den Euphrat herauf bis an die Gränzen von Edeſſa führen zu laſſen. In dieſer Verkleidung verließ er die gaſtfreye Hütte ſeiner frommen Erhalter und Wohlthäter mit gerührtem Herzen, und voll Gefühl der Hochachtung, das ihre Frömmigkeit und treue Sorgfalt für ihn, in ihm hervorgebracht hatte. Ihre Reiſe ſetzten ſie glücklich fort, denn die Armuth und Kleidung der Einſiedler war ihnen der beſte und ſicherſte Schutzbrief. Die frommen Muſelmänner gaben ihnen ſogar Almoſen und Lebensmittel. Schon hatten ſie die Gränze von Edeſſa erreichet, als die unüberlegte Hitze und der zu feurige Muth des Grafen, ihn abermals hinriß, und dieſesmal ohne Wiederkehr unglücklich machte.

In dem fruchtbaren Meſopotamien ziehet der Fleiß der Einwohner häufige Kanäle, um die Fluren zu wäſſern. Ueber einen dieſer Kanäle waren ſie bey Sonnenuntergang gekommen, als ſie plötzlich das Geräuſch eines Gefechtes, und das Geſchrey ſtreitender Schaaren hörten. Der Graf ſtutzte einen Augenbick; aber auch nur einen Augenblick. Denn ſo ſehr ſein Begleiter ihm auch Vorſtellungen that, und ſich bemühete, ihm alle die Gefahren bemerklich zu machen, denen er ſich ausſetzen würde, ſo eilte er doch mit ſchnellen Schritten dem Hügel zu, der ihm den Auftritt verdeckte. Der alte Einſiedler war zu ſchwach und ſtumpf, als daß er ihm hätte ſo geſchwind folgen können. Er blieb alſo zurück.

So bald der Graf den Hügel erreicht hatte, ſahe er, daß fünf bis ſechs chriſtliche Ritter, die er an ihren Ordenszeichen ſogleich für Tempelherrn erkannte, ſich gegen einen überlegenen Hau:

Haufen Türken wehrten. Wie ein Sturmwind ſtürzte er ſich von dem Hügel, bemächtigte ſich des Schwerdts und Schildes eines Ritters, der ſchon hinter dem Haufen erſchlagen lag, warf ſich auf einen Türken, riß ihn vom Pferde, ſchwang ſich darauf, miſchte ſich unter die Streitenden, und nun verbreitete er rechts und links, hinter und vorwärts, wohin er ſich nur wendete, Tod und Schrecken. Er wüthete wie ein Löwe, denn er war nun wieder in ſeinem Elemente. Die Türken fingen ſchon an zu weichen.

Man denke ſich, mit welcher Schnelligkeit dieſes alles geſchahe, und auf einander folgte — man denke ſich einen Einſiedler mit Schwerdt und Schild zu Pferde, der den Tod an beiden Seiten zu haben ſchien — man denke ſich dieſen ſonderbaren Krieger, und den groſſen Nachdruck und die Geſchicklichkeit, womit er ſeine Streiche führte; ſo wird man begreiſen, daß der ganze Auftritt ein gewiſſes Anſehen von Wunderbarem haben mußte, das ſich beyde Theile nicht anders zu erklären wußten, als zu glauben: der Gott der Chriſten habe ihnen ein überirdiſches Weſen zu Hülfe geſchickt. Schon dieſer Gedanke war hinlänglich, dem ſinkenden Muth der chriſtlichen Ritter wieder die höchſte Spannung zu geben, und die erſchrockenen Türken,

ken, die es doch nicht wagen durften noch wollten, länger gegen den Allmächtigen zu kämpfen, noch zaghafter zu machen.

Das Gefecht war ſchon zum Vortheil der Chriſten ſo gut als entſchieden, als ein neuer Trupp von Türken ankam, und wieder Muth in ihre weichenden Glaubensgenoſſen brachte. Nun war es nicht ſchwer, die geringe Anzahl Chriſten ganz zu umringen.

Der alte Einſiedler hatte indeſſen auch den Hügel erſtiegen. Da ſtand er oben erſtaunt und betrübt über das, was er von ſeinem Gefährten ſahe. Schon freuete er ſich des Sieges, den Urach bewirkt hatte; als er aber die neue türkiſche Verſtärkung erblickte, und einen chriſtlichen Ritter nach dem andern vom Pferde ſtürzen ſahe, ſo blieb ihm nichts übrig — als zu fliehen, damit er nicht den Türken in die Hände fiele, die ihn wegen der Aehnlichkeit ſeiner Kleidung mit dem Mordengel, der zwiſchen ſie geſtürzet war, nicht ſehr ſäuberlich behandelt haben würden. Er floh, denn der Untergang des Grafen ſchien ihm gewiß, betrübt über das neue Unglück des Grafen, deſſen Muth und Tapferkeit er bewundern mußte, ſo ſehr er auch die Hitze tadelte, mit der er ſich in dieſe Gefahr, aller Warnungen und Vermahnungen ungeachtet, geſtürzt hatte. Der Ausgang des Gefechts konnte nicht lange unentſchieden bleiben. Der alte Einſiedler hatte Recht. Das Pferd des Grafen von Urach wurde durchſtochen, und fiel todt auf ihn nieder. Zwar wendete er alle Mühe und Kräfte an, ſich davon loszumachen, aber es fielen bald einige Türken über dieſes vorhin ihnen überirdiſch geſchienene Weſen her, deſſen Menſchheit und Körperlichkeit ſie nun kannten. Dieſe entwaffneten ihn, und banden ihm die Hände auf den Rücken, und ſo ward der wüthende Löwe zum zahmen Lamm. Die übrigen Ritter wurden entweder erſchlagen, oder eben ſo behandelt wie Urach.

Die Türken ſchleppten ihre Gefangenen über den Euphrat, und verkauften ſie an eine handelnde Karavane. Auf dieſe Art wurde der Graf tief in Perſien hineingeführt, ohne daß er weder ſeinen Freunden im Lager der Chriſten, noch ſeinen Freunden in Deutſchland die geringſte Nachricht von ſich ertheilen konnte. Sein ſtarker Körper, die Leichtigkeit und Schnelligkeit, womit er alles begriff und lernte, und ſeine Arbeitſamkeit, machten ihn ſeinem Herrn einem alten Kaufmann werth, und ſein Schickſal erträglich. Er trug ſeine Ketten ins dritte

Jahr,

Jahre, ohne Gelegenheit zu haben, die Seinigen von ſeinem Leben und traurigen Zuſtande zu benachrichtigen. Denn die Handlung hatte damals noch nicht die Ausdehnung, wie jetzo, verband alſo auch nicht, wie jetzt, die Länder unter einander, und regulirte Poſtanſtalten gab es gar nicht.

Im dritten Jahr ſeiner Gefangenſchaft fiel es ſeinem Herrn ein, mit einer Karavane an das ſchwarze Meer zu gehen, wohin auch europäiſche beſonders italiäniſche Kaufleute zu kommen pflegten, um morgenländiſche Waaren abzuholen. So bald der Graf dieſen Entſchluß ſeines Herrn erfuhr, ſo ſahe er dieß für die einzige Gelegenheit an, ſich aus der Sklaverey zu befreyen. Er hatte auch die Geſchicklichkeit es dahin zu bringen, daß ihn ſein Herr mit ſich nahm. Ihre Reiſe ging nach Erzerum, einer der größten Stapelſtädte, wohin die Perſianer und andere Morgenländer ihre Waaren zu bringen pflegten. Dort traf Urach einen genueſiſchen Kaufmann an, den er bey ſeiner Abreiſe nach dem heiligen Lande hatte kennen lernen. Es hielt nicht ſchwer, dieſen dahin zu bewegen, daß er Urachs Herrn ein anſehnliches Löſegeld für ihn anbot. Der Perſer machte aber anfangs viele Einwendungen, entweder weil er einen Sklaven, wie Urach war, wirklich ungern verlor, oder auch, um ihn deſto höher in Preiß zu bringen, und ein größeres Löſegeld zu erhalten. Endlich aber gab er nach, und des Grafen Ketten wurden gelöſet.

Jetzt ſtand ihm die ganze weite Welt offen. Nach Deutſchland aber zurückzugehen, wollte er nicht wagen, denn es fehlte faſt noch ein Jahr, ehe ſeine Verweiſung zu Ende ging. Er entſchloß ſich alſo mit dem Schiffe des Genueſers nach Tripolis, und von da zu Lande nach Jeruſalem zu gehen. Er erfuhr bald, daß auch Steinheim noch in jenen Gegenden ſey, und dieß beſtimmte ihn um ſo mehr, ihn aufzuſuchen.

Wer es vermag, denke ſich das Erſtaunen Steinheims, als auf einmal die Geſtalt Bertholds von Urach vor ihm ſtand, von deſſen Tode er ſo gewiß überzeugt zu ſeyn glaubte, als man es von Dingen dieſer Welt ſeyn kann. Der erſte Gedanke Steinheims war, ihn für eine Erſcheinung und Phantom, für den abgeſchiedenen Geiſt Urachs zu halten, der, weil vielleicht der Körper unbegraben geblieben, keine Ruhe habe, und nach dem Glauben der damaligen Welt nun ſo lange, bis er ehrlich und chriſtlich zur Erde beſtattet, unſtät und flüchtig herumirre, und der lebenden Freunde Mitleiden und fromme Gebete anflehen wolle. Erſt da er ihn ſprechen hörte, und in ſeinen Armen hielt, fühlte er wohl ſeine Körperlichkeit, aber der ganze Auftritt hatte ſo viel Ueberraſchendes, und in Steinheims Augen ſo viel Unwahrſcheinliches, daß er ihn lange ſchon in ſeinen Armen hielt, ehe er ſich von der Wirklichkeit ſeines Lebens und ſeines Daſeyns überzeugen konnte.

Auf dieſe erſte Beſtürzung, die lange dauerte, worein ſich aber doch eine gewiſſe frohe Empfindung über das Leben eines ſo herzlich geliebten Freundes gemiſchet hatte, folgte der bitterſte Schmerz. Steinheim wußte nicht bloß die zweyte Vermählung ſeiner Schweſter, ſondern er war es auch, der vorzüglich durch einen Brief an die Gräfin, ſie zu einem Schritt ermuntert hatte, der ihr, wie wir ſchon wiſſen, ſo viel Kampf und Ueberwindung koſtete. Es war ſehr natürlich, daß der Graf von Urach nach einer ſo langen Zeit, in der Deutſchland für ihn ein ganz unbekanntes Land geweſen war, ſehr begierig nach Nachrichten aus Deutſchland forſchte, und daß eine ſeiner erſten und dringendſten Fragen ſeine Gemahlin betraf. Das war ein Donnerſchlag für den armen Steinheim. Antworten konnte er nicht. Todes-

bläſ

bläſſe überzog ſein Geſicht, und Urach ſchloß ganz natürlich daraus auf traurige Nachrichten, und ahndete (denn das lag in der Voreiligkeit ſeines Charakters und Temperaments) unter dieſen diejenige ſogleich, die für ihn die traurigſte ſeyn mußte — den Tod Erwinens.

„Großer Gott„ — ſchrie er — „iſt meine Frau todt?„

Steinheim ſchwieg und wurde noch verwirrter. Das ſchien dem Grafen Urach eine hinlänglich bejahende Antwort. Nun erfolgte ein trauriger Auftritt, in dem ſich Urach ganz der Heftigkeit ſeines Schmerzes überließ.

Jeder Ausbruch deſſelben, jedes Wort war für Steinheim ein Dolchſtich. Mit halbgebrochenen Worten ſagte er ihm endlich, ſie ſey nicht todt.

„Nicht todt?„ fragte Urach, indem er ſeinen Schwager voll Beſtürzung anſah, — „nun ſo will ich ewig verdammt ſeyn, wenn „ich weiß, was ich aus dir und deiner Verwirrung und Delinquenten-Miene machen ſoll. „Wenn ſie, wie du daher ſtotterſt, nicht todt „iſt, ſo ſage, was ſoll dein verwirrtes Geſicht? „was iſt aus ihr geworden?„

Vergeblich ſuchte Steinheim ihm ſein Unglück auf eine behutſame Art bekannt zu machen. So gern er wollte, ſo machte ihn doch ſeine Beſtürzung viel zu ungeſchickt, ſeine Hiobspoſt in irgend eine Maske einzukleiden, er konnte nicht anders, er mußte es ihm mit dürren Worten ſagen. Er hielt ſeine und ſeiner Schweſter Schuld in dieſem Augenblick, da Urach vor ihm ſtand, aus zärtlichem Gefühl von Freundſchaft und Gewiſſenhaftigkeit für zu groß, als daß etwas dafür zu ſagen ſey. Aus ſeiner Betrübniß wurde die heftigſte Wuth, und in dieſem wüthenden Zuſtande, wo er ſich und alle ſeine Anverwandte der ſchändlichſten Untreue und des gröbſten Betruges gegen den Grafen von Urach anklagte, und ſich und alle ſeiner Freundſchaft unwerth erklärte — in dieſem wüthenden Zuſtande ſagte er ihm: daß ſeine Schweſter Erwine, ſonſt Urachs Gemahlin, die Frau eines andern ſey.

Liebe Leſer und Leſerinnen! — Es iſt traun! ſehr leicht, von Faſſung, Gelaſſenheit und Ruhe des Geiſtes zu ſprechen, wenn man ſie nicht nöthig hat; aber ſie zu behalten, wenn man in Urachs Lage iſt, das iſt die große Kunſt, lieben Leute! die wir mit allen hundert tauſend Moraliſten und Kaſuiſten aller Zeiten, aller

Länder, aller Völker, aller Sekten, Religionen und Partheyen — jedem vom Weibe Gebohrnen zur Erlernung und Uebung freundbrüderlich empfehlen, ob wir gleich mit allen jenen hundert tauſend ehrwürdigen Herrn mit und ohne Glaubenswolken *), in langen und kurzen Perücken, in ſchwarzen und bunten Röcken — ſelbſt nicht im Stande ſind, ſie zu üben.

Urach ſtand auf dieſe Nachricht erſtarrt und außer ſich da. Heftigkeit war, wie wir nun ſchon aus mehreren Proben und Thatſachen wiſſen, ein Hauptzug ſeines Charakters. Mit

---

*) Eine Glaubenswolke iſt eine Art myſtiſcher Perücke, die, ehemals wenigſtens, ob auch jetzo, weiß ich nicht mit Gewißheit, vorzüglich in Hamburg, ſo gut als ein Eid auf die ſymboliſchen Bücher ohne alle Reſtriction war — ein wahres Symbol ſymboliſcher Orthodoxie, auf welches der ſelige Göze, — Gott geb' ihm ewige Ruhe, die er hier nicht finden konnte! — eben ſo viel als auf die ſymboliſchen Bücher ſelbſt hielt. Der Mann, ſo ſehr man ihn auch verläſtert hat, that doch hieran recht und wohl. Denn wenn doch einmal ein Symbolum orthodoxiae ſeyn ſoll, ſo ſey es lieber eine Perücke, als ein — Religions- und Cenſuredikt.

dieſer Heftigkeit, die ſich in alle ſeine Handlungen, Reden, Neigungen und Gefühle miſchte, hatte er auch Erwinen geliebt, auf ihre Treue und Rechtſchaffenheit hätte er wohl Felſen gebauet, ſo ſchrankenlos war ſein Zutrauen, das er in ſie ſetzte.

Seinem Schwager Steinheim, dem ganzen Lager der Chriſten, ſeinen Freunden in Deutſchland, und uns allen war freylich ſein Tod ſo wahrſcheinlich, daß man denjenigen für auslachenswerth würde gehalten haben, der ihn hätte bezweifeln wollen, denn in unſerer Welt ſind wir gewohnt, weit unwahrſcheinlichere Dinge zu glauben, als die Nachricht von Urachs Tode war. Indeſſen, ihm ſelbſt war die Wahrſcheinlichkeit ſeines Todes bey weitem nicht ſo auffallend, denn er wußte, wie natürlich alles bey ſeiner Erhaltung zugegangen war, was ſeine Freunde freylich nicht wußten, noch wiſſen konnten. Steinheim mochte immerhin ſagen, daß das Gerücht von ſeinem Tode allgemein geweſen ſey: Urach hielt es gerade für den größten Beweis einer treuloſen Leichtſinnigkeit, daß Erwine auf ein bloßes Gerücht, auf eine unbewieſene Vermuthung von demſelben, ſich einem andern in die Arme geworfen hatte. Nun verbreitete ſeine Eiferſucht und ſein Argwohn

wohn über manches einen größern Schatten was ihm ſonſt nicht den geringſten Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben hatte. Er erinnerte ſich desjenigen, was ehemals zwiſchen Erwinen und Henneberg in ſeiner Gegenwart vorgefallen war, und glaubte nun, über das alles helle Aufſchlüſſe und Erklärungen zu haben, jeder Ausdruck, jeder Beweis von Wohlgewogenheit und Freundſchaft, (denn das war es wenigſtens von Erwinens Seite) den Erwine dem Grafen von Henneberg gegeben hatte, ohne daß es Urach auch nur im Traum eingefallen wäre, mehr als Freundſchaft zu argwohnen, gab ſeiner Eiferſucht nun eine völlige Ueberzeugung, daß ſchon damals zwiſchen beyden ein unerlaubtes Einverſtändniß, und laſterhafte Verbindung Statt gefunden habe.

Er that freylich durch alles dieſes der ſchuldloſen Erwine ſehr großes Unrecht, aber dieß einzuſehen, dazu war er jetzt viel zu betäubt und aufgebracht, und die Wahrheit zu ſagen, war auch ſo viel Anſchein gegen Erwinen und den Grafen von Henneberg, daß auch ein Mann von größerer Indolenz, als Urach war, ſich des Argwohns kaum würde haben enthalten können, es ſey doch wohl etwas Menſchliches zwiſchen jenen beyden vorgefallen, und man habe ihn am Narrenſeile geführt. Eine Behandlung, die ein Mann, wie Urach, unmöglich gelaſſen hinnehmen konnte, ohne ſeinen ganzen Charakter zu verleugnen.

Ich halte alſo dafür, doch ohne dem weitern Urtheile meiner Leſer auch nur im geringſten vorzugreifen, daß Urach, — ein wenig Hitze und Sturm abgerechnet — in vorliegenden Umſtänden nicht wohl anders denken, reden und handeln konnte, als er wirklich dachte, redete und handelte, und daß man ihm das, was er etwa hie oder da zu viel that, nicht zu hoch in Rechnung bringen dürfe, ohne an ihm ſelbſt eine Ungerechtigkeit zu begehen.

XXII.

Steinheim glaubte, die Ehrlichkeit erfodere, daß er dem Grafen Urach nicht verheimliche, wie Erwine zu dieſem Schritt gekommen ſey. Er geſtand ihm alſo, daß er die Nachricht von ſeinem Tode nach Deutſchland geſchrieben, daß er ſelbſt ſeiner Schweſter zur zweyten Heyrath gerathen habe. Dieß war Oel ins Feuer gegoſſen. Urach wüthete nun wie ein Unſinniger gegen ihn, belegte ihn mit tauſend beſchimpfenden Namen, foderte, daß er ihm Genugthuung für die Beleidigung geben ſollte, und entblößte wirklich ſein Schwerdt gegen ihn. Steinheim aber ſchien keine Beleidigung zu fühlen, und blieb kalt.

„Ich habe dich unglücklich gemacht,„ antwortete er dem Grafen, „ich weiß nicht, „wie ſehr, und wie viel durch meine Schuld; „aber das iſt mir gleich. Räche dich wie „du willſt; mein Blut mag, wenn es „kann, mein Verbrechen abwiſchen, aber „mein Schwerdt werde ich nie auf dich „zücken.„

„Ha! nun erkenne ich dich, feiger Verräther! Ja, hinter des Freundes Rücken den „Dolch ihm ins Herz ſtoßen, in ſeiner Abweſenheit ſeine Seele morden, iſt freylich ſicherer „und gefahrloſer. Nun! dann behalte dein „Schwerdt, du weibiſcher Mann, und laß es „roſten in Freundes Blut. Lebe und fühle der „Verdammten Marter, wenn das Gewiſſen, „woſern du anders eines haſt, dich brennet wie „Schwefelpful. Hätt' ein anderer den Giftbecher mir gereicht — vielleicht, daß ich ihn ruhiger getrunken hätte; aber von deiner Hand „ihn nehmen müſſen — von deiner Hand, die „ſo oft in der meinigen lag, und ewige Freundſchaft mir zuſicherte — von dir, den ich wie „meine eigene Seele liebte, und wie meinen

„Augapfel bewahrte — für den ich in mehr
„als einer Schlacht mein Leben wagte — —
„das iſt es, was mich zermalmt — iſt mehr,
„als ich tragen kann. Ha! ich müßte nicht
„Urach ſeyn, wenn ich es tragen könnte. Wohl
„mir, daß ich nicht Steinheim bin! Zwar bin
„ich verdammt, von ſchurkiſchen Frevlern gemiß-
„handelt zu werden, aber lieber das, als ſelbſt
„Schurke ſeyn. Geh', weibiſcher Verräther —
„hinweg von meinen Augen, daß nicht mein
„Blick dich tödte, wenn es mein Schwerdt
„nicht thut — — Doch bleib an dieſe Stelle
„gedonnert. Ich ſelbſt will gehen, heute noch
„nach Deutſchland abgehen, und Fluch und
„Rache treffe die ehebrecheriſche Rotte — Fluch
„und Rache den Weiberräuber — Fluch und
„Rache das treuloſe leichtſinnige Weib, Erwi-
„nen. — Erwinen? — mußte dieſer Na-
„me, den ich ſonſt mit Entzücken dachte, mit
„Wonne nannte, nun meinen Lippen entflie-
„hen? mit Fluch und Rache entfliehen? —
„mir das zu bieten? — mir? kanntet ihr
„Urach nicht? — Nun ſo helf mir Gott und
„ſein heiliges Wort! ihr ſollt ihn kennen ler-
„nen, wie er mit den Zähnen knirſcht, und
„euch zu Boden ſtampft — bey Gott! das
„ſollt ihr! —„

Er ging Racheſchnaubend fort. Steinheim ſtand bezaubert, und wagte es kaum ſeine Augen aufzuſchlagen. Endlich rief er ihm nach:

„Berthold! lieber Berthold! bey Gott
„und allem was heilig iſt, bitte ich dich,
„bleib' und höre mich.„

„Wie? — ſchrie Berthold — wie? du
„wagſt es noch, den Namen deines Richters in
„Mund zu nehmen? Du, dem nichts mehr
„heilig ſeyn kann, dem Ruhe, Ehre, Glück
„und Leben ſeines Bruders nicht heilig war?
„Nein! wo du biſt, ſoll mein Fuß nicht ſtehen;
„die Luft, die du athmeſt, möchte auch mich
„vergiften. Pfui! des Böſewichts!„

Als er fort war, überlegte Steinheim alle Folgen, die daraus entſtehen würden, wenn Urach jetzt nach Deutſchland zurück ginge. Er ſchrieb ſich ſelbſt alles dieſes ſchreckliche Unglück zu, er verdammte ſich härter, als Urach ihn verdammen konnte. Da er indeſſen die Klugheit ſeines Vaters mit der Sanftmuth ſeiner Schweſter verband, ſo ſahe er bald ein, daß er das Unglück, das Urach ſtiften würde, allein nicht würde abwenden können. Er ging alſo zu dem König Balduin, entdeckte ihm das ganze fürchterliche Geheimniß, und bat, ihm beyzuſtehen, die Wuth des Grafen von Urach zu mäßigen.

Balduin liebte den Grafen ſchon wegen ſeines männlichen Anſtands und ſeiner ritterlichen Keckheit, noch mehr wegen der mannichfaltigen Dienſte, die ihm ſeine Tapferkeit und Entſchloſſenheit in vielen Fällen geleiſtet hatte. Die Nachricht, daß Urach lebe, hatte ihn entzückt; durch ihn glaubte er wieder neuen Muth unter die chriſtliche Armee zu bringen. Die Nachricht, die ihm nun Steinheim von der Verlegenheit gab, worinnen er ſich befand, machte ihn beſtürzt; er nahm den wärmſten Antheil daran. Ein Beweis davon war, daß er ſelbſt zu ihm ging.

Urachs Wuth war nun von ihrer äußerſten Heftigkeit in einen melancholiſchen Kummer übergegangen, wo man wenigſtens den Vortheil über ihn hatte, daß er Gründe anhörete. Der König gab ſich alle Mühe ihm zu zeigen, wie ſehr er durch ſeine Hitze den Herrn von Steinheim beleidiget habe, wie viele Beweiſe ſeines Todes vorhanden geweſen, die man noch dadurch für beſtätiget zu halten, berechtiget geweſen ſey, daß er faſt in vier Jahren keine Nachricht von ſich gegeben. Urach entſchuldigte ſich damit, daß es ihm in ſeinem Sklavenſtande unmöglich geweſen ſey, Nachricht von ſeinem Leben an ſeine Freunde gelangen zu laſſen. Der König gab dieß zwar zu, glaubte aber doch, daß er es damals hätte thun können, als er bey den Einſiedlern war. Aus dieſem allem ſchloß er, daß, wenn Steinheim, ſo wie der König ſelbſt und alle Ritter, den Grafen fälſchlich für todt gehalten, des Irrthums Schuld wenigſtens nicht allein auf ihre Seite, ſondern zum Theil mit auf Urach falle, und alſo ihnen ſehr verzeihlich ſey. Aus eben dieſen Gründen ſey auch Erwine und Henneberg gar wohl zu entſchuldigen, und zwar um ſo mehr, da Erwine ſich höchſt ſchwierig bey ihrem Entſchluß bewieſen, und da ſie nur nach langen Zudringlichkeiten, und nach der Ueberlegung, daß es Urachs Kindern an einem Beſchützer und Vater fehle, den Schritt gethan habe, den ihr Urach ſo hoch anrechne. Er legte ihm hierauf alle Briefe vor, die Erwine an ihren Bruder nach erhaltener Nachricht von dem Tode ihres erſten Gemahls geſchrieben; denn Steinheim hatte ſie ihm zu dieſem Behuf mitgetheilt. Sie waren in der unverſtellten Sprache der Betrübniß und der Zärtlichkeit gegen den Grafen von Urach geſchrieben, und gewiß würde er das Herz ſeiner Gemahlin ſehr deutlich darinnen gefunden haben, wenn nicht ſeine Eiferſucht ihm die Augen verſchloſſen hätte.

Dieſe Unterredung des Königes mit ihm hatte indeſſen den Nutzen, daß Urach verſprach, ſich durch den Rath kälterer Freunde leiten zu laſſen. Er bezeugte ſogar ſeinem Schwager Steinheim ſeine aufrichtige Reue über ſein Verfahren gegen ihn. Nun überlegten ſie mit einander, was für Maasregeln ſie zu ergreifen hätten, und es wurde beſchloſſen, vor allen Dingen ihren Eltern das Leben des Grafen zu wiſſen zu thun. Dieß geſchah durch den treuen Bertuch.

Da Urach nicht leugnen konnte, daß er die Sache verſchlimmern würde, wenn er ſelbſt nach Deutſchland reiſete, ehe die Zeit ſeiner Verweiſung zu Ende war, ſo ſchrieb er ſeinem Vater und dem alten Herrn von Steinheim, und bat ſie um Beſorgung ſeines Vortheils, bis zum Ablauf der kurzen Zeit, da er ſich in Deutſchland durfte ſehen laſſen. An Erwinen konnte er aber doch nicht ſchreiben. Denn ohngeachtet er in kältern Augenblicken eingeſtehen mußte, daß ſie kein Verbrechen von ſo ſchwarzer Art begangen, als er anfangs geglaubt hatte, ſo konnte er es ihr doch nicht vergeben, daß ſie eine ſo kurze Zeit gebraucht, ihn, wie er glaubte, zu vergeſſen. Liebe rechter Art, meinte er, — Liebe, wie er ſie fühle, könne un

mög

möglich ſo wankelmüthig, ſo leicht umzudrehen ſeyn. — Der gute Berthold irrte, und trieb ſeine Liebe wirklich bis zur Charlatanerie.

Wir wollen damit nicht behaupten, daß ſeine Liebe nicht wirklich ſo felſenfeſt geweſen, wiewohl es uns kein Kapital-Verbrechen zu ſeyn ſcheinet, ſo etwas zu behaupten; aber das, was er foderte, dünkt uns, ſey zu viel von einem Frauenzimmer — noch mehr von einer jungen Wittwe gefodert geweſen. Denn wiewohl wir nicht leugnen, daß vielleicht der höchſte Grad von Liebe öfterer bey der weiblichen Hälfte als bey der männlichen zu finden ſey; ſo wiſſen wir doch auch aus langen und oft gemachten Erfahrungen, und aus unleugbaren in der Natur der Sache gegründeten allgemeinen Prinzipien, daß alles Ueberſpannte in der phyſiſchen und körperlichen ſowohl, als in der moraliſchen und intellektuellen Welt nicht anhaltend ſeyn könne. Wäre das aber auch alles nicht der Fall, ſo lehrt uns ein italiäniſches Sprichwort:

al molino e à la ſpoſa, ſemper manca qualche coſa.

Der Mann, der in unſerer mangelhaften aber doch beſten Welt ein ſo abſolut vollkommenes Weib fände, die ſich in alle ſeine Launen, Einfälle, Grillen, Beugungen und Nüancen ſeines Charakters zu formen wüßte, wo ihm durchaus nichts mehr an ihr zu wünſchen übrig bliebe, wäre unſeres Erachtens der einzige in ſeiner Art — ob auch der glücklichſte? — das wäre noch zu bezweifeln.

Wir fodern übrigens dreiſt jeden auf, uns durch ein Exempel, ſo einzig in ſeiner Art, Lügen zu ſtrafen, und wollen dann gern öffentlich Abbitte und Ehrenerklärung thun. Wir ſind aber unſerer Sache ſo gewiß, daß wir eben ſo dreiſt behaupten, daß, ſobald ein ſolches Weib *in rerum natura* gefunden iſt, wir auch nicht länger an der Möglichkeit einer andern unmöglichen Sache zweifeln — an der nemlich, den Stein der Weiſen auch zu finden; und daß wir dann ſelbſt ein Laboratorium zu dieſem Behuf anzulegen, nicht die letzten ſeyn werden und wollen.

Alles dieſes ſey ohne Präjudiz, und mit aller dem ſchönen Geſchlecht ſchuldigen Ehrerbietung, die der Verfaſſer nach ſeiner Verheyrathung zu lernen, vielfältige Gelegenheit nothgedrungen gehabt hat — geſagt, und geſchrieben! — Nichts für ungut! —

Der Graf von Urach alſo konnte es ſeiner Erwine nicht verzeihen, daß ſie ihn ſo bald mit

ei

einem andern umgetauſchet hatte — daran that er nun unrecht, aber genug, er war einmal ſo. Dachte er ſich Erwinen — ſeine ſo innig, ſo heiß geliebte Erwine in den Armen des Grafen von Henneberg; — weg war alle ſeine kalte Ruhe, und tobende Wuth trat wieder bey ihm ein; da war kein Zug, keine Spur von ſeiner ehemaligen Liebe zu merken; vielmehr Haß, bitterer, rachſüchtiger Haß, füllte ſeine Seele. Jeder Gedanke an Erwinen und Henneberg, jedes Bild, das von ihnen ſeiner glühenden Einbildungskraft vorſchwebte, war Gift ihm, war ihm die abſcheulichſte bizarreſte Karrikatur, von irgend einem Sudler zuſammengeklext. Er hätte ſich ſelbſt in ſolchen Augenblicken mit der ganzen Welt zertrümmern mögen, um nur ſolche Bilder aus ſeiner Seele tilgen zu können. Er ſchnob — er glühete Rache, und ſchmachtete nach der Stunde, in der es ihm erlaubt ſeyn könnte, ſeine brennende Rachbegierde zu befriedigen.

XXIII.

Wir verlaſſen jetzt den Grafen Berthold in dieſer unglücklichen Gemüthsſtimmung, und kehren nach Deutſchland zurück. —

Der alte Steinheim wurde durch den Empfang der Nachricht von dem Leben ſeines erſten

Schwiegerſohns außer ſich geſetzt. Wir brauchen nicht zu ſagen, welche Freude dadurch bey den Aeltern des Grafen in den erſten Augenblicken verurſacht wurde. Aber bald trat auch jene ſchmerzliche Empfindung ein, die mit der Ausſicht auf eine höchſt traurige Zukunft nothwendig verbunden ſeyn muß. Der erſte und natürlichſte Gedanke war wohl, wie Henneberg dieſe ſchmerzlich frohe Nachricht. wenn er ſie erfahren werde, aufnehmen, wie ſich betragen, welche Maasregeln er ergreifen werde? Es war wahrſcheinlich, daß das Gerücht ſie ihm früh genug zutragen werde. War dann nicht zu beſorgen, daß der am Hofe ſo mächtige Günſtling, von Liebe gegen Erwinen berauſcht, die Pflichten der Freundſchaft, und die Rechte des ältern Gemahls vergeſſen, und ſein Anſehen zum Schaden Urachs gebrauchen werde? Durfte man vermuthen, daß er Erwinen, für die er Jahrelang mit ſich gekämpft hatte, deren Beſitz ihm ſo ſchwer gemacht worden war, ſo gutwillig fahren laſſen, und an Urach wieder abtreten werde? — Man wagte es nicht, ſolche Aufopferungen ſich von ihm zu verſprechen.

Erſt mußte Erwine ſeinen Händen entriſſen ſeyn, und dann ſollte Henneberg erfahren, welchen Verluſt zu leiden, er ſich entſchließen müſſe. Die große Kunſt aber war, Erwinen von ihm wegzubringen. Nach langem Ueberlegen beſchloſſen ſie, daß der alte Steinheim ſogleich zu ſeiner Tochter reiſen, und ſie bewegen ſollte, ihn zu beſuchen. Man hoffte, daß die Menge der Hofgeſchäfte den Grafen von Henneberg verhindern würde, ſie zu begleiten.

Dieß war ihr Plan, wobey man freylich, ſo wie bey den meiſten Planen, einen großen, wo nicht den Haupttheil, dem guten Glück zur Ausführung überlaſſen mußte. Dieß war die Urſache des unerwarteten Beſuchs des alten Steinheims bey ſeiner Tochter, wo er bey ſeiner Ankunft freylich in der Abweſenheit des Grafen von Henneberg etwas Beyhülfe des guten Glücks fand; dennoch aber in Anſehung Erwinens ſeinen Plan dahin abändern mußte, ihr das Leben ihres erſten Gemahls ſogleich bekannt zu machen, um ſie deſto leichter zur Flucht zu bewegen. Er drang heftig in ſeine Tochter, ihm zu folgen, und die Triſtigkeit ſeiner Gründe, ihre rege gemachte Liebe für den Grafen von Urach, und ihre Unfähigkeit ſich ſelbſt zu rathen, ließen ihr nicht zu, Einwendungen dagegen zu machen.

Am tiefſten ſchmerzte es Erwinen, daß ſie ſich von ihrem mit dem Grafen von Henneberg gezeugten Sohn trennen ſollte. Aber ihr Vater beſtand darauf, theils weil er es unbillig hielt, ihn ſeinem Vater zu entreißen, theils weil er ſie auf ihrer Reiſe zu ſehr aufgehalten haben würde. Voll Wehmuth und Verzweiflung umarmte ſie ihn. Ihr Herz ſprach zwar nicht für ſeinen Vater, aber was für ihn ſprach, war Dankbarkeit, und das läſtige Gefühl der nicht erwiederten Zärtlichkeit.

Der Graf von Henneberg hatte ſie zärtlich geliebt, ſo geliebt, daß er über die ſchwache Erwiederung ihres getheilten Herzens nie geklagt, und ſich Mühe gegeben hatte, es ihr zu verheimlichen, wenn es ihm ſchmerzte, daß nicht er, ſondern das Andenken an den Grafen von Urach ihre einſamen Stunden beſchäftigte. Die Leſer wiſſen, daß dieſer zärtlichen Sorgſamkeit ungeachtet, Erwine nur zu gut es fühlte, und wußte, was Henneberg bey ihrer erzwungenen Zärtlichkeit leide. Sie gebar ihm einen Sohn — und nun dünkte er ſich glücklich, denn voll Entzückung glaubte er, Erwinens Herz werde dadurch mit dem ſeinigen deſto ſtärker verbunden werden.

Die Gräfin wußte dieſes alles, und nun ſollte und mußte ſie heimlich von dem Manne entfliehen, der mit einer Delicateſſe ohne Gleichen ſie geliebt, ihre Schwächen getragen hatte, ihr mit Liebe und Zärtlichkeit immer zuvor gekommen war — **den** Mann ſollte ſie zum Dank für alle ſeine Zärtlichkeit dem Gram, der unbelohnten betrogenen Liebe, und dem Gelächter des Narren und des Neidiſchen überlaſſen. — In der That, liebe Leſer, man braucht eben kein ſo zartes Gefühl als Erwine zu haben, um dieſe Nothwendigkeit ſehr hart zu finden; indeſſen war hier kein Ausweg; ſie mußte dieſen gehen.

Ihr Vater riß ſie von der Wiege mit ſich fort, und nöthigte ſie, die Sänfte mit ihrer getreuen Beatrix zu beſteigen, in der ſie ſich noch denſelben Abend von dem Schloſſe entfernten. Zwar war es wahrſcheinlich, daß ſie, wenn ſie ihre Reiſe beſchleunigten, wegen der ſpätern Zuhauſekunft des Grafen von Henneberg ſo viel Weges voraus gewinnen würden, um nichts von ihm zu befürchten zu haben; dennoch aber hatte der alte Steinheim es für ſicherer gehalten, ſich auch auf den entgegen geſetzten Fall gefaßt zu machen. Zu dem Ende hatte er, wie wir wiſſen, den Abend vorher nach Hauſe geſchrieben, und Vorkehrungen gemacht, daß ſo viele ſeiner Vaſallen, als ſogleich aufſitzen konnten, ihm entgegen kommen ſollten.

Der ſorgſame Alte! wie ſchlecht kannte er doch den würdigen Mann, von deſſen Seite er ſeine Tochter riß! Sie hatten von ihm keine Gefahr zu befürchten, und erreichten Steinheim ohne widrige Zufälle.

Der Graf von Henneberg kam den zweyten Abend darauf, als ſeine Gemahlin das Schloß verlaſſen hatte, zu Hauſe. Es war die Gewohnheit ſeiner Gemahlin, ihn zu empfangen; es fiel ihm auf, da ſie ihm nicht entgegen kam, er fragte alſo ſogleich nach ihr, und bekam zu ſeiner Verwunderung die Antwort, daß ſie mit ihrem Vater zu ihm gereiſet ſey. Er begriff anfangs nicht, was ſie damit ſagen wollten. Als ſie ihm aber immer dieſelbe Antwort wiederholten, ſo gerieth er in die äußerſte Unruhe. Er glaubte, Erwine ſey unterweges zu Schaden gekommen, weil er ihr weder begegnet, noch ſie auf dem Landgute angekommen war. Er ſandte ſeine Leute auf alle mögliche Wege, die nach den Gütern führten, von denen er her kam, und brachte die Nacht, und einen Theil des folgenden Tages in der ängſtlichſten Erwartung zu.

Gegen Abend erhielt er endlich einen Brief vom alten Steinheim, den dieſer auf dringens des Anhalten ſeiner Tochter geſchrieben hatte, ſo bald ſie ſich in Sicherheit zu ſeyn glaubten. Er meldete ihm das Leben des Grafen von Urach, und bat ihn, den Schritt zu billigen, den er in ſeiner Abweſenheit mit ſeiner Gemahlin zu thun, nöthig erachtet hätte. Er foderte ſeine Rechtſchaffenheit, ſeine Liebe für ſeine Tochter ſelbſt auf, ſie nicht zu beunruhigen, und ſie dadurch noch unglücklicher zu machen, als ſie ſchon durch die Verbindung mit ihm, obgleich ohne ſeine Schuld geworden ſey; er bat ihn, Urachs Freund zu bleiben, ihn wenigſtens nicht zu haſſen, oder durch ſein Anſehen am kayſerlichen Hofe ſchädlich zu werden, noch auch dem mit Erwinen gezeugten Sohne ſeine Liebe zu entziehen, er gab ihm endlich einige Winke, daß er es ihrer aller Ruhe am zuträglichſten halte, wenn Henneberg auf einige Zeit Deutſchland verlaſſe.

Dieß war der Inhalt von Steinheims Brief, der den Grafen von Henneberg zwar wegen der Sorgen, daß Erwine Schaden gelitten oder verirret ſey, beruhigte, ihn aber um nichts beſſerte, denn er erfuhr nun, daß er ſie auf immer verlieren ſollte — ein Gedanke, der ihm nie auf die entfernteſte Art aufgeſtiegen war.

Der Schlag, der ihn traf, war ſo ſonderbar und einzig in ſeiner Art, er kam ſo unverſehens, und von einer ſo unerwarteten Seite, daß auch der gefaßteſte und entſchloſſenſte Mann dadurch erſchüttert worden wäre. Des Grafen Leidenſchaften waren nicht ungeſtüm, aber ſie waren deſto angreifender und dauerhafter. Aber auch hier zeigte ſich Henneberg ganz ſeinen Charakter gemäß, — bieder und ehrlich.

Die Betäubung, worein ihn dieſe unvermuthete Nachricht ſetzte, war groß; als aber der erſte Anfall vorüber war, und er anfing zur Beſinnung zu kommen, ſo faßte er den edelmüthigen Entſchluß, mit Aufopferung ſeiner ſelbſt, alles dazu beyzutragen, was das Leiden der unglücklichen Erwine erleichtern konnte, und ſeinen Kummer für ſich zu nähren, wie er es ehemals gethan hatte. An Erwinen zu ſchreiben, wagte er nicht, aber er antwortete ihrem Vater, meldete ihm, daß er ſeinem Rath folgen, und Deutſchland verlaſſen wolle, er verſicherte ihn, daß er ſeinen mit Erwinen gezeugten Sohn als ein theures Pfand einer ehemaligen Glückſeligkeit betrachten würde, und bat ihn, Erwinen zu ſagen, daß er das Leiden, das ihre beyderſeitige Verbindung Erwinen verurſache, mit doppelter Laſt fühle, und auch, ſo viel an ihm ſey, es ihr zu lindern ſich beſtreben werde, daß jeder ſeiner künftigen

Lebenstage den Kummer, in den er ſie ohne ſein Verſchulden geſtürzt habe, hinlänglich rächen würde.

Auch an den Kayſer ſchrieb er, und meldete ihm ſeine traurige Begebenheit, bat ihn um Erlaſſung von ſeinen Aemtern, und um Erlaubniß, eine Reiſe vornehmen zu dürfen. Beydes erhielt er, ſo ungern ihn auch der Kayſer verlor, weil er ihm faſt unentbehrlich geworden war.

Da die Zeit von Urachs Verweiſung beynahe zu Ende ging, ſo dachte er ſeine Reiſe ſo einzurichten, daß er im heiligen Lande ankäme, wenn jener dort abgegangen wäre, und ſo verurtheilte er ſich ſelbſt zu einer eben ſo ſchmerzlichen Landesverweiſung, zu der vorhin Urach verurtheilt worden war. Man müßte in der That ein ſehr abgeſtümpftes Gefühl haben, und ſelbſt keiner großen und edlen Empfindung fähig ſeyn, wenn man dieſe Selbſtüberwindung und großmüthige Aufopferung auf Seiten Hennebergs nicht edel und bieder finden wollte oder könnte.

Es fehlten nur noch wenige Wochen an der Zeit, die er zu ſeiner Abreiſe beſtimmt hatte, als er einen Brief von dem Grafen von Urach erhielt, der ihn in ſo harten und ſchmähenden

Ausdrücken aufforderte, ihm Genugthuung für die ihm zugefügte Beleidigung zu geben, daß er es ſeiner Ehre ſchuldig zu ſeyn glaubte, ſeinen Vorſatz aufzugeben, und ſeinen Aufforderer zu erwarten. — Hier iſt der Brief.

Graf Werner von Henneberg!

Du warſt ſonſt der Freund meines Herzens, der Geſpiele meiner Jugend, der Gefährte meiner kriegeriſchen Uebungen — Du biſt es nicht mehr. Wollte Gott, du wärſt es nie geweſen! Zum Buben biſt du herabgeſunken, biſt an mir zum heimtückiſchen Verräther geworden, haſt Freundſchaft mir gelogen, da du ſchon drauf ausgingſt, an mir ein Bubenſtück zu üben, mein Weib haſt du verführt, und meinen Tod gelogen. Nicht wie ein Ritter, nicht wie ein edler ſchöffenbarer Mann, wie ein Schurke und Bube haſt du an mir gehandelt. Darob verdamme ich dich, wie Gott dich verdammt, wie jeder brave deutſche Rittersmann dir Hohn ſpricht, ſprech' ich dir Hohn, und klage dich an auf Tod und Leben. Der Weibiſche flieht, aber entfliehen ſollſt Du meiner tobenden Rache nicht. Auch aus der Hölle tiefſtem Schlund will ich dich wieder holen; und wenn du von mir geſtraft in deinem ehebrecheriſchen Blute dich wälzeſt, will ich dir noch in die Seele rufen: ſey verflucht — ſey ewig verflucht! Erwarte mich alſo in Deutſchland. Vor dem Richterſtuhle unſers Kayſers und deutſcher Nation, im Angeſichte aller Ritter und Kampfhelden ſollſt du erfahren, was dem geſchieht, der an Urach zum Lügner, Buben und Verräther wird. Dort will ich in deinem Blute mich baden, deine Knochen und deinen Schädel in Splitter ſpalten, und dein falſches Herz dir durchbohren. Bis dahin fühle der Hölle ſchneidendſte Quaal. Ein Teufel martere dich, bis ich dich, der du an mir zum Teufel geworden biſt, zu Tode martern kann. — Dieß ſchrieb dir

Berthold Graf von Urach.

XXIV.

Meine Leſer oder auch ich müßten die ſonderbarſten Geſchöpfe unter der Sonne ſeyn, wenn das, was wir nach Leſung dieſes Briefes von Urachs Gemüthszuſtand vermuthen, nicht bis auf ein Haar zuſammen träfe. Denn aufrichtig zu ſagen; der Brief war ſo offenherzig, daß, wenn alles, was je mit einem Schreibwerkzeug, ſey es Griffel oder Feder, auf Schreibmaterialien, wie ſie Namen haben mögen, geſchrieben, geſtochen, gehauen, oder gekritzelt worden iſt, eben ſo deutlich, und von allen Hieroglyphen entblößt, geweſen wäre, wie Urachs Brief an Henneberg es war, wir wahrſcheinlich bis auf dieſe Stunde, welches richtig gerechnet, die 4te des — — Maitages des 1789ſten Jahres chriſtlicher Zeitrechnung iſt — eben ſo wenig, als die glücklichen Bewohner irgend einer Südſee-Inſel wüßten, was — eine Hermeneutik ſey, weil wir ganz unbezweifelt eben ſo wenig jemals eine nöthig gehabt hätten, als jene bisher ſie nöthig hatten. Freylich hätten wir manches gelehrten Grüblers nächtliche Lukubrationen über den verborgenen oder auch klaren Sinn dieſer oder jener Schrift entbehren müſſen; aber ich denke, daß, wenn meine Leſer in dem Fall die Gabe der Reſignation ſo reichlich beſäßen, als ich ſie, dem Himmel ſey's gedankt, beſitze, wir uns ſämmtlich desfalls chriſtlich getröſtet, und gefaßt haben würden.

Da ich nun an meinem Theil, wofür Gott gelobt ſey! nach meiner eigenen Ueberzeugung, alles in der Welt eher, als ein Genie ſeyn kann, das heißt: da ich keines jener ſonderbaren Geſchöpfe unter der Sonne bin, die weder Großes noch Kleines mit andern Menſchen-Kindern gemein haben, oder gemein haben wollen, da ich vielmehr alles, was ich thue oder laſſe, gerade auf die nemliche Art thue und laſſe, wie andere Menſchen der gemeinen Sage nach es thun und laſſen ſollen, da ich eſſe, trinke, leſe, ſchreibe, jähne, zu Stuhle gehe, liege, ſitze, reite, fahre, ſchlafe, mich kratze, wo es mich jucket, und die Werke der goldenen Venus eben ſo beginne und vollende — kurz, da ich alles nach hergebrachter Sitte und Gewohnheit, wie meine Väter und Großväter verrichte, oder auch nicht verrichte, ſo habe ich — wofern anders meine Leſer mir nicht einen Querſtrich machen, welches der Himmel in Gnaden verhüten wolle! — große Hoffnung, daß ich keinem einzigen unter ihnen eine unerhörte oder unvermuthete Sache ſage, wenn ich ihnen zu wiſſen thue: — der unglückliche Urach war in der ganzen Zeit, ſeit dem er jene ihn empörende Nachrichten, ſeine Gemahlin und Henneberg betreffend, erhielt, bis auf ſeine Abreiſe aus dem heiligen Lande, das beklagenswürdigſte Geſchöpf von der Welt, denn ſeine wüthende Eiferſucht

ſucht und Rachbegierde peitſchten ihn wie Furien umher.

Nichts mehr, als das? — hörе ich einige fragen.

Nichts mehr. Zu dienen — iſt die Antwort.

Nun das nenne ich doch durch weit ausholende Tiraden die Leſer, mit Erlaubniß zu ſagen, an der Naſe ziehen. Wozu denn das ganze Gewäſch, das bey der Sonne am Himmel anfing, und mit den Werken der goldenen Venus auf Erden ſich endigten? Vermuthlich um eine alltägliche Sache durch ein ſehr glänzendes Gewand etwas zu heben, und nebenher die Bogenzahl zu verlähgern?

Rem acu tetigisti — ſagte mein Rektor, welches ich, als ich noch zu ſeinen Füßen lernbegierig ſaß, wie ich mich noch wohl erinnere, ob es gleich ſchon ziemlich lange her iſt, alſo verdolmetſchen mußte: du haſts getroffen. — Und ſo würde ich auch jetzo ſagen, wenn jene Cenſur die Sache mit der Nadel berührte, oder, um es weniger lateiniſch deutſch zu ſagen — wenn jener Tadel mich träfe, aber — —

Aber, mein Herr, Sie ſind in Gefahr eine neue Tirade, oder welches einerley iſt, eine neue Sottiſe zu ſagen, wenn Sie nicht bald einlenken —

Nun denn, ſo klage ich mein Leid den Göttern, und — fahre fort, wie folget:

Umſonſt bemühete ſich des jungen Steinheims Freundſchaft und Klugheit, Urachs Leidenſchaften zu mäßigen, oder, was gerade eben ſo viel war, ihn zu überzeugen, daß Erwine bey weitem nicht ſo ſchuldig und ſtrafbar ſey, als er glaube. Man hätte eher einen Mohren weiß waſchen oder Newton überzeugen können, daß es Thorheit ſey zu glauben, es gebe ein Geſetz der Schwere — eher hätte Urach geglaubt, daß er, ſtatt in Aſien zu ſeyn, in Island wäre (das er, im Vorbeygehen geſagt, nicht kannte) und daß Anaxagoras (den er eben ſo wenig, wie Island kannte) ganz richtig den Schnee für ſchwarz erklärt habe, ehe man ihn auf andere Gedanken in Anſehung Erwinens hätte bringen können. Sein Zuſtand war der eines im hitzigen Fieber liegenden Kranken. Gern wäre er auf den Fittigen eines Sturmwindes nach Deutſchland geflogen, wenn es damals, wie jetzt, Mode geweſen wäre, Reiſen durch die Luft zu machen. Aber auch ohne dieſe herrliche Erfindung eines Franzöſiſchen Kraftgenies würde er doch nicht gezaudert haben, auf dem gewöhnlichen Wege mit möglichſter Geſchwindigkeit dahin zu eilen, wohin ſeine Nachgierde Tag und Nacht ihn trieb, wenn nicht der Gedanke ihn in den Morgenländern zurückgehalten hätte, daß vielleicht der Streich ſeiner Rache mißlingen möchte, wenn er früher in Deutſchland erſchiene, als er eigentlich ſicher erſcheinen durfte. Die Vorſchrift ſeines Exils hielt ihn zurück, denn die Zeit deſſelben war noch nicht ganz verfloſſen. Aber ſie konnte nicht verhindern, daß die Rachgier, die in ſeiner Seele tobte, ihn menſchenhaſſend und einſam machte. Er ſah niemand; ſelbſt Steinheim nur ſelten. Er ſchrieb weder an Erwinen noch an ſeine Aeltern, denn auch auf dieſe erſtreckte ſich ſein Zorn, weil ſie Erwinens zweyte Heyrath bewilliget hatten.

Ein Verbrechen, das er durchaus niemanden verzeihen konnte, oder wollte. Er wegerte ſich ſogar die Briefe anzunehmen, durch die ſeine unglückliche Gemahlin ſeine Vergebung zu erflehen ſuchte.

„O! des Ungeheuers!„

Gemach, meine ſchönen Damen! denn erſtlich war der Mann heftig aufgebracht, und ich denke, nicht ganz ohne Grund, und folglich ganz außer ſich; wie hätte er alle die ſchönen triſtigen Gründe kalt überlegen können, die man ihm vorhielt; zweytens aber auch hatte er andere Begriffe von Ehre und Schande, als die heutige große Welt ſie hat; und endlich drittens hatte ihn Mutter Natur nicht mit der ſanfteſten Komplexion ausgeſteuert; er war von jeher etwas barſch und rauh, aber drum doch ein biederer Mann, nur nicht gewohnt Hahnreye zu machen, oder ſich ſelbſt dazu machen zu laſſen.

„Nun ſo lebte er etliche Jahrhunderte zu „früh.„

Ganz richtig, das iſt der Punkt. Aber war das ſeine Schuld?

Endlich kam die Zeit ſeiner Erlöſung an. Das letzte Jahr ſeiner Verbannung ging zu Ende, und er rüſtete ſich mit Macht zu ſeiner Rückkehr nach Europa. Daß er jenen unglücklichen Brief vorher an den Grafen von Henneberg geſandt hatte, wiſſen wir ſchon.

Der junge Steinheim, ſo läſſig er übrigens ſeit einiger Zeit dem Grafen von Urach auch wurde, begleitete ihn ungebeten nach Europa. Denn noch gab er die Hoffnung nicht auf, daß Urach endlich doch ſeinen Bitten und Vorſtellungen Gehör geben werde. — Es war eine eitele Hoffnung.

Sie kamen in Italien an, und ſogleich ließ Steinheim ihre Ankunft ſeinen Verwandten eilig wiſſen, um wo möglich dem Schrecklichſten, was er fürchtete, zuvorzukommen.

Es war unmöglich geweſen, der unglücklichen Erwine ganz zu verheimlichen, mit welchen Geſinnungen der Graf von Urach nach Deutſchland kommen werde. Ein Herz wie das ihrige war nicht fähig, ſo etwas zu tragen. Ihr heftiger tiefer Kummer hatte zu ſehr auf ihre Geſundheit gewirket, und eine langſame Auszehrung zur Folge. Dieſe nagte an der Blume ihres Lebens, ihre jugendlichen Kräfte ſchwanden, ihre Schönheit welkte ſichtbarlich dahin, von den Roſen ihrer Wangen waren nur traurige Reſte noch übrig. Sie, die vorhin wie eine Roſe im Thal blühete, wenn die Morgenſonne den Thau von ihren kaum entfalteten Blättern küßt, war nun ſchon halb entblättert, und man ſahe, daß ſie vielleicht nur ſo lange Zeit hatte zu leben, um zu ſehen, wie ihre beyden Gemahle ſich einander erwürgten.

Dachte ſie an ſolche Auftritte, dann bebte ihre Seele vor dergleichen Ahndungen wie vor

Ge=

Geſpenſtern zurück, Todesſchauer durchlief ihre Glieder, ſie ſchrie laut auf, wollte aufſpringen — und vermochts nicht.

XXV.

Die unglückliche Familie beſchloß, dem Grafen von Urach entgegen zu gehen, und hoffte, daß der Anblick ſeiner armen ſterbenden Erwine mehr als alle Gründe ſein Herz erweichen, und ihn mit ihr ausſöhnen würde.

Urach aber machte ihnen bald ſchon einen Queerſtrich.

Er hörte, daß der Graf von Henneberg zu Worms bey dem Kayſer ſey. Sogleich änderte er ſeinen Reiſeplan, und ging nicht nach Schwaben, ſondern nach Franken.

Glücklicherweiſe hatte der junge Steinheim in allen Orten, die ſie durchreiſeten, eine Anweiſung hinterlaſſen, wohin ſie ihren Weg genommen hatten. Ohne dieſe Anweiſung wäre Urach glücklich dem Auftritt entgangen, den er mit ſeinen Verwandten, noch vorher, ehe er den Kayſer und Henneberg ſahe, haben ſollte. Sie holten ihn in einem kleinen bayeriſchen Dorfe ein, wo er durch eine Liſt des Herrn von Steinheim genöthiget wurde, zu übernachten.

Um Erwinen nicht der Gefahr auszuſetzen, unter den Ausbrüchen ſeiner erſten Hitze und Wuth zu erliegen, hatte man verabredet, daß ſein Vater und Mutter ſich ihm zuerſt zeigen ſollten. Das geſchahe.

Wenn meine Leſer nun erwarten, daß ich ihnen dieſen Auftritt eben ſo mit Worten hinmahlen ſoll, wie er ſich zutrug, ſo bedauere ich, daß ſie ſich in dieſer Erwartung von mir getäuſcht ſehen werden. Ein Umſtand, der ihnen vielleicht, ſeit ſie dieſes Buch leſen, ſchon mehr als einmal vorgekommen iſt. Aber die Wahrheit zu ſagen, ich würde mich verſündigen, wenn ich eine ſolche Schilderung verſuchen wollte, denn da ich mich gern beſcheide, daß ich, wenn es auf das Mahlen ankommt, eben nicht ſehr glücklich im Treffen bin, ſo würde es doch nur Klexerey ſeyn, was ich ihnen vor Augen legen könnte.

> Hm! ſagt ein Rezenſent — als ob nicht das ganze Buch eine Klexerey wäre, die ohne des heiligen römiſchen Reichs Schaden hätte ungeſchrieben bleiben können!

Hm! antworte ich, als ob nicht auch der Schade, den ich, wenn es ungeſchrieben geblieben wäre, gelitten hätte, in Anſchlag müßte gebracht werden. Und geſetzt auch, daß das heil. röm. Reich durch mein Buch einigen Schaden litte, ob ich gleich nicht einzuſehen vermag, wie und auf welche Weiſe dieß geſchehen könnte, was iſt es denn mehr? das heil. römiſche Reich kann warlich eher einen kleinen Schaden tragen, als ich. — Alſo kein Wort weiter davon, wenn ich bitten darf, und wir Freunde bleiben ſollen.

Die Wahrheit alſo zu ſagen, traue ich mir nicht zu, meinen Leſern den Auftritt lebhaft genug beſchreiben zu können, der nun zu beſchreiben wäre. Genug Urach empfing ſeine Aeltern mit allen Beweiſen der kindlichen Liebe und Ehrerbietigkeit, aber zu verbergen, wie ſehr ſein Schmerz durch ihre Gegenwart geſchärft werde, und welche neue Stacheln jedes ihrer Worte in ihm zurückließ — die Kunſt verſtand er nicht. Sich zu verſtellen, dazu war er zu bieder und viel zu offenen Charakters. Sie redeten endlich auch mit ihm von Erwinen, und ſuchten ſie bey ihm in ein vortheilhafteres Licht zu ſtellen; aber das war zu viel für ihn, ſeine Wuth und Erbitterung brach los. Sie brauchten alle mögliche Vorſtellungen, ſie brauchten endlich ſogar ihr Anſehen, und foderten ſeine Kindespflicht auf; aber ſein Abſcheu und ſeine Heftigkeit wuchs in eben dem Grade, in dem ſie ihm zuſetzten.

— — Aber du ſcheinſt mir, ſagte ſein Vater, zu voreilig zu urtheilen, und zu handeln. Es war immer deine Art; aber ich dachte, nach Verlauf einer ſolchen Zeit, und nach den Erfahrungen, die du gemacht haben mußt, würdeſt du endlich einmal anfangen, erſt zu unterſuchen und zu überlegen, und dann zu handeln.

Ganz recht, wenn irgendwo etwas zu unterſuchen und zu überlegen iſt. Aber hier, Vater, in dem Fall mit Erwinen — ha! daß ich ihren Namen doch nennen muß! — hier iſt, ſo wahr ich lebe, nichts zu unterſuchen, nichts zu überlegen; es wäre denn, daß ich erſt unterſuchen ſollte, ob wirklich Henneberg ihr Buhle war, erſt überlegen ſollte, ob ich einen Schurken in meinem ehelichen Bette dulten ſollte?

Allerdings, Berthold, das iſt es, was zu unterſuchen iſt. Henneberg war nie Erwinens Buhle, ſeine Frau war ſie; auch beſtieg Henneberg nie als Schurke dein Ehebette. Selbſt der heilige Vater konnte ſeinen

nen Schritt nicht anders als billigen, in der Vorausſetzung, daß du todt wäreſt.

Ja — daß ich todt wäre; aber ich lebe, und dieß Leben ſoll Hennebergs Tod werden, oder ich will ewig verdammt ſeyn. Warum unterſuchten Henneberg und Erwine doch nicht, ob ich todt wäre, und überlegten dann, ob es ſchicklich ſey, zur zweyten Ehe zu ſchreiten?

Sie haben unterſucht und überlegt, aber alles ſtimmte mit der Nachricht überein, daß du todt wäreſt.

Nun ſo haben alle dieſe Nachrichten gelogen, und eine auch noch ſo ſehr zuſammen geſetzte und allgemein geglaubte Lüge ſoll mich nicht hindern, zu leben, und dieſes Leben der Vipernbrut empfinden zu laſſen.

Aber Berthold, in dieſer fürchterlichen Heftigkeit, in dieſer wüthenden Rachgier, wo du deiner dir nicht bewußt biſt, glaubſt du da wohl vernünftig denken und handeln zu können?

Ich glaube als ein braver Rittersmann zu handeln, und wo Ritterpflichten eintreten, da wird, denk' ich, auch die Vernunft ſich fügen.

Nun dann, wenn du keine Gründe hören willſt, ſo bitte ich dich — hörſt du,

> Berthold, ich befehle nicht, ob ichs gleich könnte — ich bitte dich um Gottes und der Heiligen willen, mit Thränen bitte ich dich, ſchiebe deine Rache auf.

Ha! Thränen für den Ehrenſchänder, Thränen für den Meineidigen, der Freundſchaft mir log, und mir den Dolch ins Herz ſtieß — das gehet zu weit! Dieſe Thränen hatte ich nicht von dem Ritter erwartet, der einen Berthold zeugen konnte. Bey Gott! Vater, ſie fallen mir wie ſiedend Oel aufs Herz, aber ich will, ich muß vergeſſen, daß ich einen Vater habe, oder ſoll ich vergeſſen, was Ritterpflicht iſt? —

> Das ſollſt du nicht; nur bedächtlicher handeln ſollſt du. Und wir wollen das Schlimmſte annehmen, Erwine ſoll ſchuldig und ſtrafbar ſeyn, wie, wenn ſie zurückkäme mit Thränen der Reue, mit dem ſonſt gewohnten Blick der Liebe, würdeſt du auch dann dieſe Härte behalten?

So wahr ich ewig ſelig zu werden hoffe, das würde ich. Thränen der Reue ſoll ſie weinen? — ja! — wenn ich keine Krokodils-Thränen kennte — ein Blick der Liebe ſoll mich rühren? — hat ſie nicht mit eben dieſem Blick mir ehemals Liebe gelogen?

Nicht gelogen, Berthold, ſondern wirklich dich geliebt, wie ſie dich noch liebt. Hat ſie nicht mit eben dieſem Blick dem ſchändlichen Buhler Liebe geheuchelt? Nein, Bertholds Herz kennt keine Rührung mehr, ſoll und darf ſie nicht kennen. Erſt muß ich Henneberg und ſeine Buhlerin in Verzweiflung ſehen, dann will ich ihnen fluchen, daß die Sünder Ehre, Treue und Glauben vergaßen. Und damit ich mit wenigem viel ſage: — kämpfen kann ich auf Leben und Tod, kämpfen, daß den alten Grieswärteln, an Blut und Tod gewöhnt, die Glieder beben, und ſie das Geſicht vor Grauſen wegwenden, aber verzeihen kann ich nicht, und thue ich es eher, als Henneberg vor mir liegt, und in ſeinem ehebrecheriſchen Blute ſich wälzet, eher, als ein Gottes-Urtheil mir Recht geſprochen hat, — ſo will ich nie des alten biedern Urachs Sohn geweſen ſeyn, ſo will ich ewig mir ſelbſt fluchen — mein Leben ſey ohne Friede, und in der letzten Stunde ſoll mir kein Prieſterwort Troſt und Linderung ſeyn, kein Sakrament mich tröſten, und mein Tod ewige Verdammniß ſeyn. Keine Gewalt weder hier noch im Himmel kann und ſoll mich jemals dieſes Schwurs entbinden.

Das war, wie jeder Leſer leicht begreifen wird, ſo beſtimmt und deutlich geſprochen, daß der alte Urach alle Hoffnung aufgab, ſeinen Sohn zu gelindern Geſinnungen zu bringen. Nur in dieſem Fall war er Willens geweſen, Erwinen auftreten zu laſſen, ſo aber wagte er es nicht, ſie ihm vorzuführen.

XXVI.

Mit dieſer Schreckenspoſt, daß Urach durchaus nicht eher von Unterhandlung und Verſöhnung etwas hören wolle, bis ſeine Rache ſich in Hennebergs Blute abgekühlt habe, kamen Erwinens Schwiegerältern zu ihr zurück. Die Angſt, die den Miſſethäter in der Zwiſchenzeit foltert, ehe er weiß, was ſeine Richter über ihn beſchließen werden, ob Leben oder Tod, hatte Erwine unterdeſſen gefühlt, als dieſe Unterredung mit Berthold vorgefallen war. Sie hörte nun ihr Urtheil, das hart genug war, um auch ein minder fühlendes Herz, als Erwine beſaß, zu betäuben. Man ſtelle ſich alſo den Eindruck vor, den dieſe Härte ihres Gemahls auf ein Herz machen mußte, das ſchon weit geringern Zufällen untergelegen hatte.

Da ſie aber feſt beſchloſſen hatte, alles, auch das Aeußerſte zu wagen, um ſeine Verzeihung zu erhalten, ſo beredete ſie ihren Vater, als die alte Gräfin von Urach ſie wieder verlaſſen hatte, ſie zu dem Hauſe, wo Berthold war, zu begleiten. Denn, ſagte ſie, etwas Härteres und Schmählicheres kann ich nicht erfahren, als was ich ſchon weiß; zu verlieren habe ich nun nichts mehr, vielleicht aber noch zu gewinnen. Wenn man unglücklich iſt, man braucht es eben nicht in dem Grade zu ſeyn, als ich es bin, ſo ergreift man jeden Strohhalm, um ihn als Stütze zu gebrauchen. Ich will alſo Muth faſſen, und ihn ſelbſt ſprechen; ich kenne ihn, er iſt ein wüthender Löwe — nun dieſe Wuth will ich gern erſt über mich ergehen laſſen, denn, ach! mein Herz ſagt mir, ich habe nicht recht gehandelt an ihm. Aber er hat doch auch ein Herz, ein Herz, das ſonſt ſo oft dem meinigen entgegen ſchlug, er iſt nicht Unmenſch, vielleicht, daß ich irgend eine noch lenkſame Seite treffe, die ihn ſeine Erwine wieder kennen lehrt. — Ja! ſeine Erwine, das bin ich, das war ich immer, obgleich zuletzt das Weib eines Andern. Ja, ich will ihn ſprechen, und ſo ſey mir Gott gnädig und ſeine Heiligen! — Wir wollen hin.

Der alte Steinheim hatte ſie ohne Unterbrechung ſprechen laſſen. Sein ängſtlicher Blick, der Blick des leidenden Vaters ruhete unterdeſſen auf ihr; ſein Herz ſchlug heftig,

und

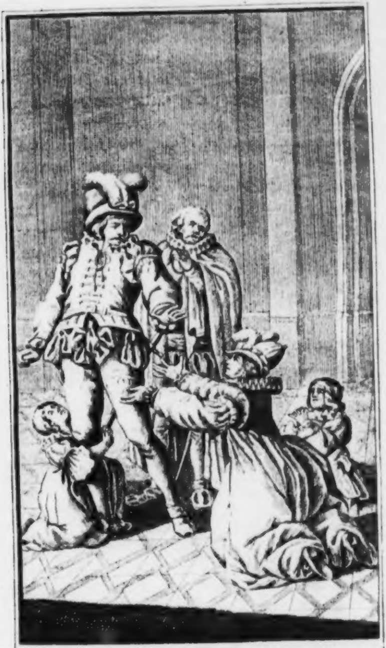
und er war bey ſich ſelbſt noch zweifelhaft, ob er Erwinens Bitte erfüllen ſolle oder nicht. Dennoch aber glaubte er endlich, es ſey Pflicht, lieber das Aeußerſte zu wagen, als irgend etwas unverſucht zu laſſen, das ihm in der Folge wegen Unterlaſſung zum Vorwurf hätte werden können. Er glaubte ſelbſt, daß kein Menſchenherz ſo hart ſeyn könne, der himmliſchen Redlichkeit, die in Erwinens Blicken herrſchte, zu widerſtehen, oder die leidende Unſchuld in ihr zu verkennen, und ſie unerhört flehen zu hören. Er willigte alſo in ihr Verlangen.

Still und ohne Geräuſch traten ſie, von niemanden bemerkt, in das Haus. Und um alle Gefühle Bertholds wo möglich rege zu machen, die ſonſt ſeine wonnigſten Gefühle waren, hatten ſie ſeine beyden Kinder bey ſich.

Ehe er es ſich verſah, lag Erwine mit den Kindern ihrem Berthold zu Füßen.

O, mein Gemahl, rief ſie, und ein Strom von Thränen entſtürzte ihren ſchon roth geweinten Augen — o mein Berthold, mein theurer Urach, vergieb, o vergieb deinem armen verleiteten Weibe — vergieb ihr auf der Schwelle des Grabes, das ſchon vor ihr ſich öffnet, damit ſie,

wenn



Ulrich! verzeih deinem armen verleiteten Weibe!

wenn auch nicht wieder als dein Weib, doch mit einem Herzen zu Gott gehen könne, das durch deine Verzeihung Ruhe noch im Tode erhielt. Berthold — mein Berthold, vergieb oder durchbohre dieſes ſchon gebrochene Herz, und erlös es von der Höllenquaal, die es leidet.

Die Kräfte entgingen ihr, ſie ſank halb ohnmächtig hin. —

Und was that Berthold? —

Er ſprang wild auf. Dieſen überraſchenden Auftritt hatte er, da Erwine mit ſeinen Aeltern vorher nicht erſchienen war, nicht erwartet; er glaubte ſie gar nicht ſich ſo nahe, und nun lag ſie da zu ſeinen Füßen, als ob ſie vom Himmel gefallen wäre. Die Erſchütterung, die es auf ihn machte, war ſo ſtark, daß er ſelbſt unwillkührlich wild aufſprang, ohne zu wiſſen, warum und weswegen. Er war ſich ſeiner in dieſem Augenblick ſo wenig bewußt, daß ein Blitzſtrahl hätte neben ihm niederfahren, und das Haus zerſchmettern können — er hätte es ſicher nicht gehört.

Das blaſſe Todtengeſicht, das er nur in ſeiner Roſenblüthe vorhin kannte, die ausgemergelte Geſtalt ſeiner ſo heftig geliebten Gemahlin, die hohle winſelnde Stimme, deren Lautenton ihn ſo oft entzückte, der Anblick ſeiner beyden Kinder, die mit gefalteten Händen vor ihm lagen, und — Vater, guter Vater! verzeihe unſerer lieben Mutter — zu ihm herauf jammerten, und dann der dabey ſtehende, von Jahren und Kummer gebeugte, zitternde alte Steinheim, der mit Thränen im Auge bald ſeine Enkel und ſeine Tochter, und dann wieder ſeinen Schwiegerſohn anſahe, und zu erſpähen ſchien, was für ein Ende dieſer ganze tragiſche Auftritt nehmen würde — das alles wirkte ſo heftig und ſo plötzlich auf unſern Berthold, daß Mitleiden und Liebe in dem Augenblick die erſte, aber freylich ganz unwillkührliche Bewegung ſeiner Seele waren.

Er konnte es ſich ſelbſt nicht verbergen, daß Erwine ſchrecklich gelitten, und um ſeinetwillen gelitten habe. Leider aber hatte ſeine eiferſüchtige Wuth viel zu tiefe Wurzel in ſeiner Seele gefaßt, als daß ſie ſich durch einen Augenblick hätte beſiegen laſſen können.

Wüthiger Haß und Eiferſucht hatten mit ſeinem Mitleiden und mit ſeiner Liebe einen harten Kampf. In dieſem Kampf, der alle ſeine Geſichtszüge verzerrte, ſtarrte er ſie ſprachlos mit dem Blicke eines Verwirrten an, ſein Herz zog ihn zu ihr hin, aber ſeine Wuth zog es wieder ab, und das Ende war — daß er ſich von ihr los zu machen ſuchte.

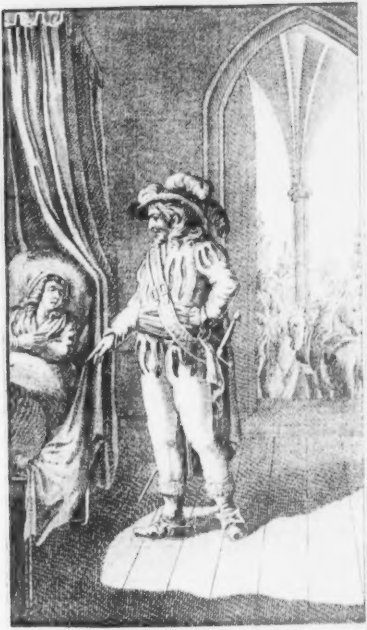
Das arme Weib! wo hätte ſie die Kräfte hernehmen ſollen, ſo etwas auszuhalten? ſie waren längſt erſchöpft. Ihre aufs höchſte geſpannten Nerven ließen plötzlich nach, und ſie fiel todt vor ihm nieder.

Erwinen todt zu ſeinen Füßen und durch ſeine Schuld zu ſehen, war doch auch für Berthold ein Anblick, den er nicht auszuhalten vermochte. Er faßte ſie in ſeine Arme, und trug ſie auf ein naheſtehendes Bette, verließ ſogleich in der heftigſten Bewegung das Zimmer, und ſchloß ſich in ein anderes ein.

Erwine fiel unterdeſſen aus einer Ohnmacht in die andere, und es dauerte lange, ehe ſie wieder zu ſich ſelbſt kam — man fürchtete ſogar, daß es gar nicht geſchehen würde. Erſt nach drey Stunden hielt ſich Berthold ſtark genug, Erwinen wieder zu ſehen. Was in ihm während dieſer drey Stunden vorging, zu beſchreiben, iſt ſchon um deswillen vergebliche Mühe, weil es niemand der Nachwelt aufbewahrt hat, und überdieß kann jeder Leſer ſich das beſſer denken, als man es ihm beſchreiben kann.

Er kam an ihr Bette, nachdem er vorher befohlen, daß ſeine Pferde ſollten geſattelt werden. Mit Grimm trat er ins Zimmer, aber Erwinens Anblick bändigte ſeine Wuth in ſo weit, daß ſie nicht ganz zum Ausbruch kam. Mit verbiſſenem und gewaltſam unterdrücktem Grimm ſagte er zu ihr:

Erwine! ich verzeihe dir. Vor einigen Stunden glaubte ich warlich nicht, daß ich es könnte. Inzwiſchen ſey es — ich verzeihe dir. Mag dir Gott auch verzeihen, daß du den rechtſchaffenſten Mann, der, wenn er auch todt geweſen wäre, das doch nicht verdient gehabt hätte, ſo bald vergeſſen konnteſt. Es iſt nichts, daß ſie ſagen, ſie hätten dich verleitet. Erwine, ich ſage dir — Bertholds Weib mußte nicht verleitet werden können. Ich verzeihe dir auch nicht deswegen, daß man die Schuld von dir ab, und auf andere wälzet, ſondern wegen deiner Reue, die das Roth von deinen Wangen, und das Feuer aus deinen Augen vertilgt hat. Aber du biſt jetzt nicht mein Weib — wollte Gott, daß du es nie



[illegible] der Gott mag dir [illegible]
[illegible] nicht mein Weib [illegible]

nie geweſen wäreſt, denn ich ſchäme mich nun deiner — Hennebergs Weib biſt du zu deiner Schande, ſo lange Henneberg noch da iſt. Weſſen du künftig ſeyn wirſt, ſoll in wenigen Tagen entſchieden ſeyn. Sie ſagen mir, du habeſt mich immer geliebt; ich kann es nicht glauben. Wenn es aber wahr iſt, was ſie ſagen, ſo laß ſehen, was du thun wirſt. Sieh! ich gehe jetzt hin, deinem Verführer und Schänder, dem Ehebrecher den Lohn ſeiner Schandthaten zu geben, oder ſelbſt zu fallen; haſt du mich geliebt und liebſt du mich noch, ſo mußt du den Ehrenſchänder, der deine Schwäche in meiner Abweſenheit misbrauchte, ſo wie ich, verabſcheuen. Wirſt du mir alſo wohl auch deine Rache gegen deinen Verführer auftragen? Thuſt du es, ſo will ich glauben, was ſie ſagen, und das wird meinen Arm ſtärken, wenn er noch mehrerer Stärke bedarf; thuſt du es nicht, ſo weiß ich, was ich zu denken habe.

Erwine war in der mißlichſten Lage von der Welt. Sie liebte den Grafen von Henneberg nicht mit der Liebe, womit ſie ihren Bertold von Urach geliebt hatte; aber ſie ehrte, ſie ſchätzte ihn, ſelbſt die Dankbarkeit foderte dieß als Pflicht von ihr. Sie war überzeugt, daß Bertholb ihm zu viel thue, ſollte ſie den Mann verfluchen, und Bertholds Rachſucht gegen ihn noch mehr verſtärken, der, wie ſie glaubte, ohne Schuld war, und wie ſie wußte, um ihretwillen ſchon unendlich viel litt? — Und doch hatte Berthold dieß, Gott weiß, mit welchem Rechte, zum charakteriſtiſchen Kennzeichen ihrer Liebe gemacht, und an dieſe Bedingung ſeine Verzeihung geknüpft, ohne welche ſie weder leben, noch ſterben zu können glaubte. In dieſer Betäubung, in dieſem heftigen Kampf zwiſchen zwey entgegen geſetzten Empfindungen, hob ſie kraftlos ihre Hände gegen Berthold auf:

Um Gottes willen, ſagte ſie, lieber Berthold, welch ein Entſchluß! welche Härte! bleiben Sie hier. Oder wollen Sie vorſätzlich und mit Ueberlegung das ſchrecklichſte Verbrechen begehen, und an Ihrem unglücklichen Freund zum Mörder werden? —

Die Stimme und Kraft zu reden verließ ſie.

Aufrichtig zu ſagen, lieber Leſer, können wir nicht leugnen, daß Erwine hier, auf das

ge

gelindeſte zu urtheilen, nicht ganz klug und vorſichtig genug handelte. Bertholds Rache war nun einmal nicht zu bändigen, durfte ſie es wohl übernehmen, gerade in dieſem entſcheidenden Augenblicke für Henneberg bey ihm ſprechen zu wollen? Und wie durfte ſie, nach alledem, was ſchon vorgefallen war, und nach allen Erklärungen Bertholds, eine gute Aufnahme ihrer Fürſprache hoffen? Henneberg wurde nicht glücklicher dadurch, ſie aber auf alle Fälle unglücklicher. Die Folge lehrte ſie das.

Berthold antwortete ihr gar nicht; aber er warf einen Blick, der zum Theil Wuth, zum Theil Verachtung war, auf Erwinen zurück, der ihr mehr ſagte, als die längſte Antwort, und ſchneidender war, als die härteſte, die er ihr hätte geben können.

Schon vor Erwinens Ankunft hatte er ſeine Aeltern zu feſt verſichert, daß ihn nichts in der Welt von ſeinem Vorſatz abhalten würde, Rache an dem Grafen von Henneberg zu nehmen. Das wußte Erwine, und ſie hätte auch wiſſen können, daß Berthold der Mann nicht war, der in ſeinen Vorſätzen ſo leicht könne wankelmüthig gemacht werden.

XXVII.

Ich muß hier die Leſer, wenn anders Bertholds Steifſinn etwas gerechtfertiget werden ſoll, auf den erſten Band dieſer Geſchichte, und zwar auf die Einleitung verweiſen, die einige Gedanken über das Ritterweſen des Mittelalters in Deutſchland enthält. Dort werden ſie von S. 69 : 84. manches ſchon angeführt finden, was zu Erklärung dieſes Zweykampfs zwiſchen Berthold und Werner dienen kann. Nach den damaligen Grundſätzen war es weder eine laſterhafte noch geſetzwidrige Handlung. Es war eine gerichtliche Handlung, eine Art Rechtsentſcheidung, wo die Waffen die Stelle der Richter und Advokaten vertraten. Der damalige Adel entſchied in den meiſten Fällen zweifelhafte Dinge auf dieſe blutige Art. Am gewöhnlichſten aber waren doch dergleichen gerichtliche Kämpfe, um Beſchuldigungen entweder dadurch zu beweiſen, oder von ſich abzulehnen, ſo wie auch bey Beleidigungen, von denen man glaubte, daß ſie durch keine andere Genugthuung als durch den Tod abgebüßet werden könnten. Selbſt die Geiſtlichen glaubten und lehrten, daß Gott in einem ſolchen Zweykampfe dem Unſchuldigen beyſtehe, und ſiegen helfe, geſetzt auch, daß er ſchwächer ſey, als ſein Gegner.

Wenn alſo der alte Graf von Urach den Zweykampf ſeines Sohnes mit dem Grafen von Henneberg, ſo wie auch Erwine zu verhindern ſuchten, ſo geſchahe es nicht deswegen, weil ſie den Zweykampf überhaupt verabſcheueten, in ſo fern er perſönliche Rache war, ſondern weil ſie glaubten, Bertholds Sache ſey ungerecht, und er könne unmöglich ſiegen.

Als daher der alte Graf von Urach ſahe, daß ſeine Vermahnungen und Vorſtellungen an Berthold, ſo wie die Thränen ſeiner Mutter und ſeiner Erwine fruchtlos waren, ſo gab er nach, und ließ ſich nur von ihm verſprechen, daß er nicht übereilt zu Werke gehen wolle, und ſagte ihm, daß er ſelbſt ihm nach Worms nachfolgen werde.

Berthold war damit wohl zufrieden, und erinnerte ihn jetzt an ſein Verſprechen, umarmte ſeine Mutter, und ſtieg, ohne ſich wieder nach Erwinen umzuſehen, mit ſeinem und des jungen Steinheims Gefolge zu Pferde, um ſeinen Weg fortzuſetzen.

Die unglückliche Erwine erhob nun, da ſie ſeinen Ernſt und Starrſinn ſahe, ein jämmerliches Geſchrey, und flehete um die Barmherzigkeit, ihr lieber noch vorher das Schwerdt durch die Bruſt zu ſtoßen, ehe er abreiſe, um entweder gemordet zu werden, oder ſelbſt zu morden. Aber alles war umſonſt. Er war und blieb taub bey ihrem Flehen, und — reiſete ab.

Von dieſem Augenblick an fiel die troſtloſe von zweyen Gemahlen verlaſſene Erwine in eine tiefe Melancholie, die ihren Verſtand angriff. Der Tod that einen weiten Schritt auf ſie. Sie ſelbſt fühlte es in ruhigen und lichten Augenblicken wohl, daß ihre traurige Laufbahn ſich allmählig ihrem Ende nähere, und bezeigte viel Zufriedenheit, wenn ſie fühlte, daß ihr Herz gebrochen ſey, und ihr Jammer ſich bald endigen werde.

Sie ſind fort, ſeufzete ſie — fort ohne mich! — o! warum tödteten ſie mich vorher nicht durch einen Streich? warum muß ich nun mit langſamer Todesquaal kämpfen? Jeder Augenblick kann mir die Schreckenspoſt bringen: mein Berthold fiel unter dem Schwerdtſtreich meines Hennebergs — meines Hennebergs? wie? was ſage ich? meines? o! er iſt es nicht, Berthold iſt es — er war es nie. Doch nein! warum ſoll ich mich einer Empfindung ſchämen, die aus reiner Quelle floß? Wie dem auch ſey! man nenne ihn den meinigen oder nicht; mein dankbares Herz leidet, wenn ich mir ihn unter Bertholds blutigem Schwerdt denke; aber es leidet noch mehr, wenn dieſer fällt, und ſeine Sache iſt doch nicht die Sache der Gerechtigkeit und Wahrheit. Gott! er wird, er muß fallen! Jeſus! Maria! — Berthold fallen — als ungerechter Ankläger fallen! — ha! das ſchneidet Luſt und Athem ab. O! ihr Heiligen! wie vermag ich den Gedanken auszuhalten? Berthold liegt in ſeinem Blute, von ſeinem Freunde — ach! nicht gemordet — aber doch getödtet, nach Gottesſpruch getödtet — er krümmt ſich blutend um ſein Schwerdt, und röchelt Reue, aber zu ſpät; oder ſtammlet Fluch! Gott! großer Gott! was ſoll aus dem armen Weibe werden? — Nun dann armes Herz! dulte ſo lange und ſo viel du kannſt, und kannſt du nicht mehr — je nun, ſo brichſt du — und mir iſt wohl.

XXVIII.

Die beyden alten Ritter eilten nach Bertholds Abreiſe auf ihre Güter zurück, boten einen Theil ihrer Ritter und Knappen auf, und gingen mit ihnen nach Worms.

Erwine konnte es nicht unterlaſſen, noch einen Verſuch mit Berthold zu machen, um, wenn auch nicht ſich ſelbſt, denn ſie fühlte des Todes Andringen nur gar zu ſehr, doch wenigſtens Berthold oder Henneberg zu retten, und von einer Handlung abzuhalten, die in ihren Augen, und nach ihren Begriffen, von Seiten Bertholds abſcheulich war.

Sie ſchrieb an den Grafen Berthold, wie folget:

Mein Berthold!

Immerhin vergönne mir dieſe ſüße Anrede, die ſo oft mein Herz mit Wonne erfüllte, noch in den letzten Augenblicken meines Lebens zu gebrauchen, um doch nicht ganz troſtlos zu ſterben. Ja! Berthold, ich fühle es — ſie kommt mir täglich mit ſchnellern Schritten näher, die Stunde, die mir Erlöſung und Ruhe bringen wird, nach der ich ſchon ſeit Jahren ſchmachte. In dieſer feyerlichen Stimmung meines Herzens, das vielleicht in der kommenden Stunde ſchon bricht, wende ich mich noch einmal an dich. Dank dir für alle Liebe und Güte, die ich an deiner Seite in meinen glücklichen Tagen durch dich genoß — Dank dir! mein letztes Stammeln, mein letztes Denken ſey Segen für dich. Ich ſterbe gern, denn nichts hält mich an dieſes unruhige Leben zurück — nicht meine blühende Jugend; ſie war blühend, aber die Blüthe iſt abgewehet von Stürmen des Unglücks, und die Blume gebrochen — nicht Freuden des Lebens; denn ſchon lange weiß ich nicht mehr, was für Freuden das Leben hat, ich ſehe weit umher, und finde keine, weder nahe noch fern, die auf mich warten. Was kann alſo das Leben reizendes für die haben, die von dem, was ihr lieb und theuer war, verkannt, verſtoßen, verachtet iſt — o Gott! verachtet nicht bloß — gehaſſet iſt? Großer Gott, nimm mir das Wenige von Vernunft, was ich noch beſitze, damit mir kein Raum ferner für dieſen ſchrecklichen Gedanken bleibt — laß mich an deiner Gnade, laß mich an meiner Seligkeit zweifeln, nur nicht an Bertholds Liebe und Achtung!

Es gab eine Zeit, Berthold, wo ich glücklich war, wenigſtens glücklich zu ſeyn wähnte; es war die Zeit, wo ich an deinem Arm noch Freuden des Lebens kannte und genoß, und — dieſe Zeit iſt nicht mehr — längſt nicht mehr. Plötzlich — hilf, ewiger Gott! die Erinnerung an dieſen ſchrecklichen Zufall beſchleuniget meinen Tod — plötzlich ſtürzte ich vom Gipfel meines Glücks in namenloſes Elend herab; und als ob dieß noch nicht hart genug wäre, mußteſt auch du mit Schimpf und Schmach mich belegen! Und nun Berthold! höre, damit Gott dich wieder höre, und gnädig dich richte.

Vor dem Angeſichte Gottes, den zu täuſchen keine Heucheley fein und verſteckt genug iſt — Gottes, der Menſchenherzen kennet und durchforſchet, und Gedanken richtet, noch ehe ſie geboren werden — Gottes, der mich, ſo wie auch dich richten wird, — Gottes, deſſen Richterſpruch ich nun bald hören, wo ich erſcheinen werde, wie ich bin, nicht wie ich gern ſeyn möchte — vor dem Angeſichte dieſes Gottes rede ich mit dir. Wenn die letzte Bitte — ja! Berthold, die letzte deiner ſterbenden Gattin, denn das bin ich, ſo ſehr du dich auch dagegen ſträubſt, irgend eine noch nicht ganz fühlloſe Seite deines Herzens treffen kann; ſo beſchwöre ich dich bey Gott und bey allem, was je dir heilig war, oder ehrwürdig ſeyn kann — laß mich nicht mit dem ſchrecklichen Gedanken aus der Welt gehen: du habeſt einen Groll gegen mich im Herzen. Was hätte ich jetzt wohl, in der Nähe der feyerlichſten aller Stunden, in meiner Todesſtunde für Gründe, dir Wahrheit zu heucheln; jezt da alle meine durchlebten Tage vor meinen halbgebrochenen Au-

Augen in aller ihrer Blöße ſtehen, da keine der Verbindungen mehr Statt hat, die mich partheyiſch machen, die mich Lügen lehren, oder mir nur Schweigen auflegen könnte? Sieh! wär' ich ſchuldig, ſo hätte ich die Laſten meiner Verſchuldung, auch die ſchwerſten, ohne Widerrede getragen, mich in irgend eine Kluſt verborgen, und Fluch und Tod von dem erwartet, den ich beleidigte.

Aber ich bin unſchuldig — bey Gott! ich bin es. Mit zitternder Hand, die nicht das Bewußtſeyn der Schuld, ſondern die Abnahme der Lebenskräfte zitternd macht, — mit zitternder Hand, auf der ſchon der Todesſchweiß liegt, ſchreibe ich es nieder — ich bin unſchuldig. Auch Henneberg iſt es.

Empört dich dieſes Wort? Nun dann der Gott, zu dem ich flehe, der mich ſchuf, der mich richtet, ſey Zeuge unſerer Unſchuld, ſey Zeuge, daß ich rede, was ich weiß, und wie ich denke — daß ich Wahrheit rede.

Möge er doch nach meinem Tode die Welt überzeugen, daß ich nicht eine von den ſchrecklichen Beſchuldigungen verdiene, womit die Tücke heimlicher Feinde meinen Charakter beflecket, meinen guten Leumund verwundet, meine Redlichkeit und eheliche Treue in Zweifel gezogen, meine Unſchuld mit Füßen getreten, und dich ſchrecklich hintergangen hat. Glaube, Berthold, glaube dieß deiner ſterbenden Gattin, noch mehr, einer Chriſtin, die mit Schauder und Entſetzen in eine andere Welt blicken würde, wenn ihr letztes Geſtändniß eine Lüge wäre. Ich ſterbe aber freudig — glaube mir — denn der Unglückliche, der ſchuldlos Leidende ſegnet den Tod.

Aber das ſchmerzt mich weit ſchrecklicher als Todesquaal, daß ich dich nicht an meinem Sterbebette ſehe, daß kein mitleidiger Blick, kein liebevoller Händedruck mir die Angſt des Todes erleichtert, daß ich ſterben ſoll, ohne daß du mir mit ſanfter Hand die Augen zudrückſt! Doch ich bin nicht allein. Gott, der Zeuge meiner Redlichkeit und Unſchuld, blickt mit Troſt auf das Lager herab, auf dem ich leide. Bald — Gott! mein Gott! bald bringſt du mich hin, wo ich für meine Lieben und Freunde, auch für die, die mich von ſich ſtießen — auch für meine Feinde ungehindert beten kann. —

Noch einmal, Berthold, verſöhne dich mit mir, mit Henneberg, mit allen, die du verkannt haſt! Höre den Rath, und befolge ihn, den dir unſere Aeltern geben, oder zweifelſt du, daß dieſe es nicht ehrlich mit dir meynen? Ach! wüßteſt du die Thränen, die ſie mit mir um dich weinten! und wiſſe, Berthold, jede dieſer Thränen, jeder ihrer Seufzer wird ewiger Fluch für dich, der jede Freude des Lebens von dir ſcheucht, jede deiner Stunden, auch deine ſüßeſten verbittert, deine Tage verkürzt, deine Ehre vernichtet, dich mit Jammer und Schande in ein fürchterliches Grab ſtürzt. Noch einmal, Berthold, verzeihe und verſöhne dich. Und nun lebe wohl!

Der Himmel ſegne dich, führe und leite dich, und mache deinen Sinn milder — er gebe dir in reicherm Maas das Glück, das ich genoß und nicht genoß, er knüpfe die Tage, die von den meinigen geriſſen werden, an dein Leben, und laſſe es ein langes glückliches Leben ſeyn — er ſegne dich, unſere Aeltern, unſere Kinder, er ſegne jeden, der mir wohl will — ja, er ſegne auch deine und meine Feinde!

Mein Kopf wird ſchwach, meine Hände zittern immer mehr, auch die letzte Kraft ſcheint von mir zu fliehen, meine Augen werden dunkel, das Triebwerk der Maſchine ſtockt — ach! meine Seele eilt aus dieſer irdiſchen Hülle — Berthold! theurer Berthold! meine letzte Empfindung für dich iſt Liebe und Dank, mein letzter Wunſch, Segen, mein letzter Seufzer, Gebet für dich — o! Gott! die Welt ſchwindet mir vor den Augen — vergieb, Berthold, vergieb, ſey wieder mein, und fluche nicht meinem Staube. Und nun das letzte — letzte unausſprechlich lange Lebewohl deiner dich liebenden aber unglücklichen

Erwine.

So ſchrieb ſie mit vieler Mühe und Anſtrengung, mit öfterer Unterbrechung und Ruhepunkten. Der alte Urach nahm den Brief mit nach Worms, und übergab ihn ſeinem Sohn. Der las ihn — wurde erſchüttert — eine Thräne zitterte ihm aus den Augen — — aber ſein Herz ſchnob Rache gegen Henneberg.

Ich verzeih ihr, ſagte er, ſie hat viel gelitten, ſie mag unſchuldig ſeyn, aber wahrlich nicht Henneberg! ihm verzeih ich nie, auch im Tode nicht. Er iſt die Quelle der Leiden dieſes guten und vielleicht zu guten und ſchwachen Geſchöpfes; er muß doppelt büßen, daß er die reinſte Unſchuld vergiftet und gemordet hat. O! daß ſie ihm nicht flucht, das martert und mordet mich — aber er ſoll büßen, wie noch nie einer.

So ſprach er, und dabey blieb es.

XXIX.

Noch ehe die beyden Alten in Worms angekommen waren, war ſchon der junge Steinheim da, der nicht von Bertholds Seite wich, ſo kaltſinnig dieſer ſich auch gegen ihn betrug, und ſo hart er gegen ſeine Schweſter verfuhr. Dieſer junge edle Mann konnte ſich noch immer nicht darüber beruhigen, daß er durch ſeinen unvorſichtigen Bericht, wie er ſelbſt es nannte, den Grafen in dieſen unglücklichen Zuſtand geſtürzt habe, noch immer rechnete er es ſich zum Verbrechen, daß er geglaubt hatte, was das ganze chriſtliche Heer glaubte, und daß er nach Deutſchland berichtet habe, was nach dem Urtheil ſeiner Freunde damals, als er ſchrieb, keinem Zweifel unterworfen ſchien. Er hielt es für Pflicht, dem Grafen von Urach auf alle Art und Weiſe, beſonders auch durch ſeinen unzertrennlichen Beyſtand ſeine Reue zu zeigen, ſo wenig auch der Graf von Urach darauf zu achten ſchien.

Seine Ankunft in Deutſchland war allenthalben bekannt geworden, und folglich auch ſeine ganze Geſchichte und ſein Verhältniß mit dem Grafen von Henneberg und Erwinen. Nun iſt es von jeher, wenn man anders die Thatſachen, die uns die Geſchichte aller Zeiten,

alſ

aller Länder und aller Völker aufſtellet, nicht muthwillig in Zweifel ziehen will, ein Hauptingredienz der Erbſünde geweſen, die aller vom Weibe Gebornen anklebt, was auch immer die neuen Herrn Theologen, die gern ohne Erbſünde empfangen, gezeugt und geboren ſeyn möchten dagegen erinnern — ſich um die hiſtoire ſcandaleuſe der ganzen übrigen Welt mehr zu bekümmern, und mehr Antheil daran zu nehmen, als an ſeiner eigenen. Schwerlich werde ich alſo meine Leſer überraſchen, wenn ich ſage, daß eine erſtaunliche Menge hoher Perſonen und wackerer Ritter zuſammen kamen, beſonders da der Graf von Henneberg öffentlich erklärt hatte, daß ihn die Drohung und Ausfoderung des Grafen von Urach von ſeiner vorgehabten Reiſe nach dem heiligen Lande abgehalten habe. Alle wollten nun Zeugen von dem Ausgange eines ſo merkwürdigen Handels ſeyn.

Mit Ungedult hatte Berthold die Ankunft ſeines Vaters erwartet. Die beyden Alten gaben ſich noch einmal alle mögliche Mühe, ihn zu überzeugen, daß der Graf von Henneberg ihn ohne Vorſatz und aus gleichem Irrthum wie ſie alle zugleich beleidiget hätte, und daß er alſo von ſeinem Zweykampf mit Henneberg abſtehen, oder auch ihnen einen Fehdebrief ſchreiben

ben müſſe. Das erſte ſey eben ſo billig und einleuchtend, als das letzte ungereimt und gottlos ſeyn würde.

Allein Urach behauptete ſteif und feſt, was einmal unaustilgbar tief in ſeiner Seele haftete: daß Henneberg ſchon vor ſeiner Abreiſe nach den heiligen Lande gottloſe und ehrenſchändende Abſichten auf ſeine Frau gehabt habe, daß alle ſeine Freundſchafts-Verſicherungen dahin abgezweckt, und daß er daher jedem andern eher verzeihen könne, als ihm, ob er gleich nicht genau unterſuchen wolle, wie viel oder wie wenig jeder zu dem unglücklichen Schritte Erwinens beygetragen, oder nicht beygetragen habe. Er fodere nun aber von ſeinem Vater, die Unterſtützung, die er ihm in ſeinem Vorhaben geben könne.

Dieſe Foderung Bertholds mag vielleicht manchen übertrieben und unverſchämt ſcheinen, aber ſie iſt es nicht.

Nach Rittergeſetzen war Berthold, in ſo fern er Ritter war, und durch einen Kreuzzug das gelobte Land mit vertheidiget hatte, nach damaligem Herkommen ſein eigener Herr, und von der väterlichen Gewalt befreyet. Sein Vater konnte ihn alſo nicht mit Zwang von ſeinem

nem Vorhaben abhalten, ſondern mußte es lediglich ihm überlaſſen, was er zu Vertheidigung ſeiner gekränkten Ritter-Ehre thun oder nicht thun wollte oder konnte. Noch mehr — die Geſetze der Ehre und des Fauſtrechts litten es auch nicht, daß er oder jemand von ſeiner Familie in dem Fall, daß ſein Sohn etwas gegen den Grafen von Henneberg vornähme, ihm ſeinen Beyſtand und Unterſtützung verſage, beſonders da Berthold Mittel gefunden hatte, ſeine übrigen Anverwandten, Clienten und Vaſallen alle in Worms zu ſeiner Unterſtützung zu verſammlen.

Der alte Urach und Steinheim waren alſo ganz gegen ihren Willen und Ueberzeugung durch die Geſetze des Ritterthums genöthiget, ſich auch in Worms wenigſtens zum Schein auf Bertholds Seite zu ſchlagen. So ſiegte der wüthende Haß des Grafen über alle Hinderniſſe und Schwierigkeiten, die ſeine Familie ihm in den Weg legte. Man folgte, oder vielmehr, man mußte ſeinen Maasregeln folgen — gern oder ungern — das that hier nichts zur Sache.

XXX.

Der Tag kam nun, an welchem der Kayſer nach damaliger Sitte unter freyem Himmel Gericht hielt. Berthold von Urach trat in Begleitung ſeines Vaters und Schwiegervaters vor ihm hin, und begehrte im Angeſichte der Edlen und Ritter Deutſchlands, und des ganzen kayſerlichen Hofes, und einer unzählbaren Menge Volcks, die die Neugierde herbeygepeitſcht hatte: — daß der Kayſer, als oberſter Richter Deutſchlands, den Grafen Werner von Henneberg ſollte laſſen vorladen, weil er gegen ihn eine Klage auf Leib und Leben habe.

Der Kayſer bewilligte es, und ernannte Richter und Beyſitzer, theils weil er es nach Ritterſitte nicht abſchlagen durfte, theils weil er hoffte, daß Berthold nun wenigſtens in Worms ſein Grab finden werde, das er ihm im heiligen Lande beſtimmt hatte. Er antwortete alſo:

> Graf Berthold von Urach! Eure Klage gegen den Grafen Werner von Henneberg wollen wir morgen hören, und den Grafen von Henneberg fodern laſſen, und richten dann, was Rechtens und Richterbrauch iſt. —

Des andern Tages wurde alſo ein förmliches und feyerliches Kampfgericht gehalten. Zu dem Ende war ein großer ebener und freyer Platz zugerichtet, an dem rings herum Gitterwerk

werk lief. In dieſem Platz war für den Kayſer und ſeinen Hof eine prächtige Bühne erbauet, und für die Kampfrichter der Richtſtuhl auf einem erhabenen Orte, und an deſſen Seiten etwas niedriger für die Beyſitzer und Kampfhelden zwo Bänke. Vor dieſen war eine aufgerichtete Lanze, bey welcher ein weißes Weidenſtäbchen lag. Den Eingang des Gitters bewachten die Kreiswärtel *) mit kreuzweis geſtellten Spießen. Vor dem Gitter waren die Schilde und Wappen der beyden kämpfenden Ritter und ihrer Gehülfen aufgeſteckt zu ſehen, um zu unterſuchen, ob die kämpfenden Partheyen voll und ebenbürtig und turnierfähig wären. Zu dem Ende war der Kampfherold mit mehreren Kreiswärteln und alten Kampfrittern dahin geſtellt, die dieſe Adelsprobe anſtellen mußten.

Der Kampfrichter erhob ſich, und rief laut zu ſeinen Beyſitzern:

Ed-

---

*) Kreiswärtel, Warner oder Lüßner waren alte Kampfhelden oder Renommiſten, deren Amt darinnen beſtand, Acht zu geben, daß alles ehrlich, ordentlich, nach Ritterbrauch und Sitte, und ſonder Gefährde, Liſt und Trug zugehe. S. 1 B. S. 82 ff.

Edle und ſtreitbare Ritter, ihr alten Kampfhelden! euch rufe ich auf, mir zu ſagen, was ein wahres rechtes Kampfgericht ſey, und wie es gehalten werden mag nach Sitte und altem Herkommen?

Der älteſte Beyſitzer antwortete hierauf:

Willſt du den älteſten Kämpfer hören, ſo höre mich. Ich meyne, nach Sitte und Rittergeſetzen müſſeſt du das freye Kampfgericht mit Bann und Friedentröſtung und Geleit hegen und handhaben.

Der Kampfrichter antwortete: — Nun ſo ſey es!

Er rief hierauf den Kampfhelden, die die Schilde außer dem Kreiſe unterſucht hatten, zu:

Herold des Kampfes, Ritter und Kreiswärtel! ich frage euch auf euer Ritterwort und Ehre, mir zu ſagen, ob beyde Kämpfer, Ritter Berthold von Urach und Ritter Werner von Henneberg, nebſt ihren Helfern und Knappen, unbeſcholtene freye Männer ſind, die des Kampfes wohl beſtehen mögen, einander ebenbürtig und von gleicher Schildgenoſſenſchaft?

Der älteſte der Kampfhelden außer dem Kreiſe antwortete laut:

Edler Ritter und Richter dieſes freyen Kampfgerichts! auf Ritterwort und Ehre und als wir urtheilen mögen, ſind beyde Helden, Ritter Berthold von Urach, und Ritter Werner von Henneberg, offenkundig von rechter Ritters Art zu dieſen Heerſchildern geboren, ſchöffenbare freye Männer, — dürfen jedes freye Turnier beſuchen, und ungehindert einreiten und Kampfes beſtehen. Iſt jemand nun noch dawider, der trete auf und ſpreche, oder ſchweige hernach.

Der Kampfrichter rief nach einer Pauſe:

Kreiswärtel! wenn dem ſo iſt, und niemand dagegen ſpricht, ſo laßt die Kämpfer in die Schranken.

Die Schranken wurden geöffnet. Und nun erſchienen beyde Gegner an der Spitze eines anſehnlichen Gefolges von Vaſallen, Adelknechten, Schildknappen und Buben, *) in der Pracht

---

*) **Buben.** Man ſehe davon nach 1 B. S. 45., wenn man noch nicht weiß, daß der Bube eines Ritters damals etwas ganz anders

Pracht ihres Feldgeräthes. Der Graf von Urach warf auf ſeinen Gegner einen grimmigen Blick. In des Grafen von Henneberg Geſichtszügen aber herrſchte ſtiller Kummer und ſchwermüthiger Schmerz.

Der Herold erhob hierauf ſeine Stimme, und rief laut:

> Bey dieſes freyen und rechtmäßigen Kampfgerichts Strafe und Bann gebiete und befehle ich Schweigen und Ruhe. Trompeter blaſet! —

Nachdem dieß vorbey war, rief der Kampfrichter:

> Berthold von Urach! Ihr habt geſtern vor unſerm Kayſer gebeten, daß Werner von Henneberg vorgeladen werde, weil ihr gegen ihn auf Leib und Leben zu klagen hättet. Eurer Bitte iſt gewillfahrt, und hier ſtehet vor dieſem freyen Kampfgericht Werner von Henneberg euch entgegen.

---

ders war, als er jetzo iſt, wo es freylich der Buben — auch der adelichen Buben mehr als zu viel giebt, die aber, ſo wie das Wort, ganz ausgeartet ſind.

Laßt alſo hören, und ſagt an, weſſen gebt ihr ihn ſchuldig?

Der Graf von Urach rief nun mit grimmiger Stimme und Miene:

Graf von Henneberg! Ich klage dich an vor Gott, vor unſerm Kayſer, und vor den edlen Männern Deutſchlands, daß du biſt ein Verräther und ein Verführer. Du haſt mein Weib Erwine von Steinheim zu verleiten geſucht, die mir gelobte Treue zu brechen, ehe ich Deutſchland verließ, gegen die Ungläubigen zu ſtreiten — du haſt aus dieſer heimtückiſchen Abſicht Freundſchaft gegen mich gelogen. Du haſt hernach auf ein falſches nicht unterſuchtes Gerücht von meinem Tode, meines Weibes Freunde verführt, daß ſie ſie überredet haben, dich in ihr Ehebette aufzunehmen. Ich erkläre dich wegen alles dieſes für einen ehrloſen Mann, und erbiete mich, meine Beſchuldigung mit dem Speer und Schwerdte gegen dich zu beweiſen.

Der Graf von Henneberg war ſich den erſten Theil der Anklage, ob ihn gleich Urach ſchon in ſeinem Ausforderungs-Briefe hatte mit einfließen laſſen, doch hier nicht vermuthen geweſen. Je weniger ihn ſein Gewiſſen anklagte, daß er jemals die ſchändliche Abſicht geheget, die ihm Urach Schuld gab, deſto heftiger entflammte ſein Zorn. Sein Geſicht, das bis auf den Augenblick, da Urach zu ſprechen anfing, unverändert geblieben war, wurde mit einer Scharlachröthe überzogen, in ſeine von Kummer verloſchene Augen kehrte blitzendes Feuer zurück, und kaum hatte er ſo viel Gewalt über ſich, ſeine Antwort ſo lange zurückzuhalten, bis ſein Gegner ausgeredet hatte.

Graf von Urach, ſagte er hierauf; Ich antworte dir vor Gott, unſerm Kayſer und vor dieſen unſern edlen Richtern, daß du in allen Stücken deiner Anklage ſchändliche Unwahrheit ſprichſt. Nie habe ich meine Augen zu deiner keuſchen Gattin erhoben, als bis ich, nicht durch ein Gerücht, ſondern von deinem Schwager, der da gegenwärtig an deiner Seite ſtehet, die Nachricht von deinem vermeynten Tode erhielt. Ich habe ſie hierauf nach den Geſetzen der Kirche geehlichet, und alle ihre und deine Verwandte heuchelten mir damals Freundſchaft, ohngeachtet ſie jetzo auf deiner Seite ſtehen.

Ich erkläre dich alſo für einen ehrloſen Verläumder, und will dir mit meinem Speer und Schwerdte beweiſen, daß du ein ſolcher biſt. Edle Ritter Deutſchlands, Richter dieſes freyen Kampfsgerichts! Ich hebe meine Arme auf gen Himmel, ich nehme alle Gerichte Gottes auf mich — der und ſeine Zeugen ſagen Lügen! —

Beyde Ritter baten hierauf den Kayſer und die Richter, ihnen zu erlauben, daß ſie vor den Augen der Ritter Deutſchlands ihre Sache mit Schwerdt und Speer, und ſo als es Sitte und Ritterbrauch ſey, ausmachen und entſcheiden dürften.

XXXI.

Schon ſollte dieſes mit den gewöhnlichen Gebräuchen unſerer Väter geſchehen, als der alte Steinheim hervortrat, und laut ſprach, wie folget:

Edle Männer Deutſchlands, ihr alten Kampf- und Sieggewohnten Ritter, und du unſer höchſter Regent, hört mich! hört einen alten Mann, dem der Schmerz Kräfte gegeben hat, an dieſen Ort eurer Verſammlung zu kriechen! Wollt ihr auf die

Stimme zweyer Raſenden hören? ſoll es dieſen jungen wüthenden Männern erlaubt ſeyn, die tapfere Sitte unſers Vaterlandes, die uns verbietet, wirkliche Beleidigungen ungerächt zu ertragen, zur Befriedigung ihrer Leidenſchaften zu misbrauchen? ſollen ſie eure geheiligten Richterſtühle in Schauſpielörter verwandeln, wo ihr zweyen wilden Thieren zuſehet, die ſich nur aus Mordluſt und ohne alle gegebene Urſach erwürgen? Ich ehre die Gottesurtheile; aber warlich! Ritter! in dieſem Zweykampf kann kein göttlich Urtheil Statt finden. Denn ich zeuge hier vor Gott und vor euch, der Graf von Henneberg iſt unſchuldig. Fiele er durch Urachs Schwerdt, ſo fiele er nicht durch Gottes Urtheil, denn er hat den Tod nicht verdienet. Tödtet hingegen ſein Schwerdt ſeinen Ankläger, ſo raubt er ihm ſein Leben nun mit Vorſatz, ſo wie er ihm vorhin ſein Weib ohne Vorſatz raubte. Das kann Gott nicht wollen, der ihn von dem Schwerdt und von den Ketten der Ungläubigen befreyet hat. Darum ſeyd gerecht, ihr Richter, und gebt dieſen unnatürlichen Zweykampf nicht zu; nöthiget vielmehr beyde, daß ſie euch bey ihrer ritterlichen Ehre, und bey der Hoffnung ihrer Seligkeit angeloben müſſen, nie ihre Schwerdter auf einander zu zucken, außer in einer Schlacht.

Iſt euch das Wort eines alten Mannes, eines Ritters, der nie ſeines Gegners Schwerdt ſcheuete, der ſo manche Lanze in Schimpf und Ernſt brach, der mit Freuden ſein Blut mehr als einmal aus ſeinen Wunden fließen ſah, wenn es Gott, den Kayſer und Deutſchlands Ehre galt, der nun noch, da er mit einem Fuß im Grabe ſchon ſtehet, ein glühend Feuer in jeder Ader, in jedem Nerven fühlet, da er ſiehet, daß zwey junge Männer, die ihren Muth und ihr Blut und Leben dem Vaterlande und wichtigern Pflichten ſchuldig ſind, ſich mit mehr als thieriſcher Wuth die Hälſe brechen wollen — iſt euch, edle, tapfere und biedere Ritter dieſes deutſchen Landes, das Wort eines Mannes werth, der wohl weiß, was Ritter-Ehre und Ritterpflicht iſt, und der die Geſetze des Ritterthums ehrt und ſchätzt, und ſelbſt von jeher ein ſtrenger Beobachter und eifriger Vorfechter derſelben war, der ſich dreiſt auf die Stimme ſeines Vaterlandes berufen darf, ob jemand der Unbeſcholtenheit ſeines Rufes etwas entgegen ſetzen dürfe — iſt euch die Ruhe zweyer Familien, und das Leben zweyer jungen Ritter nicht ganz gleichgültig — o! ſo laßt meine Rede nicht fruchtlos, meine Bitte nicht unerhört, meinen Wunſch nicht unerfüllt bleiben. Gern will ich ſterben, wenn ich vorher die Ruhe, die eine Reihe unglücklicher Zufälle aus dieſen Familien ſcheuchte, wieder hergeſtellet, wenn ich zwey junge Männer, die die engſte Freundſchaft von Jugend auf verband, und die unſinnigſte Wuth nun trennet, wieder vereiniget habe; aber mit Herzeleid werden meine grauen Haare zur Grube fahren, wenn ich am Ende meiner Tage noch dieß ſcheusliche Schauſpiel erleben ſoll und muß, das ſchwerlich ſeines gleichen in den Jahrbüchern deutſcher Nation hat.

Edle Männer! hört mich, und nicht dieſe Unſinnigen, die Wuth und Eiferſucht ihres Verſtandes beraubt — hört mich, damit Gott euch wieder höre!

Mein Kopf wird ſchwach und zittert, der Quell des Lebens verſieget, meine Knie wanken — ich muß aufhören, um nicht vor euren Augen ins Grab zu ſinken.

Dieſe vernünftige Vorſtellung eines Mannes, den ganz Deutſchland kannte und hochſchätzte, und deſſen Kummer ſo vieles Mitleiden verdiente, fand den ſtärkſten Beyfall. Die ganze Verſammlung ſchien nur eine Stimme zu haben; alle riefen, daß der Zweykampf müſſe gehindert und verboten werden. Die gemeinſchaftlichen Freunde arbeiteten an den beiden Gegnern, ſie zu bewegen, ihre Rache aufzugeben. Der Graf von Henneberg war willig dazu, foderte aber, daß Urach den erſten Theil der Anklage, der ihn am tiefſten verwundet hatte, zurücknehmen ſollte. Urach aber wich keinen Schritt, und gab auch nicht in dem geringſten Theile nach; er antwortete vielmehr auf alles mit der heftigſten Wuth und Bitterkeit.

Wollt ihr, ſo redete er die Richter an, wollt ihr euch durch das Gewinſel eines alten Mannes, den Jahre und Schmerz halb kindiſch gemacht haben, hinreißen laſſen, die Ausübung der Gerechtigkeit zu hindern,

dern, ſo möget ihr zuſehen, wie ihr es vor Gott, unſerm Kayſer und der Welt verantworten möget. Mit eben ſo viel Recht, als er, ſage ich, daß, wenn ihr das thut, die Jahrbücher Deutſchlands kein Beyſpiel einer ähnlichen Ungerechtigkeit aufzuweiſen haben. Wo iſt auch nur der geringſte Beweis, daß meine Anklage ungegründet ſey? haben ſie mehr gethan, als gewinſelt, und iſt dieſes weibiſche Gewinſel nicht die laute Stimme ihres böſen Gewiſſens? Der edle, freye, brave, keiner Schuld ſich bewußte Mann klagt und weint nicht, wenn es einen Kampf gilt, der feige Schurke nur legt ſich aufs Bitten, und fleht um Barmherzigkeit. Ihr könnt, das geſtehe ich gern, durch einen Machtſpruch mir verbieten, hier vor euer aller Augen Rache an dem ſchurkiſchen Verräther zu nehmen, der an mir, ſeinem wärmſten und treuſten Freunde, zum Mörder und Lügner ward, aber ihr könnt mir nicht wehren, ihn aus der Erde tiefſtem Schlund, oder wohin immer ſeine Feigheit ihn jagen mag, herauf zu hohlen, und mein Schwerdt, das bisher immer noch für die Sache Gottes, der Wahrheit und der Tugend folgt, in ſein ehebrecheriſches Herz zu ſtoßen — bey Gott! das könnt ihr nicht — das ſollt ihr nicht! Auch ich weiß, was Ritterpflicht fodert; noch nie übertrat ich ſie; es trete auf, wer kann, und zeuge das Gegentheil! auch jetzo will ich thun, was Rittersitte iſt. Immerhin mag ſich mein Gegner aus Feigheit dieſes alten ſchwachen Mannes bedienen, um Vorbitte für ihn einzulegen, und Mitleiden zu erwecken; ich bin dieſe ſchändlichen Schleichwege, die er gehet, nun gewohnt; noch ehe ich hier erſchien, griff man mich ſchon von dieſer Seite an, aber warlich, er ſoll an mir nicht den weibiſchen Mann finden, der Er iſt — Ja! der du biſt! (er wendete ſich gerade an den Grafen von Henneberg) Das Klirren des Speers und des Schwerdts mag deinen verwöhnten Ohren freilich nicht ſo liebliche Muſik ſeyn, als das Girren eines verführten Weibleins. Ha! ich merke es nun, daß du geſchickter biſt, abweſender Ritter Weiber an dich zu locken, als deine Schandthaten auf dem Kampfplatze zu vertheidigen. Hier kommt es nicht darauf an, den Liebhaber zu ſpielen, und die Weiblein in das

Netz zu locken, hier gilt es Leben und Tod. Heraus mit dir in den Kampf, du männliche Memme, daß Gottes ſchwerſter Fluch auf mein Schwerdt falle, und dich ſpalte, daß die Splitter praſſelnd herum fliegen. Zitterſt du? Schreckt dich der Klang des Schwerdtes wie Geſpenſter-Erſcheinung? Recht — ſo muß es ſeyn. Deiner Sünde Bewußtſeyn muß auf deinem Geſicht ſich malen, dein Gewiſſen dir ſagen: ich bin verflucht — Ewigkeiten hindurch verflucht. — Und ich ſollte mich von dem Geheule eines Mannes, hinter dem ſich die Feigheit verſteckt, erweichen laſſen? ha! ſo müßte ich ſelbſt erſt zur Memme, zum Weibe werden; und bey Gott und Ritter-Ehre! das ſollt ihr von Urach nicht erleben. Heraus mit dir zum Kampf! zwar nicht zum Kampf der Liebe, der dir baß gefällt, aber zum Kampf auf Blut und Tod, der deinen Schandthaten ein Ende mache.

Dieß, Ritter und edle Männer dieſes Volks! — dieß meine Anwort, vielleicht ſchon länger als ſie hätte ſeyn ſollen — nun richtet und entſcheidet!

Dieſes Betragen und dieſe Rede des Grafen Berthold brachte die Freunde Hennebergs heftig auf, und die Erbitterung wurde größer als jemals. Selbſt Unpartheyiſche urtheilten; der Graf von Urach habe die Sache zu weit getrieben, und des Grafen von Henneberg friedfertiges Nachgeben gemißbraucht.

Die Richter traten alſo noch einmal zuſammen, und urtheilten, daß Urach den Grafen von Henneberg nunmehr auf eine ſolche Art beleidiget habe, daß nach allen Geſetzen der Ritterſchaft ſeine Ehre von dieſen Flecken durch Blut müſſe gereiniget werden. Sie bewilligten alſo den Zweykampf, und um dem alten Steinheim wenigſtens zu zeigen, daß man ſeine Rede wohl verſtanden habe, und ſeine Wünſche gern erfüllen wolle, wenn es ohne Verletzung der Rittergeſetze geſchehen könne, ſchob man den Zweykampf noch drey Tage hinaus, um beyden Partheyen Zeit zur kalten Ueberlegung, und wo möglich, zur friedlichen Verſöhnung zu geben.

Aber auch dieſe weiſe Vorſicht der Kampfrichter war vergebens. Henneberg ſelbſt fühlte ſich nun zu tief beleidiget, und ſeine Ehre zu ſehr befleckt, als daß er ſo leicht als vorhin hätte nachgeben können; und bey Urach war nun vollends gar nicht daran zu denken. Dieſer Aufſchub machte ihn, wenn es möglich geweſen wäre, noch raſender. Es blieb alſo alles, wie es war feſtgeſetzt worden. Der alte Steinsheim ſah mit Wehmuth und Kummer ſeine beſten, rechtſchaffenſten Abſichten vereitelt. Dem ſchrecklichen Schauſpiel beyzuwohnen, dazu glaubte er nicht Kräfte und Faſſung genug zu haben. Er verließ alſo Worms noch vor dem Tage des Kampfs mit ſchwerem blutenden Herzen und thränenden Augen.

XXXII.

Dieſer fürchterliche Tag kam nun, und mit ihm eine unzählbare Menge von Menſchen an den Schranken des Kampfplatzes, deren Erwartung auf das höchſte geſpannt war. Nachdem der Kayſer, die Kampfrichter, die Beyſitzer, die Herolde, Kreiswärtel und wer ſonſt dazu gehörte, jeder ſeinen Platz eingenommen hatten, rief der älteſte Kampfrichter den Kreiswärteln zu, die Schranken zu öffnen, und beyde Kämpfer, Klägern und Beklagten einzulaſſen.

Der Graf von Urach ritt als Kläger an der Spitze von zwölf Rittern zuerſt in die Schranken auf einem großen ſchwarzen Hengſt, deſſen funkelnde Augen Feuer ſprüheten, und unter deſſen Huf der Kampfplatz erbebte. Seine ganze Rüſtung war ſchwarz, in ſein Schilde war eine wüthende Löwin mit der Ueberſchrift: **Ich ſuche mein geraubtes Junges mit Trauren.**

Ihm folgte der Graf von Henneberg auf einem ſehr gewandten braunen Pferde, und mit einem blau angelaufenen Harniſch auch in Begleitung von zwölf Rittern. Sein Schild hatte das Bild einer ſchlafenden Schlange mit den Worten: **Tritt nicht auf mich.** Beyde Haufen ſtellten ſich einander gegen über. Die Kampfrichter foderten hierauf die zwölf Ritter von beyden Seiten auf, vom Pferde zu ſteigen, und an dem Richterſitz zu erſcheinen, wo ein Evangelienbuch und einige Reliquien von Heiligen auf einem Tiſche lagen. Der Herold las ihnen einen Eid vor, worinnen ſie über das Evangelienbuch und die Reliquien beſchwuren, daß beyde Ritter nie etwas gethan, wodurch ihre ritterliche Ehre geſchändet wäre, nie Meuterey gegen das Vaterland angeſtiftet, keinen Meuchelmord, keinen Meineid begangen, noch ſich eines Jungfernraubes oder Nothzucht ſchuldig gemacht hätten. Nachdem dieß geſchehen, traten ſie ab.

Der älteſte Kampfrichter rief hierauf:

Graf Berthold von Urach! Ihr ſeyd hier abermals vor dieſem freyen Kampfgericht erſchienen. Ich frage euch alſo auf Ritter-Ehre und Gewiſſen, vor Gott, unſerm Kayſer und dieſen edlen Rittern — beharret ihr noch auf eurer Anklage gegen den Grafen von Henneberg, und ſeyd ihr erbötig, dieſe ſchwere Anklage nach Ritterbrauch und Sitte mit Speer und Schwerdt als Wahrheit zu erweiſen?

Er antwortete:

Vor Gott, unſerm Kayſer und dieſen edlen Männern zeuge ich nochmals, daß der Graf Werner von Henneberg des Ehebruchs, der Tücke und der Lügen ſchuldig iſt, und bin erbötig, ſo als es einem braven Rittersmann ziemet, dieſe Anklage vor den Augen dieſer edlen Männer mit Speer und Schwerdt als Wahrheit zu erweiſen, ſo wahr ich Gottes Kreuz zwiſchen den Schultern getragen habe.

Der Kampfrichter.

Graf Werner von Henneberg! Ihr habt eben dieſe ſchwere Anklage, die Graf Berthold von Urach gegen euch erhoben hat, gehöret; ich frage euch auf Ritter-Ehre und Gewiſſen, was habt ihr darauf zu antworten? —

Graf v. Henneberg.

Vor Gott, unſerm Kayſer und allen edlen gegenwärtigen Rittern ſchwöre ich auf Ritter-Ehre und Gewiſſen, daß Urachs Klage ſchändliche Lüge und Verleumdung iſt, und ſo ihr mir es vergönnet, werde ich ihm vor dieſem freyen Kampfgericht, ſo als er es verdient, und es meine Ritterpflicht und Ehre ſodert, mit Speer und Schwerdt beweiſen, daß es Wahrheit iſt, was ich ſage.

Der Kampfrichter.

Es ſey euch alſo erlaubt, nach Ritterbrauch und Sitte die Wahrheit eurer Ausſagen durch Schwerdt und Speer vor dieſem freyen Kampfgericht darzuthun. — Kreiswärtel haltet ihnen die Schwerdter kreuzweis vor.

Es geſchahe — und der Kampfrichter fuhr fort:

Ritter Berthold von Urach! legt eure Hand auf das Evangelium und dieſe Reliquien, und ſchwört, daß ihr nicht mehr Waffen führen wollt, als euch durch dieſes Kampfgericht angewieſen ſind, nemlich ein Speer und ein Schwerdt, aber weder ein kurzes noch ein langes Meſſer, noch ſonſt ein ſcharfes Werkzeug — auch ſollt ihr geloben einen geſtabten ſchweren Eid, daß ihr euch keiner Zauberkräuter noch Steine von geheimer Kraft, weder Gebeter, Kreiſe und Zeichen zum Bannen, Blenden oder Stärken, noch ſonſt eines Zaubers oder Kunſtſtücks, noch irgend einer andern Beſchwörung um euch oder an euch bedienet habt, noch fürbaß bedienen wollet, wodurch ihr euch getrauen könntet, deſto eher euren Gegner den Grafen Werner von Henneberg, der gegen euch zu ſeiner Vertheidigung in dieſe Schranken gekommen iſt, zu überwinden — alles vielmehr ſonder Argliſt und Gefährde, wie Menſchen-Sinne das denken mögen — auch habt ihr euch nicht auf irgend ein ander Ding eigentlich zu verlaſſen, als auf Gott, euren Körper, und eure gute Sache. Könnt und wollt ihr das auf Ritterwort und Ehre, und eurer Seelen Seligkeit beſchwören?

Berthold antwortete: — Ich ſchwöre.

Der Kampfrichter.

Und ſo helf euch Gott und ſeine Heiligen, und die heiligen Evangelien!

Denſelbigen Eid legte auch Werner von Henneberg ab. Ein Prieſter trat hierauf vor einen Altar, las die Meſſe, beyde Streiter empfingen das Abendmahl, und ſetzten ſich wieder zu Pferde. Der Kampfrichter ſprach hierauf zur Verſammlung:

Ihr Ritter, ſchöffenbare Männer, edle Knechte, biedere Leute! der Kampf betrift die Frage, ob der vom Ritter Berthold von Urach angeklagte Ritter Werner von Henneberg der Verrätherey gegen ihn, und des Ehebruchs mit ſeinem Weibe Erwine von Steinheim ſchuldig ſey oder nicht. Die Kämpfer hier im Kreiſe haben bey ihrem großen und ſchweren Eid gelobt, und ſich verpflichtet, mit ihrer Ehre, Schild, Helm und Kleinod vor uns zu kämpfen auf Hals und Haupt, bis einer den andern mit Leib und Waffen ſieghaft fälle. — Kreiswärtel bringt jetzt die Todtenbahre in die Mitte des Kreiſes! Dem, der fällt, werde ein ehrbares Grab.

(Zu den beyſitzenden Rittern und Kampfhelden.

Ihr habt zu unterſuchen, ob beyde Kämpfer gleiche Sonne, Wind und Licht haben?

Dieſe gingen hierauf in die Schranken, theilten, wie es Gebrauch war, Sonne, Wind und Licht genau zwiſchen den Streitern, und brachten Bericht an das Kampfgericht, daß es geſchehen ſey. Der älteſte Kampfrichter wendete ſich nun noch einmal an die beyden Streiter:

Ihr Kämpfer! getrauet ihr zu Gott, daß er den Kampf nach Recht entſcheide, ſo haltet euch fertig.

Die Schildknappen reichten ihnen die Schilde, und traten zurück —

Der Kampfrichter.

Ihr Ritter, ſchöffenbare Männer, und alte verſuchte Kampfhelden! iſt das ein wahres ächtes Kampfgericht redlicher ehrbarer Uebung, worinnen man den Zwiſt an Gottes Gericht laſſen kann, ſo werfe der älteſte zur Urkund ſeinen Handſchuh in den Kreis.

Es geſchahe. —

Der Kampfrichter.

Herold! gebietet Frieden, Ruhe und Stille.

Der Herold ließ hierauf die Trompeten blaſen, ſtieg auf einen erhabenen Ort, und rief laut:

Im Namen dieſes freyen Kampfgerichts gebiete ich Friede in Worten und Werken bey dem Halſe, damit niemand irre werde im Kampf.

Der Kampfrichter.

Kreiswärtel, hier nehmt dieſes Stäbchen, und ſchlagt dreymal in die aufgerichtete Lanzen, beym dritten mal laßt in die Trompeten blaſen, und dann haben beym erſten Trompeten-Klang beyde Kämpfer zugleich die Speere zu verſuchen. Ihr Zuſchauer ſeyd Zeugen, und bittet Gott und ſeine Heiligen, daß er den Kampf für das Recht entſcheide. Denn was Menſchen nicht ſehen, das weiß der allmächtige Gott.

In der ganzen Verſammlung dieſer unzählbaren Menge herrſchte nun die feyerlichſte Todtenſtille. Alles war auf das äußerſte geſpannt;

kaum wagte man es Odem zu holen; man hätte eine Nadel können fallen hören. Aller Augen waren mit ängſtlicher Erwartung auf die beiden Kämpfer gerichtet, die mit wüthender grimmiger Miene und funkelnden Augen einander gegenüber ſtanden, und das Zeichen zum Angriff erwarteten. Beide Kämpfer verdienten aber auch die Aufmerkſamkeit, die man auf ſie wendete. Der Graf von Henneberg war die ſchönſte Mannsperſon ſeiner Zeit, von langen ſchlanken Wuchs, ein vortreflicher Reiter, und bekannt wegen ſeiner Geſchicklichkeit in Waffen. Der Graf von Urach übertraf ihn weit an Größe und Leibesſtärke, und man hielt ihn für einen der tapferſten und geübteſten Streiter, die Deutſchland aufweiſen konnte. Der größte Theil der Verſammlung war daher auch nicht ohne Grund für den Grafen von Henneberg beſorgt, und nur die Ueberzeugung, daß Gott bey ſolchen Kampfgerichten ganz unmittelbar mitwirke, konnte diejenigen, die von Hennebergs Unſchuld überzeugt zu ſeyn glaubten, deßfalls beruhigen. Denn war er ſchuldig, ſo konnte ihn nach damaliger Meynung auch die größte Geſchicklichkeit und Stärcke nicht vor ſeinen Gegner retten; war er aber unſchuldig, ſo konnte ihn auch ſein ſtärkerer Gegner nicht beſiegen. — Wir wollen ſehen, was für ein

Ende dieſes tragiſche Schauſpiel nehmen wird.

XXXIII.

Sobald die Trompeten erſchallten, rannten ſie mit eingelegten Speeren im ſtärkſten Gallop auf einander los. Hier kam Hennebergs Gewandtheit, die er Urachs körperlicher Stärke entgegen ſetzte, ihm treflich zu ſtatten. Er drehete ſich mit großer Geſchicklichkeit, als ſie auf einander ſtießen, im Sattel, ſo daß ihn ſeines Gegners Speer gar nicht berührte. Er hingegen traf ihn an der linken Schulter, und verwundete ihn, — doch ohne Gefahr. Sie zogen nun ihre Schwerdter, und fochten mit erſtaunlicher Hartnäckigkeit und mit ſo vieler Geſchicklichkeit, daß der Sieg lange zweifelhaft blieb. Es war ein beſonderer Anblick, zu ſehen, wie die Geſichtszüge der Zuſchauer bald Furcht, bald Schrecken, bald Mitleiden, bald Erbitterung für dieſen oder jenen zu erkennen gaben.

Beide waren nun verwundet, und ſtiegen von Pferden. Urach hatte vor ſeinem Gegner nichts voraus als ſeine Stärke, aber gerade dieſe würde für Henneberg fürchterlich genug geworden ſeyn, wenn er nicht über ſeinen Gegner

ner den Vortheil des kalten Blutes und der Ueberlegung gehabt hätte. Urach focht wüthend, und ſchäumte vor Erbitterung, ſeine Ausfälle waren daher oft in die Luft gethan, oft auch ſogar ihm ſelbſt nachtheilig. Henneberg hingegen war ganz bey ſich, und führte eben deswegen ſeine Streiche ſicherer. Er wußte den heftigſten Angriffen des Grafen ſo geſchickt auszuweichen, und brachte ſeine Nachſtöſſe ſo glücklich an, daß er ihm mehrere Wunden verurſachte, wodurch ſein Gegner nothwendig viel Blut verlor, und merklich ſchwächer wurde.

Nun war Henneberg dem Grafen von Urach an Stärke ſowohl als Gewandtheit überlegen, und das Gefecht ſchien ziemlich zum Vortheil Hennebergs entſchieden zu ſeyn; denn man ſah offenbar, daß dieſer edle großmüthige Mann ſeinen Gegner auf alle Weiſe ſchonte. Er wünſchte in der That ihn zu retten, da er ſein ganzes Uebergewicht, das er nun über ihn hatte, fühlte.

Graf von Urach! ſagte er, das Glück iſt Ihnen nicht günſtig. Wie, wenn wir uns verſöhnten, und Sie für Erwinen lebten? —

Die Verſammlung gab lauten Beyfall. Urach aber hielt über ſeinen Schwur, auch im Tode noch ihm zu fluchen.

Wagſt du, Ehebrecher, antwortete er, noch, dieſen Namen zu nennen? —

Und damit ſammelte er alle ſeine Kräfte, die die Wuth auf einen Augenblick verſtärkte, und führte einen der heftigſten Streiche mit ſeinem Schwerdte nach den Helm des Grafen von Henneberg. Aber eben dieſe Wuth vereitelte ihn. Henneberg fing ihn mit dem Schilde auf, und ſtieß ihm ſein Schwerdt unter den Bruſtharniſch ins Herz. Das unglückliche Opfer einer wüthenden Eiferſucht ſank todt zur Erde, und ein Strom von Blute entſtürzte ſeiner tödtlichen Wunde. Sogleich warf Henneberg ſeine Waffen weg, näherte ſich ihm, um ihm den Helm abzunehmen, und allen ihm möglichen Beyſtand zu leiſten; auch ſeine Leute liefen herbey. Die Augen hatte er ſchon geſchloſſen — er hörte noch Henneberg ſprechen, und machte eine Bewegung ihn von ſich zu ſtoßen: Ha! Wer — — — — er konnte nicht ausreden, ſein Geiſt entfloh der körperlichen Hülle.

Dieß war das Ende dieſes unglücklichen Mannes, dem es nie an Muth und Bravheit, an Entſchloſſenheit und Biederkeit, oft aber an gehöriger kalter Ueberlegung fehlte; ſeine unbändige Hitze verbitterte ihm ſein Leben, ließ ihn ſelten verſtändiger Männer Gründe ruhig anhören, verleitete ihn zu Schritten und Handlungen, die oft ſeines Herzens, nicht immer ſeines Verſtandes würdig waren, und ſtürzte ihn vor der Zeit in ein Grab, das nach der Ordnung der Natur noch weit hätte von ihm entfernt ſeyn können.

Nach dem Glauben der damaligen Zeit, und nach den ſtrengſten Rittergeſetzen, war nun die Streitfrage völlig entſchieden, Urachs Anklage als nichtig, und Hennebergs Unſchuld als hinlänglich erwieſen dargethan. Henneberg beſtieg alſo, ſobald er ſahe, daß es vergeblich ſey, Urach ins Leben rufen zu wollen, ein anderes Pferd, ritt dreymal in den Schranken herum, dann vor den Kayſer, neigte ſich und dann vor die Bühne der Kampfrichter und, ſprach:

Edle Männer und Ritter, Richter dieſes Kampfs! Ihr ſeyd Zeugen alles deſſen, was zwiſchen mir und meinem Gegner in dieſen Schranken vorgefallen; euch kommt es zu nun zu richten und zu urtheilen, ob ich der Verbrechen ſchuldig ſey, deren er mich beſchuldigte; richtet ſelbſt und entſcheidet, als ihr es vor Gott, eurem Gewiſſen und dieſen freyen Kampfgericht und allen Anweſenden verantworten möget.

Er erhielt zur Antwort:

Wir Kampfrichter dieſes freyen gerichtlichen Zweykampfs richten und urtheilen als hiezu beſtellte Richter und freye ſchöffenbare Männer und Ritter, daß der Graf Werner von Henneberg durch einen ehrlich erfochtenen Sieg von der Anklage ſeines rechtmäßig und durch Gottesſpruch getödteten Gegners, des Grafen Berthold v. Urach, frey und loszuſprechen ſey, und ſprechen ihn hiemit los und ledig nach Ritterwort und Ehre, und ſo wahr uns Gott helfe, und ſein heiliges Evangelium! Iſt jemand, der anders urtheilen mag, der rede jetzt, und ſchweige hernach.

Die ganze Verſammlung ſchwieg. Der Herold mußte dieſen Urtheilsſpruch noch einmal unter Trompeten-Schall bekannt machen. Die Verſammlung ſchwieg wieder. Die Richter wiederholten ihn zum drittenmal gegen

Henneberg, und beſtätigten ihr Urtheil. Henneberg neigte ſich, und ritt unter lautem Zujauchzen der Anweſenden fort. Urachs Bediente nahmen ſeinen Körper auf, und führten ihn nach Steinheims Anweiſung in die Stadt zurück. Sein Vater war ſchon von ſeinem unglücklichen Schickſal unterrichtet, und weil er überzeugt war, daß die Gerechtigkeit, Wahrheit und Billigkeit nicht auf ſeines Sohnes Seite ſey, ſo hatte er nach dem Glauben und Grundſätzen der damaligen Zeit keinen andern als dieſen Ausgang erwartet. Indeſſen fühlte er, was er an ſeinem Sohn verlohren hatte, nur allzutief; ſein Schmerz war der Größe ſeines Verluſtes gleich.

Allbarmherzige Vorſicht, rief er, — es war dein Wille — er geſchehe, beuget er gleich mich zitternden und verlaſſenen Greis bis zur Grabes Schwelle nieder. Wie konnt ich es anders vermuthen? Wahrheit und Recht iſt Gottes Sache, und mein unglücklicher Sohn verkannte im Ungeſtüm ſeiner Leidenſchaften dießmal die Wahrheit und das Recht, ſeine Sache war nicht die Sache Gottes. Er fiel, — nicht, wie ich es wünſchte, aber er fiel nach Gottes Rath. Wär er gefallen durch der Ungläubigen Schwerdt, ſo hätte er ſein Blut für die Sache der Chriſtenheit und des Vaterlands vergoſſen, und ſchon das, wäre Troſt, aber — Gott! warum lieſeſt du mich nicht vor ihm zur Grube fahren? warum muß ich alter ſchwacher Mann, deſſen Kräfte ſchon längſt abgeſpannt ſind, noch die blutige Leiche meines Sohnes zur Erde beſtatten, von dem ich hoffte, daß er die Stütze meines Alters ſeyn, und mir die Augen ſanft zudrücken werde? Nun, ich hoffe, auch meine Laufbahn wird bald geſchloſſen ſeyn; Kummer und Sorgen und drückende Leiden ohne Zahl, werden dieſe wankende Hütte bald zertrümmern; bald — ich fühle es — bald ruhet dieſes von Gram zerriſſene Herz, bald ruhet dieſes ſchwache zitternde Haupt, das nichts mehr denken, nichts mehr ausſinnen kann, das Troſt ihm ſeyn könnte, in des Grabes kühler Höhle, und mir iſt wohl —

Er ließ den Körper ſeines Sohnes gehörig verwahren, und nahm ihn mit nach Urach. Es war ein erſchütternder Anblick, dieſen biedern alten Mann zu ſehen — ein Vater, der ſchon an der Schwelle des Grabes ſtand, und der Leiche ſeines einzigen Sohnes, eines der würdigſten Männer, die Deutſchland in jenen rauhen Zeiten hervor gebracht hatte, nachfolgte, — der Anblick war auch denen rührend, die keinen nähern Antheil an der traurigen Begebenheit genommen hatten. —

Und ſo hätte ich denn nun meine Leſer von Bertholds Wiege an bis zu ſeinem Grabe gebracht, vorausgeſetzt, daß ſie mir bis hieher gefolgt ſind, und nicht ſchon längſt aus Ueberdruß und Langerweile das Buch weg geworfen, und mit einem andern kurzweiligen modiſchen Roman, Schauſpiel oder Gedichtsſammlung vertauſchet haben. Ein Fall, den ich aufrichtig zu reden, ſchon mehr als einmal, während ich bis hieher ſchrieb, gefürchtet habe, da ich es jetzt mehr als jemals fühle, wie ſchwer es in unſern Tagen ſey, die Aufmerkſamkeit des gewöhnlichen Leſepublikums mit Sachen von der Art ſo lange zu unterhalten. Es ſey mir nun geglückt oder nicht, ſo bleibt für mich doch weiter nichts übrig, als mich ſo gut ich kann, auf alle Fälle gefaßt zu machen; welches ich auch, dem Himmel ſey's gedankt, ſo gut bin, daß es auf mich auch nicht den geringſten widrigen Eindruck machen würde, wo ich künftig mein Buch finde, es ſey in den Händen eines tief ſtudierten Mannes (wo ich es, unter uns geſagt, am wenigſten finden möchte) oder eines parfümirten tändelnden Stutzers, auf der Toilette einer Hofdame, oder im Käſeladen eines Hökers. Horazens goldener Spruch hat mich gelehrt:

> Omnes eodem cogimur: omnium
> verſatur urna, ſerius, ocyus
> ſors exitura, et nos in aeternum
> exilium impoſitura cymba.

welches auf das zierlichſte verdollmetſchet zu deutſch alſo gedeutet werden kann:

> Ein Ort verſchleußt uns alle, für alle fällt
> aus einer Urne früh das Loos oder ſpät,
> das uns zur ewigen Verbannung
> in den gefürchteten Nachen ſetzt. *)

Wie

---

*) Das heiſt ſehr brüsk geſprochen — ſagt ein Leſer oder Rezenſent. Das heiſt es auch, antwortet der Verfaſſer, der dieß doch noch lieber an Schriftſtellern leiden mag, als jene läppiſche Captationes benevolentiae, womit er jezuweilen Schriftſteller im Gefühl ihrer Niedrigkeit an den Stufen des Richterthrons herumkriechen ſahe, um auf irgend eine Art ein günſti-

Wie dem auch ſey, ſo muß ich doch um einen Augenblick Geduld dienſtfreundlich bitten, um noch einmal zu Erwinen zurück zu kehren, an deren Schickſal meine Leſer und Leſerinnen hoffentlich doch noch einigen Antheil nehmen werden.

XXXIV.

Der alte Steinheim war, wie wir oben gehört haben, noch vor dem Tage des Kampfs aus Worms weggereiſet, als er alle ſeine Bemühungen, den Grafen Berthold auf andere Gedanken zu bringen, vergeblich ſahe. Er fand bey ſeiner Zurückkunft ſeine Tochter in einem ſo abgematteten Zuſtand, daß er wohl ſahe, einige Tage würden ihrer Leiden Ende bringen. Ihr Verſtand war zwar wieder zurück gekommen, allein dieß war mehr eine Folge ihrer äußerſten Entkräftung, die ihre Einbildungskraft ſo ſehr abſpannte, daß ſie nicht mehr im Stande war, auszuſchweifen, und in wilden Phan-

---

ſtiges Rezenſenten Urthel zu erſchleichen, zu erkützeln, zu erräuchern, oder zu erbetteln. Man halte dieſe Aeußerung dem Verf. dieſes Buches, der dem Ende ſeiner ſchriftſtelleriſchen Laufbahn ziemlich nahe iſt, und leider manche Rezenſenten Sünde auf ſeinem Gewiſſen hat, zu gute, da er aus Erfahrung ſpricht.

Phantaſien zu ſchwärmen. Sie hatte nicht Kraft genug zur Raſerey, aber doch noch ſo viel Beſinnen, daß ſie ſich mit der heftigſten Herzensangſt nach ihrem Gemahl erkundigte. Da man Erwinens Ende mit jedem Tage vermuthete, ſo hoffte der alte Steinheim, der Ausgang des Kampfs könne, er möge ſeyn, wie er wolle, ſeiner Tochter die wenigen Tage, die ſie noch zu leben hätte, wohl verheimlichet werden, er glaubte, es ſey Pflicht, ihre letzten Stunden nicht ohne dringende Noth noch ſchmerzlicher zu machen, als ſie ohnehin ſchon waren. Auf ihre Frage antwortete er ihr alſo: daß der Graf von Henneberg nicht in Worms geweſen ſey, daß alſo die Sache noch unentſchieden geblieben, und vielleicht auch Hofnung wäre, die beyden Gegner auf andere Gedanken zu bringen. Sein Herz ſtrafte ihn freylich Lügen, indem er dieß ſagte, und ſtrenge Kaſuiſten, als z. B. Herr D. Leß in Göttingen, der durchaus nicht haben will, in irgend einem Fall andern etwas glauben zu machen, das unſerer innern Meinung entgegen iſt, weil — — wir dann ſelbſt unſerm Schöpfer nie trauen könnten; der nur den Fall gelten läßt, wenn, wie der heil. Auguſtin ſagt, durch eine Lüge das ganze menſchliche Geſchlecht vom ewigen Untergange zu retten wäre, — ein Fall, den er wohl ſetzen konnte, ohne ſeiner Strenge etwas zu vergeben, da er meines Erachtens undenkbar iſt; der, ich weiß nicht, mit welchem Rechte, durchaus behauptet, daß durch jede Unwahrheit, ſie möge noch ſo unſchädlich oder gar nützlich ſeyn, dennoch weit mehr Schaden angerichtet werde. *) — Moraliſten mit ſolchen runzelichten Stirnen werden freylich des alten Steinheims Verhalten gegen ſeine Tochter, ſeine Reden gegen innere Ueberzeugung nicht zum Beſten deuten; allein ich kann das nun einmal nicht ändern, da ich als Geſchichtſchreiber die hiſtoriſche Treue zu verletzen, zu gewiſſenhaft bin; ich weiß daher in der That

nichts

---

*) S. Leſſ chriſtliche Moral und praktiſche Dogmatic. Im Vorbeygehen ſey's geſagt, daß ich, da ich nicht Profeſſor der Moral, wenigſtens nicht einer ſo ſtrengen Zuchthaus-Moral bin, noch zu werden Hofnung und Luſt habe, auch nicht gar wohl begreifen kann, wie ein ſonſt vernünftiger Mann und — frey denkender Theologe als Hr. D. Leſſ iſt, auf dieſe große Unwahrheit habe verfallen können, daß es Chriſtenpflicht und Geſetz ſey, in keinem Fall, wie er auch immer ſey, den, von der Erlöſung des Menſchengeſchlechts etwa ausgenommen, eine Unwahrheit zu ſagen. Aus der Bibel läßt ſich dieß doch wohl nicht anders als mit Leſſiſcher Exegeſe beweiſen, die wohl viel andere Dinge

als

nichts zur Entſchuldigung des alten Steinheims zu ſagen, als: daß der alte Mann es nicht beſſer verſtand, und ſogar glaubte, recht daran zu thun, er handelte nach einem irrenden Gewiſſen, wie die Herren mit der runzelichten Stirn zu reden pflegen, weil er die Kompendien dieſer ſtrengen Moraliſten nicht geleſen hatte, und auch nicht leſen konnte — ſintemal ſie noch nicht das Licht der Welt erblicket hatten.

Erwine ließ ſich indeſſen mit dieſer Entſchuldigung einige Tage hinhalten. Als ſie aber niemanden von ihren übrigen Anverwandten

zum

---

als dieſes, ſchon daraus bewieſen hat. Mit der Vernunft aber ſtreitet es durchaus. Es laſſen ſich, der chriſtlichen Rechtſchaffenheit unbeſchadet, ſo viele Fälle im menſchlichen Leben denken, wo eine Unwahrheit Nutzen von mancherley Art, und durchaus keinen Schaden ſtiftet, ſoll man dann mit einer ſolchen unſchädlichen Unwahrheit nicht nützen? ſoll man erſt den Fall abwarten, wo man ein ganzes Menſchengeſchlecht von ewigem Untergang damit retten kann? Das wäre doch wohl moraliſche Grimaſſe und Fratzen-Geſichtsſchneiderey. Steinheims Verhalten ſoll hiedurch auf keine Weiſe gebilliget ſeyn, ob ich gleich auch nicht einſehe, warum es zu misbilligen wäre.

zum Vorſchein kommen ſah, und doch vermuthen konnte, daß unterdeſſen etwas vorgefallen ſeyn müſſe, ſo gab ſie deutlich genug zu erkennen, daß ſie dem Vorgeben nicht mehr glaube. Sie fragte nun gar nicht mehr. Nur zweyen Tage vor ihrem Tode erkundigte ſie ſich, ob ihr Bruder noch nicht zu Hauſe gekommen ſey? Auch dieſes hatte man ihr verheelet; denn er war wirklich, nachdem er die Leiche ſeines Freundes begleitet hatte, zurück gekehret.

Ihr Vater ſah nun wohl, daß ſie von dem traurigen Erfolg ſchon ſo überzeugt war, als wäre ſie davon unterrichtet, er hielt es alſo für grauſam, ihr das Vergnügen, ihren Bruder zu ſehen, länger abzuſchlagen. Der junge Herr von Steinheim erſchien vor ihr, kniecte an ihr Bette, und ſagte mit weinenden Augen:

Du ſuchſt Troſt in meinen Augen, Unglückliche! ach, daß ich ihn dir geben könnte! Du ſieheſt in mir, liebe Schweſter, den Urheber aller deiner Unglücksfälle, den Schöpfer deiner Quaal, den Radebrecher deines Glücks; aber fluche mir nicht, wie Berthold mir fluchte; ich habe mir ſelbſt längſt gefluchet. Vergebung von dir zu flehen, komme ich hier. Könnte meine Reue oder könnte mein Blut auch nur etwas von dem wieder gut machen, was ich verdarb, ſo wäre es ſchon geſchehen; denn ſchon lange peiniget mich die ſchmerzlichſte Reue, und mit Freuden wollte ich mein Blut fließen ſehen, wenn ich dein Leben, dein glückliches Leben, dadurch wieder erkaufen könnte.

Vergebung brauchſt du nicht, antwortete Erwine, wie ich, wie wir alle. Lebe, lebe lange, und glücklicher als ich, und überlaß das Sterben mir, da ich nicht mehr leben kann. Aber ſage mir, Bruder, wie ſtehet es um Urach? lebt er noch? —

Ein Strom von Thränen, den ſie ihren Bruder vergieſſen ſahe, war die Antwort, die ſie erhielt. Sie verſtand ſie.

Endlich doch, theurer Urach, rief die arme Sterbende, endlich doch biſt du meinetwegen ermordet. O, ich Unglückliche, du biſt geſtorben, ohne deine Erwine geſegnet zu haben, auch in jenem Leben wirſt du mir nicht vergeben, mich nicht lieben; bald werden wir uns finden, und du wirſt mich fliehen. O! welch ein zerſchmetternder Gedanke — mich in jenem Leben ſiehen! Grauſamer Henneberg, was that ich dir zuwider? wodurch habe ich dieſe Verfolgungen verdienet? ach, Urach! ach! Henneberg! mein Herz und mein Verſtand ſinkt unter der Laſt der Qualen, womit ihr mich foltert. —

Sie fiel hierauf wieder in Verwirrung und wüthende Phantaſieen zurück, die ihren äuſſerſt ſchwachen und heftig erſchütterten Körper ſehr angriffen, und ihren Tod beſchleunigten. Wenig Stunden vor ihrem Abſcheiden kam ihre Vernunft wieder. Mit der Rückkehr ihrer Vernunft erhielt ſie auch wieder Ruhe des Herzens, die aber mehr in einer Abſpannung ihres Gefühls beſtand. Sie tröſtete nun ihren Vater und Bruder, und das Gefühl, daß ſie bald zu dem Schatten eingehen werde, nach dem der Wanderer in brennender Sonnenhitze ſchmachtet, gab ihr Kraft, ruhiger als jemals auf den Augenblick ihrer Vollendung zu ſehen; die Zukunft, die vor ihr lag, wurde ihr angenehmer und heller, weil ſie überzeugt war, da die Ruhe zu erlangen, nach der ſie Jahrelang geſeufzet hatte.

Sie hielt ſich ſtark genug, die Kinder, die ſie mit Urach gezeuget hatte, ſich bringen zu laſſen, die nun ſchon in dem Alter waren, worinnen ſie den großen Verluſt, den ſie durch ſie litten, empfinden konnten. Man fand anfangs Bedenken, ſie her zu bringen, weil man fürchtete, daß der Anblick dieſer Kinder ſie zu ſehr erſchüttern möchte; allein ſie beſtand darauf.

Weint nicht, Kinder, ſagte ſie mit feſtem Ton, werde ich gleich des Lebens in ſeiner Blüthe beraubt, zu einer Zeit, wo ich ſo gern noch euch Mutter und Erzieherinn ſeyn möchte — weinet dennoch nicht. Das Leben eilt hinweg, und uns bleibt nichts übrig, als den beſtmöglichſt guten Gebrauch von ſeiner Kürtze zu machen. Ihr ſeyd Vater und Mutterloſe Waiſen; in der Schule des Unglücks erzogen, kennet ihr bis jetzt das Leben nur von ſeiner traurigſten Seite, glaubt aber nicht, als ob dieß ſeine einzige ſey. Ach, ich hatte auch Freuden des Lebens im vollen Maaſe — aber nur auf kurze Zeit; möge der Himmel euer Leben um ſo viel freudenvoller machen, je früher das Ende meiner Freuden kam. Aber nur der biedere ehrliche Mann darf Anſpruch darauf machen; auch im Sturme ſeines Lebens bleibt ihm das Bewußtſeyn edler Handlungen. Ein Bewußtſeyn, das alles, was Lebensfreuden heißen mag, bey weitem aufwäget. Möchtet ihr einſt ſtets dieſes Bewußtſeyn fühlen! Ich würde weniger ruhig aus der Welt gehen, wenn ich mir mehr Vorwürfe zu machen hätte. Kinder! das ſagt euch eure Mutter auf dem Sterbebette, wo jedes Wort ein Centnergewicht hat, wo keine Verſtellung, keine Heucheley, kein Stolz mehr ſtatt finden kann, wo uns alles in einem ganz andern Lichte erſcheinet, als wir es ſonſt ſahen; ach! daß ihr nicht die Empfindung haben könnet, die ein Sterbender hat, die ich euch nicht beſchreiben kann, ſo ſehr ich ſie auch fühle. Möge jedes meiner Worte ſich tief in euer Herz graben, und tauſendfältige Früchte bringen. — Kinder! ſeyd brav, bieder, edel und rechtſchaffen, und dann ſeyd über euer Schickſal unbeſorgt. Es kann traurig und höchſt unangenehm werden, aber wohl euch, wenn ihr euch dabey keine Vorwürfe des Selbſtverſchuldens zu machen habt. Das — das iſt die Spitze menſchlicher Leiden. Wachet zu dem Ende ſorgfältig über eure Leidenſchaften, in ih-

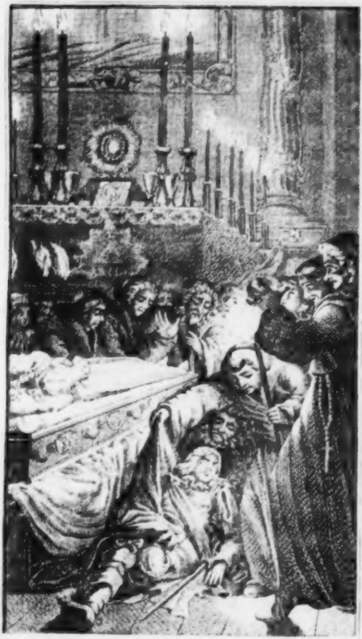
ihnen lieget die unverſiegbare Quelle menſchlichen Elends, ſo bald ſie nicht in Schranken gehalten werden, und wie ein brauſender Waldſtrom daher ſchäumen. Kinder, wie viel hätte ich euch noch zu ſagen! aber ich werde ſchwach, der Tod übereilet mich. Wollt ihr glücklich ſeyn, ſo laßt das, was ich euch ſagte, nicht umſonſt geſagt ſeyn! die Worte eurer ſterbenden Mutter, die euch mit Schmerzen gebar, die das Bittere ſo mancher Lebensſtunde um euretwillen nicht achtete, die keine Mühe, keine Sorge ſcheuete, um in euch den Saamen der Rechtſchaffenheit und des Biederſinns auszuſtreuen, die oft mit Thränen und Seufzern in die Zukunft ſah, und den Gedanken, wie einen Fluch Gottes fürchtete, daß ihr nicht brav, nicht edel, nicht redlich, und folglich nicht glücklich werden möchtet — die Worte dieſer ſterbenden Mutter müſſen euch heilig, wie Gottes Evangelium ſeyn. Dieß erwarte ich von euch mit Recht, und dieſes Recht habe ich theuer genug erkauft. Verlaßt euch nicht auf eure Klugheit; ſie iſt oft eitler Stolz; nicht auf euer Gefühl; es iſt oft verdorbene Empfindung. Höret den Rath älterer und erfahrnerer Männer, die den Gang menſchlicher Dinge ſchon mit Schaden kennen gelernt haben. Haltet jeden Menſchen für gut, ſo lange ihr nicht Proben vom Gegentheil habt, aber vertraut euch nicht jedem an. Immer aber haltet es beſſer, der Betrogene als der Betrüger zu ſeyn. Iſt euch eures Lebens Glück, eurer Seelen Ruhe und Friede, iſt euch der Troſt der Todesſtunde lieb, ſo glaubt und befolgt, was euch eure Mutter in der letzten Stunde ihres Lebens ſagte. Ich fodere Gehorſam. Künftig bin ich euer Ankläger, wenn ihr meinen Wunſch nicht erfüllet; aber Gottes Seegen, Gottes ſchönſter Seegen ruhe auf euch, wenn ihr befolgt, was ich euch ſagte. Höre mich, Allliebender, der meine Tage zählte und ordnete, höre mich und meine Bitte, um Seegen für die Theuren und Lieben, die um mein Sterbebette weinen. Sie ſind mir theuer und werth, möchten ſie auch deiner Liebe immer werth ſeyn! Nun lebt wohl — es gehe euch wohl; dort ſehen wir uns wieder! —

Sie ſank entkräftet zurück. Ihr Odem ging allmählich ſtärker — ihre Augen wurden dunkel, kaum daß ſie noch ihren Vater erkannte, deſſen Hand ſie ergriff, und konvulſiviſch drückte — ein kalter Schweiß ſtand auf ihrer Stirn, und nach ein paar Minuten ging ſie in das Leben über, wo der Frevler aufhört zu plagen, und der Gerechte nicht mehr leidet.

So ſtarb Erwine. Ein Weib ſeltener Art, von ſeltenen Tugenden, aber auch ſeltenen Schickſalen und Leiden. Ihr Verſtand ſah hell; denn ihr Geiſt war gebildet, und ſie traf faſt immer das Ziel. Sie hatte vielleicht ein beſſeres Schickſal verdienet; denn was ſie litt, litt ſie meiſt unverſchuldet. Ihr Herz und ihre Empfindungen waren immer rein, wie ein kriſtallener Spiegel, aber Kummer und Sorgen mancher Art trübten ſchon früh den Quell ihres Lebens, und da, wo Andere erſt anfangen zu leben und zu genießen, hörte ſie ſchon auf. Warum das? — Das läßt ſich erſt dann ſagen, wenn der Plan der göttlichen Weltregierung vor uns offener liegt, und wir von einer höhern Stufe die Verwickelung menſchlicher Schickſale überſchauen können.

XXXV.

Man machte nun alle ihrem Stande gebührende Zubereitung zu ihrem Begräbniß. Als man



[illegible]

man ſie begrub, drängte ſich ein Mann, in einen Mantel gehüllet, nahe an die Bahre, und folgte ihr bis zur Kirche. Dort ſetzte man ſie am Altar nieder, auch der Mann im Mantel drängte ſich dahin, und — fiel ohnmächtig nieder. Steinheims Bedienten eilten ihm zu Hülfe, und ſchlugen den Mantel aus einander, und in dem Augenblick ſchrieen ſie auch laut auf! **Jeſus! Maria! der Graf von Henneberg!**

Er war es auch in der That, dieſer unglückliche rechtſchaffene Mann, deſſen ganz tadelloſe Liebe die lange Reihe von Unglücksfällen hervorgebracht hatte, die ihn, die Steinheimſche und Urachſche Familie trafen.

Schon ſeit ſeinem Kampf mit Urach hatte er verborgen und ſtill in dieſer Gegend gelebt, um Erwinens Schickſal, das mit dem ſeinigen ſo eng verbunden war, abzuwarten. Daß ſie krank und ausgezehrt von Kummer ſey, daß man ihren Tod unvermeidlich hielt, wußte er. Gern hätte er an ihrem Kranken- und Sterbebette bittere Thränen der Reue geweinet, gern Erwinen in ſeinem Arm entſchlummern laſſen; aber ſich ihr oder ihrer Familie vor Augen zu ſtellen, ließ ſeine feine Empfindung vom Schicklichen und Unſchicklichen, ſeine zarte Schonung und zärtliche Liebe für Erwinen nicht zu; denn er fürchtete und zwar mit Recht, ſein Anblick möchte Erwinens Lebensfaden noch früher und gewaltſamer abreiſen, als es ſchon geſchah, und in ihr die ganze Reihe unangenehmer Empfindungen und Lebensſcenen erneuern, die er unvorſätzlich und ohne ſtrafbare Schuld ihr ſchon verurſacht hatte. Unerkannt, hoffte er, ſollte es ihm erlaubt ſeyn, einige Thränen auf den Sarg ſeiner Erwine zu weinen, und ihr in der Stille das abzubitten, was ſie ſeinetwegen gelitten hatte.. Alles würde auch glücklich abgelaufen ſeyn, hätte nicht das Uebermaas ſeines Schmerzes ihn entdecket. Er erlag unter dem Drang ſeiner Empfindungen. Einer ſeiner getreuen Leute, den er allein bey ſich hatte, führte ihn aus der Kirche, nachdem man ihn zu ſich ſelbſt gebracht hatte. Und nun entfernte er ſich plötzlich und mit möglichſter Eilfertigkeit ganz aus dieſen Gegenden, machte zu Hauſe die nöthigen Einrichtungen auf ſeinen Gütern, und da die Welt, nach dem, was er in ihr erfahren, geduldet und gelitten hatte, für ihn keine Reize mehr hatte, und haben konnte, ſo entſagte er ihr auf ewig.

Das Kloſter Clugny war gerade damals durch die Heiligkeit und Strenge ſeines Vorgeſetzten, des heil'gen Bernhards, berühmt. Der Graf von Henneberg hielt es für ſeinen Gemüthszuſtand am zuträglichſten, dort zu leben, und ließ ſich darinnen aufnehmen. Und von nun an ſuchte er die wenigen Jahre, die er noch lebte, in den Uebungen der Andacht Troſt gegen das nagende Andenken an eine Perſon, die er gern mit Aufopferung ſeiner eigenen Glückſeligkeit von dem Kummer gerettet und bewahrt hätte, in den ſie ſeine unglückliche Liebe ſtürzte. Dieſer nagende Kummer, der ihn bis in die verborgenſten Cellen folgte, verkürzte ſein Leben. Er ſtarb bald unter dem Gebet und Segenswünſchen der frommen Mönche.

Auch des Grafen von Urachs Aeltern und der alte Steinheim fühlten, daß nach dem Tode Bertholds und Erwinens die Welt eine öde Wüſte für ſie war. Der Verluſt, den ſie dadurch litten, war ein zu harter Schlag, als daß ſie ihn lange hätten überleben können. Sie folgten in kurzem ihren Kindern in das Land der Ruhe nach.

Nur der junge Steinheim blieb übrig, und weil er nie heyrathete, ſo nahm er ſich väterlich der Kinder ſeiner unglücklichen Schweſter an, und erzog ſie alle, ſowohl die von Urach als auch Hennebergs Sohn mit großer Sorgfalt, und lehrte ſie, ſich als Geſchwiſter zu lieben. Mit ihm erloſch die Steinheimſche Familie, und Urachs Kinder erbten ihre Güter. Aber auch dieſe Familie iſt jetzt ausgeſtorben, und ihre große Beſitzungen machen einen Theil des Herzogthums Würtemberg aus.

---

2 Maccabäer XV, 38 — 40.

So will ich nun hiemit das Buch beſchlieſſen — —

Und hätte ichs lieblich gemacht, das wollte ich gerne. Iſt es aber zu gering, ſo habe ich doch gethan, ſo viel ich vermocht.

Denn allezeit Wein oder Waſſer trinken, iſt nicht luſtig, ſondern zuweilen Wein, zuweilen Waſſer trinken, das iſt luſtig: alſo iſts auch luſtig, ſo man Mancherley lieſet. Das ſey das

Ende.

Ueber
die Kreuzzüge,
ihren Urſprung, ihre Geſchichte
und Folgen.

Vixere fortes ante Agamemnona
Multi: ſed omnes illacrymabiles
Urguentur ignotique longa
Nocte, carent quia vate ſacro.

Schwerlich werden die Jahrbücher der Geſchichte irgend einer Nation aus der alten oder neuern Zeit etwas aufzuweiſen haben, das, aus allen Geſichtspunkten betrachtet, auffallender, ſonderbarer und merkwürdiger wäre, als die Geſchichte der ſo genannten Kreuzzüge, Kreuzfahrten oder heiligen Züge. Sie zeigen uns, zu welcher Stufe von Schwärmerey und Thorheit, zu welchen außerordentlichen Planen die menſchliche Seele, durch einen gewiſſen Stoß in eine raſtloſe Bewegung gebracht, hinaufſteigen oder herabſinken könne. Sie ſind für alle Jahrhunderte ein großes lehrreiches Schauſpiel, das dem Schwärmer, ſo wie dem Philoſophen, unerſchöpflichen Stoff zu den intereſſanteſten Betrachtungen geben kann, die jeder auf ſeine Manier brauchen und benutzen kann.

Iſt in irgend einer Geſchichte Abwechſelung und Wunderſames, Wahrheit an Lüge gränzend, Schwärmerey unter der täuſchenden Larve der heiligſten Religioſität und Tugend, ſo iſt es in der Erzählung dieſer Kriege. Hier ſehen wir, zu welchem Gipfel die furchtbare Macht des hierarchiſchen Roms geſtiegen war, wir leſen mit Erſtaunen die ſchauervollſten Nachrichten von dem Kampfe Europens, um ein kleines verödetes Land in Aſien, wo ein Jahrtauſend zuvor der Glaubensſtifter dieſer blutdürſtigen Krieger, die ſich Chriſten nannten, wandelte, lehrte und ſtarb — ein Umſtand, den der ſchwärmeriſche Aberglaube benutzte, um dieſem verwüſteten Stück Erde einen ganz unbegränzten hohen Werth zu geben; wir finden hier die lehrreichſten Urkunden von menſchlicher Leidenſchaft, Grosmuth und Kleinheit, von Nationalhaß, Tirannenwuth, Sclaverey, Freyheitsſinn, wahren Heidengeiſt und Donquixoterie — alles mit einander im Widerſpruch, und doch alle dieſe Widerſprüche in einem Punkte vereinbart; dem Anſchein nach unbedeutend in ihrem Urſprunge, aber erſchütternd in ihrem Fortgange, und immer daurend in ihren Folgen liefern ſie uns ein ſonderbares Gemiſch von Stärke und Schwäche, von Größe und Wildheit, von Andacht und Zügelloſigkeit.

Der Nachwelt war es aufbehalten, aus dieſer Lection zu lernen, wie viel Gutes und Böſes zu gleicher Zeit aus dieſer ungleichen Ver-

mis

miſchung und Zuſammenſtoßen widerſprechender Dinge, Handlungen, Neigungen und Leidenſchaften für das Ganze entſtehen konnte.

Hier iſt das große und verwirrte Karrikatur-Gemälde in ein kleineres intereſſantes Gemälde, mit den Worten eines neuen Schriftſtellers, zuſammengedrängt.

Europa wider Aſien in einem kleinen Winkel der Erde kämpfend; das reinſte Blut der bekannteſten, und folglich uns am meiſten intereſſirenden Nationen in einem Lande fließend, das ſich weniger durch ſich ſelbſt als durch die in demſelben erfüllten Geheimniſſe der Religion empfiehlt. Fürſten, Könige, Kayſer in allen Zurüſtungen ihrer Macht, mit allen ihren vereinigten Heeren vor einer einzigen Stadt liegend; durch Wirklichkeiten den Lügen Fortgang verſchaffend, und die fabelhaften Erzählungen unſerer alten Romane beynahe glaubwürdig machend; zerbrochene Zepter, geſtürzte Kronen, in Staub getretene Thronen, Reiche auf Trümmern anderer Reiche errichtet; faſt unheilbare Wunden, die mächtigen Reichen geſchlagen ſind; ganze Völker, die ihre Gräber in entfernten Ländern ſuchen, und auf einem Erdſtrich ſterben, der ſie nicht gebohren werden ſah; unermeßliche Schätze in feindlichen oder fremden Ländern auf immer verloren; unbebauet gebliebene Felder, Städte ohne Einwohner, Familien ohne Häupter oder ohne Nachkommenſchaft; die edelſten Schößlinge verdorret, oder bis auf die Wurzel abgehauen; die Strenge der rauheſten Frömmigkeit mit den Ausſchweifungen der kühnſten Zügelloſigkeit vermiſcht; eine abſcheuliche und ekelhafte Krankheit, aus Oertern, wo man ſie bisher zurück zu halten, ſich beſtrebt hatte, entwiſchend, und durch lange Verwüſtungen einen Theil der Halbkugel an der Wuth der andern rächend; Sitten, die ſich ſelbſt im Schoos des Verderbens reinigen; unwiſſende Ueberbleibſel der Barbaren, welche den Occident überſchwemmt hatten, und im Orient die Trümmer der Wiſſenſchaften und Künſte ſammlen, welche Konſtantinopel mit ſeinen Provinzen die Chalifen abtreten ließ; jener ſclaviſche, auf allen Gemüthern haftende, und ſeit zehen Jahrhunderten immer mehr verdickte Roſt, der ſich durch das Reiben der Ideen, Leidenſchaften und Vorurtheile, an einander ſchiebenden Ideen, Leidenſchaften und Vorurtheilen verliert; Handelsverbindungen, die ſich erweitern, verſtärken, und Länder, die bisher einander unbekannt waren, oder ſich nur kannten, um ſich zu haſſen, vereinigen; ein Intereſſe, das zwiſchen Fürſten bisher unbekannte Verhältniſſe errichtet, ſie wechſelſeitig einander nähert, und ihnen die erſten Gründe jener Unterhandlungen, jener Verträge beybringet, welche die Ruhe und Sicherheit der Reiche feſtſetzen konnten, wenn die ausgeartete Staatskunde nicht zu einer Kunſt geworden wäre, den guten Glauben ungeſtraft zu betrügen.

Dieſes Syſtem der Unterdrückung, welches den Namen des Bürgers vertilgt hatte, um eine Schaar von Tyrannen zu bilden, wo die durch Herrn und Sklaven gleich ſtark erniedrigte Menſchheit nichts als die Ungerechtigkeit des Despotismus, und die viehiſche Dummheit der Dienſtbarkeit kannte; dieſe Lehensregierung, welche, was man auch davon ſagen mag, ſo viel Uebel und ſo wenig Gutes hervorgebracht hat, wird nach und nach zerſtöret, der Menſch tritt wieder in alle ſeine Rechte, macht in den Städten jene Verbindungen, welche noch die Sicherheit und das Glück der Geſellſchaft ſind, zerbricht die Ketten der Lehensdienſte, um die Bande der königlichen Würde in ihre Stelle zu ſchieben; jene ewig denkwürdige Anordnung, die ſich zu bald verloren hat, und zu wenig bedauert worden iſt, die der Schwärmerey das Anſehen der Tugend zu geben, alle einander entgegen ſtehenden Dinge zu vereinigen, und aus einer Miſchung von Tapferkeit, Liebe und Religion, ein Volk von Helden zu bilden wußte — mit einem Worte, jene Ritterſchaft, die uns jetzt ſo romantiſch ſcheinet, und der wir doch vielleicht die wenigen Eigenſchaften, die uns ehren, zu danken haben. entſtehet entweder damals oder nimmt ihre Geſtalt an, macht die Völkerſchaften civiliſirt, mildert die Sitten, widerſteht Gewaltthätigkeiten, und prägt allen Herzen die Liebe zur Wahrheit, die Ehrfurcht für ihre Verbindungen, die noch nicht völlig verloſchenen Grundſätze der Ehre und Großmuth ein. —

Das ſind die Sachen, von welchen man glauben ſollte, man würde ſie aus verſchiedenen Geſchichten ſammlen müſſen, und die uns doch eine einzige darſtellt; dieß iſt die unermeßliche Menge von Gegenſtänden, die ſich der Feder eines Geſchichtſchreibers der Kreuzzüge darbietet.

Der Schauplatz, wo Sarazenen, Kreuzprediger und europäiſche Fürſten dieſe Rolle ſpielten, war Aſien — die Wiege des Menſchen, und das Grab der Kreuzfahrer, da fochten die Schüler des Evangeliums und des Korans zu tauſendmal tauſenden um den Beſitz eines Landes, das nicht viel größer als Korſika iſt. Ehe ich aber meine Leſer mitten in das Gedränge von Begebenheiten, das dieſe heiligen Züge verurſachten, hineinführe, muß ich ſie bitten, theils im erſten Theil dieſes Buches, die Schilderung von Deutſchlands kirchlichen und politiſchen Zuſtand, die ich von S. 21 und ff. gegeben habe, nachzuleſen, theils noch einige Augenblicke mit mir hier zu verweilen, um uns ganz mit dem bekannt zu machen, was auf das Folgende Licht werfen kann.

Wenn man wiſſen will, wie weit eine Nation gekommen iſt, ſo muß man den Punkt wiſſen, von dem ſie ausging. Der Charakter jener Zeiten war, wie man ſich aus dem erſten Theil dieſes Buches erinnern wird, Aberglaube und Neigung zum Krieg. In den Reichen des Occidents, wo jetzt die Wiſſenſchaften und Künſte erſtaunenswürdige Beweiſe von dem Umfang und der Größe des menſchlichen Verſtandes ſind, deren Gelehrte, Künſtler und Handwerker für die übrigen Theile der Welt denken, erfinden und arbeiten, herrſchte damals die tiefſte Unwiſſenheit und ein entfernender Haß gegen das arbeitſame Leben; es wäre denn, daß man die Tiefen der metaphyſiſchen Schultheologie, worein man ſich geſtürzt hatte, und die Spitzfindigkeiten der Scholaſtik mit dem ehrenvollen Namen gemeinnütziger Kenntniſſe beehren wollte, wogegen ich aber, was mich anbelangt, und im Namen aller, die Spreu von reinem Korn zu unterſcheiden wiſſen, feierlich proteſtire. Denn alle jene unendlich fein zugeſpitzte Quidditäten und Qualitäten, Entitäden, Formalitäten und Modalitäten konnten ohnſtreitig leichter einen guten Kopf verwirren, als einen dunkeln erleuchten. Wenn man tiefſinnig unterſuchet, ob das Anſchauen Gottes körperlich oder blos geiſtig ſeyn werde, ob man den Namen Jeſus Chriſtus mit oder ohne H ſchreiben müſſe,*) was der König Salomo für ein Ende genommen, ob er in der Gnade Gottes oder in Sünden geſtorben ſey, ob die beyden Lichter, deren Moſes im 1 Kap. des 1 Buches gedenkt, nicht füglich ſo erkläret werden könnten, daß das große Licht das Prieſters ſterthum, das kleine Licht, das weltliche Reich, welches wie der Mond nur ein geborgtes und ſchwächeres Licht habe, bedeuten müſſe u. ſ. w., ſo iſt dieß alles wohl weiter nichts, als eine Frucht der Unwiſſenheit und des verdorbenen Geſchmacks der damaligen Zeit.

---

*) O, weh! das iſt eine ſchneidende Satyre auf unſer hocherleuchtetes und aufgeklärtes Jahrhundert, wo ähnliche Unterſuchungen von berühmten Männern mit aller Gravität und bisweilen auch wohl mit aller möglichen Bitterkeit der Würde dieſer Männer zum Hohn und Trotz öffentlich ſind angeſtellet worden. Man denke nur an das Schaaf- und Schöpsgeblöke an der Elbe und an der Leine, und an andere dergleichen wichtige Unterſuchungen mehr.

So wie es in der Theologie ausſah, eben ſo war es mit den übrigen Wiſſenſchaften. Die römiſchen und griechiſchen Schriftſteller, jene Denkmäler des guten Geſchmacks und gründlicher Philoſophie und Wiſſenſchaft verſtand man nicht, weil ſelbſt die Mönche höchſtens nur buchſtabiren konnten. Zum Ueberfluß brachte man ihnen noch einen Eckel und Verachtung gegen die claſſiſchen Schriftſteller bey. Es iſt alſo nicht zu verwundern, wenn dieſe Leute nichts beſſeres zu thun wußten, als die alten Handſchriften claſſiſcher Schriftſteller abzuſchaben, den alten Text auszulöſchen, und Pſalmen des Breviars, Meßgebete, heilige Legenden u. d. gl. darauf zu ſchreiben. *)

Die Geſchichtbücher, die uns jene Zeiten aufbewahret haben, ſind elende Chroniken, und

---

*) So fand man in Rom ein Stück aus der Bibel zwiſchen die Zeilen eines nicht gut ausgeſchabten Livius geſchrieben.

ein Gemengſel von Fabeln, wo alles, was nur an das Wunderbare gränzte, ohne alle Kritik in dem platteſten Stil und barbariſchſten Latein aufgeſchrieben wurde. — Noch ſchlechter ſtand es um Erdbeſchreibung. Italien davon ausgenommen, kannte man keine Handlung in entfernte Länder, und wußte nichts von Reiſen dahin. Man verſetzte daher den Veſuv nach Afrika, und die mittelländiſche See galt für das Weltmeer. In einer geſchriebenen Chronik zu S. Denis findet man auf der älteſten bekannten Landcharte Jeruſalem in der Mitte der Erdkugel und Alexandrien ſo nahe dabey als Nazareth. Dieſe Unwiſſenheit brachte die Kreuzfahrer oft in die gefährlichſten Lagen, und kam ihnen theuer zu ſtehen. Sie hatten keine Begriffe davon, daß das heilige Land ſeit Joſephs und Jeſuas Zeit habe verändert werden können, und ſo wollten ſie Aſien gerade ſo ſehen, wie es im alten Teſtamente ſtehet.

Noch viel trauriger war es mit der Naturlehre, Sternkunde, Geometrie u. ſ. w. Hier jagte eine Fabel die andere, ein Wunder das andere. Man häufte Lügen auf Lügen, um die Einbildungskraft mit Ungeheuern zu erſchrecken, und durch den Wahnwitz des Schreckens die armen Ignoranten zur Verehrung und zum

Dienſt der Hirngeſpinſte zu treiben. Daher ſah man damals mehr, als wir jetzt bey unſern offenen und aufgeklärten Augen ſehen können: ganze Wolken von Heuſchrecken, die die Sonne verfinſterten, von ſchrecklicher Größe, mit ſechs Flügeln, ſechs Füßen und Zähnen, härter als Stein; Blutregen über die ganze Erde, die die Pflanzen vergifteten, die Früchte und das Getraide verdarben, und Seuchen unter Menſchen und Vieh brachten; Zauberer, die die Stürme beſchwören, die Wolken herum treiben, nach Luſt und Belieben Hagel über ganze Erdſtriche fallen laſſen konnten; man ſah ganze Städte in der Luſt, Schlachten von Centauren in den Wolken, Brunnen, deren Waſſer Blut war, Krämpfe und Nervenſchwäche, die der Teufel machte; *) Sonnen und Mondfin-

---

*) Gottlob! ſo weit ſind wir doch in der Kultur fortgerückt, daß der Teufel nicht mehr Krämpfe und Nervenziehungen an uns armen Menſchen hervorbringen kann! Dieſe Kunſt des Teufels haben unſere Magnetiſöre als Monopol ſich zugeeignet, und jenem Ungethüm entriſſen, und zwar von Gott und Rechtswegen. Sie erregen die fürchterlichſten Zuckungen, und kalmiren nach Belieben und Gutbefinden, und heilen durch dieſe wohlthätigen Krämpfe, ja ſogar

ſterniſſe, Kometen als Unglücksboten, vor deren Nachrichten Könige auf dem Throne zitterten; *) ihnen brachten die Nordſcheine Huſten, Fieber und Peſt, und gleich den Indianern, die den Teufel anbeten, damit er ihnen nichts übels thue, fiel man auf die Kniee, und betete gen Himmel die inbrünſtigſten Gebete, ſo oft ein Nordlicht kam.

Man verſtand die Kunſt, aus der Phyſiognomie der Donnerſchläge eben ſo geſchickt zu weiſ-

---

gar durch Verſtandsberaubungen (Deliria) eben ſo ſicher und leicht, als durch Jppecacuanha, Rhabarber und China. Das konnte nicht einmal der Teufel, der als ein Mörder von Anfang zwar Konvulſionen erregen, aber nicht kalmiren konnte oder nicht wollte. Woraus offenbar erhellet, daß der Teufel ein noch viel ſchlechterer Pfuſcher in der Magnetiſir Kunſt war, als es nach Herrn Boeckmanns und des Grafen von Saitillier Meynung die bremiſchen Magnetiſöre bis auf das Jahr 1789. geweſen ſind, wo ſie glücklicherweiſe durch einen gewiſſen Herrn von Roſenfels in die Kunſt glücklich und gehörig initiiret wurden, ſo daß ſie nun ſchon ſelbſt wieder Schüler ziehen.

*) So zitterte und erblaßte Ludwig der Fromme, ſo oft er in der Luft auch nur die geringſte ihm auffallende Veränderung bemerkte.

weiſſagen, als St. Lavater in dem Profil eines Menſchen, Ochſen, Eſels, Löwen, Panderthiers, Tigers, Hyänens, Hunde oder Katzen Antlitzes jeden Punkt vom Anfang der Stirnlinie bis zum Endpunkt des Unterkinns zu leſen und zu deuten weiß; denn man wußte genau, je nachdem ſie aus Oſten, Weſten, Süden oder Norden kamen, wie viel oder wie wenig Krieg, Tod oder außerordentliche Geburten mit ihnen auf die Erde donnerten und blitzten. Aus gerechter Beſorgniß, daß die wahre Quelle dieſer Wunder entdeckt, und die Begriffe davon verbeſſert werden möchten, ließ der Kayſer Lothar ein koſtbares ſilbernes Becken, das ſich in dem kayſerlichen Schatz zu Aachen befand, und worauf in erhabener Arbeit das ptolomäiſche Syſtem vorgeſtellt war, zerſchlagen, und die Stücke unter ſeine Soldaten austheilen, ſtatt daß der Ehrenmann dieſes Becken zum Kompendium aller damaligen Sternſeher hätte machen ſollen.

Wer einigermaſſen ſich über den Troß von unwiſſendem Pöbel erhob, wer wie Gerbert bewegliche Sphären machen konnte, die den Auf und Untergang der Sonne zeigten, oder wer die Höhe eines Thurms oder Baums zu meſſen verſtand, ohne hinauf zu ſteigen, oder die Tiefe eines Brunnens anzugeben, ohne ſich hinab zu ſtürtzen, oder die Länge und Breite eines Bergs, ohne herum zu gehen, oder die Anzahl von Kannen Waſſer, die ein Gefäß enthielt, zu berechnen, ohne einen Tropfen draus zu ſchöpfen; der konnte nichts klügeres thun, als je eher je lieber, aus der bürgerlichen Geſellſchaft, wo er dergleichen Zauberey trieb, ſich zu entfernen; denn er lief doch Gefahr, daraus verwieſen zu werden, wenn man auch gnädig mit ihm verfuhr. Dafür berechnete man lieber, wie viel Körner Getraide zu den Oblaten der Meſſe und Kommunion erfodert würden, und unterſuchte, wie ſchwer wohl die Summe dieſer ausgerechneten Körner ſeyn würde, oder man gab Regeln, wie man aus gewiſſen gegebenen Zahlen, die nicht gegebenen, die der Andere in Gedanken hatte, finden könne; während daß die vornehmſten Geiſtlichen als die damaligen Gelehrten nichts weiter als das Alphabeth der Kirche wußten, und man die Berechnung der Stunden auf Sonnenzeiger begränzte. Daher man auch des Nachts, wo zum großen Verdruß jener gelehrten Männer die Sonne bey ihnen nicht ſchien, wie Ludewig der heilige genöthiget war, am brennenden Lichte zu meſſen, wie lange er geleſen habe. — Das waren die gelehrten Kenntniſſe des Mittelalters, und ich denke daher, niemand werde mich der Sünde der Ungerechtigkeit zeihen können, wenn ich es roh und unwiſſend nenne.

Aus Deutſchlands Wäldern, wo ſie unbekannt mit den Bequemlichkeiten, die uns eine verfeinerte Lebensart giebt, und zufrieden mit dem, was ihnen die unbebauete Natur und die Beute im Kriege gab, lebten, hatten die Deutſchen und die Occidentaler überhaupt jene Abneigung gegen die Arbeit mitgebracht. Sie glaubten, was heut zu tage ſo mancher mit Orden und Bändern geputzte Edelmann auch glaubet, Arbeit ſchände den freyen Mann, und ſetze ihn in den Stand der Sklaven herab. Daher beſchäftigte ſich auch kein freyer Mann unter ihnen mit einem Handwerk oder mit dem Ackerbau, ſondern das waren Pflichten der Dienſtleute, zum Beſten ihrer Herrn. So ſchwitzt auch in unſern Zeiten mancher verdiente und geſchickte Mann, dem Landesherrn unbekannt, als Packeſel eines Strohkopfs unter einer Laſt von Geſchäften und Arbeiten, um ſich nur vor dem erbärmlichen Tode des Verhungerns zu ſchützen, während ſein gnädiger und hochgebietender Patron an Lombretiſch und in Aſſambleeen die ihm läſtige Zeit zu tödten ſuchet, und dann den Lohn jener Arbeiten, die er als die ſeinigen Seiner Majeſtäten oder Durchlauchten unterthänigſt überreicht, einzuärndten, und einige Broſamen von ſeinem Tiſche ſeinem dienſtfertigen hungerigen Arbeiter zuzuwerfen, gnädigſt geruhet.

Künſtler brachte der Occident gar nicht hervor. Das Wenige, was man von Kunſtſachen und zur Pracht gehörigen Dingen unter ſeinen Bewohnern ſahe, bekamen ſie aus den Morgenländern, und dann zog ſich der Luxus zuerſt und vornemlich nach Italien, als dem Lande, das am meiſten Verkehr mit dem Orient hatte. Aber auch da wurde die Pracht vornemlich auf die Kirchen, heiligen Gebäude, und was zum Dienſt der Kirche gerechnet wurde, verwendet. Es iſt in der That erſchrecklich, wie weit der fromme Aberglaube die Verſchwendung hierinnen trieb. Da gab es Evangelienbücher mit Gold und Silber ſtark beſchlagen, goldene Reliquien-Behältniſſe, goldene und ſilberne Altäre mit Edelſteinen geziert, goldene Kreuze, wovon man eines von ſieben Pfunden fand, gegoſſene metallene Thüren mit gediegenem Golde vergoldet, worauf die Lebensgeſchichte unſers Erlöſers vorgeſtellet war, maſſiv goldene Chriſtusbilder, achtzig Mark ſchwer an einen reich emaillirten Kreuz hangend, goldene Tafeln und Kelche mit Hyacinthen und

Topaſen, und andern koſtbaren Steinen und Perlen beſetzt, und viele andere Koſtbarkeiten, beſonders nach damaligem Geſchmack gemahlte Fenſterſcheiben, die unermeßliche Summen gekoſtet hatten. Hätte man damals die herrliche Erfindung der Religionskaſſen gehabt, und hätte man ketzeriſch genug gedacht, dieſe Dinge zu ſeculariſiren, und durch die Religionskaſſe in baares zirkulirendes Geld zu verwandeln, wer hätte da nicht mögen reformirender Kayſer ſeyn?

Wie weit übrigens die Pracht und Verſchwendung oft getrieben wurde, davon liefert uns die Hochzeits-Geſchichte des Marquis Bonifaz auffallende Beyſpiele. Er vermälte ſich zum zweytenmal mit Beatrix, der älteſten Tochter des Herzogs Friedrichs von Oberlothringen. Die Pracht der Hochzeit überſteigt unſere Begriffe. Als er nach Italien mit ſeiner Gemahlin zurück ging, ließ er den Pferden in ſeinem Zug ſilberne Hufeiſen unterlegen, aber die Nägel nicht umſchlagen, um Spuren ſeines Reichthums und ſeiner Pracht auf dem Wege zurück zu laſſen. Zu Marego im Mantuaniſchen hielt er drey Monat offene Tafel für alle italieniſche Herren mit allem nur möglichen Aufwand und allen Delicateſſen. Alle Gerichte waren in goldenen und ſilbernen Schüſſeln, die koſtbarſten Weine ſchöpfte man mit Eimern, die an ſilbernen Ketten hingen, und mit goldenen und ſilbernen Bändern umgeben waren, aus Brunnen, die ausdrücklich dazu gegraben waren; an Bächen und Flüſſen waren Mühlen in beſtändiger Arbeit, um Räucherwerk zu mahlen und auszuduften. Muſiker und Konzerte wechſelten mit Mimikern, Poſſenſpielern, Gauklern und Taſchenſpielern ab, und wenn nun die Gäſte lange genug geſchwelgt hatten, wurden ſie ſamt allen Aufwärtern mit Geſchenken beladen nach Hauſe geſchickt.

Man glaubt bey ſolchen Erzählungen mitten im Reiche der Feen und Geiſter zu ſeyn, denen die Schätze und Reichthümer der ganzen Natur zu Gebote ſtehen, und deren Uebermuth ſelten mit ſich einig werden kann, wie ſie am ſonderbarſten verſchwendet werden können. Zum Glück oder Unglück aber müſſen wir vermuthen, daß Donizon, ein Dichter und Schriftſteller des elften Jahrhunderts, dem wir jene Nachrichten zu danken haben, etwas in den Beutel des Herrn Marquis Bonifaz gelogen habe.

Leute, die ein ſolches Schlaraffen und Sybaritenleben führeten, konnten freylich an ernſthaften Beſchäftigungen nicht viel Geſchmack finden. Ihre Verſchwendung brachte in die übrigen Volksklaſſen eine Art von Unthätigkeit, und dieſer Mangel an Beſchäftigung führte die damaligen Abendländer zum Krieg. Ihre Verfaſſung, die jeden kleinen Herrn zum beynahe unabhängigen Fürſten ſeines eine Spanne breiten Landes machte, die ihm die Erlaubniß ließ, jede Streitigkeit mit dem Schwerdt auszumachen, unterſtützte dieſen kriegeriſchen Geiſt. Denn ein tapferer Mann fand immer irgendwo Gelegenheit, ſeinen Speer aufzuheben, und ſeiner Neigung zu folgen. Dieſer Kriegergeiſt war auch ſo allgemein, daß es faſt keine Sache von einiger Wichtigkeit gab, die nicht durch Schwerdt und Speer entſchieden wurde. Man hielt die Reichstage bewaffnet; der Ehrentitul Ritter wurde ſelbſt von Kayſern und Königen ſauer im Felde erworben; Prozeſſe, die man jetzt durch Advokaten und Prokuratoren führet, und durch rechtsverſtändige Richter friedlich entſcheiden läßt, wurden durch Duelle ausgemacht; was Wunder alſo, daß man auch zur Ehre der Religion die Waffen brauchte, wo Paulus das Evangelium in die Hand genommen hätte. Der Geiſt der falſchen Andacht hing mit dieſem Kriegergeiſt genauer zuſammen, als man auf den erſten Anblick glaubt. Der blutgierige Krieger fand ſein Gewiſſen durch

Verbrechen belaſtet, die ihm, wenn der Tumult der Schlacht, die Stimme deſſelben nicht mehr betäubte, beängſtigten. Wie konnte er wohl bequemer dieſe Unruhe lindern, als wenn er jedes Verbrechen durch verdienſtliche Werke ausſöhnte? denn ſchon damals war in der römiſchen Kirche der Glaube an verdienſtliche Werke herrſchende Lehre. Der Troſt ſuchende Verbrecher ergriff alſo dieſes Mittel mit beyden Händen. Geſtern hatte er die größten Barbareyen ausgeübet, heute ſtiftete er eine Kirche, beſchenkte ein Kloſter, ſuchte Reliquien auf, geſetzt auch, daß er ſie rauben und ſtehlen ſollte, *) kaſteyete ſich ein

we-

---

*) Andacht ſowohl als Habſucht vervielfältigten dieſe heiligen Alfanzereyen. Reliquien zu ſtehlen und zu rauben hielt man für ein verdienſtliches Werk. So ſchleppten Kaufleute die geſtohlnen Reliquien des heiligen Nikolaus aus Antiochien nach Italien; ſo verloren die Vicentiner den Körper des heiligen Theobald, den ihnen die Mönche von Vagandizza raubten. Es entſtanden Kriege über gewaltſam geraubte Reliquien, und im Fall der Noth (denn jede neuerbaute Kirche und Kloſter mußte doch ein Stuck von einem Heiligen haben) legte man Fabriken von Reliquien an. Daher haben manche Heilige ſo viele

Köwenig, doch ohne dem Leibe zu ſehr wehe zu thun, und morgen ging er wieder wie geſtern auf Raub aus. *)

Dieſe Denkart machte in jenen Zeiten eine Begebenheit möglich, deren Andenken bey uns Erſtaunen, und eine mit Mitleiden vermiſchte Bewunderung erregen muß, machte es möglich, daß

Köpfe und Aerme, daß mehrere Kirchen den Kopf oder den Arm eines und deſſelben Mannes zu beſitzen vorgeben, und man hat wohl eher einen aus Pappe und Neſſeltuch fabrizirten Kopf mit menſchenknochenähnlicher Farbe überſtrichen, für den Kopf des heil. Fortunatus ausgegeben, und nach Paris geſchickt. Dort würde er alle dem wahren Fortunatus Kopf gebührende Verehrung erhalten haben, hätte nicht ein Wundarzt den Betrug durch einen Keſſel kochenden Waſſers entdeckt, das die Lumpen und Pappe erweichte.

*) So konnte der Reiche, dem Evangelium zum Trotz, das behauptet, er könne ſchwerlich ins Reich Gottes kommen, doch leichter ſeiner Sünden los und ledig werden, als der Arme. Jener konnte, wenn ihm ja Pönitenzen und Bußungen aufgelegt wurden, ſie mit Geld oder einer gottſeligen Stiftung abkaufen; ja, um es ihnen noch bequemer zu machen, erlaubte man, dieſe Bußungen durch andere für Geld und

daß einige Millionen Europäer aus dem Innern Spaniens, Frankreichs und Deutſchlands der Aufforderung eines Prieſters gehorchten, und ihm viele hundert Meilen nachfolgten, um eine Nation zu bekriegen, die ſie vorher kaum dem Namen nach kannten, machte mit einem Worte jene fanatiſchen Kriege — die Kreuzzüge möglich.

Seit

und gute Worte verrichten zu laſſen. Der wilde Krieger fand immer in den durch ihn verbrannten Tempeln und verwüſteten Städten etwas unter ſeiner Beute, was die chriſtliche Kirche oder das Kloſter brauchen konnte, und ſo war ſein Verbrechen bezahlt, und er zu neuem autoriſirt und privilegirt. Nicht alle waren ſo gewiſſenhaft als der heil. Dominikus, der gepanzerte, der ſein Panzerhemd nur ablegte, wenn er ſich geiſelte, deſſen Haut durch Schläge ſo ſchwarz, wie eines Negers geworden war, der in ſechs Tagen eine Büßung von hundert Jahren vollführte, die durch 20 Pſalter, jeder aus 150 Pſalmen beſtehend, abgekauſt wurde, damit waren 300000 — ſchreibe dreymal hundert tauſend Geiſelſtreiche, zu zehn Pſalmen tauſend Streiche gerechnet, verbunden. Er brauchte beide Fäuſte dazu, ohne doch den gedoppelten Streich für zwey zu zählen. In einer andern Faſtenzeit vollzog er eine Büßung von 1000 Jahren — alles zum Nutz und Frommen anderer.

Seitdem Hildebrand ſeine Diktatus in die Welt donnerte, ſeitdem andere Hildebrande vor ihm mit Bannflüchen um ſich ſchleuderten, Könige von ihren rechtmäßigen Thronen ſtürzten, und kriechende Zepterräuber dahin erhoben — ſeit jener Schandzeit des europäiſchen Menſchenverſtandes galt keine weltliche Macht mehr in Welſchland, und auswärtige Fürſten mußten Dekrete und Interdikte aus Rom erwarten; Mönche und Beichtväter hatten gewonnen Spiel, es mochte ihnen nun gleiſende Ueberredung oder Giftmiſcherey und Meuchelmord den Weg dazu bahnen. Die ärgerlichen Namen der Marozia und Theodora, des Sergius und anderer ſollte die Welt in ewige Vergeſſenheit vergraben können. Sie lagen im Arme der Unzucht und Büberey; in einer Hand hielten ſie den Becher der Wolluſt, und in der andern das Schickſal der Welt. Wenn jemals die Religion eine Geiſel der Menſchheit und eine Beleidigung der Gottheit werden kann, ſo iſt es in den Zeiten, wo Habſucht und Unwiſſenheit das Intereſſe Gottes und ſeiner Diener für eines hält; wo ſtatt des reinen, einfältigen, von Himmel verordneten Dienſtes, kindiſche, lächerliche und ausſchweifende äußere, leere Gebräuche untergeſchoben werden, die den Stempel menſchlicher Leidenſchaften an ſich haben.

Und in dieſem Betracht hat das eilfte Jahrhundert vor allen andern die Schande, daß es alles dieſes auf die ſchrecklichſte Weiſe realiſirt hat. Damals wurde die Majeſtät der Gottheit nicht verehrt, ſondern beleidiget; die Habſucht ſchmiedete nie gröbere Lügen, die Unwiſſenheit erdachte nie abergläubiſchere Uebungen, der Eifer war nie irriger, ſchwärmeriſcher, und nie wurde die Leichtgläubigkeit mit dümmern Chimären eingeſchläfert, als damals. Ich weiß wohl, daß jezuweilen einzelne Fürſten ſich fühlten, und Muth genug äußerten, dem allgewaltigen Deſpotismus der anmaslichen Stadthalter Chriſti, unter deren Firma und Protection alle jene Gräuel zirkulirten, ſich ernſtlich zu widerſetzen; aber man wußte ihnen auch wohl Zaum und Gebiß anzulegen, und in Rom war man von nun an darauf bedacht, dergleichen gottloſe, unheilige und rebelliſche Entwürfe der weltlichen Macht, vor der Zeit des völligen Ausbruchs zu vernichten, und die Ungehorſamen wieder als gehorſame Söhne der gläubigen und heiligen Kirche in ihre Feſſeln zurück zu führen, und auch wohl noch ſtärker zu feſſeln. Höchſt wahrſcheinlich entſtand unter dieſen Umſtänden zuerſt bey den Päpſten der Gedanke, die Kreuzzüge als eine Stütze, zu Befeſtigung ihres erſchütterten Thrones, zu gebrauchen. Ein Vorwand war bald gefunden.

Das gelobte Land und die Oerter, wo der Stifter der Chriſtenreligion ſeinen heiligen Wandel auf Erden geführt, waren ſchon ſeit mehreren Jahrhunderten von den Arabern, einer geſitteten, reichen und gelehrten Nation, die ſich zu Mohammeds Religion bekannte, erobert worden. Die Mahommedaner ſind nicht, wie man oft irrig glaubt, Feinde des Namens Jeſu. Ohngeachtet ſie von ſeiner Perſon keinen richtigen Begriff haben, ſo halten ſie ihn doch für einen großen Propheten, und da ſie, wie alle Morgenländer, Freunde von bildlichen Vorſtellungen und das Auge reizenden Ceremonieen ſind, die Lehre von verdienſtlichen Werken auch einen Haupttheil ihrer Moral ausmachet, ob ſie gleich ſie ſo weit nicht treiben als die römiſche Kirche, ſo zeigten ſie nicht nur gegen dieſe heiligen Oerter ſehr viel Ehrfurcht, ſondern begegneten auch den Chriſten, die dahin wallfahrteten, nicht unfreundlich. Die Chriſten hatten von den frommen Reiſen nach dem heiligen Grabe und den übrigen Oertern, die ihnen die Religion ehrwürdig machte, einen doppelten Vortheil: erſtlich, daß ſie eine vermeynte Pflicht der Andacht erfüllten, und dann noch, daß ſie an den Oertern Handlung treiben konnten, aus welchen die Abendländer damals alles erhielten, was ihnen bey dem Mangel an Handwerkern und Künſtlern, ihre eigene Länder nicht geben konnten. Die eigentlichen Produkte der Morgenländer, die noch jetzo einen ſo großen Zweig unſerer Handlung ausmachen, ungerechnet. Weil der Weg um das Vorgebürge der guten Hoffnung, den unſere Schiffe jetzt nehmen, damals noch nicht bekannt war, ſo gingen alle morgenländiſche Waaren durch Karavanen bis an die Häfen des mittelländiſchen Meeres, und aus dieſen in die europäiſchen Länder, wozu die Wallfahrten der Pilgrimme viel beytrugen, und daher ſelbſt als Handels Spekulation einen Hauptgegenſtand der Aufmerkſamkeit auf beiden Seiten ausmachten. Denn die Araber ſind, ſo lange wir ſie kennen, eine eifrig handelnde Nation geweſen.

Aber die Araber, die das gelobte Land bewohnten, wurden kurz vor den Zeiten, in welche unſere Erzählung fällt, von den Türken, einer katariſchen Nation, die ebenfalls den mahomedaniſchen Glauben annahm, und nun den Arabern fürchterlicher, als vorher wurde, überwunden und unterjocht. Dieſe waren weder ſo geſchliffen und policirt als die Araber, noch wie dieſe Freunde des Handels. Sie drückten die Chriſten, die unter ihnen wohnten, und da ſie keinen Vortheil von den Wallfahrten der Auswärtigen ziehen wollten, ſo waren ihnen die frommen Pilger nicht mehr willkommen. Ein einfältiges Volk iſt immer geneigt zum Enthuſiasmus für ſeine Religion und zum Haß gegen jede davon abweichende. Die Türken hielten die gottesdienſtlichen Verehrungen der Chriſten für Abgötterey, und erſchwerten ihnen den Zugang zu den heil. Oertern auf alle Art. Der Grund davon lag alſo nicht darinnen, daß ſie Muhammedaner waren, ſondern weil ſie Türken waren. Und hierinnen lag wieder der Vorwand, den die Päpſte brauchten, um Kreuzzüge anzuſtellen. Das Land Gottes, ſagten ſie, iſt in den Händen der Ungläubigen; die nach dem heiligen Grabe wallfahrtenden Pilger werden muſulmänniſch gedrückt und verfolgt u. ſ. w., folglich iſt es Pflicht für die Chriſtenheit, das Erbtheil der Jünger Chriſti (wovon doch nichts in ſeinem Teſtamente ſtehet) jenen zu entreißen und an ſich zu bringen. Die Konſequenz dieſes Schlußes iſt freilich nicht ganz logikaliſch richtig, und paßt nicht ganz in die Schlußform, aber ſie paßte vortreflich in den ökonomiſchen und hierarchiſchen Plan der Päpſte. Wozu alſo jene logikaliſche Spitzfindigkeit? —

Wer nun Luſt hatte jenes Abentheuer zu beſtehen, und ein Exekutor des vorgegebenen Teſtaments Chriſti zu Gunſten ſeiner Jünger nach päpſtlicher Exegeſe zu werden, bezeichnete ſich mit einem rothen Kreuze; die Mönche trugen ſtatt der Fahnen Kruzifixe voran; die Werber nannte man Kreuzprediger, und die erſte dieſer unſinnigen Unternehmungen einen Kreuzzug. Die Kreuze, die man an Kleidern trug, waren von Tuch oder Zeug, bisweilen von Seide, gewöhnlich aber roth. In der Folge nahm man auch andere, weiſſe und grüne Farben; die Franzoſen blieben aber immer der alten rothen Farbe getreu. Das Kreuz, das von Papſt oder einem andern Prälaten mit Gebet und mancherley andern Ceremonieen eingeweihet wurde, war gewöhnlich auf die rechte Schulter des Kleides oder Mantels etwas erhaben genähet, damit es in die Augen fiel. Einige trugen es aber an der Vorderſeite des Helms. Kam man von einem Kreuzzuge zu Hauſe, ſo nahm man es von der Achſel ab, und trug es als ein Ehrenzeichen auf dem Rücken oder am Halſe. Einige aber trieb der Fanatismus gar ſo weit, daß ſie ſich dieſes Kreuz zum ewigen Andenken mit einem heiſſen Eiſen auf den Leib brennen ließen, oder ſich in Geſtalt eines Kreuzes Fleiſchwunden machten, und ſie beſtändig durch ätzende Waſſer roth erhielten. Man gab dann wohl gar vor, daß Gott ſelbſt oder ein Engel dieſes Zeichen im Traum gemachet habe.

Kaum war eine Million ſolcher Schwärmer auf dem Wege, ſo fingen der Papſt und ſeine Gehülfen an, ihre wahre Abſichten zu entdecken, und die Hildebrandiſchen Diktatus ins Werk zu ſetzen. Die meiſten deutſchen Fürſten mit ihrer unüberſehlichen Mannſchaft und einer ach! ſo herrlich blühenden Jugend waren entfernt, etwas dagegen zu unternehmen, wagten ſie nicht; denn die Bannflüche von der Engelsburg fürchteten ſie mehr, als die rächenden Blitze des Himmels. In dem Vaterlande ihres Glaubensſtifters verſiegelten ſie ſeine göttlichen Lehren des Friedens und der Wahrheit und ihren Glauben, und ihre Schwärmerey mit ihrem Blute.

Das war die Folge der Tiranney der Saracenen gegen die chriſtlichen Pilger im heiligen Lande, und der Predigten eines Schwärmers, wie die Welt noch keinen ſah. Erſt noch etwas von der Geſchichte jener ſaraceniſchen Chriſten Verfolgung, und dann mag unſer Schwärmer ſelbſt auftreten.

Seit den geprieſenen Zeiten des Kalifen Harun Al Raſchid, eines Zeitgenoſſen und Freundes des Karls des Großen, *) den meine Leſer, wenn

---

*) Man hat ſogar eine Erzählung von einer Reiſe Karls des Großen nach Syrien, für die aber der einſtehen mag, der ſie zuerſt erdacht hat; denn aller Wahrſcheinlichkeit nach iſt es ein Mährchen, wie tauſend andere. Man urtheile ſelbſt: Karl der Große (ich erzähle bloß nach) erhielt Briefe aus Jeruſalem, die ihm wegen der Leiden der Chriſten in Syrien Thränen auspreßten. Er ließ dieſe Briefe durch den Erzbiſchoff Turpin vor dem Volke leſen, zog mit der zahlreichſten Armee, die er je hatte, über das Meer, und landete in Aſien. Er war noch zwey Tagereiſen von Jeruſalem, als er von einem großen Walde in einer Wüſteney aufgehalten wurde, der von Greifen, Löwen, Bären, Tigern und andern ſchrecklichen wilden Thieren bewohnt wurde. Die Chriſten verirrten ſich darinnen, und mußten die Nacht da zu bringen. Karl der Große ließ ſich dadurch nicht abſchrecken; er ſtand wie gewöhnlich mitten in der Nacht auf, um ſeine Horas und Pſalter zu beten, und als er den Vers herſagte: deduc me, Domine, in ſemitam mandatorum tuorum, quia ipſam volui, ſo hörte er einen kleinen Vogel die Worte ausſprechen: Franzoſe! deine Stimme iſt gehört. Karl der Große ließ ſich dadurch nicht ir-

wenn nicht anders woher, doch wohl aus ſo vielen arabiſchen Mährchen kennen, wo er gewöhnlich wegen ſeiner Gerechtigkeitsliebe, die

aber

irre machen, und betete fort. Er kam an den Vers: Educ e Custodia animam meam: der Vogel ſprach wieder zweymal verſtändlich; Franzoſe, was ſagſt du? — Es wurde Tag. Karl und ſein Gefolge wollten den wunderbaren Vogel haben, und ſuchten ihn zu haſchen, aber natürlicherweiſe wollte er ſich nicht haſchen laſſen, er entfloh; ſie verfolgen ihn, kommen darüber auf einen kleinen Fußſteig, der ſie auf die Heerſtraſſe nach Jeruſalem führt, und man bemächtiget ſich der Stadt. Von dieſer Reiſe brachte er einen Haufen Reliquien mit, als: einen Nagel und viel Holz vom Kreuze Chriſti, einen Reſt von der Dornenkrone, die blühete, das Schweißtuch Chriſti, ein Hemd der heil. Jungfrau, den Arm des heil. Simeon. Das Wunderſamſte aber war, daß der unvergleichliche Vogel ſich vermehrte; denn noch lange hernach hörten die Pilger in eben dieſem Holze, kleine Vögel die Worte ſingen: fliehet Heiden! fliehet Heiden! — Die Leſer mögen dieſem Mährchen den Platz, den es hier einnimmt, verzeihen, und daraus lernen, durch welchen Wuſt von Legenden man ſich bey den Geſchichtſchreibern der damaligen Zeit durcharbeiten müſſe, um endlich einmal ein paar reine Körner zu finden.

aber jezuweilen in Barbarey ausartete, ſehr bekannt iſt, hatten die Chriſten, die ſo gern und häufig am Grabe ihres Glaubensſtifters ihre Andacht verrichteten, keine Ruhe zu genießen. Denn kaum hatte der fatimitiſche Kalif Hakem die Herrſchaft über Syrien und Paläſtina erlangt, ſo fingen ſich für die Chriſten die traurigſten Zeiten in dieſen Ländern an. Der Tirann ließ an ihnen Grauſamkeiten aller Art ausüben. Er war ohne Zweifel einer der größten und zugleich verabſcheuungswürdigen Thoren, die je im Orient und Occident auf Thronen geſeſſen haben. Bald wollte er ein Gott ſeyn, und fand wirklich ſtatt eines Calliſthenes, der ihm hätte ſagen können, er ſey nicht einmal ein Menſch, ſklaviſche Anbeter, die ihn dafür gelten ließen, und ihm zuriefen: O Deus noster, o vivere faciens et mori (o, unſer Gott, o, du, der du leben und ſterben läſſeſt); bald wollte er einen Nero vorſtellen, und ſich das Schauſpiel einer brennenden und dem Schrecken der Plünderung ausgeſetzten Stadt geben. Er führte auch würklich dieſe Tragödie in Cairo drey Tage lang aus; bald war ſein Unſinn lächerlich, wenn er z. B. den Schuſtern in ſeinen Staaten verbot, den Weibern keine Schuh zu machen, damit ſie nicht ausgehen, ja nicht einmal auf dem Dache des Hauſes ſpazieren ſollten. Dieſer unſinnige Menſch, deſſen Mutter ſelbſt eine Chriſtin geweſen war, zeigte doch den wüthendſten Eifer für die mohammedaniſche Religion, ohngeachtet man nach ſeinen Handlungen zu ſchließen, glauben ſollte, er habe gar keine Religion gehabt. Er wurde eine fürchterliche Geiſel der Chriſten. Er vermehrte die Steuer, die die Pilger entrichten mußten, und ließ ſie unbarmherzig einfodern; Lateinern und Griechen entzog er die freye Religionsübung, ließ ſie keine feyerlichen Feſte mehr begehen, vor mohammedaniſchen Richterſtühlen anklagen, Landes verweiſen, ihre Güter konfiſciren, die Kirchen des heiligen Grabes und viele andere Tempel und Klöſter niederreißen. So bediente ſich ſein Religionshaß, der ſich auf Juden und Chriſten erſtreckte, bald ſchleichender Liſt, bald öffentlicher Wuth. Dieſe unerhörte Grauſamkeiten toller Wüteriche wie Hakem, die unzähligen Drangſale, womit die Chriſten zu kämpfen hatten, und der unwiderſtehliche Trieb, das Land Gottes an die rechten Erben, die Chriſten, zu bringen, bewogen ſchon im Jahr 986 den Erzbiſchoff von Ravenna Gerbert, nachmaligen Papſt Sylveſter III. im Namen der Kirche zu Jeruſalem einen Brief an alle Chriſten zu ſchreiben, der die Drangſale der Chriſten unter dem Joch der Ungläubigen enthält, und zugleich eine Ermahnung an ganz Europa, die heilige Stadt von den Unterdrückern und unrechtmäſſigen Beſitzern zu befreyen. Einige Piſaner ließen ſich auch von heiligem Eifer hinreißen, und machten einen Verſuch mit einer Flotte, fielen in Syrien ein, aber ſie kamen nur, um wieder zurückgetrieben zu werden. Dieſer Verſuch aber, verbunden mit dem Gerücht, das die Pilger uns Jahr 1010 nach Aſien trugen, als ob alle Mächte der Chriſten ſich gegen die Ungläubigen rüſteten, machte den Orient aufmerkſam.

Trotz alles deſſen, waren wohl nie die Wallfahrten häufiger als damals. Es ging den Kalifen wie den Pharaonen, jemehr ſie die Kinder Iſrael drückten, deſto mehr vermehrten ſie ſich. Der Grund von dieſer Ausſchweifung in Wallfahrten lag zum Theil auch darinnen, daß es nicht bloß aus freywilliger Andacht allein geſchahe, ſondern, daß man es als eine Art Büßung that. Eine Reiſe nach dem heiligen Lande, wurde als eine Art Strafe aufgelegt; die großen Sünder ſollten wie Kain unſtät und flüchtig ſeyn. Daher waren die Landſtraſſen nach Rom und Jeruſalem mit Landſtreichern aller Art bedeckt, die nackt und mit Feſſeln beladen, die Welt durchſtreiften, um ihre Sünden

den los zu werden. Cencius, Präfekt von Rom, war von Gregor dem 7ten in den Bann gethan. Aus Rache fiel er in der Weyhnachts Nacht den Papſt bey der feyerlichen Meſſe an, ſchleppte ihn bey den Haaren mit Schimpfen und Schmähen aus der Kirche, und ſperrte ihn in ein befeſtigtes Haus ein, aus welchem das Volk mit Mühe ihn zog. Zur Strafe mußte er nach Jeruſalem. — Ein Graf von Anjou Fulco Nerra, ein großer mit Verbrechen aller Art und Blut beſudelter Sünder, wollte alle ſeine Sünden abwaſchen, und zog dreymal nach Jeruſalem; aber er kam nicht gebeſſert zurück, ohngeachtet er ſich mit einem Strick um den Hals durch die Gaſſen von Jeruſalem ſchleppen, von einem ſeiner Bedienten mit Ruthen peitſchen ließ, und immer ſchrie: Herr, erbarme dich über mich, einen meineidigen flüchtigen Verbrecher! Dieſe wenigen Beyſpiele könnten noch reichlich mit andern vermehrt werden, wenn es der Mühe lohnte. Ein paar ſind ſchon hinlänglich, den ſchwärmeriſchen Geiſt des damaligen Zeitalters zu charakteriſiren. *)

Noch

---

*) Der Sonderbarkeit wegen mag noch ein ſpäteres Beyſpiel hier ſtehen. Es ſey das Beyſpiel der berühmten Katharina von Medizis. Sie that ein Gelübde, daß ſie, wenn eine gewiſſe

Un

Noch ein Hauptbewegungsgrund nach Jeruſalem zu pilgern, war gegen das Ende des 10 und Anfang des 11. Jahrhunderts die allgemeine Sage: die letzte Zukunft Chriſti zum Weltgericht ſey nahe. Im Jordan zu baden, deſſen Waſſer nicht verdirbt, und allen Ausſatz der Haut heilet, hielt man für ein unſchätzbares Glück; *) damit wollte man zugleich alle Flecken und allen Ausſatz der Seele abwaſchen. Was mußte die fromme ſchwärmeriſche Seele nicht empfinden, wenn ſie den Gedanken hatte, in

---

Unternehmung ihr glücke, einen Pilger nach Jeruſalem ſchicken wolle, der die Reiſe zu Fuße thun, und alle drey Schritte, die er vorwärts ging, einen Schritt wieder zurückgehen ſolle. Zu dieſer höchſt ſeltſamen Unternehmung fand ſich ein Bürger von Verberie in der Pikardie, der ſie nach aller Strenge und Gewiſſenhaftigkeit ausführen wollte. Dieſe Wallfahrt brachte dem armen Schelm große Summen und den Adelsbrief ein. Warlich! ein ſauer verdienter Adel!

*) Dieſe Raſerey mit dem Jordansbad hat lange fortgedauert, und dauert wohl noch. Man warf ſich ins Waſſer und ſchwamm darinnen; man trank es, man wuſch Geräthe und Hemden darinnen, man zog ſich nackend aus und ließ ſich einen Eimer Waſſer auf den Rücken gieſ

in der Nähe des Oelbergs zu ſterben, oder da die Zukunſt des Herrn zu erwarten. Dieſer Glaube machte, daß Könige, Fürſten, Grafen, Biſchöfe, ja ſogar eine große Menge Frauenzimmer und mancherley Leute von geringem Stande ihre Güter und Häuſer verließen, und Schaarenweiſe, ohne Rückſicht auf Freundſchaft und Familie, eilig nach dem gelobten Lande gingen. So hat die Zukunſt Jeſu zum Gericht und die Erwartung des ſo genannten jüngſten Tages ſchon mehrmalen ganze Schaaren Menſchen von Haus und Hof gejagt. Wem fällt nicht hier aus der neueſten Geſchichte Ziehens prophetiſche Weiſſagung ein, die vom Harz bis nach Siebenbürgen die Menſchen erſchütterte und in Furcht ſetzte, und manche Familie ruinirte.

Ehe

gieſſen, und das alles geſchahe ohne Unterſchied des Geſchlechts. Manner und Weiber ſtanden da nackend und blos, wie ſie die Natur geſchaffen hatte, ſo ſehr hatten Aberglaube und Andächteley ſogar die Schamhaftigkeit unterdrücket. Man that es des Morgens zu einer Jahrszeit, wo das Waſſer eben nicht ſehr warm iſt, und die Folge war, zitternde Glieder, klappernde Zahne, und ſtatt der Geſundheit gefahrliche Krankheiten. Aber die Andacht fand von allem dem nichts.

Ehe noch der Zeitpunkt der allgemeinen Raſerey erſchien, wimmelte das ganze elfte Jahrhundert hindurch der Weg nach Paläſtina von einzelnen Pilgerſchaaren, die zum Theil bloß dahin gingen, um ihre Eitelkeit zu kitzeln, oder wie Glaber ſagt: ut ſolummodo mirabiles haberentur. Im Jahr 1026. führte der Graf von Angouleme einen ganzen Zug Abentheurer dahin. Im Jahr 1065. traten, eben nicht aus den reinſten Abſichten, unter Anführung Siegfrieds, Erzbiſchof von Maynz, Walthers von Bamberg, Otto von Regensburg und Wilhelms von Utrecht 7000 Pilger den Zug an. Sie nahmen den Weg über Konſtantinopel, hielten da ihre Andacht, und rückten dann in das muſulmänniſche Gebiet. Allein den Sarazenen ſchien ein zahlreicher Beſuch verdächtig. Am 25. März, gerade am Karfreytag, wo ſie es ſich am wenigſten verſahen, wurden ſie umzingelt und gleich beym erſten Angriff gänzlich geſchlagen und aller ihrer Habſeligkeiten beraubt. Der Biſchof von Utrecht blieb faſt nackend und mit abgehauenen Armen auf dem Platze. Die Thoren hatten ſich nicht einmal gehörig bewafnet, als ſie in das feindliche Land zogen, und waren genöthiget im Rückzug ſich mit Steinen zu vertheidigen. Sie zogen ſich in ein Dorf, wo ſie ein mit hohen

Mauren umgebenes Haus zur Feſtung machten. Die Sarazenen blokirten ſie, und am Oſtertage mußten ſie aus Hunger kapituliren. Doch hatten ſie die Freude, den Heerführer der Sarazenen, der ſich zu unvorſichtig in eine Kammer hatte locken laſſen, zu mishandeln, ihm die Hände auf den Rücken ſo feſt zu binden, daß das Blut aus den Nägeln quoll. Der Streit wurde nun hitziger als vorher, und die Chriſten würden demohngeachtet zu kurz gekommen ſeyn, hätte nicht der Stadthalter von Ramla ihnen Hülfe geſchickt. Gleichwohl ſahen vom ganzen Zug nur 2000 ihr Vaterland wieder, und dieſe kamen ausgezehrt, arm, und abſcheulich entſtellt zurück. Zehen Jahr ſpäter wurden die Wallfahrten nach Paläſtina, das ein Schauplatz innerer Zerrüttungen war, noch gefährlicher. Im Jahr 1075. kam dieſes Land aus den Händen der Fatimiten, unter die Gewalt des furchtbaren Sultans Malek Schach. Jene berühmten Drangſale der Chriſten unter Roms Neronen und Diokletianen waren kaum fürchterlicher als diejenigen, die ſie nun in Paläſtina erfuhren. Nur das Zeitalter Ludwigs und der Hugenotten ſtellt eine ähnliche Betriebſamkeit, die mannichfaltigen Plagen noch zu vermehren, dar. Zwey Kirchen blieben den Chriſten, die vom heiligen

Grabe und S. Maria. Man ließ ſie ihnen mehr aus Staatsklugheit, um nicht die unermeßlichen Einkünfte von den frommen Schwärmern aus Europa zu verlieren, als aus Mäßigung. Jeder Wanderer, der aus Paläſtina zurück kam, erzählte die Gefahren, die er ausgeſtanden hatte, und beſchrieb mit mancherley Vergrößerungen die Grauſamkeiten und das Ungemach bey den frevelnden Türken. Auch war es eine Gewohnheit vieler Chriſten, die in Jeruſalem und andern morgenländiſchen Städten wohnten, daß ſie als Bettler Europa durchreiſeten, und mit einer kläglichen Beſchreibung des jammervollen Zuſtandes, in welchem ſie die Bekenner der chriſtlichen Religion unter der Herrſchaft der Ungläubigen befunden, Allmoſen erpreßten und eifrige Thäter des Chriſtenthums anreizten, einen Verſuch zu machen, ſie aus dieſer Unterdrückung zu retten.

Auf Roms biſchöflichen Herrſcher Thron ſaß damals Hildebrand, als Papſt unter dem Namen Gregor VII. bekannt. Eine Geiſel der Potentaten, obgleich nach Roms Kirchenſprache ein Heiliger. Dieſem Toskaner, eines Zimmermanns Sohn, fehlte es an keiner nöthigen Eigenſchaft alles auszuführen, was ſein planvoller Kopf erſann. Der Mann war groß und klein, je nachdem man es nehmen will. Er war klein von Perſon, aber wenn man ſeinen Freunden glauben will, wohnte in ſeinem Zwergkörper ein hoher Geiſt; ſeine Feinde aber, deren er eben ſo viele hatte, als er Schmeichler zählte, behaupten, daß man das nicht Größe, nicht Hoheit des Geiſtes nennen könne, was blos niedriges Intereſſe, unbegränzte Ehr und Habſucht ſey. Abſtrahirt alſo von ſeinem Körper wird es bey ſo widerſprechenden Nachrichten ſchwer, die Form ſeines Geiſtes zu beſtimmen und zu ſagen, ob er groß oder klein war. Wir wollen ihn ſchildern, wie wir ihn gefunden haben.

Er war ein bis zur Kühnheit beherztes Genie, auch die dreiſteſte Unternehmung ſchreckte ihn nicht; er wußte aber mit einer gewiſſen ſchüchternen Behutſamkeit, Menſchen, Zeit und Umſtände ſo zu benutzen, wie er ſie fand; er wußte ſich in alles zu ſchmiegen und zu beugen, immer den rechten Punkt abzuwarten, wann eher er einen Schritt vorwärts thun oder ſtillſtehen ſollte; jede Schwäche ſeiner Zeitgenoſſen verſtand er meiſterhaft zu benutzen. Hitzig und geduldig, ehrſüchtig und demüthig, je nachdem es die Umſtände forderten, wich er oft andern, oder ſchien es doch zu thun, wurde das Organ anderer, wenn er ihr Herr werden konnte, und ſeines Nachgebens ungeachtet, wirklich war. Um Könige unter ſeine Füße zu treten, oder wenigſtens ihnen gleich zu gehen, demüthigte er ſich vor dem Volk, hielt ſtreng über die öffentliche Kirchen Diſciplin, war ſtreng gegen die Geiſtlichen, wenn es in die Augen fiel; aber eben dieſer übertriebene Rigoriſt war ein eben ſo gefälliger Gewiſſens Rath, wo Schärfe nicht anwendbar war. Der Mann, der gegen das Verderben ſeiner Zeit donnerte, ſchloß ſich Tage lang mit einer jungen liebenswürdigen Frau ein. Er war — das iſt Grundzug ſeines Charakters — ein Erzfeind aller weltlichen Souveränität, und der hitzigſte Verfechter der Kirchenfreyheit und der Rechte des römiſchen Stuhls. Vor und nach ihm kam keiner ihm hierinnen gleich. Dieſer unter fünf Päpſten geübte Staatsmann und unausforſchlicher Heuchler war es, der zuerſt ein ſo weit ausſehendes Projekt, den Gedanken eines Kreuzzuges auszuhecken im Stande war.

Auf dem Thron zu Konſtantinopel ſaß Michael Dukas — ein Räuber. Anſtatt die in die Ländereyen der Griechen eindringenden Türken mit eigener Kraft zurückzutreiben, war er feigherzig genug, ſich an Gregor VII.* um

Hülfe zu wenden. Und ſo entſtand in dem von Michael durch die niedrigſten Schmeicheleyen ſanft gekitzelten herrſchſüchtigen Papſt, der Anſchlag, Europa gegen Aſien zu bewafnen. Eine Unternehmung von der Art, wo er die griechiſche Kirche mit der lateiniſchen zu vereinigen hofte, der Beſitz des heiligen Landes und was die nothwendige Folge war, die Verdoppelung ſeiner Macht — das alles paßte zu ſchön in den großen Plan des ehrſüchtigen geiſtlichen Diktators, als daß er nicht mit aller ihm eigenen Thätigkeit, mit aller Lebhaftigkeit ſeines unbändigen Geiſtes das große Werk hätte unternehmen ſollen. Er ſchrieb Briefe voll der dringendſten Ermahnungen an die europäiſchen Chriſten, worinnen er die Greuel der Ungläubigen gegen die Chriſten in Orient ſchilderte. In dieſen Briefen, die wir zum Theil noch haben, entwickelt ſich die ganze Feinheit Gregors, mit der er andere zu verpflichten ſuchte, ſich ſelbſt aber wohlweislich zu nichts verbindlich machte. Er forderte darinnen die Chriſten bey dem Glauben und der Liebe zu dem Gott, der für ſie geſtorben ſey, *) auf, das klägliche Schickſal ihrer

---

*) O! der Ketzer! — ſchreyen die Herren Theologen X. Y. Z. in U. V. W. als ob Gott für uns geſtorben wäre! Kann die Gottheit ſterben,

ihrer Brüder zu lindern, die Beſchwerden einer langen Reiſe nicht zu ſcheuen, und ihr Blut für die heiligen Oerter und das unterdrückte chriſtliche Kaiſerthum zu vergießen. Im Namen Jeſu Chriſti, der ſie alle durch den Glauben zu Kindern Gottes mache, und aus der ihm völlig übertragenen Macht des heiligen Peters bitte, beſchwöre er ſie, befehle er ihnen, das Blut ihrer Brüder nicht zu verrathen, das um Rache ſchreye.

Er ſelbſt verſpricht in ſeinem Briefe an Wilhelm, Grafen von Burgund, mit ihnen die Ehre zu theilen, ſo grauſame Ketten zu zerbrechen. Eben ſo ſchrieb er, und was noch auffallender iſt, in einem ganz herablaſſenden, höchſt ſchmeichleriſchen Tone an Heinrich IV., den Mann, den er, wie die Leſer aus dem erſten

---

den, dann wehe der Menſchheit! — — Gemach, meine Herren: es iſt noch nicht ſehr lange her, als die orthodoxe lutheriſch-chriſtliche Kirche ganz andächtig ſang und zum Theil noch ſingt: o große Noth, Gott ſelbſt iſt todt! Und dann zweytens bedenken ſie, daß hier eben im Text Papſt Gregor VII. ſpricht, der den Spruch ſo gut wie irgend einer wußte: Practica eſt multiplex. — Ein jeder gehet ſeinen Gang auf ſeine eigene Manier und damit Holla!

ſten Theile des Urachs wiſſen, verachtete, verſpottete, verfolgte.

Inzwiſchen waren ſeine Bemühungen nicht fruchtlos. Diß und jenſeits der Alpen rotteten ſich ohngefehr 50000 Mann zuſammen, die er ſelbſt kommandiren wollte. Allein neue Unruhen erſchufen neue Plane in ſeiner unternehmenden Seele. Heinrich bezeugte keine Luſt aus dem Reiche zu gehen; es kamen mehrere wichtige Urſachen und Hinderniſſe in den Weg, worunter wohl das ein Hauptſtück war, daß er den Mann, der ihm in Deutſchland und Italien ſo oft und viel im Wege war, Heinrich IV. demüthigen wollte, und ſo vergaß er über dieſem nähern groſſen Entwurf, den er in Europa anzuführen gedachte, ſeinen vorgegebenen göttlichen Trieb die Bedrängten zu befreyen, und der ganze kühn entworfene Kreuzzug ſcheiterte. Er machte ſeine Hildebrandſchen Diktatus bekannt, zu deren Annahme er durch pontifikaliſche Bannflüche Prieſter und Layen verpflichtete.

Aber die groſſe Maſchine der Kreuzzüge, die er modellirt hatte, war darum noch nicht zerfallen. Die Natur ſelbſt hatte ſchon insgeheim eine verborgene Triebfeder zubereitet, die ſie wieder in Bewegung ſetzen ſollte. Die Chriſtenheit war einmal in allgemeiner Gährung, aller Augen und Herzen waren nach Paläſtina gerichtet. Siehe! da kam eilfhundert Jahr nach der Geburt Chriſti aus den Mauern von Amiens das ſeltſame Werkzeug hervor, dem es aufbehalten war, um einer Stadt und Gegend willen zween Welttheile gegen einander aufzuhetzen, und das war — **Peter, der Einſiedler** oder **Eremit**, ſonſt auch **Kukupeter** *) *Petrus cucullatus* genannt.

Es iſt der Mühe werth, dieſes ſonderbare Rüſtzeug der Schwärmerey und der römiſchen Hierarchie näher kennen zu lernen. —

Ob unſer pikardiſcher Pilger, Peter, mehr für ſein Jahrhundert oder das Jahrhundert mehr für ihn gebildet geweſen ſey, das iſt in der That eine Frage, die zu beantworten wäre. So viel iſt gewiß, ſie waren beide durchaus für einander geſchaffen. Geitziger war

Matter

---

*) Kukupeter, *Petrus cucullatus*, iſt zuſammen geſetzt aus ſeinem Taufnamen und der Benennung der Kleidung, die er gewöhnlich trug. Du Cange glaubt, es ſey ein Spottname geweſen, den die Soldaten der Kreuzzüge dieſem ſeltſamen General gegeben hatten, weil er ſelbſt auf den Zügen den Kopf mit der Mönchskappe bedeckt hatte.

Mutter Natur in Anſehung ſeiner äußerlichen Geſtalt gegen ihn geweſen, denn ſie hatte ihm eine höchſt widrige gegeben. Ich weiß zwar nicht, was Lavater der Seher mit ſeinem phyſiognomiſchen Adlersblick aus ihm heraus oder hinein geſehen haben würde; aber mich dünkt, in einer kurzen gepreßten Geſtalt von ſchlechtem Wuchs, in rauhen groben Zügen des Geſichts, verbunden mit unordentlich hängenden Haaren, bedeckt mit Lumpen der Armuth, ſey eben nicht der Stifter einer großen Staats Revolution zu ſuchen oder zu erkennen. Häßlich vom Kopf bis zu den Füßen ſtanden doch ſeine lebhaften Augen mit ſeiner übrigen Häßlichkeit im Widerſpruch; ſie verriethen wenigſtens einen feurigen Kopf. Dabey beſaß er alle guten und böſen Eigenſchaften, die man ſeinen Kameraden zuſchreibt. *) Ein ſchwärmeriſches Genie von lebhafter Einbildungskraft, unermüdet, ſeine Abſichten zu erreichen, durch eine lange herumſtreichende Lebensart zu kühnen Anſchlägen und Verachtung der Gefahr und Schwierigkeiten gewöhnt; feurig, empfindſam, beredt, fähig alle Eindrücke leicht anzunehmen und feſt zu bewahren, war ſeine durch Stren-

ge

---

*) S. Zimmermann von der Einſamkeit von S. 1 bis zu Ende.

ge der Enthaltſamkeit und ſtarkes Nachſinnen erhitzte Seele der Brennpunkt, in welchem alle Leidenſchaften ſich verſtärkten, um nachher in eine Art von Wuth auszubrechen. Sein kühner unruhiger Geiſt war in beſtändiger Bewegung. Er war bald Soldat, bald Ehemann, bald Prieſter, bald Mönch, ohne eine bleibende Stätte finden zu können. Seinen Stolz und Hochmuth verbarg der hänfene Strick und die härne Kleidung, die er trug, und im Vertrauen auf eine unmittelbare Verbindung mit dem Himmel, dünkte ſich der Mann gleich allen eitlen Herzen, die auf ihre Vollkommenheiten ſtolz werden, ein Werkzeug göttlicher Abſichten und der Siegelbewahrer himmliſcher Geheimniſſe zu ſeyn. Arm, wie er war, hatte er nichts zu verlieren, hingegen, wenn ſein großer Anſchlag gelang, viel zu gewinnen.

Dieſer außerordentliche Menſch war unter der Regierung Heinrichs des erſten 1053. geboren, folglich damals, als er ſeine Rolle zu ſpielen anfieng, noch in einem Alter, wo die Leidenſchaften noch mit der größten Kraft wirken. In ſeiner Jugend widmete er einige Jahre den Wiſſenſchaften; weil er aber vielleicht ſelbſt fühlte, daß er dazu nicht tüchtig ſey, vielleicht auch wegen ſeines veränderlichen Geſchmacks, wählte er eine ganz entgegen geſetzte Lebensart — er wurde Soldat. Aber drum nicht glücklicher. Er wurde in einem Kriege zwiſchen Robert dem Frieſen und ſeinem Neffen Arnold und Balduin über die Erbfolge in Flandern gefangen. Dieſer Ausgang ſeiner Kriegsübung brachte ihm einen Ekel gegen den Soldatenſtand bey; er warf alſo Harniſch und Schwerdt weg, ſo bald er frey war. Dagegen legte er ſich neue Feſſeln an, und heirathete eine alte, arme, häßliche **Beatrix von Rouſſy**, die ſich ohne dieſe drey Fehler wahrſcheinlich nicht an ihn ergeben haben würde; denn das Haus von Rouſſy war damals in großem Anſehen. Aber auch in dieſer Ehe fand er, wie leicht zu erachten, nicht, was er ſuchte. Wahrſcheinlich erlöſte ihn bald der Tod ſeiner Frau von dieſen Banden, und nun trieb ihn ſeine natürliche Unbeſtändigkeit, ohne Rückſicht auf ſeine Kinder, zur Prieſterweyhe. Aber auch hier wurde er nicht befriediget; er floh alſo in eine Wüſte, wo es keine Menſchen giebt. Es iſt ungewiß, wohin? ob in eine Gegend bey Lüttich, oder in das Innere einer franzöſiſchen Provinz. Hier lebte er einige Jahre als Einſiedler. Das Gerücht von den Wallfahrten nach dem gelobten Lande drang auch in ſeine Einſiedeley. Was war natürlicher,

cher, als daß ihn dieſes wieder aus ſeiner Wüſte jagte? Er pilgerte alſo 1093. geradesweges nach Jeruſalem. Hier fand ſeine feurige Einbildungskraft einen vollen Tiſch gedeckt, an dem ſie nach Belieben ſchmauſen und ſich äzen konnte.

Nach allen dem, was die Leſer bis jezt von unſerm Peter wiſſen, wird es ihnen leicht ſeyn zu vermuthen, welche Empfindungen und Leidenſchaften auf einmal ſeine Seele beſtürmten — ihm nachzuempfinden, dürfte wohl ſchwerer werden. Der Anblick der Stadt, wie ſie jezt war und die Erinnerung deſſen, was ſie ſonſt geweſen war, machte einen heftigen Angriff auf ſeinen ſchwärmeriſchen Kopf und auf ſein allen Empfindungen offenes Herz. Als er am Thore das Goldſtück bezahlen mußte, das den chriſtlichen Pilgern als ein Zoll auferlegt war, entbrannte ſein Zorn — was würde der Mann ſagen, wenn er jezt am Thore fünf Zechinen, für ein Bad im Jordan fünf, beym heiligen Grabe acht bis neun von den Türken ſodern hörte? Mit jedem Schritt, den er in die Stadt that, glühete ſein Zorn heftiger. Ueberall fand er den Gang und die Spur eines Gottes, und überall dieſen Gang von den Tritten der Ruchloſen entweyhet. Den Oelberg, den Ort der Geißelung, das Richthaus Pilati, die Schädelſtätte, alle Oerter, wo Chriſtus gewandelt, gelehrt, gelitten hatte, benetzte er mit ſeinen Thränen. Das mogten wohl anfangs Thränen der Freude ſeyn, aber ſie ergoſſen ſich bald in Schmerz und Wehmuth, wenn er den jetzigen Zuſtand der Stadt mit ihrem vorigen verglich. Alle dieſe Gegenſtände waren Stacheln in ſein Herz, die mit jedem Tage ſeine Einbildungskraft mehr erhitzten. Als er gar an der Stelle des prächtigen ſalomoniſchen Tempels eine prächtige Moſchee der Muſulmänner ſah, worinnen ſie täglich ihre Gebete, in ſeinen Augen eben ſo viele Gotteslästerungen, verrichteten, als er nahe bey der Kirche des heiligen Grabes, ein Gebäude ſah, aus welchem ſie einen Stall gemacht hatten, ſo blutete ſein Herz beym Anblick dieſer Scenen. Unglücklicherweiſe hatte ihm der Zufall einen lateiniſchen Chriſten zum Wirth gegeben, der eben ſo wenig wie die andern Chriſten mit der Herrſchaft der Muſulmänner zufrieden war, und der alſo, ſtatt Peters Feuereifer zu dämpfen, noch mehr brennbare Materialien zutrug, wenn er des Abends ſich mit ihm von der Tyranney der Ungläubigen, von dem kläglichen Zuſtand der Religion, der Geiſtlichen, der heiligen Oerter und den vielfältigen Plackereyen, denen die Chriſten ausgeſetzt waren, unterhielt.

Alle dieſe Gemälde ſammleten ſich allmählig und ſchwärzten ſich immer mehr in Peters Kopf. Er hatte nun weder Tag noch Nacht Ruhe, er ſah im Traum, was ihn des Tages über gerührt hatte, und ſtand mit einer feurigern Einbildungskraft und verwundetern Herzen auf, als er ſich niedergelegt hatte. Er dachte nun ernſtlich darüber nach, ob und wie dieſen Abſcheulichkeiten ein Ende zu machen ſey. Wenn jemand in Jeruſalem ſeine Abſichten unterſtützen könne, ſo dachte er, müſſe es der Paſtriarch ſeyn. Und das war damals Simeon II., ein frommer ehrwürdiger Alter, der die Uebel ſeiner Brüder lebhaft empfand, aber nur heimlich darüber weinte und ſeufzete. In ihm fand er alſo ganz den Mann, den er ſuchte und wünſchte. Er wußte ihn durch ſeine Rede ſo für ſich einzunehmen, riß alle Wunden des Alten von neuem auf, und brachte es dahin, daß er kein Bedenken trug ſein Herz in den Schoos des Schwärmers auszuſchütten. Der Greis ſchilderte alle Drangſale der Chriſten, alle Verwüſtungen des heiligen Landes, ſetzte aber hiezu: „o getreueſter Chriſt, durch dieſe Drangſale will Gott alle Unreinigkeit, womit wir befleckt ſind, von uns abwaſchen; das ſind die gerechten Strafen, die wir durch unſere Sünden verdienet haben; wer will uns aus dem Abgrund reißen, da der ganze Orient in dem kläglichſten Zuſtande iſt? Iſt irgend woher Hülfe zu erwarten, ſo muß ſie aus den Abendländern kommen. Jener Länder fürchterliche Macht kann allein den Ungläubigen Zaum und Gebiß anlegen. Aber wer will oder wer ſoll dieſe Macht in Gang bringen? wer ſoll ſie ſammlen, um ein Joch zu zerbrechen, deſſen ganze Schwere ſie noch nicht kennen?„ —

Das war ein Lichtſtral, der Petern plötzlich umleuchtete. Was dem Patriarchen unmöglich vorkam, ſchien Petern nicht einmal ſchwer. Nicht als ob er Zeit und Umſtände und ſein Jahrhundert zu Rathe gezogen, oder einige Mittel der Möglichkeit zu verbinden geſucht hätte — eine ſolche Berechnung überſtieg ſeine Kräfte weit. Sein Hauptbewegungsgrund war ſein Glaube, daß er ein Werkzeug Gottes zu Befreyung der morgenländiſchen Chriſten ſey. Er gab dem Patriarchen zu verſtehen, daß ein Zweifel daran, ein Mißtrauen auf die Vorſehung Gottes ſey. Man müſſe ſich nur an den Papſt und durch dieſen als das Haupt der Chriſtenheit an die occidentaliſchen Chriſten wenden. Und kurz, er nahm es über ſich in ſein Vaterland zurückzukehren und alles gehörig einzuleiten, wenn nur der Patriarch umſtändlich an den Papſt und die chriſtlichen Prinzen ſchreiben wolle, ſo zweifle er keinen Augenblick an einem glücklichen Erfolg.

Schwärmerey, ſagt, wenn ich nicht irre, Wieland irgendwo, ſteckt an wie der Schnupfen. Deſſen ungeachtet und ſo zuverſichtlich auch Peter ſprach und ſo gern man das auch für thunlich hält, was man wünſchet und hoffet, ſo wollte doch weder Simeon noch einige andere Chriſten, denen man Peters Plan mitgetheilt hatte, ſich von der Ausführbarkeit deſſelben überzeugen, der freilich jedem, einen Philoſophen und einen Schwärmer ausgenommen, unthunlich ſcheinen mußte. Man dankte ihm alſo ſehr höflich für ſeine großmüthige Anerbietung, aber man fand zur Zeit noch Bedenken, mit ihm gemeinſchaftliche Sache zu machen. —

Bey Petern aber, traf Shakſpears Spruch ein: **Mein lieber Horazio, es giebt viel Dinge im Himmel und auf Erden, wovon ſich unſere Philoſophie nichts träumen läßt.** Peter gab ſeinen Plan nicht auf. Voll davon ging er nach ſeinem Quartier; ſeine Seele war in heftiger Aufwallung. Er kam an die Kirche des heiligen Grabes und ging hinein, theils ſeine Andacht zu verrichten, theils Gott um

Mittel und Wege zu Ausführung ſeines Planes zu bitten. Es war Nacht; die Stille und Dunkelheit der Nacht, die Ermüdung von ſeinem Gange, die Entkräftung von ſeinem ſtrengen Leben, die Abmattung von ſeinem Gebet und Spekulationen — alles trug dazu bey, daß er wider Willen in Schlaf fiel, wo der Durſt, der ihn verzehrte, noch ſtärker wurde. Seine erhitzte Einbildungskraft ſtellte unſerm martialiſchen Apoſtel in dem Vorhofe des Tempels, wo er ſich niedergeworfen hatte, alles wieder vor, was er ſahe, oder am Tage zu ſehen wünſchte. Und ſo war es natürlich, daß Jeſus Chriſtus ſelbſt ihm erſchien und ſagte: ſtehe auf Peter, gehe wieder zum Patriarchen, er wird dir die Briefe, die du verlangſt, mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes verſiegelt geben — gehe in dein Vaterland, mache die Drangſale deines Volks bekannt und erwecke die Herzen der Gläubigen u. ſ. w.

Peter wurde wach, fand ſich geſtärkter als vorhin und nun zweifelte er vollends gar nicht, daß er das von Gott beſtimmte Werkzeug zur Befreiung des heiligen Landes ſey. Er eilte mit der Morgendämmerung zum Patriarchen, erzählte ihm das Wunder und dieſer, ob aus Leichtgläubigkeit an das Wunder oder aus Nachgiebigkeit gegen ſein dringendes Bitten, gab ihm endlich die Briefe, die er verlangte, und in der Form, wie er ſie begehrte.

Nun hatte Peter, was er ſo lange gewünſchet hatte. Die Freude darüber ließ ihn in Jeruſalem nicht lange verweilen, er ging nach Joppe (Jaffa) und dort an Bord eines Kauffarthey Schiffes. Gern wäre er auf den Flügeln des Sturmwindes nach Europa geflogen, wenn es ihm möglich geweſen wäre. Die ganze Reiſe war für ſeine ſchwärmeriſche Ungeduld viel zu langweilig, er zählte Stunden und Augenblicke. Endlich ſtieg der Held, der es wagte, Welt und Nachwelt in Erſtaunen zu ſetzen, zu Bari ans Land, und eilte, ohne ſich einige Ruhe und Erholung zu gönnen, zum Papſt nach Rom.

Auf dem päpſtlichen Stuhl ſaß **Urban II.**, Peters Landsmann und Gregors VII. innigſter Vertrauter. Er würde einer der größten und beſten Päpſte geweſen ſeyn, wäre er nicht Hildebrands Geſchöpf und Schüler geweſen, deſſen Plane und Grundſätze er auch zu realiſiren ſuchte. Sein Schickſal war daher auch oft nicht das angenehmſte; er hatte immer zu kämpfen. Bald war er Herr in Rom, bald mußte er es räumen; er gab ſich für den Beherrſcher der Kaiſer und Könige aus und mußte zuweilen wie ein Geächteter in Italien von einem Ort zum andern herumirren; oft bis zur kläglichſten Armuth herabgeſunken, lebte er lange blos von dem Allmoſen römiſcher Damen und ſogar gemeiner Weiber. Bey Peters Ankunft war er glücklicherweiſe die ſtärkere Parthey und hielt ſich zu Rom auf. Peter überreichte ſeine Briefe und unterſtützte ſie mit ſeinen Thränen; mit dem Feuer ſeiner Beredſamkeit ſchilderte er pathetiſch den unglücklichen Zuſtand der morgenländiſchen Chriſten. Urbans Umſtände waren freilich nicht die beſten zu Ausführung des Vorſchlags, den Peter that; gleichwohl aber hätte Peter nächſt Gregor VII. ſich an keine beſſere Perſon wenden können, als an dieſen Papſt. Als Gregors Herzensfreund, wußte er, wie hitzig jener ſchon dieſen Plan betrieben und aus welchen Urſachen er es gethan hatte. Er ſahe ein, wie viel der heilige Stuhl dadurch gewinnen würde, wenn der Vorſchlag des Prieſters zur Wirklichkeit käme, und daß dieſer Krieg dem Papſt die Führung eines Geſchäfts geben werde, das das chriſtliche Europa gemeinſchaftlich unternahm; daß es ihm nicht ſchwer fallen werde, wenn der Krieg glücklich liefe, ſich an die Spitze der Armee ſelbſt zu ſtellen, oder ſie doch nach ſeinem Willen zu gebrauchen; er ſah endlich, daß dieß ein Weg war, die Schätze der weltlichen Herren zu Gütern der heiligen Kirche, das heißt — des Papſtes zu machen, und die Feinde der Kirche, das heißt — der päpſtlichen Herrſchſucht zu demüthigen und zu ſchwächen, und bey allen dem noch Helfer der leidenden Menſchheit zu ſcheinen. Gründe genug, Peters Vorſchlag nicht zu verwerfen!

Jetzt kam hinzu, daß auch der Konſtantinopolitaniſche Kaiſer Alexius in wiederholten dringenden, demüthigen und eines griechiſchen Kaiſers unwürdigen Bittſchreiben an den Papſt und mehrere chriſtliche Fürſten, um ihren thätigen Beiſtand gegen den allgewaltigen Strom, der Aſien überſchwemmte, bat.

Nun hatte Peter gewonnen Spiel. Er erhielt im Ernſt Befehl, die Gemüther zu einer ſo frommen Unternehmung vorzubereiten, die Gebiete der chriſtlichen Fürſten zu durchlaufen, und die Fürſten und ihre Unterthanen zu Erfüllung des göttlichen Willens zu ermahnen. Wenn er auf dieſe Art ihm den Weg bereitet haben würde, ſo wolle er (Urban) dem heiligen Bunde, den er machen wolle, alle geiſtlichen Schätze der Kirche aufſchließen, und ſogar die weltliche Hülfe, die er ihm leiſten könne, nicht ſparen.

Peters Herz hüpfte vor Freuden, daß er der Vorläufer des Papſtes ſeyn ſollte, und er eilte, mit Urbans päpſtlich väterlichen Seegen verſehen, ſeine Geſandſchaft zu vollziehen. Zu Bari, wo er ans Land getreten war, machte er ſeinen erſten Verſuch, und er war ſo glücklich, als er gehoft hatte. Seine Perſon war ein Schauſpiel für das Volk. Mit einem Kruzifix in der Hand, bloßen Kopf und Füßen, mit einem großen Strick umgürtet, in einem wollenen Unterkleide, einer langen Mönchskutte von dunkler Farbe, die bis an die Ferſen ging, einem kleinen Einſiedler Mantel vom groben Zeuge, der nicht bis an die Kniee reichte, bekleidet, durchlief er die Straßen. Dazu kam ſein ſtrenges Leben, deſſen Verſtellung allein ſchon die Einbildungskraft des Pöbels rühren mußte. Nie aß er Brod und Fleiſch, und brach er ja zuweilen ſeine ſtrenge Enthaltſamkeit, ſo geſchah es nur, um ein wenig Wein zu ſich zu nehmen, einige geringe Hülſenfrüchte und ſchlechte Fiſche zu genießen. Mit dieſer Kaſteyung verband er die Ausübung guter verdienſtlicher Werke, und theilte Allmoſen aus, die ihm ſeine Kreuzpredigten (ſo nannte man ſeine Ermahnungen) verſchafften; er las den lüderlichen Weibern den Text, verheyrathete Mädchen, ſtillte Streitigkeiten, legte Prozeſſe bey, und ſtreuete, während er Krieg predigte, den Saamen des Friedens und der Einigkeit aus. Der Erfolg hiervon überſtieg Peters kühnſtes Hoffen. Denn daß ihn ſeine Sendung zu einem Heiligen erheben würde, glaubte er wohl nicht, als er ausging, und doch geſchahe es. Vornehmer und geringer Pöbel lief ihm nach und hörte ihn predigen; was er ſprach, wurde als vom Himmel geſprochen, angeſtaunt. Er mochte thun und reden, was er wollte, vernünftig oder unvernünftig — das alles galt gleich, er war ihnen immer ein Mann Gottes. Sogar ſein Eſel, denn aus Demuth wollte er ſich auf ſeinen Reiſen keines andern Thiers bedienen, hatte Antheil an dieſer Ehre; man riß dem armen Eſel faſt alle Haare aus, und verwahrte ſie als Reliquien.

So durchſtrich er in Jahresfriſt faſt ganz Europa, ermahnte Fürſten und Könige, beſchwor das Volk, foderte den Muth der einen und die Frömmigkeit der andern auf, und zündete in allen Seelen eben das Feuer an, das ihn ſchon ſo lange durchglühete. Schwerlich wird man ſich eine Vorſtellung von der großen Bewegung machen können, die dieſer Kukupeter in ganz Europa verurſachte. Wo man hinblickte, ſah man begeiſterte Menſchen, die ſo wie er nach dem Blute der Ungläubigen dürſteten. Türken und Rache! Chriſten Freyheit und Jeruſalem, war die allgemeine Loſung. Alles ſeufzete nach einem allgemeinen Bunde. *) Solchen Eingang fand die rauhe Beredſamkeit dieſes Mannes!

---

*) Meine Leſer ſchütteln vielleicht bey dieſer Erzählung den Kopf, und nennen es ein unſinniges Zeitalter, oder halten dieß alles für ein Mährchen — ich aber nicht, oder die Geſchichte des Zeitalters und der Menſchen, worinnen und worunter ich lebe, müßte ein noch bizarreres Mährchen ſeyn, das es doch nicht iſt. Denn wenn es wahr iſt, was der weiſe Ritter von Mancha oder ſein Schildknapp ſagt: daß man denjenigen ohne Bedenken blind nennen könne, der nicht im Stande ſey, durch ein Sieb zu ſehen, ſo muß jeder meiner Leſer, der durch ein Sieb zu ſehen ſich noch getrauet, auch einſehen, daß das hochberühmte aufgeklärte achtzehnte Jahrhundert, und namentlich unſer philoſophiſches Dezennium, ſo gut ſeine Schwärmer habe, als das einzige. Nur ſchwärmt jeder auf ſeine Manier. Schröpfer, Gaßner, Cagliostro, Mesmer, Puyſegur, Lavater u. ſ. w. Mehr brauche ich nicht zu nennen — waren ſie nicht die Kuluveter unſerer Zeit? Wenn es in einer bekannten Stadt noch vor einigen Jahren Damen gab, die einen ſanften Einfluß fühlten, wenn Lavater mit ſeiner heiligen Hand ſie

Und aufrichtig zu ſagen, es würde unnatürlich geweſen ſeyn, wenn ſie ſie nicht gefunden hätte. Seine Kreuzpredigten mußten nothwendig in das Gedankenſyſtem eines Volks paſſen, das den Krieg aus Leidenſchaft liebte, und nun ſollten ſie gar Vergebung der Sünden, den Himmel und die Seligkeit durch Rauben

und

ſie ſtreichelte oder nur den Saum ihres Kleides berührte, die ſich nicht wuſchen, weil Lavater — ſie gekußt hatte u. ſ. w. darf man ſich wundern, wenn man im 11ten Jahrhundert Peters Eſel die Haare ausraufte und als Reliquien aufbewahrte? Denn geſchieht das am grünen Holz, was will am dürren werden! o heiliger Peter! o heiliger Eſel des heiligen Peters! hätte das Schickſal euch in unſer Jahrzehent verſezt, euch wäre, hättet ihr Geiſter zu citiren, geheime Kräfte vorzugeben, zu manipuliren und zu magnetiſiren verſtanden, euch wäre des Dalai Lama Ehre geworden, eüre Excremente wären — haut gout für unſere empfindſamen nervenſiechen Damen geworden, die ſich nicht mehr unter den Rauchfang der Küche beugen, ſondern ſich durch den Schornſtein der Geiſterſeherey, geheimen Kräfte und der Desorganiſation hinauf in die hohen Regionen der entkörperten Welt, in Ektaſen und Divinationen ſchwingen. O heiliger Peter! o heiliger Eſel des heiligen Peters! das wäre traun euch geworden.

und Morden verdienen! das hieß die enge Pforte ſehr erweitern und den ſchmalen Weg ziemlich zur Chauſſee machen! Dazu kamen noch ſo viel Nebengründe eines jeden Standes; die Großen wollten auf dieſem Wege Ehre und Länder erwerben, das gemeine Volk freuete ſich ſchon auf den Raub und die Beute, die dann zu theilen ſeyn würde, und auf die Freyheit vom Joche ihrer kleinen Tirannen; die Geiſtlichen fanden für ihren Stolz und Geiß reichliche Nahrung in dieſen Kreuzzügen. Mancher bildete ſich etwas drauf ein an der Spitze der ganzen Unternehmung zu ſtehen; ein anderer hoffte ſeine Reichthümer und Beſitzungen dadurch zu vermehren. Denn diejenigen Großen, die den Kreuzzug mitmachten, ſchenkten häufig ihre Güter, wenn ſie reich waren, an Kirchen und Klöſter; denn entweder blieben ſie, dann hatten ſie keine irdiſchen Güter mehr nöthig, oder ſie eroberten ſo viel morgenländiſche Schätze, daß ſie jene verſchenkten leicht vergeſſen konnten. Andere verkauften auch ihre Güter für ein geringes Geld, wenn ihr baares Vermögen nicht zu den Zurüſtungen zureichte. Das Bewußtſeyn ihrer Tapferkeit und die ſichere Ueberzeugung eines unmittelbaren Schutzes der Vorſehung brachte ſie zu dieſem für die Geiſtlichen ſehr vortheilhaften Entſchluß.

Bey dem allgemeinen Beyfall, den des Eremiten Predigt fand, glaubte der Papſt Urban, ſey der Zeitpunkt vorhanden, wo er hinzutreten und der Sache Nachdruck geben müſſe. Eine allgemeine Kirchenverſammlung ſchien ihm das beſte Mittel zu ſeyn, ſeine oder vielmehr Gregors Entwürfe durchzuſetzen, ohne eben ſie blos zu geben; denn die wirkliche Lage der Sachen gab ihm ohnedieß blendende Gründe genug an die Hand. Und dieſe Kirchen Verſammlung kam 1095. zu Piacenza zu Stande. Sie fieng den erſten März an und dauerte ſieben Tage. Dreyzehen bis vierzehen Erzbiſchöffe, 200 Biſchöffe, 4000 andere Geiſtliche und 30000 Laien ſollen aus allen Provinzen Europas dahin geſtrömt ſeyn, in der Hofnung, es werde der Krieg wider die Ungläubigen in Vorſchlag gebracht werden.

Dieſe Verſammlungen pflegten ſonſt in Kirchen gehalten zu werden, aber jener ungeheure Haufen hatte in keiner Kirche Raum, man mußte alſo die Sitzungen auf freyem Felde halten. Das, wodurch ſich außer der Wichtigkeit der Sachen, die abgehandelt wurden, dieſe Kirchenverſammlung vor andern auf eine ſonderbare Art auszeichnete, war die Gegenwart der Geſandten, die der griechiſche Kaiſer Alexius entweder aus eigener Bewegung, oder welches

ches wahrſcheinlicher iſt, auf Antrieb des Papſtes geſchickt hatte. Sie verlaſen öffentlich die Briefe, die ihr Kaiſer an den Papſt und die chriſtlichen Fürſten geſchrieben hatte, worinnen er flehentlich um Hülfe bat. Was ihr Monarch ſchon traurig genug ſchilderte, das thaten ſie mündlich noch mehr; ſie machten eine fürchterliche Beſchreibung von dem Elend der Chriſten im Morgenland. Hierauf trat der heilige Vater ſelbſt hin und hielt eine Rede, die die Gemüther dergeſtalt erſchütterte, daß das Schreyen nach Krieg, das Weinen ſeiner Zuhörer, die der Zorn und Unwille über die Ungläubigen beben und zittern machte, ihn mehr als einmal unterbrach. — Auf zur Befreyung unſerer leidenden Brüder! — das war der allgemeine Gedanke, die allgemeine Stimme.

Dieß ſchien der Zeitpunkt zu ſeyn, den der Papſt ſich nicht entgehen laſſen durfte. Aber der ſchlaue Mann durchſah den Plan ganz anders. Er wollte die Sache noch weiter treiben. Dieſe Verſammlung ſollte alſo nur eine Vorbereitung zu wichtigern Dingen ſeyn. Frankreich lag ihm noch am Herzen, wo Peters Predigten, wie er wußte, den meiſten Eindruck gemacht hatten; dort wollte er noch einen Meiſterſtreich ausführen, und ſich reichhaltigere Kanäle eröfnen als die italiäniſchen waren. Und für den zu Piacenz verſammleten Haufen hatte er auch noch keinen Anführer; denn ſelbſt es zu werden, dazu beſaß er zu viel Weltklugheit. Er ermahnte alſo nur dießmal die Laien und Geiſtlichen, in ihrem gottſeligen Eifer nicht kalt zu werden und nahm einen feierlichen Eid von ihnen, wodurch ſie ſich verpflichteten, künftig der Unternehmung beyzutreten, wenn Gott es erlauben würde. Dieß Verhalten Urbans zeigt von großer Schlauigkeit und überlegter Staatsklugheit. Denn alle dieſe Menſchen kehrten voll Wärme und Eifers und mit dem kühnen Entſchluß, der morgenländiſchen Chriſten Retter zu werden, nach Hauſe, und wurden, ohne es ſelbſt zu wiſſen, aber ganz nach Urbans Plane, eben ſo viele neue Emiſſarien und Werber, die allenthalben das von Peter angezündete Feuer noch mehr anblieſen, und durch die Zögerung, die man ihrer Ungeduld entgegenſetzte, noch mehr erhitzt wurden. Das Reſultat war ganz ſo, wie der Papſt es erwartet hatte. Ein Beweis, daß er ſeine Leute und ſein Jahrhundert gut kannte und — zu benutzen verſtand.

Auf Frankreichs Thron ſaß Phillipp I., der das Non plus ultra ſeiner Glückſeligkeit und Fürſten Ehre in Wein und Weibern ſuchte, der ſeine Gemalin aus dem ihm ſehr wichtigen Grunde verſtieß, — daß ſie nicht mehr jung und ſchön war, der als der größte Ehebrecher ſeines Reichs bekannt mit Geſetzen und Unterthanen ein Spiel trieb. Handlungen von der Art konnten ihn unmöglich beliebt machen. Die Kirche legte ſich ins Mittel. Von Rom her kam ein fürchterliches Donnerwetter über ihn, und ſo wurde er den 16. October 1094. in Gegenwart von 32 Biſchöffen und verſchiedenen Aebten in den Bann gethan.

So lagen die Sachen, als Urban, der vornehmſte Donnergott, es wagte ſelbſt nach Frankreich zu kommen. Es gehörte in der That viel Muth und viel Kenntniß des Jahrhunderts dazu, um einem Prinzen, wie Phillipp war, bis an die Stufen ſeines Throns zu treten. Aber Urban war bedachtſam genug. Als er über die Alpen kam, hütete er ſich wohl dahin zu gehen, wo der König Freunde hatte. Er durchſchlich die mittäglichen Gegenden Frankreichs, und ſetzte endlich eine Kirchenverſammlung zu Clermont in Auvergne auf den 18. November feſt. Was Urban vermuthete und hoffte, geſchah auch. Eine unendliche Anzahl von Geiſtlichen und Laien von allen Ständen und Altern kamen da zuſammen. Städte und Dörfer ſer umher waren voll und viele fanden keinen Raum mehr und mußten, der rauhen Jahreszeit ungeachtet, unter Zelten kampiren. Nachdem man ſich mit einigen andern die franzöſiſche Kirche betreffenden Verordnungen beſchäftiget hatte, ſo kam man auch auf die Vertheidigung der Chriſten im Morgenlande, und es wurde der Kanon feſtgeſetzt, daß die Reiſe nach Jeruſalem die Stelle aller andern Büßungen vertreten ſollte, wenn man ſie nicht aus eitler Ehre, ſondern aus bloßem Triebe der Andacht und Nächſtenliebe unternähme. Dieß alles aber war nur Verbereitung zu härtern Streichen. Zu Placenza hatte man die Geſandten des Alexius auftreten laſſen, hier aber ſollte ein neues Mittel gebraucht werden, die Gemüther in Flammen zu ſetzen — und dieß war Peter der Eremit. Er erſchien in ſeinem gewöhnlichen Anzuge mit dem Kruzifix in der Hand, mit traurigen Augen, trüber Stirn vor der großen Verſammlung, wo der Papſt von Kardinälen und Prälaten umgeben auf dem Thron ſaß. Hier hielt er an die unüberſehbare Menge von Menſchen eine Rede, die freilich zu lang iſt, um hier eingerückt zu werden, die aber alles erſchöpfte, um die Herzen ſeiner Zuhörer zu erſchüttern, das Schickſal der morgenländiſchen Chriſten mit den grellſten Farben zu malen, und dadurch die Gemüther der Anweſenden gegen die grauſamen Unterdrücker der Chriſten zu begeiſtern oder vielmehr zu erbittern. Und er erlangte ſeinen Zweck zum Theil. Die Geſellſchaft ſchauderte bey Peters feuriger Beſchreibung der Drangſale der morgenländiſchen Chriſten, man hörte Seufzer, es floſſen Thränen, die Herzen waren bewegt, die Einbildungskraft in Aufruhr gebracht, jedes Senſorium des menſchlichen Elends war rege; aber das beſte fehlte noch — Entſchluß zu Hülfe und That. Auch der Verſtand mußte überzeugt werden, und dieſes große Werk hatte ſich der Papſt ſelbſt vorbehalten; denn dazu war klügere überlegtere Beredſamkeit nöthig, die mit ſich fortriß, was Peter erſchüttert hatte. Ohne von ſeinem Thron aufzuſtehen, redete der Papſt die Verſammlung an, fuhr da fort, wo Peter geendiget hatte, und man muß geſtehen, was auch Cicero und Demoſthenes geſprochen haben mögen, und welche Folgen ihre Reden gehabt haben mögen, ſo können ſie ſchwerlich die Wirkung hervorgebracht haben, die Urbans Rede, durch ſo günſtige Umſtände unterſtützt, hervorbrachte. Er hatte ſeine Rede noch nicht geendiget, als ſchon die Bewegung unter den Zuhörern aufs höchſte geſtiegen war. Er ſah Thränen fließen, und hörte laute Seufzer, ſchon ein paarmal hatte lautes Geſchrey ihn unterbrochen. Endlich wurde es allgemein; es war das Brauſen eines ſchrecklichen Sturms. Die Zuhörer ſchlugen ſich an die Bruſt, hoben Augen und Hände gen Himmel, und von allen Seiten erſcholl es mit einer Stimme, mit einem Geſchrey: **Gott will es haben! Gott will es haben!** Urban konnte ſich kaum vor Freuden halten, das war der Augenblick, den er erwartet hatte, und den er benutzte. Er erhob ſich von ſeinem Thron, winkte mit der Hand Stillſchweigen, und ſetzte ſeine Rede fort, worinnen er zeigte, daß ihre allgemeine Einmüthigkeit durchaus ein göttliches Werk ſey und daß ſie Streiter Jeſu Chriſti wären; daß ſie ein unterſcheidendes Zeichen haben müßten, und zwar das ehrwürdigſte und ſchicklichſte, wodurch ſie von dem Pöbel der Soldaten abgeſondert würden, und das verhinderte, den Chriſten in der Schlacht mit den Ungläubigen zu vermiſchen. Er ſchlug alſo vor, die Abbildung des heiligen Holzes zu tragen, an welchem Chriſtus gekreuziget worden.

So ſchmücke ſich denn, ſagte er, ein jeder, der ſich zu dieſer glorreichen Unternehmung geſellen will, mit dieſem heiligen Bilde; er trage auf der rechten Schulter, auf der Stirn oder auf der Bruſt ein rothes Kreuz, daran erkenne man die lebendige Hoſtie, die ſich dem Herrn geweihet hat, und niemand berühre es mit unreinen Händen; durch dieſes Zeichen ſiegte der große Konſtantin, dadurch müßt auch ihr ſiegen.

Dem fügte er noch einige nachdrückliche Ermahnungen bey, ſich gegen den Frühling bereit zu halten, und nun hatte er, was er wünſchte. Entſchließungen und Maaßregeln giengen wie ein Lauffeuer von Herzen zu Herzen bey den Zuhörern; es war ein allgemeines Heulen, Schreyen, Gemurmel und Geräuſch. Der Kardinal Gregor, nachmaliger Papſt Innocenz II., gab der Verſammlung ein Zeichen, auf die Kniee zu fallen. Es geſchah. Er ſprach hierauf im Namen aller eine Beichte, während welcher man von allen Seiten nichts hörte, als verdoppelte Schläge an die Bruſt. Der Papſt ertheilte hierauf Vergebung der Sünden und ſeinen apoſtoliſchen Segen und erlaubte der Verſammlung nach Hauſe zu gehen. Es wurden bey der Gelegenheit auch noch einige Verordnungen zur Sicherheit der Kreuzfahrer und ihrer Güter gemacht, welche man den **Frieden** und den **Stillſtand** nannte. Jenes war eine Verordnung, nach welcher die Kirchen, Geiſtlichen, Klöſter, Ordensmänner, Weiber, Kaufleute, Handwerker und Mühlen von aller Gewaltthätigkeit ausgeſchloſſen wurden, dieſes waren die vier Tage von Mittwoch Abends bis Montags frühe, die Adventszeit bis zu den drey Königen, die Faſten, Oſtern und Pfingſtwochen, in welchen Tagen auf die Ausübung der geringſten Feindſeligkeit der Bann, und nach Befinden die Todesſtrafe ſtand. Die Privilegien der Kreuzfahrer und ihre Freyheiten waren überhaupt folgende: Sie konnten während ihres Feldzuges nicht Schulden halben angeklagt werden, (ſchon dieſer Umſtand jagte Tauſende ins heilige Land, die durch dieſe Reiſe aus aller Verlegenheit kamen) ſie brauchten von entlehnten Geldern keine Zinſen zu bezahlen, ſie waren ganz oder zum Theil von Steuern und Auflagen befreyet, konnten ohne Einwilligung ihrer Lehnsherrn ihre Ländereyen veräuſſern; ihre Perſon und Habſeligkeiten ſtanden unter niemand, als unter dem Schutz des heiligen Peters, und niemand durfte, wenn er ſich nicht den Bannſtrafen ausſetzen wollte, es wagen, ſie und die Ihrigen, während ihrer Abweſenheit auch nur im geringſten zu beleidigen; ſie waren ſo wie die Geiſtlichen gar keinem weltlichen Gericht unterworfen; und erhielten endlich. welches noch das Beſte war — einen vollkommenen Ablaß, das heiſt: alle ihre Sünden groß und klein, wie ſie Namen haben mogten, wurden ihnen vergeben, und die Pforten des Himmels ſo weit geöffnet, daß ein Kreuzfahrer ohne Anfrage gerades weges hindurch paſſiren konnte. Man ſieht leicht ein, wie abſcheulich, wie unſittlich, wie ſo ganz alle weltliche und bürgerliche Ordnung zerſtörend dieſe Grundſätze waren; aber ſo ſchrecklich ſie für das Ganze ſeyn mogten, ſo gab es doch eine Zeit, wo ſie verbindend waren — das war die Zeit der Kreuzzüge.

Ehe noch die Verſammlung aus einander gieng, und da der Papſt noch in aller ſeiner Glorie auf dem Throne ſaß, nahete ſich, wahrſcheinlich auf Verabredung, um der Verſammlung ein nachzuahmendes Muſter vor Augen zu ſtellen, **Adhemar von Monteil**, Biſchof von Puy und bat den Papſt fusfällig an den Stufen ſeines Throns um Erlaubniß, den Weg Gottes betreten zu dürfen, das heiſt, er bat ſich vom Papſt die Ehre aus, mit dem Kreuz bezeichnet zu werden. Dieſer hütete ſich wohl, ihm eine Bitte abzuſchlagen, die er ihm wahrſcheinlich ſelbſt in Mund gelegt hatte. Er heftete vielmehr ſelbſt ihm das Kreuz von rothem Zeug auf die rechte Schulter und eben ſo eines erhielt auch der Biſchof von Orange, Wilhelm nebſt vielen andern Perſonen und Geiſtlichen. Am folgenden Tage kam man zuſammen, um für den ganzen Haufen einen Heerführer zu wählen. Weil der Papſt vorhin geäuſert hatte, daß er wohl ſelbſt ſich entſchlieſſen werde, den Zug anzuführen, ſo bat man ihn, die Heerführerſtelle anzunehmen; allein er fand es jetzt beſſer, ſich mit Klugheit zurück zu ziehen, nachdem die Sachen einmal in dieſen Gang gebracht waren, und entſchuldigte ſich mit ſeinen nothwendigen Pflichten, die ihn, wie er ſagte, nöthigten, bey dieſen Umſtänden wegen der Bedürfniſſe der Kirche und des Schisma, das ſie trenne, im Occident zu bleiben. Er verſprach aber, und vielleicht war es ihm Ernſt, die Reiſe zu thun, ſo bald dieſe Hinderniſſe gehoben wären, und er auf einige Zeit, die Sorge für ſeine Heerde auf die Seite ſetzen könne. Adhemar erhielt alſo die päpſtliche Gewalt bey dem Zuge unter dem Namen eines Legaten. Er ſoll ſie, welches ſchwer zu glauben iſt, ungern übernommen haben. War aber ſein bezeigter Widerwille ernſtlich, ſo muß es ihm lieb geweſen ſeyn, durch einen Zufall davon befreyet worden zu ſeyn.

Nach zehntägiger Dauer der Kirchenverſammlung ſchickte Urban alle Biſchöffe nach

Hauſe, um das in ihren Sprengeln zu thun, was er zu Clermont gethan hatte. Jeder predigte, wo er konnte, das Kreuz und ſammlete ſich Gefährten nach Jeruſalem, und damit ja niemand bey kältern Blute ſein Wort zurücknehmen könne, ſo verordnete der Papſt, daß derjenige, der einmal das Kreuz nähme, bey Strafe des Bannes gehalten ſeyn ſollte, ſein Gelübde zu erfüllen. Er ſelbſt zog noch, ehe er nach Italien zurückkehrte, in Frankreich herum und predigte das Kreuz. Die Köpfe der Menſchen waren nun alle ſo erhitzt, daß die Predigten des Papſtes, der Biſchöffe, des Einſiedlers Peters, der alle Provinzen und Länder durchrannte, und die Ermahnungen aller derer, die von Clermont zu Hauſe kamen, Menſchen aus allen Ländern Europens zu Kreuzfahrern herbeyzog.

Man kann ſich leicht vorſtellen, daß der Aberglaube und die Unwiſſenheit des Jahrhunderts hiebey ein volles Spiel hatten. Die wunderſeltſamſten Dinge wurden ausgebrütet, um den Menſchen den Zug ins heilige Land recht wichtig zu machen. Es iſt genug, zur Charakteriſtik der Kenntniſſe dieſer Zeit nur einige dieſer Erfindungen zu nennen: z. B. an eben dem Tage, da Urban den Kreuzzug predigte, war ſchon die Nachricht davon in Orient verbreitet; das heiſt in der That die tauſendzüngige Fama etwas gar zu laut und geſchwäzig machen. Wie ſehr Gott die Kreuzpredigten durch Wunder und Zeichen beſtätige, davon führte man zum Beweis an, daß in der ganzen Welt die Sterne vom Firmament in einer ſolchen Menge herabfielen, wie Hagel im Sturm und Schneeflocken im Winter. Ich wünſche meinen Leſern und mir Glück, daß wir dieſes gräßlich ſchöne Schauſpiel nicht mit anſehen durften; denn mich dünkt, unſere kleine Erde, müſſe bey einem ſolchen Hagel und Schnee von Sternen in nicht geringe Unordnung gerathen. Daß man feurige und blutige Straſſen, Schlachten und dergleichen am Himmel ſah, daß Mißgeburten von Menſchen und Thieren häufig zur Welt kamen, als z. E. Kinder, die zwey Jahr im Mutterleibe geweſen waren, gleich bey der Geburt Reden hielten, alle Glieder doppelt hatten, Lämmer mit zwey Köpfen, Füllen, mit ſo groſſen Zähnen, wie ihre Mütter u. ſ. w. — das verſtehet ſich von ſelbſt. Es iſt ja nicht ſehr lange her, als die werthe Chriſtenheit noch fromm genug war, alles dieſes und ähnliche Dinge zu erzählen, wenn ein Türkenkrieg in den Kabinetten der Fürſten angebrütet werden ſollte.

Um ſo mehr iſt es dem eilften Jahrhundert zu gute zu halten.

Unter ſolchen Umſtänden dauerte es nicht lange, ſo war eine unzählige Menge von Kleidern mit Kreuzen gezeichnet, und wehe dem! der es ſich nur von ferne merken ließ, daß das Ding ihm nicht behage! Wenn die Leſer ſich erinnern wollen, welche magiſche Kraft in den letzten holländiſchen ſogenannten Patrioten Unruhen eine getragene oder nicht getragene Orangen Kokarde bey den phlegmatiſchen Holländern, oder noch ganz neuerlich eine grüne in dem civiliſirten Paris hatte, ſo werden ſie leicht begreifen, daß im eilften Jahrhundert ein rother Lappen in Form eines Kreuzes eben ſo groſe oder noch gröſere Kraft gehabt haben müſſe. Wenn man bedenkt, daß alle dieſe Schwärmer den Weg nach Jeruſalem für den leichteſten Weg zum Himmel hielten, ſo wird man ſich einen Begriff von der brennenden Begierde machen können, die Menſchen aus allen Ständen dahin zog. Die Jahrbücher der Geſchichte haben durchaus kein Beyſpiel von einer ähnlichen Bewegung unter den Menſchen aufzuweiſen. Nicht blos Prinzen und Herren, Edelleute, Bürger und Bauern wollten auf dieſem Wege geradezu in den Himmel, ſondern auch Weiber, Kinder, Mönche und Nonnen, Weltgeiſtliche und Prieſter riß die Wuth mit fort. Kein Band der Freundſchaft und Liebe hielt die Raſenden auf, kein häusliches Intereſſe, keine zärtliche Empfindung, kein Gefühl von Patriotismus konnte ihren unſinnigen Entſchluß ändern. Man verließ Haus und Hof, zerriß alle Bande, erſtickte alle Empfindung, entſagte allen Freuden, um — nach Jeruſalem zu gehen. Kein Verbot der Aebte und Biſchöffe konnte dieſe Wuth hindern, ſelbſt Urbans Verbot, wodurch er zu Clermont, Weltgeiſtliche, Nonnen und Mönche vom Zuge ausſchloß, galt nicht mehr, ſie zerbrachen die Pforten und Gitter der Klöſter und Einſiedeleien, und liefen dem Zuge nach. So vermehrte ſich dieſer unordentliche gemiſchte Haufe von Tage zu Tage, wie ein vom Berge ſich wälzender Schneeball. Da war kein Stand, kein Geſchlecht, keine Leidenſchaft, keine Tugend, kein Laſter mehr an ſeiner Stelle, alles war in einander gemiſcht, Schwelgerey mit Gottesfurcht, der Helm mit der Kutten, das Rauchfaß mit der Lanze, die Spindel mit dem Streitkolben, das härne Kleid der Kaſteiung mit Pfeilen und Schwerdern; neben dem Prieſter und Mönch ſtand ein ſchaamloſes Weib mit einem Harniſch bedeckt, beides zum Streit und zur Buhlerey bereit; neben dem bepanzerten

Soldaten eine Nonne, die bald Pſalter betete, bald liebängelte. Es iſt ſchrecklich, die Schilderung dieſer ſonderbaren Miſchung zu leſen; bey vielen, vielleicht bey den meiſten, war immer der Hauptbewegungsgrund, ihr Schickſal zu verbeſſern, ſich mit der Beute der Reiſegefährten und Feinde zu bereichern, und ihren Wollüſten und Leidenſchaften zu frohnen; dieß trieb den Mönch und die Nonne ſo gut wie den Straſſenräuber an, ſich mit dem Kreuze bezeichnen zu laſſen.

Nun entſtand aber die Frage: woher nehmen wir Brod, in der Wüſten, das dieſe eſſen? Die Koſten, ſolche zahlreiche Haufen von Menſchen aus Europa nach Aſien zu führen, waren natürlicherweiſe erſchrecklich. Die öffentlichen Einkünfte einer jeden Nation waren damals noch ſehr gering. Um ſich Lebensunterhalt zur Reiſe zu verſchaffen, mußten alle, die etwas beſaſen, ihr Hab und Gut verkaufen. Wer nun klug genug oder glücklich genug war, durch Verhältniſſe gezwungen zu werden, zu Hauſe bleiben zu müſſen, der konnte bey ſo vielen Verkäufern um ein geringes Geld Käufer werden. Das war alſo eine reiche Erndte für die in Europa bleibenden Fürſten, und Geiſtlichen und Klöſter. So kamen ganze Provinzen, Städte, Felder, Wieſen und Hütten in fremde Hände. Die Handlung litt eine gänzliche Revolution, die Sachen und Preiſe veränderten ganz ihre Geſtalt. Der Mangel auf der einen Seite brachte auf der andern Ueberfluß hervor. In Hoffnung eines eingebildeten größern Gewinnes in einem entfernten Lande ſagte man ſich um einer Kleinigkeit von allem ſeinen Erbgute los. Wer keine liegenden Gründe hatte, verkaufte ſeine reichen Kleider, den koſtbarſten Schmuck der Weiber, Ringe und Geſchmeide, und gerade als ob dieſe ihre Natur verändert hätten, widerſprachen ſie dem nicht einmal, ſondern beſorgten den Verkauf ſelbſt. Man öffnete endlich alle Gefängniſſe und Kerker, und nahm alles dieſes Geſindel in den Kreuzzug mit auf. So wurde das heilige Land für fromme Schwärmer das, was den Engländern und Spekulation die Botany und Jackſons Bay jetzt geworden iſt.

Unter dieſen Zurüſtungen verſtrich der Winter, den man mit wechſelſeitigen Aufmunterungen zur Reiſe hingebracht hatte. Kaum erſchienen die erſten ſchönen Frühlingstage, ſo wurden alle lebendig und thätig und die Wuth brach öffentlich aus. Europa wurde der Schauplatz der außerordentlichſten Auftritte, wo lauter handelnde Perſonen und deſto weniger Zuſchauer waren. Mütter ſegneten ihre Gatten und Söhne mit Thränen zur Pilgerſchaft ein, man hörte Eide der Treue ſchwören, ſah Verzweiflungsvolle ſich die Haare ausraufen, die Bruſt zerkratzen, auf der Erde wälzen, andere ihre ſtummen Schmerzen in ſich vergraben. Hier bot eine Gattinn oder Mutter, die die ganze Folge von Unglück ahndete, alle Zärtlichkeit vergebens auf, um Gatten oder Kinder zurück zu halten; dort freueten ſich andere über den Entſchluß der Ihrigen, das heilige Land zu beſuchen. Alle Leidenſchaften waren gegen einander in Aufruhr, Liebe und Haß, Hoffnung und Verzweiflung, Freude und Schmerz. Das Ganze machte ein höchſt bizarres ſchreckliches Schauſpiel aus. Man ſah Bauern mit Weibern und Kindern, und Geräthſchaften auf elenden Karren von Ochſen mit Hufeiſen beſchlagen, gezogen, langſam nach den Verſammlungsplätzen hinſchleichen. Die Kinder fragten bey jedem ihnen aufſtoſſenden Berg oder Schloß: ob das ſchon Jeruſalem ſey? — Auf den Gaſſen und Landſtraſſen, bey Städten und Feſtungen, in Ebenen und auf Bergen, allenthalben erhoben ſich Fahnen und Gezelte, allenthalben ſchien Krieg zu ſeyn. Alle Heerſtraſſen waren mit Kriegern von allen Ständen, allen Altern, allen Geſchlechtern zu Fuſſe, zu Pferde, zu

Wagen und zu Schiffe bedeckt. Alle, troz der Beſchwerlichkeiten der Reiſe, gleich fröhlich, allenthalben erſcholl die Luft von ihrem Kriegsgeſchrey: **Gott will es haben, Gott will es haben!** Da gab es Muſik und Gaukler von allerley Art. Man denke ſich die wunderbare Miſchung von Kriegsinſtrumenten und Hausgeräthe, Trompeten und Zinken der Soldaten, Flöten und Schallmeien der Schäfer, Lanzen, Degen, Dolche, Schilde, Wurfſpieſe, Schleudern, Kugeln, die daraus ſollten geworfen werden, Gold und Silber in Barren, Jagd und Fiſchgeräthe, und einige Geſchichtſchreiber nennen auch Gefäſſe mit Weineſſig. Man weiß eigentlich nicht, wozu dieſer ſollte gebraucht werden, ob zum Getränk oder um Hannibals Alpenreiſe nachzuäffen, wenn anders Hannibals Manier, ſich mit Eſſig einen Weg durch die Alpen zu öffnen, möglich iſt.

Daß Peter unter allen am thätigſten ſich bewies, läßt ſich leicht vermuthen. Er war recht in ſeinem Elemente. Er nahm alles, was Frankreich und Deutſchland entbehrliches an Menſchen liefern konnte, zu ſeinem ehrenvollen Gefolge — einen erſtaunlich zahlreichen Schwarm Lumpengeſindels auf. Mit dieſem abſcheulichen Haufen, der täglich ſich vergröſerte, täglich ſitten und zuchtloſer wurde, kam er zu einem alten Bekannten, dem **Herzog von Lothringen, Grafen von Bouillon.** Dieſer hatte in einer Krankheit eine Reiſe ins gelobte Land gelobt, und war alſo einer der erſten, die ſich das Kreuz aufheften ließen. Sein Herzogthum verpfändete er dem Biſchof von Lüttich, die Stadt und das Schloß Stenay verkaufte er dem Biſchof von Verdün. Er war übrigens ein guter Kriegsmann. Dieſer Prinz erſtaunte über den unordentlichen Haufen, den Peter mit ſich ſchleppte, mit Recht. Hunger war die kleinſte Unbequemlichkeit, die er fürchtete; anſtatt aber, wie er hätte thun ſollen, eine Auswahl anzuſtellen, und die beſten und tüchtigſten unter ſeine Fahnen zu vertheilen, und die andern nach Hauſe zu ſchicken; um das Land zu bauen, ſchlug er dem ſchwärmeriſchen Kalupeter vor, mit ſeinem Pöbel voran zu gehen, er werde ihm mit ſeinen Truppen folgen. Wäre Peter nicht von dem Wahnwiz, den er aus dem Morgenlande brachte, verrückt geweſen, ſo würde er einen Vorſchlag abgelehnt haben, der doch eigentlich ſeinem Herzen und Verſtande ſchrecklich hätte ſeyn müſſen. Aber ſein bischen Vernunft war ganz verwirret, und ſo glaubte er, ſich dadurch ein Verdienſt bey Gott zu erwerben, wenn er dieſen Haufen anführe. Er war indeſſen doch noch ſo klug, Gottfrieds Furcht wegen einer Hungersnoth nicht ganz abgeſchmackt zu finden, und theilte alſo ſeinen Haufen, der aus mehr als dreymal hundert tauſend (300000) Köpfen beſtand.

Im März des Jahres 1096 trat Peter ſeinen Marſch an. Ein Edelmann aus Bourgogne, tapfer, aber ſo arm, daß Dummheit oder Bosheit ihm den Beinamen **Walther ohne Habe** (Senza vehor, Senzaveir, welches ſo viel iſt, als, ſans avoir, ſine habere, ſine pecunia) beilegte, war der Anführer eines Haufens, den Peter ihm abtrat, von 15 bis 20000 Mann, unter welchen nur acht Reiter waren — ein Beweis, von welcher Art Peters Soldaten geweſen ſeyn müſſen. Außer dieſen hatten ſich noch zween Haufen abgeſondert. Längſt der Donau hin, Deutſchland hindurch bis an die ungariſchen Gränzen gieng Walthers Zug noch ziemlich gut. Aber mit dem Einzug in die Bulgarey nahm Kreuz und Noth, Unordnung und Ausſchweifung überhand. Wahrſcheinlich waren ſie ſelbſt ſchuld an ihrem Unglück. Ihr Zug war nicht ordentlich, ſondern ſie entfernten und zerſtreueten ſich mit Fleiß in die Felder, und erlaubten ſich allerley Gewaltthätigkeiten, die ſich die wilden, zur Mäßigung eben nicht gewöhnten

wöhnten Landes Einwohner weder gefallen laſſen wollten noch konnten. Hier kamen Barbaren gegen Barbaren und das Unglück brach mit einemmal mit Macht ein. Die Bulgaren überfielen die Kreuzfahrer, nahmen ihnen alles ab, Geld, Silber, Waffen, Kleider, zogen ſie beynahe nackend aus und ließen ſie ſo ihre Straſſe ziehen. Man verſagte ihnen hie und da Lebensmittel, weil man nicht begreifen konnte, daß dergleichen Leute, die eher Feinden als Freunden ähnlich ſahen, beſtimmt waren, die Feinde des Reichs zu beſtreiten. Die hungerigen Kreuzfahrer wollten mit Gewalt ihre dringendſten Bedürfniſſe befriedigen, und übten deſto mehrere Gewaltthätigkeiten aus, aber um deſto mehr verabſcheute man ſie auch und ſuchte ſie über die Grenze zu treiben. Der arme Walther mußte acht Tage lang wie ein Flüchtling die dickeſten Wälder aufſuchen, wo Hunger ſein grauſamſter Feind war. Endlich kam er in dem erbärmlichſten Zuſtande bey Niſſa an, wo ſich der Stadthalter ſeiner erbarmte, und ihm, und was ihm von ſeinem Heere an Mannſchaft übrig geblieben war, erſt Lebensmittel reichen, und dann durch Wegweiſer nach Konſtantinopel führen lies, wo ihn der Kaiſer Alexius auf ſein Bitten ſo lange fütterte, bis Peter zu ihm ſtieß.

Peters Zug aber hatte, wo möglich noch mehr auszuſtehen als der erſte. Er war eben ſo geſchwind als Walther aufgebrochen und machte 40000 Mann zu Fuß aus, ohne eine Menge alter Männer, Weiber und Kinder, die bey den Wagen und Troß ſich befanden. Peter hatte zu viel Begierde nach Türkenblut, um ſich Zeit zur nöthigen Verproviantirung zu nehmen; daher hatten die Deutſchen, Franzoſen und Lotharinger, die unter ſeiner Fahne waren, nur das nöthigſte bey ſich. Sie nahmen Walthers Weg. Peter ließ beym König von Hungarn um Durchmarſch und Proviant anhalten, und der König, der wohl berechnen konnte, daß dieſes baarer Vortheil für ſeine Unterthanen ſeyn würde, erlaubte den Durchmarſch, bewilligte Proviant, aber nur gegen baare Bezahlung, und unter der Bedingung der ſtrengſten Kriegszucht. Peter verſprach alles und war gewiß auch anfangs Willens, Wort zu halten. Aber er vergaß bald ſeine Schwüre, als er beym Fortrücken hörte, wie es ſeinem Vorgänger Walther ergangen ſey. Peter fand noch Trophäen von chriſtlichen Waffen errichtet. Das war mehr, als er ertragen konnte; er gerieth in ſeine heilige Wuth, und entſchloß ſich, ſeine getödeten Kreuzbrüder an den Barbaren zu rächen, und er hielt ſchrecklich Wort. Seine ne Streiter, die zur Fahne des menſchenfreundlichen Jeſu geſchworen hatten, würgten mehrere Tauſende nieder, und überlieſſen ſich in Malleville fünf Tage lang den abſcheulichſten Ausſchweifungen, deren viehiſche Soldaten fähig ſind; ſie beluden ſich mit Lebensmitteln, die ſie da in Ueberfluß fanden, wühlten alles um, zerbrachen, was ſie nicht fortbringen konnten, ſchändeten Frauen und Jungfrauen und rühmten ſich ihrer Schandthaten. Das waren geweihete Krieger des Herrn!!

So kamen ſie nach ſieben Tagereiſen bey Niſſa an. Beym Fortrücken zündeten einige raubgierige Soldaten ſieben Mühlen und einige Häuſer an. Die Ungarn und Bulgaren ſtraften ſie dafür ab, und richteten den Nachtrab des Heeres zu Grunde. Peter kehrte ſogleich um, um die Gefangenen wieder frey zu machen. Seine Soldaten waren aber zu hizzig. Es kam wider ſeinen Willen zum Handgemenge, das immer wüthiger wurde; endlich gieng alles, auch Peters heilige Kriegskaſſe, die den ganzen in Europa geſammleten Schatz enthielt, für die Kreuzarmee verloren. An dieſem einzigen Tage verloren ſie 2000 Wagen, allen Mundvorrath, eine Menge Weiber, Mädchen und Nonnen, die ihnen gefolgt waren. Von

40000 blieben ihm 7000 Mann übrig, die in der kläglichſten Verfaſſung waren.

Während er ſeinen Marſch durch Thracien fortſetzte, vermehrte er ſeinen Haufen durch beſtändigen feierlichen Trompetenſchall und andere Mittel wieder bis zu 30000, aber dieſe armſeligen Leute waren meiſt ohne Waffen, ohne Wagen, ohne Geld, ohne Lebensmittel und was das Schrecklichſte war, ſogar ohne Hoffnung, etwas zu erhalten. Man denke ſich das Fürchterliche dieſes Zuſtandes von 30000 Menſchen! Es blieb ihnen nichts übrig, als das unreife Getraide des Feldes — es war im Junius — abzumähen, es am Feuer zu trocknen, zwiſchen Steinen zu zermalmen, und Kuchen daraus zu machen. Das war einige Tagelang die Nahrung dieſer elenden Menſchen.

In Phillipolis wagte Peter, der in der äuſerſten Verlegenheit war, wieder ein Mittel, deſſen Wirkung er ſchon in Europa kennen gelernt hatte. Er lief durch alle Straſſen der Stadt, predigte wieder wie vorhin, von ſeinen und ſeiner Mitgefährten Eifer, den Bedrängten Beiſtand zu leiſten, von den ſchrecklichen Drangſalen, denen er bisher ausgeſetzt geweſen, und bat die Griechen mit ſeiner ihm eigenen Beredſamkeit um eine milde Beiſteuer.

Durch dieſe Gaukeley füllte er ſeine Kaſſe ziemlich wieder an, bekam eine Menge Gold und Silber, Pferde und Laſtthiere, welches er alles höchſt nöthig hatte. Zu Adrianopel wollte er die nehmliche Rolle ſpielen, aber neue Befehle des Kaiſers nöthigten ihn aufzubrechen, und ſo kam er endlich am erſten Auguſt 1096 vor Konſtantinopel an, wo ihn Walther ohne Habe empfieng, ſich aber freilich ſehr wunderte, den geiſtlichen General in einem noch traurigern Zuſtande zu ſehen, als er ſelbſt war. Alexius wollte das ſonderbare Geſchöpf, von dem der Ruf ſo mancherley ausgeſtreuet hatte, und durch welches ganz Europa in Bewegung geſetzt war, ſelbſt von Angeſicht zu Angeſicht ſehen. Kukupeter war der Mann nicht, den der Anblick eines Kaiſers aus der Faſſung bringen konnte, und der Kaiſer glaubte, er müſſe des Schwärmers frommer Abſichten wegen, doch einige Achtung für ihn haben; er empfieng ihn alſo mit einer Gnade, die ſchon hinlänglich war, Petern, wo möglich, noch dreiſter zu machen. Er erzählte ihm mit ſeinem gewöhnlichen Ton alle ſeine Begebenheiten und von allem, was noch kommen werde, und ſchloß mit der Bitte, um Brod und Nahrung. Alexius ſah wohl, wo es dem Narren fehlte, aber er war zu ſtaatsklug, um ihn in ſeiner Thorheit zu ſtören, von der er Nutzen zu ziehen hoffte. Er beſchenkte ihn reichlich, befahl ihm aber, ſich der lieben Ordnung wegen, bis zu der Ankunft der übrigen europäiſchen Prinzen und Kreuzfahrer im Lager ſtill zu halten. Er hoffte nemlich, daß unter den Prinzen, die nachkommen ſollten, doch wohl einige ſeyn würden, die ſich beſſer zu Generalen ſchickten, als dieſer Schwarmkopf, von dem er wohl einſah, daß er beſſer zum Meſſeleſen als zum Kommando einer Armee tauge. Aber nicht lange, ſo kam ſeine Vorſicht in Verlegenheit. — Erſt müſſen wir aber nach Ungarn zurück, um die noch übrigen Kreuzfahrer zu begleiten.

Auf ſeiner Wanderſchaft durch Deutſchland hatte Peter Bekanntſchaft mit einem pfälziſchen Prieſter **Gotiſchalk** gemacht, der auch ſo gern eine ſo glänzende Rolle, wie Peter geſpielt hätte. Das war ein Mann für unſern Kukupeter. Er nahm ihn alſo zum Gehülfen an. Ob er gleich in ſeinen Werbepredigten nicht ganz Peters Glück hatte, ſo raffte er doch ein Heer von 15000 zuſammen — auch wieder lauter Lumpengeſindel des deutſchen und lotharingſchen Pöbels, kaum einer Erwähnung werth. Er verfolgte Peters Weg, wurde in Ungarn ganz gut aufgenommen, aber das lüderliche Lumpenpack, woraus ſein Heer beſtand, überließ ſich der Unmäßigkeit in vollem Grad, plünderte und raubte, ſtatt zu bezahlen, und begieng die größten Grauſamkeiten, und das Ende von dem allen war (denn ich fürchte, durch eine weitere detaillirte Erzählung aller begangenen Barbareien, die Leſer zu ermüden) daß Kalomann über ſie herfiel und von 15000 kaum 3000 übrig ließ.

Nach allen dieſen Unglücksfällen hätte man glauben ſollen, daß der Paroxysmus der Kreuzfahrtswuth ziemlich nachlaſſen werde, aber er ſchien vielmehr noch ärger zu werden. Aus Frankreich, England, Flandern, Lothringen und Deutſchland rottete ſich ein Haufen von Weibern, Kindern, Prieſtern, Greiſen und Schülern zuſammen, den man auf 200000 zu Fuß und 3000 Reiter ſchätzt — wieder größtentheils ſchlechtes Geſindel und der Abſchaum jener Nationen. Dieſe Leute hatten, wenn es möglich iſt, noch weniger Ordnung und Subordination unter ſich, als ihre Vorgänger. Kein Wunder alſo, daß ihre Ausſchweifungen auch die vorigen überſtiegen. Und dieſe elenden Menſchen, die keine Begriffe von Sittlichkeit, Zucht und Ordnung zu haben ſchienen, unterfiengen ſich, die Ehre der Religion Jeſu retten zu wollen! Indeſſen ſie hatten ſich einmal vorgenommen gegen die Ungläubigen zu Felde zu ziehen, ſie verſuchten alſo zuerſt ihr Heil an den Juden; denn ſie konnten ihre Hitze nicht bis zu ihrer Ankunft in Aſien mäſigen. Zwölftauſend Juden wurden ein Opfer ihrer Grauſamkeit, unter dem chriſtlichen orthodoxen Vorwande, daß ſie ſo gut und ärger noch als Ungläubige wären. Die Wahrheit aber war, daß man bey den Juden Geld zu finden hoffte, das man ſehr nöthig hatte. Durch dieſe Behandlung zur Verzweiflung gebracht, erneuerten die Juden das ſchreckliche Trauerſpiel von Sagunt und Kapua. Mütter durchbohrten ihre Säuglinge, Männer ihre Weiber, Väter ihre Söhne und Töchter; einige füllten ihre Kleider mit Steinen an und ſtürzten ſich ins Waſſer, um nur nicht in die Hände dieſer Unmenſchen zu fallen, die ſich rechtgläubige Chriſten nannten.

Ihre Strafe blieb aber auch nicht lange aus. Sie rückten auf Ungarn los, in Hoffnung ohne Hinderniſſe durchziehen zu können. Aber die Ungarn kannten dieſe Leute ſchon aus Erfahrung. Sie verſperrten ihnen alſo bey Mersburg den Durchgang. Es kam zum Handgemenge, das Mezeln wurde allgemein, und die chriſtlichen Schwärmer wurden entweder durchs Schwerd getödtet, oder in einen nahe liegenden Moraſt gejagt, und was übrig blieb, erſoff meiſt in der Donau, nur wenige entflohen durch Kärnthen nach Apulien, wo ſie zu Schiffe nach Konſtantinopel giengen.

Unterdeſſen hatte unſer Peter durch die nach und nach herbeygewanderten Haufen viel Zuwachs bekommen. Alle dieſe Rotten trieben zur Dankbarkeit für das in Konſtantinopel genoſſene Gute, ihre Ausſchweifungen weiter, als ſelbſt die Türken bey ihren Einfällen ſie zu treiben pflegten. Alexius war alſo froh, als er ſie über die Meerenge nach Bythinien wandern ſah, und beförderte ihren Abzug auf alle Art. Sie zogen nach Hellenopolis, wirthſchafteten daſelbſt auf gleiche Art zwey Monat lang, und ohngeachtet ihnen der Kaiſer den Rath mit auf den Weg gegeben hatte, ihre Nachfahrer in Nikomedien zu erwarten, trieb ſie doch ihre ſchwärmeriſche Hitze und die Zwietracht, die unter ihnen einriß, aus einander. Man klagte vorzüglich über den Stolz der franzöſiſchen Kreuzfahrer, welche die Deutſchen und Italiäner verachteten. Ein gewiſſer Reinhold ſonderte ſich alſo mit einem Korps ab, und ſchlug ſein Lager bey Nicäa auf. Dort fiengen ſie nun, weil ſie im feindlichen Lande waren, ihre Verheerungen an. Der Sultan von Nicäa aber ſuchte ſich bald dieſe Gäſte von Halſe zu ſchaffen. Die Chriſten hatten ein Schloß Xerigorde erobert, und lebten da herrlich und in Freuden. Plözlich erſchien der Sultan mit ſeinen auserleſenſten Truppen. Reinhold theilte ſeine Soldaten, einen Theil ließ er im Schloſſe, mit dem übrigen ſtellte er dem Sulten einen Hinterhalt an einem Orte, wo er eigentlich alle ſeine Truppen hätte hinſtellen ſollen, weil es der einzige Ort war, von welchem die Soldaten in der Feſtung Waſſer holen konnten. Dieſer Poſten war aber zu ſchwach beſezt. Der Sultan trieb die Chriſten bald zurück nach Xerigorde, und ſchnitt ihnen nun das Waſſer ab. Durſt war nun für die Chriſten ein gefährlicherer Feind als das ganze Heer des Sultans. Ihre Noth ſtieg auf das höchſte. Sie zapften ſich das Blut aus den Adern und tranken es; andere löſchten ihren Durſt mit Urin oder ließen Lumpen in ſchlammichte Ciſternen hinab, und drückten dieſe elende Feuchtigkeit aus; noch andere ſuchten Löcher in die Erde zu graben, wo ſie feucht war, und legten ſich nackend hinein, oder ſteckten Kopf und Bruſt hinein, um nur einige Erfriſchung zu haben. Endlich riß ihnen, aller prieſterlichen Ermahnungen ungeachtet, die Gedult. Reinhold ſelbſt verabredete ſich mit den Belagerern und ging am 8ten Tage, unter dem Verwand einen Ausfall zu thun, mit dem größten Theil der Truppen zu dem Feind über. Wer von ſeinen Leuten ein Muhammedaner wurde, behielt das Leben, die andern wurden niedergemetzelt oder zu Sclaven gemacht.

Nun ging der Sultan darauf aus, auch das große Heer bey Hellenopel zu zerſtreuen, und ſein Plan dazu war vortreflich. Er ſchonte ſeine Leute ſo viel möglich, und lockte die Chriſten in die Wälder und Gebürge. Walther ohne Habe, der in der Abweſenheit Peters (denn dieſer hatte doch eingeſehen, daß er ſich nicht zum General ſchicke, hatte das Lager verlaſſen und war nach Konſtantinopel zurückgekehrt) die Armee kommandirte, ſah wohl ein, daß der Sultan ſie in eine Falle locke; aber er konnte die Hitze ſeiner Mitanführer nicht bändigen, und mußte zugeben, daß über 25000 ſich aufmachten und dem Sultan entgegen zogen. Sie geriethen in Wälder und unzugängliche Gebürge, ohne die Wege zu kennen oder Führer und Spione zu haben, und drey Meilen von Kibot fiel ein Hinterhalt über ſie her, und tödete eine ſolche Menge, daß die nach der Schlacht zuſammengelegten geplünderten Körper einen Berg ausmachten, und die nachfolgenden Kreuzfahrer aus den Knochen eine Mauer machen konnten, als ſie es bey dem Angriff von Nicäa nöthig fanden. Der tapfere Walther fiel mit ſieben Pfeilen im Herzen. Nur ohngefähr 3000 entrannen. Der Sultan rückte nun auf das Lager bey Hellenopel, fand keinen Widerſtand und ließ alles niederhauen, bis auf wohlgebildete Kinder, Mädchen und Nonnen, die er zu Bevölkerung ſeines Harems nach Nicäa führte. Dieß war das Schickſal dieſes furchtbaren Heeres.

Man ſtelle ſich nun die Empfindung des ſchwärmeriſchen Peters vor, als er die Nachricht von dieſer Niederlage erfuhr. Kaum wollte er glauben, daß es möglich ſey, daß Gott, ſtatt ſeinen Würgengel vor den Kreuzfahrern herzuſchicken, ſeine Hand ſo ganz ſollte von ihnen abgezogen haben. Aber es war doch nicht anders. Thränen des Jammers und des Mitleids weihete er ſeinem tapfern Streiter Walthern ohne Habe, Thränen der Wuth, denen, die Walthers Rath nicht befolgt hatten; Wuth kochte in ſeiner Bruſt gegen die Ungläubigen, die er ſich nun in ihrem Triumphe vorſtellte, und endlich bat er de- und wehmüthig den Kaiſer, jene entflohenen 3000 Mann, die ſich in einer alten Schanze aufhielten, zu retten und nach Konſtantinopel zu bringen. Alexius mogte wohl gute Gründe haben, jene Schanze nicht in die Hände der Türken kommen zu laſſen; er bewilligte alſo Peters Bitte, der den Ueberreſt glücklich nach Konſtantinopel brachte, wo der Kaiſer ſo vorſichtig war, ſie zu entwaffnen, um ſich nicht von neuem ihren Ausſchweifungen auszuſetzen.

Werfen wir einen Blick auf die bisher erzählten Begebenheiten, berechnen wir die Menge Menſchen, die umgekommen waren, ſo müſſen wir über die Folgen jener ſchwärmeriſchen Kreuzpredigten erſchrecken. Wenigſtens 300000 Menſchen waren hingeopfert, und noch waren ſie keinen Schritt weiter; noch war kein Fußbreit Land gewonnen; noch hatten ſie nicht einmal die Oerter geſehen, die ſie aus den Händen der Ungläubigen reißen wollten. Europa war ſchon entvölkert, und noch hatten Aſiens Fürſten nicht einmal angefangen ſich zu wehren oder zu rächen. Alle dieſe Unglücksfälle dienten indeſſen den nachfolgenden Kreuzfahrern zur Lehre.

Gottfried von Bouillon,*) Herzog von Niederlothringen — unſtreitig der merkwür-

digſte

---

*) Von nun an bin ich genöthigt, alles nur im gedrängteſten Auszuge zu erzählen, theils um

die

digſte unter den Kreuzfürſten, brach am 15ten Auguſt 1096. an der Spitze von 90000, andere ſagen, von 200000 Mann aus allerley Nationen auf, um die mit Blut der Chriſten gefärbten Wege nach Jeruſalem zu betreten. Sein Haufen unterſchied ſich vornehmlich von den vorhergehenden dadurch, daß es nicht ſo viel zuſammen gelaufenes Geſindel war, ſondern daß ihn der berühmteſte in Schlachten und Krieg geübte Adel Europas mit Weibern und Kindern begleitete, und daß ſie ſich mit allen Nothwendigkeiten beſſer als die vorigen verſorgten. An der ungariſchen Gränze mußten ſie bey Tollenburg Halt machen; denn Kalomann war nun klug und vorſichtig genug geworden. Drey Wochen blieben ſie in der Stellung. Gottfried erkundigte ſich genau nach den Urſachen des traurigen Schickſals ſeiner Vorgänger, und ſah bald, daß ſie ſelbſt Schuld daran geweſen waren. Er hätte mit ſeinem Heere vielleicht blutige Rache nehmen und mit

Ge-

---

die Geduld der Leſer zu ſchonen, theils weil im Ganzen genommen eine Erzählung aller einzelnen Kriegsvorfälle mit den bisherigen zu ſehr gleichlautend werden würde, theils auch um nicht die Verlagshandlung, die mich ernſtlich zu Ablieferung des Manuſkripts ermahnt, noch länger aufzuhalten.

Gewalt vorwärts dringen können, aber der fromme Gottfried fand Mäßigung zweckmäßiger, er wollte die Waffen, die gegen Sarazenen und Türken gewetzet waren, nicht gegen ſeine Glaubensbrüder gebrauchen, und um nicht wegen Nahrungsmittel in Verlegenheit zu kommen, bat er um friedlichen Durchzug. Kalomann erklärte auch, daß er gern mit den neuen Kreuzfahrern in gutem Vernehmen zu ſtehen wünſche; er bewirthete die Abgeſandten acht Tage lang auf das beſte, und lud den Heerführer Gottfried ſelbſt zu einer Unterredung ein, die auch ſtatt fand. Es wurde ein Vertrag errichtet, worinnen Mannszucht die Hauptbedingung war, und ſo ging das Chriſtenheer ungehindert durch Ungarn und die Bulgarey. An den Gränzen trafen ſie Abgeſandte des griechiſchen Kaiſers an, die eben ſo auf gute Kriegszucht in Thrazien drangen. Dieſe würde auch unter Gottfrieds Anführung keine Schwierigkeiten gehabt haben, wenn nicht unvorhergeſehene wichtige Zufälle ein anderes Verfahren angerathen hätten.

Hugo der Große, Graf von Vermandois, Bruder des Königs von Frankreich, war der Anführer eines neuen größtentheils aus Franzoſen beſtehenden Haufens. Dieſer glaubte durch den kürzern Weg zur See eher an

Ort und Stelle gelangen zu können, und ſo ging alſo der Zug im September gerade nach Italien. In dieſem zahlreichen Heere waren wichtige Männer, deren Entfernung dem König von Frankreich ſehr willkommen war, theils weil dadurch ihre dem Könige fürchterliche Macht verringert wurde, theils auch weil ihre Beſitzungen dadurch zum Theil an die Krone kamen, z. B. Stephan, Graf von Chartres, der nicht ſowohl ſeiner Tapferkeit wegen, denn er bewieß keine in dem Kreuzzuge, als vielmehr wegen der Menge ſeiner Schlöſſer und Plätze berühmt war, ſo daß man von ihm zu ſagen pflegte: er beſäße deren ſo viele, als Tage im Jahre wären — ferner, Robert, Graf von Flandern, der den Kern ſeines Adels mit nach Paläſtina zog, und dadurch ſeine Staaten von den Kriegern entvölkerte, die ihre Stütze und des Königs von Frankreich Schrecken ausmachten.

Alexius fieng an, bey der Annäherung ſolcher Heere mit ſolchen Anführern wegen der Abſichten derſelben beſorgt zu werden; hiezu kam auch wohl, daß Hugo in einem außerordentlich ſtolzen Tone (wenn man Anna Comnena glauben will) an den griechiſchen Kaiſer geſchrieben hatte. Dieſem war beſonders nicht wohl zu Muthe, als er hörte, daß Boemund, der älteſte Sohn des normänniſchen Helden Robert Guisiard, unter den Hunderttauſenden wäre, die ſeinen Staaten ſich näherten. Dieſer hatte ſich nehmlich ſonſt ſchon als einen Feind des Alexius gezeigt. Oeffentlich durfte der Kaiſer ſich nicht widerſetzen, aber er war ſchlau genug, da Liſt zu brauchen, wo er keine Gewalt brauchen konnte oder wollte. Er gab alſo dem Stadthalter von Durazzo Befehl, ſich des franzöſiſchen Anführers mit guter Manier zu bemächtigen, und ihn nach Konſtantinopel zu ſchicken. Dieß geſchah mit einem Haufen von Ehrenbezeugungen. Hugo war ein Staatsgefangener des Alexius.

Gottfried, den wir ſo eben verlaſſen haben, erfuhr dieſes alles in Phillipoli. Es mußte ihm allerdings höchſt ſeltſam und befremdend vorkommen, den Bruder des angeſehenſten und mächtigſten europäiſchen Fürſten auf ſolche Art von dem Kaiſer behandelt zu ſehen, dem er Beiſtand zuführte. Gottfried ſah hierinnen die größte Verletzung des Völkerrechts, und ſeine großmüthige und redliche Seele fühlte ſie auf das lebhafteſte. Dennoch aber wählte er erſt den Weg der Güte. Er ließ durch Geſandte nach den Urſachen dieſes ſonderbaren Betragens fragen, und um augenblickliche Loslaſſung des Staatsgefangenen nachſuchen, und bis ſeiſie Abgeſandten zurückkamen, betrug er ſich ſo, als wäre er in Freundes Land. Er erhielt aber abſchlägige Antwort. Und nun brach ſein Unwille aus. Er verſtattete ſeinem Heer in den Ländern der Griechen, wie in Feindes Land zu hauſen. Wer war froher als die Kreuzfahrer, die bisher mit Mühe ihre Hitze gebändiget hatten! Acht Tage lang richteten ſie die ſchrecklichſten Verwüſtungen in Thraziens Gefilden an.

Alexius zog nun bald gelindere Saiten auf, und ließ die Gefangenen los, da er den Prinzen erſt durch außerordentliche Schmeicheleien dahin zu bringen gewußt hatte, ihm den Eid der Treue zu ſchwören. Eben das verlangte der Kaiſer von Gottfried, der ſich aber erſt nach langen Unterhandlungen und allerley Zufällen, welche anzuführen, der Raum dieſer Blätter nicht geſtattet, dazu bewegen ließ. Gegenſeitige thätige Unterſtützung ward von beiden Seiten zur Baſis ihrer Verbindung gemacht. Hierauf ſetzte das Heer, vereinigt mit dem Reſte des erſten Kreuzzuges und vielen tauſend andern, die zu Gottfried ſtieſſen, nach Aſien über. Es war am 10ten März 1097., als es in der Gegend von Chalcedon gemuſtert ward, und es fanden ſich, nach den einſtimmigen Nachrichten mehrerer Schriftſteller, 500,000 Mann zu Fuß und 130,000 Reiter. Dieſem Heere folgten bald die muthigen Schaaren unter Marcus Boemund, Prinz von Tarent mit ſeinem tapfern Vetter Tankred, einem berühmten Helden in Taſſo's befreietem Jeruſalem, und unter Reimund IV., Grafen von Toulouſe, deſſen Leute man insgemein Provenzalen nennet. Ihn begleiteten Adhemar, Biſchof von Puy, als päpſtlicher Legat, und viele andere Männer von Wichtigkeit. Eine ſolche Armee hätte unermeßliche Eroberungen machen können, aber es fehlte ihr an demjenigen, was gewiſſe Siege verſpricht, an Einigkeit unter den Anführern, an Klugheit und an Kriegeszucht.

Gottfried von Bouillon rückte mit ſeinem Heere muthig vorwärts; er kam nun auch auf die grauſenvolle Ebene, wo der Sultan von Nicäa ein ſo ſchreckliches Blutbad unter Walthers Haufen angerichtet hatte. Ein jammervoller Anblick für die Kreuzfahrer, die zerſtreueten und haufenweiſe herumliegenden Leichname und Knochen ihrer gefallenen Brüder! Rache, ſchreckliche Rache ſchwör jeder dem Sultan und allen Türken; man rückte jedoch mit Behutſamkeit gegen Nicäa, damals die Hauptſtadt Bythiniens und der Sitz des ſeldſchukiſchen

Reiches, an, und ſchlug am 6ten May 1097. das Lager vor der Stadt auf.

Die außerordentlich ſtarken Feſtungswerke und die zahlreiche tapfere Beſatzung machten die Stadt beinahe unüberwindlich, und man mußte ſich zu einer förmlichen Belagerung entſchließen. Am 15ten und 16ten May unternahmen die Chriſten den heftigſten Sturm, richteten aber nichts damit aus. Ein zweymaliger wüthender Angriff des Sultans ward durch die Wachſamkeit Gottfrieds, Boemunds, Tankreds, Hugo's und der beiden Roberte (von der Normandie und Flandern), lauter Helden von geprüfter Stärke, durch die den Feinden beigebrachten Niederlagen, vereitelt, und die Stadt endlich nach einer ſieben wöchentlichen Belagerung zur Uebergabe gezwungen. Der Zug ging nun gegen Tarſchiſch, Edeſſa, und Theſſalonich. War es Nothwendigkeit oder Nachläßigkeit, daß ſich das Heer in zwey Theile theilte; genug, es hätte für die Chriſten zum großen Nachtheil gereichen können; denn der Sultan Kilidge Arslan, der ſeine und ſeiner Alliirten ganze Macht zuſammengezogen, und jezt 200,000 Mann auserleſener Truppen bey ſich hatte, überfiel die ſchwächere Hälfte des Kreuzheeres. Ein ſchreckliches Gefecht begann.

gann. Graf Robert von Flandern fiel unter dem Pfeilregen der Sarazenen; die Noth des geängſtigten Kriegsheeres ſtieg ſchon aufs höchſte, als gerade in dem entſcheidendſten Augengenblicke Gottfried und Hugo der Große mit 60,000 Reitern von dem andern Haufen zu gutem Glücke herbey ſprengten, und nun die Feinde gänzlich geſchlagen wurden. Das außerordentlich reiche Lager derſelben, welches alles enthielt, was nur Leuten in ihrer Lage behagen konnte, wurde eine Beute der Sieger. Auf dem weitern Fortrücken mußten die Kreuzfahrer, beſonders in den Gebirgen und engen Wegen von Piſidien, unausſprechliches Elend erdulten, da es ſo oft an allen Nothwendigkeiten gebrach, bis ſie ſich endlich bey Antiochette, welche Hauptſtadt ſich gleich ergab, erholen konnten. Aber auch nachher, da man weiter ging, war namenloſes Ungemach das Loos der heiligen Krieger. Hunger und Durſt, Fußpfade, wie über den Gotthardt und Mont Cenis, links und rechts mit Dornen bewachſen, führten am ſchwindlichten Rande von Abgründen hin. Endlich langten ſie bey der Stadt Maraſch an; eroberten bald nachher Kalchis, einen wichtigen Ort zur Sicherheit von Antiochien, und hatten die Freude, den vorher detaſchirten tapfern Tankred von ſeiner Eroberung

Ciliciens glücklich wieder zurück kommen zu ſehen. Balduin, Gottfrieds Bruder, trennte ſich, zur Unzufriedenheit der übrigen Heerführer, mit einem Haufen raubbegieriger Leute vom Heere, und machte in Meſopotamien anſehnliche Eroberungen. Edeſſa, die Hauptſtadt, ergab ſich ihm; der kinderloſe Fürſt von Edeſſa erklärte ihn zum Erben ſeines Landes, und nicht lange darauf, nach der vom Pöbel vollbrachten Hinrichtung ihres bisherigen Regenten, ward Balduin wirklicher Fürſt eines anſehnlichen Staates, den er nach und nach beträchtlich erweiterte.

Das Hauptheer lagerte ſich am 21. October 1097. in der ſchönſten Ordnung vor den Thoren von Antiochien. Dieſe Hauptſtadt Syriens war lange der Wohnſitz der Seleukiden, wurde ehedem die Königinn des Morgenlands genannt, und wie Rom und Konſtantinopel für eine der drey vornehmſten Städte des römiſchen Reichs gehalten. Nach vielen erlittenen, oft harten Schickſalen, war ſie jezt ſeit 14 Jahren in den Händen der Türken, denen man ſie nun entreiſſen wollte. Die Belagerung dieſer mit den ſtärkſten Feſtungswerken und der tapferſten Garniſon verſehenen Stadt ward ſogleich beſchloſſen. Die Chriſten fanden faſt unüberſteigliche Hinderniſſe. Sieben ganze Monate gingen hin unter einer ſteten Abwechſelung vom höchſten Ueberfluß aller Bedürfniſſe und dem quälendſten Mangel, vom herrlichen Wohlleben und dem ſchrecklichſten Elende, von frugaler Mäßigkeit und viehiſcher Unmäßigkeit in allen Begierden und Neigungen, von Thaten ächter Großmuth und der ſchimpflichſten Niederträchtigkeit, von ſchöner Ordnung und Diſciplin und der zügelloſeſten Wildheit, von der ſchwärmendſten Andacht und dem begehrlichſten Ehrgeitze oder vielmehr der boshafteſten Heucheley und dem aufgeblaſenſten Uebermuthe, von den hitzigſten Angriffen auf die Feſtungswerke und den heftigſten Ausfällen der Belagerten.

Ich darf nicht vergeſſen, hier zu erwähnen, daß Kukupeter den unerwarteten Einfall bekam, mit einem Ritter, Wilhelm Charpentier, durchzugehen. Tankred holte aber dieſe Ausreiſer wieder ein, und ſie mußten im Angeſichte des ganzen Heeres ſchwören, zu bleiben, bis das heilige Grab erobert ſeyn würde.

In zwey hitzigen Treffen, welche im Februar und März 1098. zwiſchen den Belagerern und einem anrückenden Entſatze vorfielen, wurden die Türken gänzlich geſchlagen. In dem zweyten vorzüglich legte Gottfried die bewundernswürdigſten Proben ſeines Heldenmuths und ſeiner Stärke ab. Sein Schwerdt traf wie Rolands Schwerdt. Noch fürchterlicher als Skanderbeg und Sobiecki wühlte der Kraftmann, ſeine tödtende Fauſt ſchwebte blutig über dem Leben der Sarazenen. Auch der Herzog von der Normandie bewieß eine außerordentliche Braveur.

Endlich ging Antiochien durch Verrätherey eines gewiſſen Phiruz über. Dieſer Böſewicht, welchem bey der Vertheidigung ein wichtiger Poſten anvertrauet worden war, öfnete den Chriſten eine Pforte, und das Kreuzheer drang bey Nacht in die Stadt ein. Aber nun beginnen gräßliche Scenen. Alle Wohnungen der Türken wurden Schlachtbänke, wo alles, was Odem hatte, ohne Unterſchied des Alters und Geſchlechts fallen mußte, ohne daß die wimmernde Unſchuld oder flehende Schönheit, oder goldreiches Anerbieten den Arm des Mörders zurückhielt, und nur dann hörte man erſt auf zu würgen, als für den Mord kein Opfer mehr da war. Dieſe Ueberrumplung von Antiochien geſchahe in der Nacht vom 2ten auf den 3ten Junius 1098. Der unglückliche Emir Baghi-Sian fand auf der Flucht ſeinen Tod. Boemund wußte es nach vielen Schwierigkeiten dahin einzuleiten, daß er zum Fürſten von Antiochien erkläret ward.

Indeſſen zogen ſich die Kreuzfahrer durch ihre Unmäßigkeit aller Art, welcher ſie ſich in der eroberten Stadt im höchſten Grade überließſen, das drückendſte Elend, beſonders des Hungers zu. Ihre ganze Lage ward nun die jämmerlichſte, in welche ein Heer geſetzt werden kann, und das Elend noch durch die Ankunft eines furchtbaren Heeres von 200,000 Mann unter dem Sultan von Plonien und dem Könige von Moſul erhöhet. Aller Muth ſank dahin, und die verzweifeltſten Mittel mußten gebrauchet werden, um die Soldaten zu zwingen, auf ihren Poſten zu bleiben.

Man hatte mit Schwärmern zu thun, deren Feuereifer bey dem mannichfaltigen Elende beinahe erkaltet war. Schwärmerey mußte alſo wieder rege gemacht, oder, wie hier geſchahe, durch Aberglauben angefacht werden. Beſonders durch das Vorgeben von wundervollen Erſcheinungen, die der eine von Jeſu Chriſto ſelbſt, ein anderer von der heiligen Jungfrau, ein dritter vom Apoſtel Petrus gehabt hatte, am meiſten aber durch das Vorgeben, die heilige Lanze erhalten zu haben, mit welcher die Seite Jeſu durchſtochen worden, und die der heilige Andreas bey ſeiner dreimaligen Erſcheinung ausdrücklich zum Wunderpfande von dem Schutze, deſſen der Himmel von nun an die Kreuzfahrer würdigen wollte, erklärt habe — durch dieſe und mehrere fromme Betrügereien wußten die Fürſten und Prieſter des Kreuzheeres die Gemüther ſo einzunehmen, und alles ſo zu beleben, daß der ſchon geſunkene Muth neukräftig wieder empor ſtieg. Man fand eine eiſerne Lanze, und ſchriee Wunder! Kukupeter war der erſte, der dieſes Wunder für wahr hielt, und ſich vor dem vermeintlichen Unterpfande des Himmels niederwarf.

Jetzt ward eine Schlacht mit der weit überlegenen Armee der Feinde beſchloſſen, in der man zu ſiegen oder zu ſterben entſchloſſen war. Alles, was man in ſeiner Gewalt hatte, ward aufgeboten, um Leib und Seele zu guter letzt noch einmal zu laben — jenen, indem man alles, was noch von Lebensmitteln da war, verzehrte, und dieſe, indem man die Einbildungskraft des gemeinen Mannes auf das höchſte ſpannte.

Beym Anbruche des 29ſten Jun. am Feſte Peters und Pauls brach das Heer, und zwar zur Ehre der zwölf Apoſtel, in zwölf Kolonnen auf. Man vergaß vor allen andern die heilige

Lanze nicht. Ein komiſches Gemiſch von Reitern und Fußvolk, deren trauriger Anblick und ausgemergelter Körper Mitleiden erweckten, die indeſſen von einer Schwärmerey beſeelt waren, welche in dem folgenden äußerſt merkwürdigen Treffen ihre ganze Gewalt äußerte, und deren Wirkung hier auf mehr als eine Art beweiſet, wie gefährlich und fürchterlich ſie ſey, wenn ihr die Waffen in die Hände gegeben werden.

Mit einem offnen freyen Herzen, welches allenthalben die unmittelbare Hand Gottes und alles in Wunderwerke verwandelt zu ſehen glaubte, kamen die Kreuzfahrer in der Ebene zwiſchen dem Fluß Orontes und dem Gebirge an, und wählten eine ſehr vortheilhafte Stellung. Karboga, der König von Moſul, wußte wirklich nicht, ob er ſeinen Augen trauen ſollte, als man ihm die in guter Schlachtordnung ſtehenden Chriſten zeigte, da man ihm noch geſtern ſagte, daß dieſe Leute in der kläglichſten Verfaſſung wären. Seine Macht war der chriſtlichen doppelt überlegen, aber die Schwärmerey ſiegte über die Menge. Das Treffen begann mit aller Hitze. Der Sultan erhielt ſchon einige Vortheile, aber ein neuer Zufall raubte ſie ihm alle wieder, und dieß war der Beiſtand, der, nach des Biſchofs Adhemar Verſprechen, in der größten Noth vom Himmel kommen ſollte. Die Häupter der Kreuzfahrer machten ſich des Irrthums, der ſich in dieſen Gegenden von den heiligen Rittern Georg, Moritz und Theodor verbreitet hatte, zu Nutze, und hielten einige Reiter verſteckt, ihre übernatürlichen Rollen zu ſpielen und himmliſche Legionen vorzuſtellen. Dieſe Reiter, in glänzend weißer prächtiger Rüſtung, erſchienen; ein neues Feuer durchdrang alle Herzen: **Gott will es haben! Gott will es haben!** war das allgemeine Kriegsgeſchrey, und — um es kurz zu ſagen, vollkommen erkämpft war der Sieg. Eine unermeßliche Beute fiel den Siegern in die Hände, auf deren Transport nach Antiochien, obgleich 15000 Kameele zuſammen gebracht wurden, ſie dreyßig Tage zugebracht haben ſollen.

Uebrigens beſtand der wahre Nutzen dieſes Sieges wohl eigentlich nur darinnen, daß man ſich das fürchterliche feindliche Heer vom Halſe geſchafft hatte. Denn bey dem ungewohnten Ueberfluſſe verſank das Chriſtenheer in eine Unthätigkeit und Unordnung, die ihm nicht anders, als höchſt nachtheilig ſeyn konnte. Dazu geſellte ſich die Peſt, die täglich eine große Menge Menſchen wegraffte; wovon, wie auch von dem übrigen Elende, mit welchem die Kreuzfahrer faſt beſtändig zu kämpfen hatten, man klüglich nur wenig nach Europa berichtete, um die neuen zahlreichen Wagehälſe, die ſich auf den Weg nach dem heiligen Lande machen wollten, nicht abzuſchrecken.

Nach einigen Streifereien, Plünderungen und Eroberungen von beträchtlichen und unbeträchtlichen Städten rückten die Kreuzfahrer gegen die Stadt Warra-el Noomen (jetzt Warreh) ſüdlich von Alep gelegen, an. Bey der blutigen Belagerung dieſer Stadt wüthete unter den Belagerern abermals der Hunger mit allen ſeinen Schreckniſſen, bis man ſich in einem wiederholten Sturm dieſes Orts bemeiſterte. Aber — traurig iſt es zu ſagen — auch hier übertrafen ſich beynahe die angeblichen Streiter des größten Menſchenfreundes, den je die Welt geſehen hat, in allem, was man Grauſamkeit, Treuloſigkeit und abſcheuliche Büberey nennen kann. Ganz ihrer Wuth und tobenden Raſerey überlaſſen, würgten ſie mit kaltem Grimm die Einwohner nieder.

Man wollte hier abermals zaudern, aber das Heer verlangte mit Ungeſtüm nach Jeruſalem geführt zu werden, und diejenigen Fürſten, welche gern erſt ihr Privat-Intereſſe in Begründung eigener Beſitzungen beſorgt hätten, mußten ſich's gefallen laſſen.

Es iſt hier zu merken, daß die heilige Lanze jetzt bey weitem nicht mehr in dem alten Geruche der Heiligkeit ſtand; man ſcherzte laut über dieſe Betrügerey, und die Verachtung dieſes wunderthätigen Eiſens zog der Sache der Kreuzherren einen ſichtbaren Nachtheil zu. Man nahm alſo ſeine Zuflucht zu neuen Mährchen und wunderſeltſamen Erſcheinungen, die der, welcher ſich an ihren Erzählungen weiden mag, in den ergötzlichen Kreuzzugsfabeln Reimunds von Agiln nachleſen kann. — Die Kreuzfahrer mußten, gleich Muhammeds Publikum, durch Wunder gegängelt werden. Hier dichtete man, da die Lanze nun allen Kredit verloren hatte, unter andern eine Erſcheinung, des, bald nach der Schlacht vor Antiochien verſtorbenen allgemein verehrten Biſchoffs Adhemar, der den heiligen Streitern befahl, ſich künftig des Kreuzes zu bedienen, welches er ehedem, dem Heere vortragen laſſen. Es kam — und die Kreuzfahrer entbrannten von einem neuen Eifer zur Beſchleunigung des Marſches nach Jeruſalem. Unter mancherley Vorfällen kamen ſie nach Cäſarea, wo am 29ten May das Pfingſtfeſt gefeyert ward; von da rückte man nach Emaus, (ehedem Nikopolis) und hier fand man Abgeordnete mit einer Einladung von den Chriſten aus Bethlehem. Tankred gieng mit einem Korps dahin, die übrigen Fürſten zogen jenſeits Nikopolis auf eine Höhe, und genoſſen des unausſprechlichſten Entzückens. —

Jeruſalem lag vor ihren Augen ausgebreitet, wie ein Teppich! — — Man denke ſich hier die Wallungen, welche hier zwiſchen Erd und Himmel den Herzen der Chriſten entquollen! Nur Kolom konnte etwas ähnliches nachempfinden, als man vor Guanaham rief: Land! Land!

Jeruſalem, die Stadt Gottes! — Gott will es haben! Gott will es haben! — und der Wiederhall von den Bergen umher tönte tauſendmal dieß jauchzende Kriegsgeſchrey wieder. Nach und nach gieng das laute Frohlocken in ſtillere Ausbrüche der Frömmigkeit über. Die Andacht beg ihr Kniee, im Auge zitterten die Perlen der Empfindung, ihre Demuth küßte den Boden, den Jeſus Chriſtus betrat! — Hier der Bach Kidron, da Gethſemane, dort Moria — dort Golgatha! — —

Die Chriſten lagen hier — es war am 9ten Jun. 1099 —, niedergebeugt in den Staub.

Das Kreuz, womit ſie bezeichnet waren, ſchien ſie zu drücken; das Blut des Gekreuzigten ſchien noch aus der Erde zu dampfen, und ſeine Verehrer zur Rache anzufeuern! — Ihre Wuth nahm Flügel, ſie wollten ohne Ordnung hinein raſen, zu zerſchmettern die Heiligthümer der Ungläubigen! Aber noch hielt der zurückkommende tapfere Tankred ihre brauſende Hitze bis auf den folgenden Tag auf, und unter fröhlichen Liedern und Lobgeſängen beſchloß man alsdann die Belagerung der heiligen Stadt anzufangen.

Der Sultan von Aegypten war jetzt Beſitzer von Jeruſalem, und hatte die Stadt in einen ſehr guten Vertheidigungsſtand geſetzt. Die Beſatzung war zahlreich und tapfer genug, um dem angreifenden Chriſtenheere, welches um dieſe Zeit nur noch aus ungefähr 60,000 Mann beſtand, aber durch ein ſtarken Haufen Engländer Zuwachs erhielt, einen langen Widerſtand zu leiſten. Rings in der Gegend umher hatten die Sarazenen wohlbedächtlich alles verwüſtet, die Brunnen zugeworfen u. ſ. w. um die Chriſten zu ihrem Unterhalt nichts vorfinden zu laſſen. — Der erſte Sturm auf die Stadt mislang, und Hunger und Durſt und andere Leiden und Mühſeligkeiten brachten bald die Kreuzfahrer faſt an den Rand der Verzweiflung. Nichts deſtoweniger ſetzten ſie ihre Arbeiten bey der Belagerung muthig und unverdroſſen fort. Man brachte auch wieder unſichtbare Mächte ins Spiel, und zwar ſo glücklich, daß alle ſchwärmeriſche Vorſtellungen mit aller Stärke wieder erwachten, und man den Sieg für ganz gewiß hielt. — Aber unſern theuren Kukupeter nicht zu vergeſſen! Seine Seele ſchwebte in einer Unendlichkeit von himmliſchen Ausſichten, daß er zur heiligſten Begeiſterung hingeriſſen, in einer herzbrechenden Rede der Heerſchaar des Herrn kräftig bewies, wie ſie die eitle Rotte von Teufels Soldaten zertrümmern, wie ſie dieſe feindſeeligen Diener der Hölle noch erſtarren, und unbeweglich vor dem Kreuze würden niederfallen ſehen u. ſ. w.

Schwärmeriſch wüthend thaten die Belagerer am 14 Jul. einen Angriff — wurden aber zurückgeſchlagen. Der Sturm ward am folgenden Tage mit vermehrter Wuth erneuert; bis gegen Mittag war der Angriff eben ſo fruchtlos als grauſam; der unbeſchreiblichſte Jammer von Mordſucht und Zerſtörungsgeiſt war auf beiden Seiten angerichtet. Keine Kraft lag in den Kreuzfahrern verborgen, die nicht voll

Thätigkeit zum Vorſchein gekommen wäre. Der Widerſtand, der die Anſtrengung ihres Muths vor Salems Mauern zurück donnerte, war entſezlicher, als ſie gefürchtet hatten — ſchon fangen die chriſtlichen Streiter an zu wanken, als plötzlich, auf der Fürſten wohlbedächtliche Veranſtaltung, ein Reitersmann in völliger Rüſtung aus dem Oelberge erſcheint, der ſeinen Sonnenſtralflammenden Schild gegen die Stadt bewegt, um den Chriſten damit anzudeuten, daß ſie eindringen ſollen. Der himmliſche Anblick des heiligen Georgs — denn wer konnte es anders ſeyn? — entflammte das Heer mit neuem Muthe. Man kämpfte mit neuer Hitze, endlich wird die Vormauer erobert, die Vertheidiger müſſen weichen, Gottfried dringt ein, und treibt alles zurück. Gott will es haben! tönt die Luft wieder. Andere dringen unterdeſſen in eine Lücke der Mauer und — Jeruſalem war erobert.

Aber in dieſem Jeruſalem begann auch das abſcheulichſte Blutbad. Kambyſes, Bajaſid, Las Caſas, Pizarro und die Ausmerzer des Edikts von Nantes können nicht grauſamer verfahren ſeyn in ihrer Tyrannenlaune, als hier die chriſtlichen Eroberer, welche mit dem Kreuze bezeichnet waren. Tankred und

Gottfried ſelbſt entehrten den Adel ihrer Seele durch unaufhörliches Morden. In Omars prächtiger Moſchee, wohin die Ueberwundenen ihre Zuflucht nahmen, wurden allein 10,000 Menſchen maſſakrirt und — doch mir entſinkt, indem ich weiter leſe, die Feder aus der Hand bey den, wie man leider zu glauben Urſach hat, nicht übertriebenen Nachrichten von all dem ſchrecklichen Gräuel, dem unerhörten Schandthaten und den ſchimpflichen Treuloſigkeiten, womit die Chriſten ihren Namen befleckten. Der Leſer ſchenkt mir gewiß gern den Verſuch einer ausführlichen Beſchreibung dieſer gräßlichen Scenen. Es iſt genug geſagt, daß an dieſem unglücklichen Tage über 100,000 Menſchen fielen, von denen der größte Theil erſt nach der Eroberung der Stadt niedergemacht ward, und daß Jeruſalem mit Leichnamen ſo angefüllt war, daß man kaum noch darinnen wandeln konnte.

Von dem einen Extrem verfielen die wüthenden Schwärmer auf's andere. Eine Erſcheinung, die ſich, zumal bey Leuten dieſes Gelichters, leicht erklären läßt, ungeachtet deſſen, was Voltäre in ſeiner Hiſtoire des Croiſades dawider ſagt. Auf die Ausbrüche der Mordsluſt und auf die Stillung des Durſtes nach Nache dieſer Sarazenenwürger, folgte, aber leider nur auf eine ſehr kurze Zeit — Reue und Buße, ja ſogar lebhafte Empfindungen der Frömmigkeit. Die Waffen weggeworfen, die Hände gewaſchen, die mit Blut geſprützten Kleider gereiniget — ſeufzen, weinen und wehklagen ſie, und gehen in dem feierlichſten Zuge alle mit bloßen Füßen zur Kirche des heiligen Grabes. Und bald darauf fielen dieſe Menſchen in ihre erſte Wuth zurück, und fiengen das Niedermezeln mit kaltem Blute wieder an, gleich als glaubten ſie den Himmel zu beleidigen, wenn ſie einen Sarazenen am Leben ließen. Noch am dritten Tage nach der Einnahme der Stadt ermordeten ſie die Gefangenen mit einer Bedächtlichkeit, als wenn es ein Verſöhnungsopfer geweſen wäre. Dieſer Kontraſt von ſchrecklicher Barbarey und misverſtandener Frömmigkeit ſchildert die Sitten der damaligen Zeit aufs natürlichſte.

Man war nun darüber aus, unter den Fürſten des Kreuzheeres einen König über Jeruſalem zu wählen, und nach langen Berathſchlagungen erhielt Gottfried, Herzog von Lothringen am 20 Jul. 1099 dieſe Würde. Man begleitete ihn ſogleich zur Kirche des heiligen Grabes, wollte ihn hier auch ſalben und eine goldene Krone auf ſein

Haupt ſetzen. Er lehnte aber dieſe Ehrenbezeugungen mit einer frommen Beſcheidenheit ab und betheuerte, daß er nie eine Krone in einer Stadt tragen wolle, wo der König aller Könige eine Dornenkrone getragen hätte. Selbſt ſtatt des Königstitels bat er ſich nur den Namen eines Vertheidigers des heiligen Grabes aus, den er auch bis an ſeinen Tod beybehielt. — Nach einiger Zeit bekam der neue König Nachricht, daß das furchtbare Heer unter dem Sultan von Egypten Al-Arhdal, mit welchem die Kreuzfahrer ſchon vor der Eroberung Jeruſalems waren bedrohet worden, wirklich im Anzug begriffen ſey. Ungeachtet der Schwäche ſeines Heeres, das nur aus 20,000 Mann beſtanden haben ſoll, ging er ungeſäumt den 200,000 Sarazenen entgegen, und lieferte ihnen am 12 Auguſt 1099 bey Askalon eine Schlacht, in welcher ſeine von aller Zuverſicht der Schwärmerey begeiſterten Krieger ſie völlig ſchlugen.

Nach einer vergeblichen Belagerung von Askalon und Arſuf kehrten die Fürſten nach Jeruſalem zurück, um den neuen König zu verlaſſen. Sie hatten jetzt ihr vornehmſtes Gelübde erfüllet, und zogen nun mit mehreren tauſenden Kreuzbrüdern fort mit Palmen in den Händen

anſtatt

anſtatt der Waffen. Sie walleten über Tyrus, Sidon, Dſchiebeln u. ſ. w. Nur der edelmüthige Tankred blieb mit ſeinen Völkern bey Gottfried. Letzterer empfand nun die drückende Herrſchafft in ihrer ganzen Schwere, inzwiſchen unterſtützte ihn der edle Tankred mit Rath und That, ſo, daß ſie ihre Beſitzungen noch anſehnlich vermehrten. Aber Schade um den erſt aufblühenden Staat, daß der, als Regent wegen ſeiner erhabenen Tugenden verehrungswürdige König nach einer nur einjährigen Regierung im 40ſten Jahre ſeines Alters ſchon mit Tode abgieng. Sein Verluſt wird von den Moslemin ſo ſehr als von den Chriſten bedauert. Sein Bruder Balduin, Fürſt von Edeſſa, war ſein Nachfolger.

Bey den herrlichen Nachrichten, die man in Europa aus dem heiligen Lande erhielt, wandelte die Kreuzfahrer-Wuth mehr als je, auch das deutſche Volk an. Ein Heer über 200,000 Mann ſtark, mit einem unglaublichen Schwarm von Weibsleuten, deren Ausſchweifungen am meiſten den ſchlechten Erfolg dieſes Feldzuges bewürkten, ſetzten ſich in Bewegung, und kam um Oſtern 1102 in Nikomedien an. Nach namenloſen Widerwärtigkeiten kamen dieſe Leute nach Paphlagonien und ſchlugen ihr Lager auf einer Ebene auf, erblickten aber zu ihrem nicht geringen Schrecken ein ſtarkes Heer Türken. Die Franken und Lombarden ſchlugen den erſten Anfall derſelben ab, zogen aber bey den folgenden Scharmützeln gewöhnlich den Kürzern, bis endlich eine allgemeine Muthloſigkeit einriß, deren ſich die Türken ſo gut zu bedienen wußten, daß ſie das ganze Heer völlig zerſtreueten. Ein ihnen nachfolgender Haufen von 15000 Franzoſen ſchmolz in der Gegend von Heraklea unter den mordenden Händen der Moslemin bis auf einige kleine Ueberbleibſel zuſammen. Nicht viel beſſer kam ein ſtarkes Heer, welches unter Herzog Welf von Baiern und dem Graf Wilhelm von Poitou in Ikonien eingefallen war, weg.

Die Chriſten in Paläſtina mußten ſich unaufhörlich mit den Türken und Sarazenen herum ſchlagen. Balduin der erſte ſchlug ſie indeſſen in mehrern großen Treffen, welche in den Jahren 1101 und 1103 vorfielen, eroberte Ptolemais (Akrea) und Tripoli (Tripoli di Soria) und vermehrte überhaupt ſein Reich mit vier Provinzen. Als er im Jahr 1118 ſtarb, ſo folgte ihm Bruder Balduin von Bourg, der vier Jahr nachher die Sarazenen völlig beſiegte, in einem andern minder glücklichen Feldzug aber gefangen wurde. Er ſtarb

1131,

1131, da er bereits wieder in Freiheit war. Ihm folgte Fulko von Anjou und dieſem Balduin der dritte, deren Regierung in einen Zeitpunkt fiel, da ihr kleines Königreich von tauſend Gefahren umgeben war. Die Uneinigkeit der morgenländiſchen Fürſten (von Jeruſalem, Edeſſa, Antiochien, Laodicäa u. ſ. w.) und ihre Eiferſucht wurde allmählich der Hauptgrund ihres immer näher rückenden Untergangs. Die Umſtände wurden immer trauriger und verwirrter. Edeſſa gieng um dieſe Zeit ſchon verloren. Dieſes und viele andere Unglücksfälle veranlaßten **einen neuen Kreuzzug**, den der Papſt Eugen III. und ſein Nachfolger Lucius II. betrieben.

König Ludwig VII. von Frankreich glaubte, ſeine Sünden durch einen Feldzug nach dem gelobten Lande abbüſſen zu können. Der heilige Bernhard Abt von Clairvaux in Champagne, ein zweiter Kukupeter predigte das Kreuz und trug kein Bedenken, im Namen Gottes einen ganz unfehlbar glücklichen Feldzug zu verſprechen. Viele Fürſten und Ritter erboten ſich, den König zu begleiten. Auch Kaiſer Konrad III. ward im Jahr 1146 von Bernhard aufgefordert, weigerte ſich aber, das gewiſſe Wohl der Deutſchen einem ungewiſſen Schickſal aufzuopfern, bis es endlich dem Kreuzprediger gelang, ihn zu überreden. Unter andern Fürſten, welche mit dieſem Monarchen Partey machten, waren auch ſeine Neffe, der ſtreitbare Krieger, Friedrich Barbaroſſa, Konrads Nachfolger, und Herzog Heinrich, Bruder des Kaiſers, nebſt Welf dem erſten Herzog von Baiern. Auch der König Wladislav von Böhmen, der Markgraf Odoaker III. von Steiermark, und andere mächtige Fürſten erklärten ſich für die abentheuerliche Reiſe.

Im Frühlinge des Jahres 1147 traten Ludwig und der deutſche Konrad und die ſie begleitenden Fürſten mit ihren Heeren den wichtigen Zug an. Die Franzoſen beſchloſſen den Weg zu nehmen, den Gottfried von Bouillon ging. Der Kaiſer ſetzte ſeinen Zug ungehindert fort. In Polen verſah ihn der König Boleslav mit allen Bedürfniſſen. Aber ein trauriger Tag für dieſe Kreuzfahrer war es, als ſie ſich in einem angenehmen Thale bey dem Städtchen Kernwach gelagert hatten, als es jedem in der Seele ſo recht wohl war, und nach dem herrlichſten Wetter ein tobender Sturm und ein gewaltiger Regenguß einbrach. Der Fluß im Thale ſchwoll hoch an, und die lachende Flur war in kurzer Zeit unter Waſſer geſetzt.

Das wogende Waſſer riß eine Menge Menſchen, Gezelte, Gepäcke, allen Mundvorrath u. ſ. w. mit ſich weg; denn jeder dachte nur auf die Rettung ſeines Lebens. Welch ein Anblick des Jammers und Wehklagens, da man am folgenden Morgen Verwüſtung ſtatt des paradiſiſchen Gefildes überſchauen mußte!

Da die Heerführer dem griechiſchen Kaiſer verſprachen, die genaueſte Mannszucht zu beobachten, ſo wurden ſie bey ihrem Weiterrücken in allem unterſtützt. Bis Sardika hielten die Herren Wort; hier aber hatte die bisher beobachtete Ordnung und damit auch das gute Vernehmen mit den Griechen ein Ende. Wie froh mogte Emanuel, der in ſeinem Herzen den furchtbaren Heeren ihren Untergang wünſchte, ſeyn, da er endlich die Deutſchen mit ihrem ſtolzen Konrad wieder außer den Grenzen ſeines Gebietes wußte! Seine argliſtigen Wegweiſer mußten das Heer bey ſeinem Eintritt in Ikonien in die gefährlichſten Gegenden führen und dann heimlich davon gehen. Nun ward das traurige Schickſal der Deutſchen bald entſchieden. Sie wurden in den Cappadociſchen Wüſteneien von den Türken umzingelt und dermaſſen in die Pfanne gehauen, daß von 70000 kaum der zehnte Theil übrig blieb, das ganze

Lager verloren ging, und Konrad ſich nur mit genauer Noth retten konnte.

Ludwig VII. war unterdeſſen mit 200,000 Mann auch in Konſtantinopel angekommen, und weil er überhaupt ein beſſeres Betragen beobachtet hatte, ſo fand er auch bey den Griechen eine günſtigere Aufnahme. Er ſetzte im November 1147 über die Meerenge bey Konſtantinopel und richtete ſeinen Zug gegen Nicäa. Hier erfuhr er das Unglück ſeines Vorgängers. Er vereinigte ſich mit Konrad, deſſen Deutſche ſich aber größtentheils für das Verdienſt und die Ehre des heiligen Zuges bedankten, und kläglich in ihr Vaterland heim kehrten. Die Kreuzfahrer rückten nach Epheſus; Kaiſer Konrad, unzufrieden über den Mangel einer ſtandesmäßigen Begleitung — denn die meiſten deutſchen Fürſten hatten ihn verlaſſen, verließ hier die Franzoſen und beluſtigte ſich den Winter über an dem kaiſerlichen Hofe von Konſtantinopel in Thracien.

Die Franzoſen hatten einige Tagemärſche von Laodicäa das Unglück in einer ſehr nachtheiligen Stellung von den Türken angegriffen und nach einer blutigen Schlacht faſt gänzlich zerſtreuet zu werden. Ludwig kam mit dem kleinen Ueberreſt in kläglichen Umſtänden endlich zu Antiochien an. Von hier aber trieb ihn Eiferſucht über das zweideutige Betragen ſeiner zur Galanterie ſehr geneigten jungen Gemahlinn Leonore bald wieder weg, und er eilte nach Jeruſalem, wo er den Kaiſer Konrad mit dem Herzog Welf und dem jungen Friederich wieder antraf. Man ſchritt nicht lange darauf zur Belagerung der wichtigen Stadt Damask. Aber Uneinigkeit, die von Türken und inländiſchen Chriſten gleich ſtark angefacht ward und Verrätherey der letzten, durch welche die Fürſten aufs ſchändlichſte hintergangen wurden, nöthigte dieſe, die Belagerung aufzuheben. Aufgebracht über die entdeckten Treuloſigkeiten ſehnten Konrad und Ludwig ſich aus einem Lande weg, woſelbſt die Chriſten ſo voll tückiſcher Bosheit waren. Der Kaiſer ging 1149 und nicht lange nach ihm auch Ludwig in ſeine Staaten zurück.

Nach dieſem nur zwey Jahr währenden und ſo unglücklich abgelaufenen Zuge kamen die Angelegenheiten der paläſtiniſchen Chriſten gänzlich in Verfall. Was tauſendmal tauſend Hände mit unzähligen Gefahren und unausſprechlichen Mühſeligkeiten erbauet haben, das ſtürzet nun allmählig durch einige nichtswürdige Menſchen wieder zuſammen.

In Aegypten fiel ums Jahr 1163. eine Revolution vor, da der Herrſchaft der Fatimiten ein Ende gemacht ward, und bald nachher der furchtbare Eroberer Sultan Salaheddin (Saladdin) zur Regierung kam. Dieſer trieb die Chriſten ſehr in die Enge, und ward dem ſinkenden Reiche Jeruſalems überhaupt immer fürchterlicher. Balduin IV. ſchickte daher eine Geſandſchaft nach Europa, um Hülfe zu ſuchen; aber welch eine Beſtürzung verbreitete ſich bey ihrer Zurückkunft, als kein Troſt für ihre Erwartung erſchien! Nach Balduins Tode entſtanden ſchreckliche Zerrüttungen über den Beſitz der armſeligen Krone, in welchen Guy von Luſignan, ein franzöſiſcher Graf, zum größten Mißvergnügen der inländiſchen Fürſten, die Oberhand behielt. Graf Reimund von Tripoli, ſein größter Antagoniſt, war ſo erbittert, aber auch zugleich ſo niederträchtig, daß er mit Salheddin ein Bündniß ſchloß, worauf dieſer im Jahr 1187. die Chriſten mit Heeres Macht überzog, und ſie in einem zweytägigen Treffen vollkommen beſiegte. Der König, der Großmeiſter der Tempelherrn und viele andere wurden gefangen; Tiberias ging im Rauch auf, das feſte Ptolemais Askalon — kurz, das ganze chriſtliche Syrien fiel in Saladins Hände, und Jeruſalem ward nach einer

Belagerung von 33 Tagen erobert. Der Sultan, der ſich ſchon längſt den Ruhm nicht nur eines tapfern, ſondern auch gerechten und ſanftmüthigen Fürſten erworben hatte, ging auch hier nicht, wie weiland die chriſtlichen Wütriche, ſondern mit aller nur möglichen Schonung zu Werke. Nur die abendländiſchen Chriſten mußten die Stadt räumen. — Wie brach ihr Herz — wie bebte ihr Fuß bey den Thoren der heiligen Stadt!

Der Sultan, gerührt von dem traurigen Aufzuge, tröſtete ſelbſt die Königinn Sybille, und verſprach ihr ihres Gemahls Freyheit; — auch alle übrigen Gefangenen wurden losgelaſſen und den Ihrigen wieder gegeben. Der abſcheuliche Verräther Reimund aber, nahm den Verbanneten bey ihrer Ankunft in Tripoli alles wieder ab, was ſie der Güte des Sultans zu danken hatten.

So machte alſo Saladin im October 1187. dem Königreiche Jeruſalem ein Ende, nachdem es acht und achtzig Jahre von chriſtlichen Fürſten beherrſcht worden war. Er führte den muhammedaniſchen Gottesdienſt wieder ein, litte aber durchaus nicht, daß ſeine Soldaten mit den Kreuzen und Bildern der Chriſten pöbelhaft umgingen, und erwarb ſich bald ganz das Zutrauen und die Liebe ſeiner neuen Unterthanen. Tyrus, welches von ihm vergebens belagert wurde, blieb alſo, da auch Antiochien erobert wurde, die einzige Chriſtenſtadt in Aſien.

In Europa verurſachten dieſe Begebenheiten eine allgemeine Bewegung. Man predigte überall, daß diejenigen unwürdig wären, ein Erbtheil im Himmel zu haben, die das Erbtheil Gottes auf Erden nicht von der Herrſchaft der Ungläubigen befreieten.

Die Könige von England und Frankreich, Richard und Phillipp Auguſt, ſammleten mit Anſtrengung aller ihrer Kräfte ein furchtbares, mit allem reichlich verſehenes Heer, welches ſie im Junius 1190. auf dem Gefilde von Vezelay, an den Gränzen von Burgund, muſterten, und es über 100,000 auserleſener Männer ſtark fanden. Phillipp ging mit ſeinen Völkern nach Genua, Richard nach Marſeille, wo ſie im September zu Schiffe gingen, aber beyde durch Sturm genöthiget wurden, in Meſſina ihre Zuflucht zu nehmen.

Auch die Deutſchen wandelte abermals die Luſt an, wider die Türken zu ſtreiten. Kaiſer Friedrich der Rothbart hielt es für ein Verdienſt, ſeine Laufbahn der Ehre mit dem nehmlichen Zuge zu endigen, mit dem er ſie unter ſeinem Oheim, Conrad III., angefangen hatte.

Ueberhaupt muß man die Bemerkung nicht aus den Augen laſſen, daß die Päpſte alles mögliche thaten, um die Kreuzzüge zu befördern; weil ſie ihre gewiſſen Vortheile draus zogen, die Völkerkräfte ſchwächten, die Regierungsverfaſſungen in Europa zu ändern fähiger wurden, und ſich nach und nach unter dem beſten Scheine der Religion jene anſehnliche Macht anmaßen konnten. — So wie in dem vorigen zweiten Kreuzzuge, unter Kaiſer Konrad und Ludwig VII., mehr als 400,000 Menſchen hingeopfert waren, ſo rechnet man, daß dieſer dritte unſerm deutſchen Vaterlande über eine halbe Million gekoſtet hat. — Schreckliche Verblutungen der beſten Länder unſers Welttheils!

Im Jahr 1182. trat der Kaiſer, unter Begleitung vieler deutſchen Fürſten, ſeinen Zug an. Er fand in Ungarn die beſte Aufnahme; bey Belgrad ward das Kreuzheer gemuſtert, und 150,000 ſtreitbare Männer ſtatt befunden. Während des Marſches ward ſtets die ſtrengſte Mannszucht beobachtet, und, ohne Rückſicht auf Stand und Perſon, jede Unordnung ſcharf geahndet.

Nach mancherley ernſthaften Auftritten mit den argwöhniſchen und verrätheriſchen Griechen, ſetzte Friedrich im Frühling des Jahrs 1190. nach Aſien über. Er rückte den Staaten des Sultans von Ikonien, mit welchem er ein Bündniß geſchloſſen hatte, näher. Er ſahe aber bald, daß die eigentliche Abſicht des Sultans geweſen war, die Deutſchen durch ſich ſelbſt und durch Argliſt zu Grunde zu richten; denn die Geſandten des tückiſchen Mannes führten das Heer durch rauhe, unwegſame Gegenden, und verſetzten es dadurch in den traurigſten Zuſtand, ſo, daß ſich endlich der Kaiſer genöthiget ſahe, den Sultan als offenbaren Feind zu behandeln, und ſeine Deutſchen hielten ſich ſo wacker, daß er nicht nur die Hauptſtadt Kogni durch ſeinen Sohn Friedrich eroberte, ſondern auch ſelbſt zu gleicher Zeit den Sultan in einer blutigen Schlacht zur Flucht und zu einem Frieden nöthigte, wie ihn der Kaiſer diktirte.

Ohne durch wichtige Vorfälle unterbrochen zu werden, ging der Zug weiter, bis man am 30ſten May 1190. Laranda an der Gränze von Cilicien am Fuße des Taurus erreichte. Man überſtieg die Gebürge, und es kamen Geſandte von dem Beherrſcher derſelben, gemeiniglich der Alte des Bergs genannt, durch welche dieſer ſich mit ſeinen Aſſaſſinen — ſo hieß das Banditen Volk — zum Dienſt des Kaiſers anbot. Ein Anerbieten, welches für das kaiſerliche Heer ſehr vortheilhaft war, da dieſe Leute ihm auf den rauhen, ſteilen und gefährlichen Wegen zu Wegweiſern dienten. Aber demohngeachtet fand der gute Kaiſer in dieſer Gegend ſeinen Tod. Er hatte nehmlich noch einen ſehr ſteilen Berg zu überſteigen, an deſſen Fuße der Saleph (Kalykadnus) vorbey floß, und der 70jährige Greis hatte das Unglück hinunterzuſtürzen. Er ward halb tod wieder herausgezogen, mußte aber am folgenden Tage den 10. Jun. ſeinen Geiſt aufgeben. — *)

Dieß war das Ende eines der größten und verehrungswürdigſten Kaiſer, den Europa und Aſien ehrte. Sein Sohn Friedrich, Herzog von Schwaben, übernahm nun die Anführung des Heeres, aber auch dieſer liebenswürdige tapfere Prinz fand vor Ptolemais in der daſelbſt fürchterlich wüthenden Peſt ſeinen Tod. Er hatte ſich vor dieſer Stadt heldenmüthig her-

---

*) Nach andern war ein unvorſichtiges Bad in dem Fluſſe die Urſache ſeines Todes.

hervorgethan. Bewahrung ſeiner Unſchuld, und Eifer ſie nie zu verletzen, ſchildern die Geſchichtſchreiber als einen Hauptzug in ſeinem vortreflichen Charakter; er ſtarb, von jedem geliebt, bewundert und beweint. —

Das große furchtbare Heer, das, wie oben erwähnt worden, bey Belgrad aus 150,000 Mann beſtand, war nun bereits bis auf einige Tauſend zuſammen geſchmolzen. Wie dankten dieſe wenigen dem Himmel, als unvermuthet zwey ſtarke Flotten mit Europäern ihnen zu Hülfe kamen! Aber dieſe Freude war nur von kurzer Dauer; denn es währte nicht lange, ſo befanden ſich die Kreuzfahrer wieder in den kläglichſten Umſtänden. Daher wurden's die meiſten Europäer überdrüßig, länger im Lande des Todes und der Verwüſtung zu harren. Sie zerſtreueten ſich, und ſuchte jeder ſo gut, als möglich, nach Hauſe zu kommen; viele aber erreichten nicht einmal die lang erſehnte Heimat.

Die Hunderttauſende von Menſchen waren abermals aufgerieben, die unermeßlichen Koſten waren aufgewendet, und das alles — vergebens! Deutſchland empfand davon nichts als Schaden, und das Ende einer ſo mühſeligen Reiſe war — Elend und Tod. — Von

Konſtantinopel bis Jeruſalem — welch ein unüberſehliches Todtengefilde!! —

Man erwartete nun mit Schmerzen die Ankunft der Könige von Frankreich und England, die den Winter 1190. in Sicilien zugebracht hatten. Dieſe beiden, auf einander ſtets eiferſüchtigen und gleich ehrſüchtigen Monarchen, fanden ſchon hier die nächſte Veranlaſſung zu ihren nachherigen Feindſeligkeiten. Groll und Widerwillen gegen einander faßte in ihren Herzen tiefe Wurzeln.

Phillipp ſegelte am 30. März 1191. von dannen, und landete ſchon am 12. April vor Ptolemais. Am 10. April brach auch Richard auf, aber ſeine Flotte ward durch Sturm an die Küſte der Inſel Cypern verſchlagen, die Richard bey dieſer Gelegenheit erſt eroberte. Am 18. Jun. kam er im Lager der Chriſten vor Ptolemais, und zwar noch zu rechter Zeit, an. — Der Wetteifer der Franzoſen und Engländer erzeugte nun außerordentliche Thaten, wovon die Uebergabe der Stadt am 13. Jul. der redendſte Beweiß iſt. Zehen Tage nachher erklärte Phillipp Auguſt, daß er entſchloſſen ſey, nach Europa zurückzukehren; und er ſetzte auch wirklich, ungeachtet Richard ſich alle erſinnliche Mühe gab, ihn umzuſtimmen,

men, dieſen Vorſatz am 1. Auguſt ins Werk, indem er von ſeiner Armee 10,000 Mann zurückließ. Richard ging indeſſen auf ſeiner ruhmvollen Laufbahn unaufhaltſam fort. Er war im Begriff von Ptolemais nach Askalon zu marſchiren, um die Stadt zu belagern, als ſich Saladdin ihm mit 300,000 Mann entgegenſtellte. Trotz der Ueberlegenheit des Feindes an Truppen — denn Richard hatte nur etwa das Drittel dieſer Zahl — hatte der Held Muth genug, den Feind anzugreifen.

Hier begann denn eine der größten, hartnäckigſten und blutigſten Schlachten des damaligen Zeitalters, und die berühmteſte, wenn man den kriegeriſchen Muth der Anführer, die Anzahl und Tapferkeit des Kriegsvolks, und die große Männigfaltigkeit der Vorfälle betrachtet, welche mit derſelben verbunden waren. — Nach einem fürchterlich anhaltenden Schlachtgewühle, erhielt Richard den vollſtändigſten Sieg über die Sarazenen, und in einem harten Zweykampfe überwand er auch, zum größten Erſtaunen aller, die den ſarazeniſchen Helden kannten, den Sultan Saladdin ſelbſt. Aber leider wurde der Sieg nicht ſo ganz benutzt. Richard ging nicht auf Jeruſalem los, ſondern Askalon und andere Eroberungen hielten ihn auf. Dieſer Aufſchub war dem Chriſtenheere wieder verderblich; die Hitze der Kreuzbrüder verrauchte, und die meiſten ſehnten ſich bald nach ihrem Vaterlande zurück. Auch Richard ſah ſich durch die Ränke des Königs von Frankreich, welche derſelbe in ſeiner Abweſenheit ſpielte, genöthiget, wieder umzukehren. Er ſegelte durch das adriatiſche Meer, um hernach durch Deutſchland nach ſeinem Reiche gehen zu können, litt bey Aquileja Schiffbruch, und zog hier, um unerkannt durch Deutſchland wandeln zu können, eine Pilgrimskleidung an. Er ward aber in Wien erkannt, und auf Befehl des Herzogs Leopold von Oeſterreich aus Rache, weil ihm Richard bey der Einnahme von Ptolemais ſeine Fahne von jenem Thurm hatte abreißen laſſen, feſtgeſetzt. Leopold war unedel genug, ſich noch itzt für jenen vermeintlichen Schimpf zu rächen; zugleich aber rechnete ſein Geiz auch auf eine fette Ranzion.

Kaiſer Heinrich VI. erklärte den gefangenen König für ſeinen Feind, und ließ ſich denſelben gegen eine Summe Geldes ausliefern, begegnete dem edlen Mann mit niederträchtiger Härte, und ſetzte ihn, gleich dem ruchloſeſten Verbrecher, in ein elendes Gefängniß. Auf einem Reichstage ſogar, der zu Worms gehalten wurde, ließ er den großen Mann vorführen, und beſchuldigte ihn ſchwerer Verbrechen. Richard nahm aber die verſammleten Fürſten durch ſeine ernſte männliche Rede und ſeine Standhaftigkeit ſo ſehr für ſich ein, daß ſie das Verfahren des Kaiſers laut mißbilligten. Endlich im Februar 1194. erhielt der als ein Corſar behandelte Held des Kreuzzuges, gegen ein Löſegeld von 150,000 Mark (etwa 1800,000 Thaler) ſeine Freyheit wieder. Mit vieler Aufopferung, aber gern gab ſein Volk dieſe Summe her.

Die Uneinigkeiten der Türken untereinander nach des großen Saladins Tode, das Intereſſe der Päpſte, der Aberglaube, der Geiſt der Ritterſchaft, und die Hoffnung, Fürſtenthümer in Aſien zu erwerben, gaben wieder Anlaß zu einem neuen Kreuzzuge, zu welchem Heinrich VI. mit vielen deutſchen Fürſten ſich im Jahr 1195. rüſtete. Der Zulauf war wieder außerordentlich groß, und das Heer ging daher in drey Haufen auf verſchiedenen Wegen nach dem Orient ab. Der Kaiſer aber kam nicht ſo weit; denn er wurde zu Meſſina vergiftet. Die übrigen Kreuzfahrer waren größtentheils glücklich in Meſſina angekommen, und es ging ihnen hier ziemlich nach Wunſch. Nur zögerten ſie zu lange mit ihren Haupt-Expeditionen, und ließen dadurch dem Sultan Saphadin (Sala-Heddins Bruder und Nachfolger) Zeit genug, ein anſehnliches Heer zu ſammlen. Dieſer wußte auch durch Beſtechung der Tempelherrn und Johanniterritter ſo viele Uneinigkeiten unter den chriſtlichen Fürſten zu ſtiften, daß er aus ihren Mißverſtändniſſen die größten Vortheile zog. Theils aus Ueberdruß, theils wegen der kritiſchen Lage der deutſchen Reichsangelegenheiten nach des Kaiſers Tode, gingen die meiſten Fürſten 1198. wieder nach ihrem Vaterlande zurück, nachdem ſie mit Saphadin einen Stillſtand auf 10 Jahre geſchloſſen hatten.

Ungeachtet dieſer Ruhe wurde in Frankreich noch in demſelben Jahre ein neuer Kreuzzug geprediget. Fulko Nueilli vertrat die Stelle Kukupeters und Bernhards, wohlſeligen Andenkens, und zwar mit eben dem reiſſenden Beifalle. Ein ſehr großes Heer zog, unter dem Oberbefehl des Markgrafen Bonifacius von Montferrat, nach Venedig, von wo dieſe Kreuzfahrer zur See nach Konſtantinopel gehen wollten, um den, durch ſeinen Bruder Alexius III., vom Throne geſtürzten, der Augen beraubten, und im Gefängniß ſchmachtenden Iſaak Angelus, der die Kreuzfürſten durch ſeinen Sohn Ale-

Alexius um Hülfe gebeten hatte, erſt zu befreien, und zum Kaiſer wieder einzuſetzen. Die herrlich ausgerüſtete Flotte beſtand aus 300 Schiffen, und kam am Tage Johannis, des Jahrs 1203. in ſchöner Schlachtordnung vor Konſtantinopel an. Die vor der Stadt ſich widerſetzenden Griechen wurden bald geſchlagen, und am 17. Jul. die Stadt ſelbſt in einem allgemeinen Sturm erobert, der alte Iſaak Angelus aus ſeinem Gefängniß befreiet, und nebſt ſeinem jungen Prinzen Alexius wieder auf den Thron geſetzt.

Aber von nun an geht eine ſcheußliche Periode in der Stadt an, in welcher der ſchändliche Murzuphlus die vornehmſte Rolle ſpielte, und die meiſte Veranlaſſung zu den ſchrecklichen Zerrüttungen gab. Auf ſeine Veranſtaltung wurde der junge Kaiſer, den er längſt bey ſeinen Unterthanen verächtlich gemacht hatte, gefeſſelt, in ein Gefängniß geworfen und hingerichtet. Der alte Vater Angelus erfuhr von den eigenen abſcheulichen Händen des Böſewichts ein Gleiches, und nun wußte es dieſer ſo einzuleiten, daß man ihn ſelbſt zum Kaiſer ausrief. Für dieſe unerhörten Tiranneien übernahmen die Fürſten des Kreuzheeres, die ihr Lager auf der Höhe von Galata hatten, die

Rache. Am 11ten April griffen ſie die unglückliche Stadt an, und eroberten ſie im Sturm. Die Kreuzſoldaten wütheten mit aller Grauſamkeit und Raubſucht, die ſich nur denken läßt, und die zuſammengeraffte Beute belief ſich auf 400,000 Mark Silbers. Die Urheber oder diejenigen, welche zu dieſer traurigen Kataſtrophe Veranlaſſung gegeben hatten, Murzupklus und ſein Anhang, flohen, und die Herren des Kreuzheeres glaubten berechtiget zu ſeyn, den erledigten Thron mit einen aus ihrem Zirkel wieder zu beſetzen. Dieß geſchah denn auch wirklich in der Perſon Balduins, Grafen von Flandern und Hennegau. (Dieſe neue Herrſchaft, welche man das Kaiſerthum der Lateiner nannte, dauerte nur 57 Jahr, da nemlich Michael Paläologus wieder das byzantiniſche Kaiſerthum erhielt.) Man glaube aber nicht, daß die übrigen Fürſten leer ausgegangen wären. Sie bedachten ſich, indem ſie das Reich zerſtückten, mit anſehnlichen Provinzen. Bey der Gelegenheit entſtand auch das Duodez-Kaiſerthum Trebiſonde.

Ueber alle dieſe Eroberungen aber wurde natürlicherweiſe der Zug nach Paläſtina vernachläßiget, ja ganz vereitelt. Der ſogenannte König von Jeruſalem empfand dieß am nachdrücklichſten; denn er wurde immer mehr in die Enge getrieben. Papſt Innozenz der Dritte verkündigte zwar einen neuen Kreuzzug, fand aber nur Eingang bey Kindern, welche wähnten, Gott wolle ſich ihrer Unmündigkeit bedienen, um Jeruſalem den Unglaubigen zu entreißen. Aber dieſe Kinderarmee, welche auf 90000 Leutchen angegeben wird, wurde jämmerlich zertrümmert, ehe ſie einmal ihren Heldenmuth zeigen konnte. Die aus Deutſchland kamen meiſtentheils in den Schweizergebürgen elendiglich ums Leben, und die aus Frankreich litten theils Schiffbruch, theils fielen ſie den Sarazenen in Egypten in die Hände.

So war nun Europa ſeit 130 Jahren durch dieſe unſinnige Raſerey verarmet und entvölkert worden, und dennoch drang Papſt Honorius III. wieder auf einen neuen Kreuzzug. Dieß veranlaßte, daß im Jahr 1218 eine große Anzahl Menſchen wieder nach Paläſtina zog. Aber auch hier ſchien es, als wenn die Vorſicht beſchloſſen hätte, die Bemühungen der Kreuzfahrer ſtets zu vereiteln. König Andreas von Ungarn, der ſich mit unter dem Heere befand, wurde der vielen Kabalen, mit denen er täglich zu kämpfen hatte, überdrüßig, und ging wieder heim. Der Herzog Leopold von Oeſterreich und der Graf Wilhelm von Holland ſetzten ihre Bemühungen fort, und nahmen den Türken im Jahr 1219 Damiata in Egypten weg, welches man aber nachher gegen das heilige Kreuz, das ſich noch in den Händen der Türken befand, zurückgab, da der Sultan von Egypten ſchon, als die Sachen der Kreuzfahrer noch auf einem beſſerm Fuß ſtanden, das ganze genommene Land nebſt Jeruſalem gegen dieſe wichtige Stadt angeboten hatte. Das Ende von ihren Unternehmungen war auch das gewöhnliche. Sie mußten wieder nach ihrem Vaterlande zurückgehen, da ſie ihre Macht eingebüßt hatten.

Kaiſer Friedrich II, der eine faſt unüberwindliche Abneigung gegen die Kreuzzüge bezeugte, konnte erſt nach mehrjährigen Unterhandlungen und durch den Bannſpruch des heiligen Vaters im Jahr 1228 bewogen werden, ſich zu einem Zuge nach Paläſtina wirklich zu entſchlieſſen. Die Angelegenheiten der Sarazenen waren wegen eines Einfalls der Tartarn in einer ſo kritiſchen Lage, daß ſie ſich zu einem für die Chriſten ſehr vortheilhaften Vergleiche bereitwillig finden lieſſen, daß ein Waffenſtillſtand auf 10 Jahr geſchloſſen, und dem deutſchen Kaiſer die Stadt Jeruſalem mit ganz Paläſtina und allen Oertern, welche Saladdin Balduin IV. abgenommen hatte, abgetreten wurde. (Durch ſeine zweite Gemahlinn Jolanta, welche die Tochter und Erbinn des letztern Königs von Jeruſalem, Johann von Brienne war, hatte er ein Recht auf dieſes kleine Königreich) Weil der Kaiſer wegen ſeiner vorigen Zögerung noch immer im Bann war, ſo wollte ihn der Patriarch von Jeruſalem nicht krönen; er ſetzte ſich daher, unter dem lauteſten Frohlocken der Deutſchen, ſelbſt die Krone auf. Aber die niederträchtigen Verräthereien des Patriarchen, der Tempelherrn und der Johanniterritter mußten ihn natürlicherweiſe ſehr entrüſten; noch mehr die Unruhen, welche der Papſt in der Lombardei und in Deutſchland wider ihn erregte. Es war alſo wohl der Klugheit gemäs, daß er (im Jahr 1229) wieder zurückging und den Papſt nöthigte, ihn im folgenden Jahre von dem Banne loszuſprechen.

Noch hatte die Kreuzwuth kein Ende. Theobald, König von Navarra und eine ſtarke Anzahl vornehmer Herren und Ritter unternahmen, da der durch Friedrich II. geſchloſſene Stillſtand aufhörte, nach dem Jahre 1240 mit einer Armee von 40000 Mann einen, und zwar ſehr unglücklichen Kreuzzug. Blos Uneinigkeit, Eigennutz und Eiferſucht ſchwächten die Kräfte, welche verbunden immer im Stande geweſen wären, bey den Mishelligkeiten der Muhamedaner ſich in Paläſtina zu behaupten. Theobald ging wieder nach Hauſe, dagegen kam Prinz Richard, Bruder des Königs von England, und ſchloß einen Waffenſtillſtand, den die Chriſten aber drey Jahr nachher brachen, und ſich dadurch ſowohl, als durch die mit dem Sultan von Damas eingegangene Allianz, des Sultans von Egypten höchſten Zorn zuzogen. Es kam bey Gaza zu einer zweytägigen ſehr blutigen Schlacht, in welcher das ſyriſchfränkiſche Heer den Kürzern zog, und man konnte es blos der Uneinigkeit, welche unter den Feinden herrſchte, zuſchreiben, daß die Chriſten nicht ſchon jetzt ihren völligen Untergang fanden.

Es ſchien indeſſen in Europa, als wenn die ſchon ſo lange wüthende Raſerey, um ein kleines Land in Aſien den Ungläubigen zu entreiſſen, nur durch die häufigen Unglücksfälle neu angefacht würde. — Ein trauriger Beweis von der Schwäche des menſchlichen Herzens, und lehrreich für unſere Zeiten, wo Schwärmerey anderer Art, leider, ſo tiefe Wurzel gefaßt hat! — Ludwig IX. oder der Heilige tritt jetzt auf den Schauplatz. Alle Vorſtellungen ſeiner patriotiſchen Räthe konnten ihn nicht von dem thörichten Gelübde, das heilige Grab zu befreien, zurückbringen. Zweitauſend und achthundert Ritter, lauter Sproſſen aus den vornehmſten Häuſern, waren in ſeinem Gefolge, und — wie traurig! — Faſt alle wurden das Opfer ihres Enthuſiasm. Sie fanden bis auf einige wenige ihr Grab in Egypten und Paläſtina.

Am 25ſten Auguſt 1248 ging Ludwig zu Aigues Mortes mit dem ſchönſten Kriegsheere und einer wohl ausgerüſteten Flotte unter Segel. Nach drey Wochen landete er in Cypern, verlor aber hier bald durch eine Art von Peſt drittehalbhundert wackere Ritter und eine Menge Soldaten. Die von allen Seiten bedrängten Ueberbleibſel der Chriſten im heiligen Lande waren noch Ptolemais, Tyrus, Tripoli und Antiochien. Im folgenden Frühling gingen die Franzoſen, durch einen Haufen Engländer verſtärkt, wieder von Cypern ab, um Damiata in Egypten anzugreifen. Die Feinde, welche die Landung verwehren wollten, wurden tapfer zurück geſchlagen und ihre Flotte zerſtöret. Das Heer lagerte ſich nun 50,000 Mann ſtark, vor Damiata, und nahm dieſen wichtigen Platz bald darauf ohne Schwerdtſtreich in Beſitz. Unglücklicherweiſe befolgte Ludwig, als ihm der wieder zurückgetretene Nil freies Feld zu ſeinen Operationen gab, den Rath der jüngern

Ritter, welche, ſtatt auf Alexandrien als einen ſichern Hafen und Waffenplatz, gleich auf Kahira losgehen wollten. Zwar ſchlug er auf dem Marſche dahin, die feindliche Armee in die Flucht, aber die übertriebene Hitze des Grafen Robert von Artois und einiger andern in Verfolgung des Feindes, brachten das chriſtliche Heer wieder in eine nachtheilige Lage; das Treffen begann von neuem, und dauerte unter einem fortwährenden, aber unentſchiedenen Gefechte bis in die Dunkelheit der Nacht. Am folgenden Morgen ging das Schlachtgetümmel wieder an, in welchem beide Theile außerordentlich einbüßten, bis der türkiſche Heerführer zum Rückzug blaſen ließ. Ein Unglück für die Chriſten war es, daß ſie jetzt nicht gleich nach Damiata zurück marſchirten; denn durch die unnöthige Zögerung gerieth das Heer in die allertraurigſten Umſtände. Eine verheerende Seuche, welche durch die Menge der verweſenden Leichname entſtand, mit einer ſchrecklichen Hungersnoth vergeſellſchaftet, raffte Tauſende weg. Man ſchlug nun den Sarazenen einen Waffenſtillſtand vor, als es aber auf Geiſſeln zu Feſthaltung des Vertrags ankam, ſo verlangte der Sultan den König ſelbſt; aber das wollte das Heer nicht zugeben, ſondern entſchloß ſich, den allenthalben verſperrten Weg nach Damiata mit Gewalt zu eröffnen. Bey der Ausführung dieſes Entſchluſſes aber wurde der König nach einem hitzigen Gefechte mit ſeinem ganzen Heere gefangen genommen. Er mußte ſich nun zur Rückgabe von Damiata und 800,000 goldner Byzanthiner (nach damaligem Fuße ohngefehr 100,000 Mark Silber) bequemen, um ſeine und ſeiner Ritter Freyheit zu erkaufen. Nach dieſer harten Gefangenſchaft und nach unzähligen Mühſeligkeiten ging er nach Ptolemais. Für ſeine zurückbleibenden Truppen hatte die neue Revolution in Egypten, da die Mamlucken gerade jetzt die Herrſchaft des Landes an ſich riſſen, äußerſt traurige Folgen. Die meiſten wurden hingerichtet, wenn ſie nicht ihren Glauben abſchwören wollten. Ludwig aber ging nach einigen unglücklichen Unternehmungen in Paläſtina endlich 1254 wieder nach Frankreich zurück.

Nicht lange nach ſeinem Abzuge machten ſich die Mamlucken von ganz Syrien und Paläſtina Meiſter. Dieſes Unglück rührte den frommen König ſo ſehr, daß er, ob er gleich ſehr ſchwach war, den Vorſatz faßte, einen abermaligen Kreuzzug vorzunehmen. Anfangs erregte ſein Vorhaben tiefe Beſtürzung, bald nachher aber fand es ſo vielen Beifall, daß viele Fürſten und Herren einen gleichen Entſchluß nahmen. Auch in England faßte dieſe Raſerey von neuem Wurzel. — Der heilige Ludwig zog ſein Heer wieder Aigues Mertes zuſammen, und am 1 Jul. 1270 ging er mit 60000 Mann unter Segel. Statt aber gleich nach Paläſtina zu gehen, befand er für gut, vorher Tunis an der afrikaniſchen Küſte zu beſetzen. Man landete ohne viele Schwierigkeiten, ſäumte aber mit den ernſtlichen Anſtalten zur Belagerung der Stadt, weil Ludwig erſt den König von Sizilien erwarten wollte. Während der Zeit aber wütheten allerley Krankheiten; dieſe nebſt andern widrigen Zufällen rieben das Heer bis zur Hälfte auf, und am 15ten Auguſt raubte auch eine heftige Dyſenterie dem Könige das Leben. Seine letzten Gedanken waren noch eine Sorge für die Bekehrung der Ungläubigen. Seinem Sohn, Phillipp dem Kühnen, wurde ſogleich gehuldiget. — An eben dieſem Tage kam der König von Sizilien mit einer anſehnlichen Flotte an, und erhob dadurch den ſinkenden Muth der Franzoſen. Die Sarazenen wurden hierauf in drey blutigen Schlachten gänzlich beſieget, wodurch der König von Tunis zur Anerbietung eines vortheilhaften Friedens auf zehen Jahre, den man auch annahm, genöthiget wurde. Gerade jetzt kam Eduard, Kronprinz von England, mit ſeiner Flotte vor Tunis an, und weil er hier nichts mehr zu thun fand, ſo ſegelte er gleich weiter nach Paläſtina. Hier fehlte ihm nun Richards Armee, um gleiche Lorbeeren über die Ungläubigen zu erndten. Weil aber ſein Heer ſich zuletzt zu einem Häuflein verminderte, ſo entſchloß ſich der tapfere Prinz zur Rückreiſe, nachdem er im Jahr 1272 mit dem Sultan von Egypten einen Stillſtand eingegangen war, nach welchem jeder das Seinige behalten ſollte. Nicht lange nach ſeinem Rückzuge ging nun alles, was die Chriſten je in Paläſtina beſeſſen hatten, an die Mamlucken verloren. Tripoli, Tyrus, Beryt und Sidon wurden erobert, und endlich ging auch 1291 die ſtärkſte Schuzmauer der Chriſten, die Stadt Ptolemais, wo ſich ſeit 110 Jahren die Johanniterritter aufgehalten hatten, an die Ungläubigen über. —

Alles wurde geſchleift, damit die Chriſten weiter keinen Aufenthalt finden möchten, und alles was Chriſt hieß, mußte entweder den Wanderſtab ergreifen oder ſeinen Glauben abſchwören. Gut war es für die drey geiſtlichen Ritterorden, die Johanniter, Tempelherrn und deutſchen Ritter, daß ſie ſich in Europa hinlänglich bedacht hatten, um nicht mit dem heiligen Lande alles einzubüſſen.

Den Völkern Europens waren nun endlich die Augen geöffnet, und ſo viele Mühe ſich die Päpſte gaben, ihren Eifer anzufachen, ſo arbeiteten ſie doch umſonſt. Das heilige Land ſank wieder in die alte Sklaverey zurück, die vielleicht erträglicher war, als die Herrſchaft habſüchtiger und zügelloſer Chriſten.

Dieß iſt der Ausgang der heiligen Kriege, oder der frommen Raſereien, welche zwey Jahrhunderte allgemein, vorzüglich in Frankreich, und zu deſſen größten Nachtheil gewüthet, und außer den unermeßlichen Koſten an ſechs bis ſieben Millionen Europäer aufgerieben haben!! Frankreich hat bey den fünf großen Kreuzzügen am meiſten geblutet, da es immer größern Antheil, als Deutſchland und das übrige Europa daran hatte; keiner war, der Europa nicht unermeßliche Koſten, nicht großes Elend zugezogen hätte, wie der Leſer aus der ganzen bisherigen Erzählung von ſelbſt ſchon wird haben ſchließen können. Reines Chriſtenblut hingegoſſen wie Bäche, für Knochen und Kreuzesreliquien; Hinſterben der edelſten Geſchlechte, des Kerns der Söhne von Deutſchland, Frankreich, Britannien, Spanien, Ungarn,

garn, Venedig, die im Orient ihr Blut verſprützten; abgehauene Wurzeln einer ſchönen blühendn Nachkommenſchaft, öde Städte, menſchenarme Länder, verwilderte Felder, abſcheuliche Sitten, Leib und Seele verderbende Krankheiten, wilde Denkungsart, geheuchelte Frömmigkeit, ausgeartete Staatskunde, Syſtem der Unterdrückung und der Fehden, Ketten der Lehnsdienſte, Ritterſchaft und Ordensinnungen — dieß waren Früchte der heiligen Kriege.

Und der Nutzen dieſer fürchterlich großen Begebenheiten? — (denn in unſerer beſten Welt muß doch alles, ſelbſt Sünde, Tod und Teufel einen Nutzen haben.) Ich will ihn meinen Leſern nach der Angabe eines unſerer deutſchen Kreuzzugsgeſchichtſchreiber *) mit wenig Worten angeben.

---

*) S. Maiers Verſuch einer Geſchichte der Kreuzzüge. Ich kann wegen der ohnehin ſchon überſchrittenen Grenzen der obigen Erzählung nur die Rubriken verzeichnen: wer ſich weiter davon belehren will, muß dieſe eben angeführte Schrift ſelbſt nachleſen. Ob übrigens alles oben verzeichnete wirklicher baarer Nutzen iſt, wage ich nicht zu entſcheiden. Manches mögte ich lieber bezweifeln, aber — der Leſer mag ſelbſt denken und urtheilen.

Eine ſchon im Verfolg der bisherigen Erzählung bemerkte Wirkung der Kreuzzüge war die Entſtehung neuer Königreiche und Fürſtenthümer. Cypern, Preuſſen, Liefland und Kurland, das neue Kaiſerthum Trapezunt, das neue Königreich Theſſalonich, das nicäiſche Kaiſerthum verdanken den Kreuzzügen ihre zum Theil momentane Exiſtenz. Der Enthuſiasm gründete ſie — er verrauchte, und mit ihm auch die neuen Herrlichkeiten.

Eine auffallende Folge (ob auch Nutzen? mögen die Leſer nach Belieben entſcheiden) der Kreuzzüg war eine neue Staatsverfaſſung in Europa. Der Adel mußte ſeine Güter verkaufen, um Geld zur Equipirung zu bekommen. Der Regent oder die Kleriſey kauften ſie oft um einen geringen Preis. Beide wurden dadurch mächtiger, beſonders die Kleriſey, weil man es für ein verdienſtlich Werk hielt, den Geiſtlichen Ländereyen zu verkaufen. Darf man ſich nun wohl über die reichen Stifter, Klöſter und Abteyen wundern?

Es entſtanden Ritterorden — Johanniter oder Malteſer, — Ritter des heiligen Lazarus — Tempelherren — deutſche Ritter, die ſich alle bald durch Edelmuth und Tapferkeit, bald durch Ausſchweifungen, Wolluſt und Tyranney berühmt und berüchtiget gemacht haben.

Mit den Kreuzzügen nahm auch die Handlung einen andern Weg. Die Italiener (die Holländer der damaligen Zeit mit ächtem kaufmänniſchen Spekulationsgeiſt) verſtanden die Kunſt, die Kreuzzüge meiſterhaft zu benutzen. Entweder transportirten ſie die Kreuzfahrer, und lieſſen ſich die Fracht und Speditionsgebühren gut bezahlen, oder ſie lieferten Kriegsbedürfniſſe, halfen Eroberungen machen, wobey ſie ſich die beſten Vortheile zu verſichern wußten. Vor der Epoche der Kreuzzüge war die Herrſchaft des Meeres beynahe allein bey den Griechen und Arabern. Nun aber fingen die Venetianer zuerſt an ihre Waaren aus der erſten Hand zu holen, und ſo wurden ſie aus Krämern, Fürſten. Sie handelten auf dem ſchwarzen Meer und nach der Levante. Auch in Norden wachte der Handlungsgeiſt auf. Man errichtete kaufmänniſche Geſellſchaften. Hier wurde der Keim des hanſeatiſchen Bundes gepflanzt. Der Handel zog ſich nach der Lombardey, und die Niederlande und England brachten das unternehmende Genie ihres Volks auf die beſte Art in Thätigkeit!

Doch nicht blos auf merkantiliſche Vortheile hatten die Kreuzzüge Einfluß, auch die Sitten wurden dadurch verfeinert. Der Impetus und Furor teutonicus (das wilde und ungeſtüme Weſen der Deutſchen) wie es das Chronicon Urſpergenſe nennet, wurde mehr abgeſchliffen. Sie lernten von den Franzoſen, die ſie zwar an Tapferkeit *), aber nicht an Urbanität übertrafen. Man denke nur an den Geiſt der Chevallerie, wovon vor dem erſten Theile dieſes Buches ein Abriß gegeben worden iſt. Man nenne es immer Donquixotismus oder wie man will. Dieſer Enthuſiasm hat ſicherlich viel und mancherley Gutes geſtiftet, und ſehr zarte Begriffe von Ehre und Tapferkeit verbreitet.

In den politiſchen Einrichtungen, die die Kreuzzüge veranlaßten, lag der Grund, daß die Städte zu Gemeinheiten und politiſchen Körpern gemacht wurden. Dieſe Gemeinheiten breiteten ſich bald über ganz Europa aus. Die erlangte Freyheit weckte die Völker aus ihrem trägen Schlummer zur Thätigkeit; der Handel blühete; die Bevölkerung wuchs; die Städte, bisher arm und hülflos, wurden reich; mit Reichthum verband ſich Pracht, und dieſe führt immer Verfeinerung der Sitten und Regelmäßigkeit der Politik mit ſich.

---

*) Chron. Urſperg. p. CCXLVIII. — — *feritatemque* illorum ſuaviſſima *urbanitate* gallicis Caballariis commendans etc.

Vorhin waren die Landbebauer Sklaven; freye Bauern kannte man kaum. Durch die Kreuzpredigten erweckt, ſtürzten Bauern und Sklaven den Kreuzpredigern zu; man war alſo genöthiget, um die von Ackerleuten verlaſſenen Ländereyen nicht öde liegen zu laſſen, ſie freyen Perſonen, ihrer Freyheit unbeſchadet, zu überlaſſen.

So entſtand ein neuer Bauernſtand. Man ſieht leicht, welche vortheilhafte Folgen eine ſolche Veränderung haben mußte. Nun war der Landmann verſichert, daß er nicht für andere allein, ſondern auch für ſich arbeite, es öffneten ſich ihm neue Ausſichten, und dieß munterte ſeine Thätigkeit auf.

Auch auf den Adel hatten die Kreuzzüge Einfluß. Sie beraubten zwar Deutſchland und die übrigen Länder Europens ihrer edelſten Geſchlechter, aber eben dieſer Verluſt ſchuf aus den Begütertſten des Volksſtands neue Ritter und Adeliche. Und da während der Kreuzzüge der Gottesfriede (treuga Dei) beobachtet wurde, ſo hörten auch die Befehdungen auf eine Zeitlang auf, die vorhin Deutſchland in ſeinem Innern ſo ſehr zerrüttet hatten.

Man hat viel geſtritten, in welchen Zeitpunkt der Urſprung der Wappen zu ſetzen ſey, höchſt wahrſcheinlich aber iſt es die Zeit der Kreuzzüge, wo ſie die Nothwendigkeit einführten. Denn ein Heer von 7 bis 800,000 Mann mußte Zeichen nöthig haben, wodurch die Vaſallen und die Waffenträger mit ihren in eiſerner Rüſtung verſteckten Herrn verſammlet werden konnten. Die aus Noth erwählten Kennzeichen wurden hernach aus Eitelkeit beybehalten. Eben aus den Kreuzzügen ſchreibt ſich auch der Urſprung der Fahnlehen her, und die Gewohnheit, die Lehen auch Perſonen bürgerlichen Standes zu ertheilen, und aus der freyen Erlaubniß, die den Kreuzbezeichneten ertheilt wurde, ihre Lehen zu verpfänden, entſtand eine neue Art Lehen, nehmlich die Pfandlehen. Anderer Arten von Lehen, die zur Zeit der Kreuzzüge entſtanden, nicht zu gedenken. Zufälligerweiſe trug der Gebrauch der Wappen etwas bey, daß im 14. Jahrhundert in Frankreich Tuch-Manufacturen errichtet wurden; denn die Edelleute pflegten ihre Wappen mit ins Tuch verweben zu laſſen.

Wir haben oben ſchon einige allgemeine Betrachtungen über den Zuſtand der Künſte und Wiſſenſchaften vor und zur Zeit der Kreuzzüge angeſtellet; es bleibt uns alſo blos übrig, zu ſehen, ob und welchen Einfluß die Kreuzzüge auch in dieſer Rückſicht gehabt haben. Man kann wohl nicht zweifeln, daß dieſer Einfluß ſehr wohlthätig geweſen ſey. Nicht zu gedenken, daß man Univerſitäten und Akademien errichtete, einen regelmäßigen Gang zu ſtudieren, entwarf, und überhaupt Gelehrſamkeit beſſer ſchätzen lernte, machten ſich die Kreuzzüge vorzüglich um Geographie, Aſtronomie und Weltkunde verdient. Die in Gang gebrachte Handlung mußte nothwendig Kenntniß der natürlichen und politiſchen Verfaſſung der Länder hervorbringen, ſo wie Krieg überhaupt die Beſchaffenheit der Länder, die des Krieges Schauplatz ſind, kennen lehrt. Da nun bey den Arabern, gegen welche die Kreuzzüge unternommen wurden, damals die Litteratur in einem blühenden Zuſtande war, ſo begreift man, daß von daher das Licht der Künſte und Wiſſenſchaften, auch auf die Abendländer ſeine Strahlen werfen mußte. Hiezu kam, daß man es zu fühlen anfieng, wie nothwendig die Kenntniß der griechiſchen und arabiſchen Sprache unter ſolchen Umſtänden ſey — daher das Studium der morgenländiſchen Sprachen — das Studium des Alterthums und der Geſchichte. So empfiengen die europäiſchen Sprachen eine Menge neuer Wörter, z. B. Admiral, Felucke, Magazin, Beutel, Deckel, Aſſaſſin, und vielleicht erhielten wir eben daher auch die arabiſchen Zahlzeichen oder Ziffern, und ganz unſtreitig verfeinerten Geſchmack in der Dichtkunſt. Die Periode der reizenden Minneſinger, der Troubadours und Jongleurs, war damals am blühendſten.

Die Bedürfniſſe, die man bey Führung der Kriege wider die Ungläubigen im Orient zu überwinden hatte, waren die Veranlaſſung zu Erfindung, oder doch wenigſtens zu Ausbreitung mancher mechaniſchen Künſte, die gewöhnlich Kinder des Mangels und der Nothdurft ſind. Auf der andern Seite aber auch gaben die Kreuzzüge der Handlung Nahrung — blühende Handlung erzeugt Ueberfluß, und Ueberfluß — Künſte, daher alle Völker deſto früher Künſte und Wiſſenſchaften hatten, je früher ſie ſich auf die Handlung legten.

Hieher gehört noch eine Vermuthung, die nehmlich, daß Europa die Erfindung der Magnetnadel vielleicht den Kreuzzügen zu danken habe.

de. So viel iſt gewiß, daß die Magnetnadel im 13. Jahrhundert eine allgemein bekannte Sache war, und auch ſchon bey der Schiffahrt gebraucht wurde. Demzufolge muß die ſonſt gewöhnliche Meinung, die die Ehre jener Erfindung dem Flavio Gioja von Amalfi zuſchreibt, falſch ſeyn. Flavio Gioja lebte im Anfang des 14. Jahrhunderts, er konnte alſo nicht eine Sache erfinden, die man in der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts allgemein kannte. Ohnehin ſind alle Zeugniſſe für ihn erſt aus dem 15. Jahrhundert, und verdienen alſo deſto weniger Glauben.

Ich ſchweige von der Beförderung der ſchönen Künſte, die durch die Kreuzzüge bewirkt wurden. Schon oben haben wir Proben genug von dem Einfluß der Kreuzzüge auf die Religion gegeben, wir dürfen alſo hier die dadurch bewirkten Veränderungen und Neuerungen in kirchlichen Sachen kurz berühren. Mit Recht rechnet man dahin, die Abſchaffung der öffentlichen Poenitenz, die in ſo verſchiedenen Arten von grauſamen Martern, Zerfleiſchungen, Geißelungen des Körpers u. ſ. w. beſtand. Statt dieſer traurigen und barbariſchen Büßungen, legte man dem armen Sünder einen Zug ins heilige Land auf, den man williger that, als jene marternde Busübung. Von den Kreuzzügen ſchreiben ſich auch die Titular Biſchöffe (Episcopi in partibus infidelium) her, und die General- und Spezial-Vikarien, die noch jezo in den Kathedral-Kirchen angeſtellt ſind. Von dem Handel mit Reliquien, der nie blühender als zu den Zeiten der Kreuzzüge war, iſt oben ſchon gehandelt. Von dem Moslems lernte Peter der Eremite auch den Gebrauch des Roſenkranzes, und brachte ihn mit nach Europa, wo bald darauf die Päpſte dieſen Moslemſchen Gebrauch den Chriſten, als eine religiöſe Gewohnheit, empfohlen. Die Fahnen und Waffen, womit noch hie und da die Kirchen austapeziert ſind, ſind das Andenken der tapfern Thaten rechtgläubiger Chriſten gegen die Ungläubigen.

In jener Zeit machte man auch den Anfang, das Abendmal unter einer Geſtalt zu reichen. Urban II. machte zuerſt die Verordnung, daß man zur Vorſicht oder im Nothfall den Wein weglaſſen könne; vermuthlich fürchtete er, daß bey der unermeßlichen Menge von Leuten, die auf den Kreuzzügen mehr als gewöhnlich den Genuß des Abendmals verlangen würden, der Wein verſchüttet, oder zu häufig gebraucht werden würde.

Durch die Kreuzzüge kamen auch — und das iſt keine der geringſten Folgen derſelben — neue Pflanzen nach Europa: z. B. Pergamottenbirn, Saffran, Charlottenzwiebeln, (Zwiebel von Askalon) Savoyer Kohl, ein cypriſches Gewächs, Zuckerrohr, (zuerſt nach Sicilien) und vielleicht auch der Balſam von Gilead, die Kunſt Leichname zu balſamiren, und die erſten Mumien.

Hier haſt Du, lieber Leſer, alles, was ich Dir aus andern größern Werken, von der Geſchichte der Kreuzzüge und ihren Folgen mittheilen

theilen wollte, und, nach Maaßgabe des engen Raums, mittheilen konnte. Es könnte nun jemand fragen, ob dieſe erſtaunliche Begebenheiten für Europa mehr ſchädlich oder nützlich geweſen wären — dieſelbige Frage, die man auch in Anſehung der Endeckung von Amerika gethan hat — allein

> noſtrum non eſt, tantas componere lites.